Abbé Rohrbacher's

Universalgeschichte

der

katholischen Kirche.

'Ἀρχὴ πάντων ἐστὶν ἡ καθολικὴ καὶ ἁγία Ἐκκλησία.
S. Epiph. adv. haer. l. 1, c. 5.

Ubi Petrus, ibi Ecclesia.
S. Ambros. in psalm. 40. n. 30.

Dreiundzwanzigster Band.

In deutscher Bearbeitung

von

Dr. Alois Knöpfler,
Professor der Kirchengeschichte und Patrologie am Lyceum in Passau.

Münster, 1883.

Druck und Verlag der Theissing'schen Buchhandlung.

Abbé Rohrbacher's

Universalgeschichte

der

katholischen Kirche.

'Αρχὴ πάντων ἐστὶν ἡ καθολικὴ καὶ ἁγία Ἐκκλησία.
S. Epiph. adv. haer. l. 1, c. 5.
Ubi Petrus, ibi Ecclesia.
S. Ambros. in psalm. 40. n. 30.

Dreiundzwanzigster Band.

In deutscher Bearbeitung

von

Dr. **Alois Knöpfler**,
Professor der Kirchengeschichte und Patrologie am Lyceum in Passau.

Münster, 1883.

Druck und Verlag der Theissing'schen Buchhandlung.

Seiner Gnaden

dem

Hochwürdigsten, Hochwohlgebornen

Herrn Herrn

Carl Joseph von Hefele,

Doctor der Theologie und Philosophie,

Bischof von Rottenburg,

seinem hochverehrten Lehrer,

zu hochdessen fünfzigjährigem Priesterjubiläum

in tiefster, dankbarster Verehrung

gewidmet

von

Dr. Alois Knöpfler.

Dreiundzwanzigster Band.

Vom Tode Eugen's IV. bis zum Auftreten Luthers.

(Von 1447 bis 1517 nach Christus.)

Ende des Mittelalters, Anfang der Neuzeit.

Vorwort.

Vorliegende Kirchengeschichte des ausgehenden Mittelalters unter dem Namen Rohrbacher's erscheinen zu lassen, kann ich mir nur deßhalb erlauben, weil die Arbeit an Stelle des dreiundzwanzigsten Bandes des großen Rohrbacher'schen Werkes treten soll, dessen deutsche Ueberarbeitung ich übernommen. Wenn ich mich aber außer Stande sah, hiebei einen auch nur einigermaßen namhaften und bedeutenderen Theil von Rohrbachers Werk zu verwenden*), vielmehr fast alles durchaus selbständig behandelte, so schulde ich hiefür den geneigten Lesern kurze Rechenschaft.

Nachdem ich von Rohrbacher's Werk genauere Einsicht genommen, konnte ich mich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß, angesichts der äußerst wichtigen Zeitperiode, welche dieser Band umfaßt, an eine einfache Uebertragung ins Deutsche, mit den etwa nöthigen Ergänzungen und Berichtigungen gar nicht zu denken sei, man wollte denn geradezu absichtlich für Makulatur arbeiten. Diese Unmöglichkeit einer einfachen Uebertragung ergab sich nicht etwa bloß aus der Menge neuen Stoffes, den die neueren Forschungen zu Tage gefördert, sondern überhaupt aus der ganzen Art und Weise der Geschichtsauffassung und Darstellung, wie sie im vorliegenden Bande — über die anderen beanspruche ich keinerlei Urtheil — zu Tage tritt und mit der ich mich weder nach Auffassung, noch nach Tendenz und Darstellung einverstanden erklären konnte.

Was zunächst die Geschichtsauffassung Rohrbacher's anlangt, so wollte sie mir nicht selten als eine ungesunde Ueberspannung des theistischen Standpunktes erscheinen, dessen letzte Consequenz

*) Die wenigen Paragraphen des zweiten und dritten Kapitels die nach Rohrbacher belassen wurden, habe ich nicht nach seinem Text, sondern nach den in den Anmerkungen verzeichneten Werken bearbeitet.

unbewußt im gnostischen Dualismus enden müßte. Es ist bei ihm ein allzustarkes Hereinragen der jenseitigen Welt zu bemerken. Bei jeder außerordentlichen That sieht Rohrbacher entweder ein unmittelbares und directes Eingreifen Gottes, oder eine Instigation der Hölle, so daß schließlich die Weltgeschichte nichts anderes, als der objectivirte Kampf des Göttlichen und Dämonischen werden müßte. So konnte, oder vielmehr mußte ihm auch folgerichtig die ganze Reformation als pures Teufelswerk erscheinen. (Siehe Schulte in der Vorrede zum vierundzwanzigsten Bande). Eine wirkliche Geschichtsschreibung aber wird es in erster Linie mit dem Menschen, und zwar mit dem von Gott mit Vernunft und Freiheit begabten Menschen und seinem Thun und Treiben zu thun haben müssen, und so gewiß auch die Kirchengeschichte. Auch hier, wiewohl sie die Geschichte des Reiches Gottes auf Erden ist, wird der menschliche Faktor Beachtung finden müssen, die menschliche Willensfreiheit nemlich und zwar selbst bis zur Willkür verzerrt, gegen welche nur das depositum fidei durch unmittelbaren göttlichen Schutz gewahrt bleiben muß.

Mit der Geschichtsauffassung hängt aufs engste zusammen die Tendenz, wie sie bei Rohrbacher unverkennbar hervortritt. Sieht man nemlich im ganzen geschichtlichen Verlauf des kirchlichen Lebens überall die unmittelbare und directe Leitung und Wirksamkeit Gottes, so wird man keinerlei namhaftere Gebrechen zugeben dürfen; was als solche gelten möchte, ist nur Schein, oder aber von unrichtigem, wenn nicht gar feindlichem Standpunkt aus betrachtet. So verfällt Rohrbacher von selbst und consequenterweise auf eine Tendenz, wie wir sie bei Audin finden, dessen Werk (Leo X. und seine Zeit) er auch ganze Kapitel unverändert entnommen. Von letzterem Werk aber urtheilt Reumont (Gesch. d. St. R. III. 2 S. 840): „Audins Geschichte Leo X. und seiner Zeit ist kaum etwas anderes als eine Parteischrift.“ Tendenzgeschichtsschreibung aber halte ich in jeder Hinsicht für verwerflich, weil sie eine absichtliche und bewußte Entstellung der Wahrheit in sich schließt. Gerade der Kirche Gottes aber kann nur durch unentstellte Wahrheit wirklich gedient werden; eine Geschichtsschreibung in usum Delphini halte ich daher für nutz- und werthlos, ja unter Umständen sogar für gefährlich. Wer dem menschlichen Faktor in der Geschichte die ihm gebührende Stelle einräumt, wird da und dort auf den Satz stoßen: errare humanum. Um letzteres immer seltener zu machen und thunlichst zu verhindern, dazu kann und soll die Geschichte beitragen; dies

aber vermag sie nur durch wahrheitsgetreue Darstellung des Unrichtigen und Gefehlten, sowie der daraus entstandenen schlimmen Folgen. Den Arzt halte ich nicht für den klügsten, der eine offen vorliegende Krankheit kurzweg ableugnet, den Kranken als gesund behandelt und dem Wiedergenesenen die überstandenen Gefahren sorglich verheimlicht. Unsere Devise ist darum: „Wahrheit über alles.“

Die Behandlung des Stoffes anlangend, vermißt man bei Rohrbacher vor allem eine eigentliche Pragmatik der Geschichte, was gleichfalls die Folge der unrichtigen Geschichtsauffassung sein dürfte. Die einzelnen geschichtlichen Ereignisse werden meistens unvermittelt an einander gereiht; natürlich, es sind ja eigentlich nur die Manifestationen Gottes oder Satans; einen anderen Untergrund der Ereignisse kennt Rohrbacher nicht. Dann nimmt er nicht selten ganze Auszüge bis zu zehn, zwanzig, ja einmal (hl. Theresia) sogar zu fünfzig Seiten wortwörtlich aus anderen Werken herüber. So wird der Zusammenhang und der gleichmäßige Fortgang der Erzählung zerrissen, und das Ganze erscheint mehr als aphoristisch-analistisches Mosaikwerk. Auch werden einzelne Nationen von Rohrbacher rücksichtlich des Umfangs der Behandlung unverhältnißmäßig bevorzugt, dagegen andere, und so namentlich die deutsche, sehr stiefmütterlich behandelt. Um all dies zu vermeiden, mußte ich, freilich mit Beibehaltung des allgemeinen Schemas, eine etwas andere Anordnung des Stoffes treffen.

Hiemit nun habe ich auch bereits meinen eigenen Standpunkt präcisirt. Es war mein redlichstes Bestreben, den wirklichen Thatbestand, wo es mir immer möglich war, aus den Quellen selbst, mit thunlichst umfassender Benutzung der einschlägigen Literatur zu eruiren. Ueber die benutzten Werke geben die Anmerkungen genaueren Aufschluß: einzelne Werke, wie die zweite Auflage von Reumont's Lorenzo der Prächtige; Jostes, Johannes Veghe; Riggenbach, der Tag von Stanz u. a. konnte ich nicht mehr benutzen. Der Mängel und Unvollkommenheiten bin ich mir selbst am besten bewußt; letztere namentlich gründen in dem für diese nach allen Richtungen so reichen Zeitperiode immerhin knapp zugemessenen Raum von dreißig Bogen, wenn auch ziemlich compressen Druckes. So mußte ich eine möglichst concise Fassung anstreben und trotzdem noch manches Material bei Seite legen, der Zukunft vertrauend, ob es in ihr vielleicht noch Verwendung finden könne. Ich halte dafür, daß zu einem allseitig richtigen Verständnis der Kirchengeschichte eine genauere

Berücksichtigung der Literatur-, Cultur- und Staatengeschichte unerläßlich ist, aber gerade diesen Punkten konnte ich nicht immer die gewünschte Beachtung schenken. So mag noch manches zu wünschen übrig bleiben, allein in magnis voluisse sat est. So scheide ich für diesmal von der nicht mühelosen Arbeit mit dem Wunsche, es möge ihr freundliche Aufnahme und billige Beurtheilung werden.

Passau im Mai 1883.

Dr. Alois Knöpfler.

Inhalt.

N. B. Die laufende Nummer verweist auf den Paragraphen, die zweite Ziffer auf die Seitenzahl. Die mit † bezeichneten Paragraphen sind entweder neu hinzugefügt oder völlig selbständig umgearbeitet; die mit * versehenen wesentlich geändert.

Dreiundachtzigstes Buch.

(Vom Tode Eugen's IV. (1447) bis zum fünften Laterankoncil (1517).)

Ende des Mittelalters, Anfang der Neuzeit.

Erstes Kapitel.

Zeit der großen Entdeckungen. — Erfindung der Buchdruckerkunst. — Entdeckung der neuen Welt. — Cardinal Ximenes. — Spanische Inquisition. — Entdeckungen der Portugiesen in Indien.

Zweites Kapitel.

Rückfall und Verstockung der Griechen im Schisma. — Ende des oströmischen Kaiserreichs und Einnahme Constantinopels durch die Türken.

Drittes Kapitel.

Die moderne sogenannte machiavellistische Politik in Deutschland, — Frankreich, — England — und den übrigen europäischen Staaten.

Viertes Kapitel.

Geschichte der Päpste. — Wissenschaft, religiöses Leben und Kunst. Gelehrte und Heilige.

---

*) Die Paragraphenzahl 138 kommt im Text aus Versehen zweimal vor.

Fünftes Kapitel.

Fünftes Laterانconcil. — Die letzten Tage Julius' II. — Das Zeitalter Leo's X.

Dreiundachtzigstes Buch.

(Vom Tode Eugen IV. (1447) bis zum fünften Laterankoncil 1517.)

Ende des Mittelalters, Anfang der Neuzeit.

Erstes Kapitel.

Zeit der großen Entdeckungen. — Erfindung der Buchdruckerkunst. Entdeckung der neuen Welt. — Cardinal Ximenes. — Spanische Inquisition. — Entdeckung der Portugiesen in Indien.

1. Während dieser 70jährigen Periode starben folgende Herrscher: auf dem Stuhle des heiligen Petrus die Päpste: Nicolaus V. 1455; Calixt III. 1458; Pius II. 1464; Paul II. 1471; Sixtus IV. 1474; Innocenz VIII. 1492; Alexander VI. 1503, 18. August; Pius III. 1503, 18. October; Julius II. 1513; auf diesen folgte Leo X. († 1521). Weströmische Kaiser starben: Friedrich III. (deutscher König seit 1440, Kaiser 1452) 1493; Maximilian I. 1519; ihm folgte sein Enkel Karl V.; oströmische: Johann VII. Paläologus (seit 1421) 1448 und Constantin XII. oder Dragases, der als der letzte griechische Kaiser am 29. Mai 1453 Krone und Leben verlor unter den Streichen Mohammed II., des Sohnes von Murat II. und des Vaters von Bajazet II. dessen Sohn Selim I. war. Frankreich verlor die Könige: Karl VII. 1461, Ludwig XI. 1483, Karl VIII. 1498, Ludwig XII. 1515; auf ihn folgte Franz I. In England starben Heinrich VI. 1471, Eduard IV. 1483, Richard III. 1485, Heinrich VII. 1509; auf diesen kam Heinrich VIII. In Spanien starben Alfons V. der Weise von Aragon 1458, Johann II. von Aragon und Navarra 1479, seine Tochter Eleonora von Navarra 1499, Franz von Navarra 1483; dessen Schwester Katharina starb 1515 und hinterließ einen Sohn Heinrich II. Castilien und Leon verlor die Herrscher Johann II. 1454, Heinrich IV. 1474; Ferdinand V. der Katholische (vermählt mit Isabella von Castilien 1474 † 1504), König von Castilien, Aragonien und Navarra, starb 1516 und hatte zum Nachfolger seinen Enkel Karl I., als deutscher Kaiser Karl V. Portugal sah das Ende von Alfons V. 1481, Johann II. 1495, auf den Emmanuel I. der Glückliche folgte. In Polen starben Casimir IV. 1492, Johann Albert 1501, Alexander 1506, worauf die Krone an dessen Bruder Sigismund kam; in Ungarn Ladislaus Posthumus 1457, Matthias Corvinus 1490, nach welchem Ladislaus VII. 1516 das Reich seinem Sohne Ludwig II. hinterließ (Bruder von Anna, der Gemahlin Ferdinands I., fiel bei Mohacs 1526).

Dänemark verlor die Könige Christian I. 1481 und Johann 1513; auf diesen folgte sein Sohn Christian II. In Schottland starben Jakob II. 1460, Jakob III. 1488, Jakob IV. 1513; sein Nachfolger war Jakob V., der Vater der unglücklichen Maria Stuart. Neapel und Sicilien bildete den beständigen Zankapfel zwischen Franzosen und Aragonesen, und die wenigsten seiner Regenten starben in ruhigem Besitz der Herrschaft.

† 2. Es ist ein seltsamer Geistesdrang, der die Völker des Abendlandes in dieser Periode in fast fieberhafte Thätigkeit versetzt. Als wollten die seit langem in den Geistern gährenden Ideen ihr langsames und allmähliges Heranreifen hereinholen, folgt nun in fast überschneller Hast eine überraschende Geistesthat der anderen. „Das fünfzehnte Jahrhundert gehört zu den seltenen Zeitepochen, in denen alle Geistesbestrebungen einen bestimmten und gemeinsamen Charakter andeuten, die unabänderliche Bewegung nach einem vorgesteckten Ziele offenbaren. Die Einheit dieses Strebens, der Erfolg, welcher es krönt, die handelnde Thatkraft ganzer Völkermassen gaben dem Zeitalter des Columbus, des Sebastian Cabot und Gama Größe und dauernden Glanz. In der Mitte von zwei verschiedenen Bildungsstufen der Menschheit ist das fünfzehnte Jahrhundert gleichsam eine Uebergangsepoche, welche beiden dem Mittelalter und dem Anfange der neueren Zeit angehört. Es ist die Epoche der größten Entdeckungen im Raum, solcher, die fast alle Breitengrade und alle Höhen der Erdoberfläche umfassen. Wenn dieselbe für die Bewohner Europas die Werke der Schöpfung verdoppelt hat, so bot sie zugleich der Intelligenz neue und mächtige Anregungsmittel zur Vervollkommnung der Naturwissenschaften in ihren physischen und mathematischen Theilen dar[1]."

Daß jene religiösen Heldenfahrten nach dem Grabe des Erlösers ohne allen Einfluß gewesen auf die herrlichen Ereignisse, die unserer Periode fast unvermuthet, als gereifte Frucht vom Baume fallen, könnte nur eine sehr atomistische Geschichtsauffassung behaupten wollen; zu sehr aber wird man diesen Einfluß der Kreuzzüge nicht betonen dürfen, da er immerhin nur ein sehr mittelbarer sein konnte. Es wurde durch sie dem Abendlande der Orient mit seinem reichen Leben wieder erschlossen und damit die Geister mit neuen Ideen befruchtet. Vor allem mußte das Bekanntwerden mit der Literatur der Araber und damit ihrer geographischen und astronomischen Kenntnisse für das christliche Abendland von nicht zu unterschätzender Bedeutung sein. Folgenreicher aber wurde der Vorstoß der Mongolen nach Europa im Anfange des 13. Jahrhunderts. Durch diese verheerenden Raubzüge in Schrecken gesetzt, sandte das Abendland eine Anzahl rüstiger Mönche als Missionäre und Diplomaten nach jenen Ländern des Ostens, an die Groß-Chane und Chane der Mongolen. Wir sehen von da an abendländische Fürsten und Päpste in regem und freundschaftlichem Verkehr mit den Kaisern der Tatarei und von China. Auf dem Concil von Lyon 1274 finden wir tatarische Gesandte, ja Anfang des 14. Jahrhunderts sogar einen katholischen Bischof in Peking[2]. Bemerkenswerth ist besonders die Gesandtschaft, welche Ludwig IX. 1253 an den Groß-Chan der Mongolen sandte, an deren Spitze der Franziskaner Rubruquis stand, der uns treffende und höchst interessante sprachliche und geographische Bemerkungen hinterlassen. Rubruquis hat die beiden mächtigen seefahrenden Nationen Italiens, die Venetianer und Genuesen, lüstern gemacht nach den unermeßlichen Schätzen des östlichen Asiens. Er kennt, ohne den großen Handelsort zu nennen, „die silbernen Mauern und goldenen Thürme"

1) † Humboldt, Kosmos II. S. 266. — 2) † Hefele, Conc. Gesch. Bd. VI. S. 121.

von Quinsay, dem heutigen Peking, das 25 Jahre später durch den größten Landreisenden aller Jahrhunderte, Marco Polo [1]) so berühmt geworden ist. Von da an gährten diese Ideen in den lebensstarken Geistern der abendländischen Völker. Die Sehnsucht die Wunderländer Kathai und Zipangu, sowie die Goldstadt Quinsay zu schauen, ließ sie nicht mehr zur Ruhe kommen, und diese Sehnsucht ist die erste und Hauptursache der großen Entdeckungen am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts.

Jene Wunderländer waren das Ziel des geistreichen Genuesen Christof Columbus, und als er am 12. October 1492 nach 35tägiger Fahrt auf dem atlantischen Ocean, im Namen der castilischen Krone von der neuen Welt Besitz ergriff, glaubte er sich am Ostrande Asiens. So wenig war es seine Absicht eine neue Welt zu entdecken, daß er zeitlebens seiner großen That sich nicht bewußt wurde, sondern mit dem festen Glauben in das Grab stieg, nur den Seeweg nach Ostasien gefunden zu haben [2]). Durch jene erste glückliche Fahrt war der Weg zu weiteren wichtigen Entdeckungen geöffnet. 1519 eroberte Ferdinand Cortez mit 450 Spaniern Mexiko; 1532 Pizarro mit kaum 200 das Reich Peru. 1498 gelangte Vasco da Gama um die Südspitze von Afrika nach Ostindien und begründete die Herrschaft Portugals daselbst, welche der große Albuquerque in bälde noch erweiterte und befestigte. Diese große Entdeckungen waren aber nicht etwa nur das zufällige Ergebniß eines dunklen unbestimmten Dranges, es war ihnen vielmehr durch die fortgeschrittene Wissenschaft bereits der sichere Weg gebahnt. Drei Männer namentlich haben sich um die Fortentwickelung der Wissenschaft hervorragend verdient gemacht: Cardinal Cusa, Johannes Müller, genannt Regiomontanus und Copernikus, Domherr in Frauenburg.

† 3. Nicolaus von Cusa [3]), so genannt von seinem Geburtsort Cues, einem malerisch gelegenen Dorf am linken Moselufer, der Bezirksstadt Berncastel gegenüber, wurde im Jahre 1401 geboren. Sein Vater war Johannes Chryffz (= Krebs) ein ziemlich wohlhabender Fischer oder Schiffer, seine Mutter Katharina geb. Römer aus Bredel bei Zell. Nicolaus hatte noch 2 Schwestern, Margaretha, später in Berncastel und Clara, später in Trier verheirathet, und einen Bruder Johann, später Pfarrer in Berncastel. Die Behandlung des jungen Nicolaus von Seite des Vaters scheint eine sehr rohe und harte gewesen zu sein, weshalb sich dieser den väterlichen Mißhandlungen durch die Flucht entzog. Er fand Aufnahme in der Familie des Grafen Theodorich von Manderscheid, der ihn auch, die glücklichen Anlagen des Knaben durchschauend, an die Schule der Fraterherren zu Deventer sandte. Unterricht und Erziehung, die er hier genoß, waren in erster Linie normgebend für seine spätere Geistesrichtung und befähigten ihn, ein hervorragender Reformator

---

1) † Ueber sein Werk il Milione vgl. Humboldt, Kosmos II. S. 466. — 2) † Die Beweise siehe Humboldt, Kosmos II. S. 462. — 3) † Ueber Nicolaus von Cusa cfr. seine Werke, die in 3 Ausgaben erschienen, die erste ohne Ort und Jahr; die zweite Paris 1514, die dritte Basel 1565 3 T., dazu ungedruckte Urkunden in Tüb. Q. Schr. 1830. S. 171. Dann Harzheim Vita Nicolai de Cusa cardinalis et episcopi Brixinensis. Trever. 1730. Scharpff, Der Cardinal u. Bischof Nicolaus von Cusa. I. Thl. das kirchliche Wirken, Mainz 1843. II. Thl. die wichtigsten Schriften in deutscher Sprache. Freiburg 1862. Düx, der deutsche Cardinal Nicolaus von Cusa u. die Kirche seiner Zeit. 2 Bd. Regensburg 1847. Dr. Clemens, Zusammenhang der Philosophie des Giordano Bruno mit den Lehren des Cardinals Nicolaus von Cusa, in kathol. Zeitschrift von Dieringer I. Jahrgang. 1844. S. 49 ff. u. apart. Bonn, 1847.

seiner Zeit zu werden. Wie hier das sittliche und religiöse Leben in frischer, gesunder Weise pulsirte, so wurde auch die Wissenschaft in freierer Gestalt behandelt, fern von scholastischen Grübeleien und losgelöst von starrem Formalismus. Nachdem Cusa die Stufen der Vorbereitung zu Deventer mit Auszeichnung durchlaufen, galt es, sich ein Spezialstudium zu wählen. Mit Unterstützung des Grafen von Manderscheid begab er sich nach Padua „der hl. Gerechtigkeit Wohnung", um sich der Jurisprudenz zu widmen. Neben dem Rechtsstudium betrieb er zugleich auch die mathematischen Wissenschaften. Nachdem er zum doctor decretorum promovirt, ergriff er in seiner Heimath die praktische Gerichtslaufbahn, verließ sie aber bald wieder, als er wegen eines Formfehlers einen Prozeß verlor. Zwischen 1428 und 1430 wurde er Priester, ohne daß wir wüßten, wo und wie er sich hierauf des näheren vorbereitet. 1430 ist er bereits Dechant des Collegiatstifts zu St. Florian in Coblenz; später begegnet er uns als Propst zu Münster-Mayenfeld und seit Ende 1446 als Archidiakon zu Lüttich. In Padua war er mit Cäsarini, dem späteren Cardinallegaten von Basel, bekannt geworden, der ihn auch zur Theilnahme an der angestrebten Reformation der Kirche berief. So finden wir ihn in dieser Richtung auf dem Concil von Basel thätig [1]); aber leider artete diese Reformsynode in eine Revolutionssynode aus und Cusa, der anfangs noch auf Seite der Basler stand, sah sich veranlaßt mit Cardinal Julian die Synode zu verlassen (25. Sitzung 7. Mai 1437) und auf Seite Eugens zu treten. Von da an ist er beredter und muthiger Vertreter der Rechte des apostolischen Stuhles, ohne sie aber, wie Torquemada, in unnatürlicher Weise zu steigern und für die Schäden der damaligen Zeit blind zu sein. Als solchen Vertheidiger des Papstes finden wir Cusa auf den Reichstagen zu Mainz 1439 und 1441; auf letzterem namentlich erschien er als „Herkules aller Eugenianer". Zu Frankfurt 1442 sodann gelang es seiner Rednergabe, Kaiser und Churfürsten Eugen mehr zu nähern; ebenso gebührt ihm ein wesentliches Verdienst am Abschluß der Frankfurter Concordate, wodurch das Ansehen der Basler gebrochen und das neue Schisma in sich selbst erstickt wurde. Zum Lohn für sein rastloses und segensreiches Wirken erhob Nicolaus V. Cusa zum Cardinal-Presbyter tit. scti Petri ad vincula, 28. Dez. 1448, eine Auszeichnung für einen Deutschen, die in jener Zeit „seltener war als ein weißer Rabe" [2]). Unter dem 23. März 1450 wurde er zum Fürstbischof von Brixen ernannt, eine Ehre, die für ihn die Quelle vieler Leiden werden sollte. Die endlich nach langen Wirren und Kämpfen wiedererlangte Ruhe sollte durch ein Jubiläum gefeiert werden, das Nicolaus V. auf das Jahr 1450 ausschrieb. Mit Verkündigung desselben sollte zugleich in den einzelnen Ländern eine Visitation und Reformation des gesammten kirchlichen Lebens eingeleitet werden. Für Deutschland wurde Cusa als Legat zu diesem wichtigen Amte ausersehen und diese seine Legationsthätigkeit ist wohl die schönste seines ganzen thatenreichen Lebens. Er bereiste ganz Deutschland, hielt überall Synoden und bestellte würdige Männer zur Ausführung der Reformbeschlüsse. Von Holland aus begab er sich zu einiger Erholung von der anstrengenden Thätigkeit in seine Heimath. In Uebereinstimmung mit seinen Geschwistern setzte er hier sich und seiner Familie den schönsten Denkstein für alle Zukunft durch Stiftung des Nicolausspitals in Cues, das bis heute seiner Bestimmung erhalten wurde, während eine andere Stiftung zu Deventer, die Bursa Cusana ihrem Stiftungszweck entfremdet und völlig decatholisirt worden ist. Hierauf reiste er abermals nach Deutschland, um daselbst noch mehrere Sy-

1) † Die eigentliche Reformationsthätigkeit Cusas werden wir an anderer Stelle besprechen. — 2) † Purpura docta l. III. p. 14.

noden abzuhalten, deren bedeutendste die zu Mainz war im Nov. 1451. Nach dieser anstrengenden und segensreichen Visitationsreise kehrte Cusa nach dem Süden zurück, um nun von seinem bischöflichen Stuhle Besitz zu ergreifen. Leider sollte ihm kein ruhiger und freudiger Besitz desselben vergönnt sein, so sehr er sich nach solch unruhigem und aufreibendem Leben nach endlicher Ruhe sehnen mochte. Theils wurde er zu weiteren Legationsreisen verwendet und so seiner Diözese wieder entzogen, theils im eigenen Sprengel in unliebsame Streitigkeiten verwickelt. Selbstverständlich wollte er die Reform, die er überall in Deutschland angebahnt, auch im eigenen Lande durchführen; hiebei stieß er aber nicht selten auf heftigen Widerstand von Seiten zuchtloser Geistlicher und ausgearteter Klöster, unter denen die Nonnen von Sonnenberg ihm das meiste Leid bereiteten. Solch zuchtlose Unbotmäßigkeit war dem Erzherzog Sigismund [1]) von Tirol hoch willkommen, da sie ihm erwünschte Gelegenheit bot, die widerrechtlich angemaßte Oberhoheit über das Bisthum Brixen, die der Cardinalfürstbischof entschieden zurückwies, gewaltsam geltend zu machen. Die Mißhelligkeiten, welche dieserhalb nothwendig zwischen Cusa und Sigismund entstehen mußten, führten zur Gewaltthat von Bruneck, wo der Bischof mitten im Frieden in den Ostertagen des Jahres 1460 völkerrechtswidrig überfallen, 14 Tage gefangen gehalten und auf die brutalste Weise mißhandelt wurde. Am 27. April verließ Cusa sein Bisthum, um es nie wieder zu sehen. Die Grafschaft Tirol traf Bann und Interdict ob dieses Frevels, die Friedensverhandlungen fanden durch Vermittlung des Kaisers endlich Ende August 1464 ihren Abschluß. Cusa erlebte aber die Freudenbotschaft nicht mehr, durch Leiden und Trübsal körperlich und geistig geschwächt, machte eine nur fünftägige Krankheit dem thaten- und leidenreichen Leben ein Ende, zu Todi am 11. August 1464. Nach letztwilliger Verfügung des Cardinals wurde sein Leib nach Rom gebracht und in seiner Titularkirche Petri ad vincula beigesetzt, sein Herz aber kam nach Cues, wo es in der dortigen Hospitalkirche ruht. Zweifelsohne ist Cusa einer der edelsten Männer des 15. Jahrhunderts, der in aufrichtiger Treue und inniger Liebe seiner Kirche zugethan war, weshalb er auch ein offenes Auge hatte für die tiefen Schäden der Zeit und sie mit dem Aufwand seiner ganzen Lebenskraft zu heilen suchte. Wehmuthsvolle Gefühle sind es, die unsere deutschen Herzen am Grabe des großen Landsmanns erfüllen müssen; waren wir nicht würdig, daß die Stimme dieses edlen Geistes durchdrang, seine Reformideen realisirt wurden und so unser theures Vaterland vor namenlosem Elend bewahrt wurde?

Die mathematische Thätigkeit unseres Cardinals anlangend, war er ein enthusiastischer Verehrer dieser Wissenschaft, wie auch der Philosophie. Die Mathematik nennt er „die Disciplin, die zum Absoluten führe. Alles menschlicher Weise Wißbare werde im Spiegel der Mathematik ersehen, und nicht etwa in entfernter Aehnlichkeit, sondern in hellleuchtender Nähe“ [2]). Wie Cusa die Philosophie aus den sterilen Bahnen, in welche sich die scholastische Speculation schließlich verlaufen, herauszuführen suchte, so eröffnete er auch der mathematischen Wissenschaft und in erster Linie der Astronomie neue Bahnen. Er erkannte die Fehler der Alfonsinischen [3]) Tafeln und suchte sie

---

1) † Jäger, der Streit des Cardinals Nic. Cusa mit Herzog Sigismund von Oesterreich. Innsbruck 1861. 2 Bd. — 2) † Cfr. Prof. Dr. Mayr „Über das Studium der Mathematik in Süddeutschland im Verlaufe des 15. Jahrhunderts,“ in den baierischen Annalen für Vaterlandskunde u. Literatur III. Jahrgang 1833. S. 111 ff. Dux l. c. II. S. 433 ff. — 3) † Die astronomischen Tafeln Alfons X., Königs von Castilien erschienen 1282. cfr. über sie Kästner, Geschichte der Mathematik II. S. 311.

zu verbessern; berichtigte nach ihren Angaben und den Beobachtungen des Ptolemäus die Orte verschiedener Fixsterne. Ebenso bemerkte er die Mängel des julianischen Kalenders und schrieb zu dessen Verbesserung eine eigene Abhandlung (reparatio Kalendarii), und wenn die Angelegenheit auch noch über ein Jahrhundert der Verwirklichung harrte, so gebührt Cusa doch das Verdienst der ersten Anregung. Seine Bemühungen die Quadratur des Zirkels zu finden, führten freilich nicht zum Ziel, wie schon Regiomontanus in seiner im Jahre 1463 an Toscanelli gerichteten Schrift de quadratura circuli zeigt, allein um nicht ungerecht zu werden, darf man nicht außer Acht lassen, daß die ersten Versuche eben immer die schwersten sind. Mit Recht bemerkt darum Kästner: „Für die Zeiten in denen der Cardinal lebte, zeigt es außerordentlichen Geist und Eifer an, zu bemerken, was zu entdecken war, und sich darnach zu bestreben, wenn auch das Bestreben nicht gelang" [1]). Das größte Verdienst aber erwarb sich Cusa um die astronomische Wissenschaft, er steht am Eingang der neueren Astronomie und weist den Weg zur heliocentrischen Weltanschauung. Die dem Alterthum geläufige Ansicht von einem wesentlichen Unterschied zwischen der Erde und den anderen Himmelskörpern erklärte er für falsch. „Die Erde ist ein edles Gestirn, das gleich andern am Himmel leuchtet." Mit dieser kosmischen Anschauung war bereits der Weg betreten, der zum Copernikanischen Weltsystem führen mußte. Cusa war denn auch der erste unter allen Menschen, der aus metaphysischen Principien die Nothwendigkeit der Bewegung unserer Erde aussprach und sie als dereinstige allgemeine Lehre ankündigte. „Die Erde ist gleich den übrigen Gestirnen im Himmel gegründet und indem sie sich darin bewegt, findet sie allein Ruhe, denn die Bewegung alles Irdischen ist eine Folge der planetaren Bewegung." Die Bewegung aber betrachtet Cusa nicht als etwas Zufälliges, sondern als die Ursache des Strebens aller Materie nach ihrer Form oder nach Erreichung dessen, was in ihr liegt und wozu sie bestimmt ist. Der Cardinal verbreitet sich nicht über die Bewegungsgesetze, sondern spricht nur den Gedanken klar und bestimmt aus, daß alles Sein in Bewegung und daß nichts Geschaffenes ohne Bewegung denkbar ist. Ja sein scharfer Geist dringt noch weiter, er erkennt auch, daß die Himmelskörper gegenseitig auf einander wirken. Die Welt ist nach ihm ein Organismus, der kein seiner Natur gleiches Centrum in sich hat, sondern wie jeder Organismus einem metaphysischen Mittelpunkt zustrebt und darum in Wechselseitigkeit wirkt und bewegt wird, da dieser Mittelpunkt überall und nirgends ist. Cusa nennt diese Lehre selbst eine neue und unerhörte, und sie war es auch in der That, und hat eine ganz neue Wissenschaft geschaffen. Mayr[2]) nennt mit Recht solche Aeußerungen „Lichtblicke einer hocherleuchteten Intelligenz."

† 4. Die Bewegung, welche Cusa auf diesem Gebiet angeregt, pflanzte sich weiter fort im Geiste mehrerer Jünger, unter denen einer der ersten der berühmte Peurbach[3]) war. Er ward am 30. Mai 1423 in Peurbach an der Enns geboren. Frühzeitig kam er nach Wien, wo er sich den mathematischen Studien widmete. Schon 1440 wurde er hier Magister der freien Künste und Weltweisheit. In den Jahren 1448—50 unternahm er eine Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien, um die berühmten Hochschulen dieser Länder kennen zu lernen. Ueberall wurde er gut aufgenommen, am besten wohl von seinem Landsmann Cusa in Rom. Der gelehrte Cardinal schenkte

1) † Kästner, Geschichte der Mathematik I. S. 409. — 2) † Annalen S. 200. — 3) † Ueber Peurbach cfr. Kästner l. c. I S. 529 ff. Mayr, Annalen l. c. Schubert, Peurbach u. Regiomontan. Erlangen 1828.

dem jungen deutschen Naturforscher nicht nur Bewirthung und Wohnung in seinem Hause, sondern zugleich eine so innige, väterliche Zuneigung, daß er ihn nicht wieder aus Rom und der Gewohnheit des täglichen Umgangs entlassen wollte. Auch später blieb Cusa mit Peurbach in wissenschaftlichem Verkehr und sandte ihm die neuesten literarischen Erzeugnisse zu, so seine Schrift über die Quadratur des Zirkels. In Ferrara genoß er den vertrauten Umgang Bianchinis, auf dessen Anregung er Vorlesungen über die Sternkunde hielt. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er durch einstimmige Wahl der Universität zum Professor der Mathematik ernannt. Die Bürger beriefen ihn in ihren Rath, um ihn zu ehren, und der Kaiser bewilligte ihm einen besondern Jahrgehalt. Auch König Ladislaus von Ungarn suchte ihn als Hofastronomen mit ansehnlichem Jahrgehalt zu gewinnen. Georg Peurbach ist der Vater der rechnenden und beobachtenden Astronomie, wozu er sich zunächst die passenden Mittel verschaffen mußte. Vor allem galt es die unvollkommenen und unbehilflichen trigonometrischen Tafeln des Ptolemäus zu verbessern. Er verbannte die Sexagesimalen und theilte den Halbmesser statt in 60 in 600 000 Theile, so daß er die Sinus, von 10 zu 10 Minuten berechnet, in ganzen Zahlen angeben konnte. Zur Verwendung dieser Sinustafeln erfand er ein eigenes Instrument, das Quadratum geometricum[1]), womit er Beobachtungen anstellte, die sich von allen bisherigen durch Genauigkeit auszeichneten. Den größten Ruhm hat sich Peurbach durch seine Theorie der Planetenbewegung erworben. Seine theorica planetarum ist beinahe ein Jahrhundert die Hauptquelle des astronomischen Studiums geblieben[2]). 1452 kam zu dem 29jährigen Gelehrten, angezogen durch den großen Ruf desselben, der kaum 16jährige Regiomontanus nach Wien. Peurbach nahm den begeisterten Jüngling mit Liebe und Freude auf, bald wurde er sein Mitarbeiter und aus einem Schüler sein vertrauter Freund. Von den verschiedenen astronomischen Beobachtungen, welche sie gemeinschaftlich machten, haben wir nur von drei Nachrichten erhalten. Am 9. Sept. 1457 beobachteten sie zu Melk eine Mondsfinsterniß; es ist diese die erste astronomisch genau aufgezeichnete Beobachtung neuerer Zeit, weshalb dieses Jahr als das Geburtsjahr der richtigen Sternkunde gefeiert wird. In Wien war Peurbach mit dem gelehrten griechischen Cardinal Bessarion bekannt geworden, der als päpstlicher Legat daselbst weilte. Bessarion wußte, daß die griechischen Schriftsteller, namentlich die Astronomen und Mathematiker im Abendland nur in ungenügenden Uebersetzungen bekannt seien, weshalb es sein Bestreben war, deren genaues Verständniß zu erschließen. Er wollte selbst die μεγάλη σύνταξις des Ptolemäus, von den Arabern Almagest genannt, ins Lateinische übertragen. Mit Staunen erfuhr er in Wien, daß Peurbach, obwohl er nicht griechisch verstand, den Ptolemäus erklärte[3]), und bat ihn, ihm einen Auszug mitzutheilen. Dann suchte er ihn zu bewegen mit ihm eine Reise nach Rom zu machen, um aus den Manuscripten der griechischen Gelehrten seine Wissenschaft zu bereichern und diese selbst weiter zu fördern. Peurbach entschloß sich wirklich in Begleitung seines Freundes Regiomontanus nach Italien zu reisen, aber während der Vorbereitungen hiezu starb der geniale Mann in der Blüthe des Lebens, kaum 38 Jahre alt, 1461 eines unvermutheten Todes. Sterbend noch wollte Peurbach retten, was zu retten war. Dem ihn in Armen haltenden Regiomontan sagte er: „Wenn bei dir das Andenken deines Lehrers etwas vermag, so vollende das Werk über Ptolemäus, das ich unvollendet zurücklasse;

1) † Die nähere Beschreibung desselben siehe bei Kästner l. c. I. S. 529 ff. — 2) † Die nähere Ausführung dieses Systems siehe Annalen S. 202. — 3) † Schon Kaiser Friedrich II. ließ 1218 eine lateinische Uebersetzung des Almagests aus dem Arabischen besorgen.

dieses vermache ich dir. Deine Treue wird mir gewähren, daß ich nach meinem Tode mit dem besseren Theile meines Selbst fortlebend, den Wünschen unseres besten und würdigsten Cardinals genugthue" [1]).

† 5. So hat Regiomontanus von dem geliebten Lehrer und Freund das hl. Vermächtniß erhalten, die mathematische Wissenschaft da, wo er sie verlassen mußte, weiter zu führen. Regiomontanus[2]), so genannt von seiner Vaterstadt Königsberg in Unterfranken, wo er am 6. Juni 1436 das Licht der Welt erblickte, hieß eigentlich Johannes Müller, nach seinem Vater, der gleichfalls Johannes Müller hieß und in dem nahe gelegenen Dörfchen Unfind Müller gewesen sein soll. Schon im 12. Jahre war der Knabe vollkommen reif zum Besuch der Universität und begab sich nach Leipzig, um daselbst Philosophie, Mathematik und Astronomie zu studieren. Als sein wissensdurstiger Geist in Leipzig keine weitere Nahrung mehr fand, begab er sich nach Wien, um den berühmten Mathematiker Peurbach kennen zu lernen. Dieser nahm ihn freundlich auf und erschloß ihm das weite Feld der Astronomie. Nachdem der theure Lehrer in seinen Armen verschieden, wurde Regiomontanus dessen Nachfolger als Professor der Mathematik in Wien, kaum 21 Jahre alt. Ehe er seine Stelle antrat, machte er mit Bessarion im Herbst 1461 die beabsichtigte Reise nach Italien. Hier studierte er mit größtem Eifer die griechische Sprache und in wenigen Monaten konnte er die mathematischen Schriftsteller Griechenlands in der Ursprache lesen. Mit größtem Eifer sammelte er Manuscripte, setzte aber nebenher unablässig seine astronomischen Beobachtungen fort und vollendete nach dem Auftrag Peurbachs den Almagest des Ptolemäus. Als Bessarion in kirchlichen Angelegenheiten nach Griechenland reisen mußte, begab sich Regimontan nach Ferrara, wo ihn der fast 90jährige Bianchini ebenso freundlich aufnahm, wie einst seinen Freund Peurbach. Von Ferrara begab er sich nach Padua, wo er astronomische Vorlesungen hielt; gieng dann nach Venedig, um die Rückkunft Bessarions zu erwarten. Hier verweilte er fast ein Jahr im Kloster St. Georg, wo er sein wichtiges Werk de triangulis vollendete 1463. Durch dieses Werk wurde Regimontan bahnbrechend für die sphärische Trigonometrie und kann als Begründer dieser mathematischen Disciplin angesehen werden. Namentlich bildete er die Lehre von den Tangenten aus und hat zuerst in Deutschland schwierige trigonometrische Aufgaben gelöst. Ebenso erhob er das völlig vernachläßigte Studium der Algebra, indem er sie auf die Geometrie anwandte und geometrisch nicht zu lösende Aufgaben mit Hilfe der Algebra löste. Auch soll er die arabischen Zahlzeichen eingeführt[3]) und das Dezimalsystem vervollständigt haben. Da sich die Rückkehr Bessarions verzögerte, gieng Regiomontanus im Frühjahr 1464 nach Rom zurück, fortwährend mit der Sammlung von Handschriften beschäftigt. Mit Georg von Trapezunt und dessen Söhnen wurde er in unerquickliche Streitigkeiten verwickelt, da er ihnen zahlreiche Fehler in ihrer Uebersetzung des Almagest nachgewiesen. Infolge dessen kehrte Regiomontanus 1468 mit vielen Handschriften und literarischen Schätzen versehen nach Wien zurück, um seine Lehrstelle zu übernehmen. Im gleichen Jahre aber wurde er an den Hof des geistreichen Matthias Corvinus von Ungarn berufen, um mit den überall in Griechenland zusammengekauften Handschriften in Ofen eine Bibliothek anzulegen. In zwei Jahren hatte er sich dieses Auftrages zur vollen Zufriedenheit des Königs entledigt und zugleich mehrere mathema-

---

1) † Dux, l. c. II. S. 441. — 2) † Ziegler, Regiomontanus, ein geistiger Vorläufer des Columbus. Dresden 1874. Kästner, l. c. II. S. 319 f. — 3) † Ziegler l. c. S. 7. Nach Andern gebührte dieses Verdienst dem gelehrten Gerbert, Papst Sylvester II. † 1003.

tische Probleme behandelt. Als Kriegsunruhen Ungarn und die anliegenden Länder bedrohten, erlangte Regiomontan, der sich nach Ruhe sehnte um mit Muße arbeiten und die italienischen Schätze ausnützen zu können, von seinem königlichen Freund und Gönner einen ehrenden Abschied. Als Ort des ruhigen Arbeitens erkor er sich Nürnberg, wo er im Herbst 1471 ankam. Dieser Wahl dankt Nürnberg den hohen Ruhm in Kunst und Wissenschaft, den es vor allen deutschen Städten genießt; denn der reichbegabte Geist Regiomontans gab dem Kunstfleiß der Stadt auf allen Gebieten neue Impulse [1]). Er trug sich mit kühnen Plänen und große Bereicherung sollte die Wissenschaft aus seiner literarischen Schatzkammer erhalten. Das Wichtigste, was er ausarbeitete, sind seine Ephemeriden für die Dauer von 30 Jahren, die 1473 erschienen. Sie fanden allgemeinen Beifall, Columbus hatte sie bei sich und leitete nach ihnen den Lauf seiner Schiffe, die ihn in die neue Welt tragen sollten. Diese Ephemeriden erhöhten aufs neue den Ruhm des deutschen Denkers; Regiomontan galt unbestritten als der erste Mathematiker seiner Zeit, weshalb ihn Papst Sixtus IV. 1475 nach Rom berief, um durch ihn das große Werk der Calenderreform durchführen zu lassen [2]). Ausdrücklich erklärte der Papst, daß er dieses Unternehmen nur beginne, weil Regiomontan lebe, ohne seine Beihilfe erwarte er nichts, von ihm Alles. Er machte dem gelehrten Mann große Versprechungen und ernannte ihn zum Bischof von Regensburg. So wurde Regiomontan mitten aus seinem Wirkungskreis herausgerissen und nur ungern verließ er Deutschland und mit trüben Ahnungen. Sie sollten nur zu bald in Erfüllung gehen. Herbst 1475 kam er in Rom an, wurde vom Papst mit allen Ehrenbezeugungen aufgenommen und gieng sogleich an das ehrenvolle Werk, — aber schon im Juli 1476 war er eine Leiche [3]). Die allgemeine Trauer über den großen Verlust zeigte sich bei der Beisetzung im Pantheon — mehr noch als Rom hatte Deutschland Grund zum Trauern. Zum zweitenmal hatte ein früher Tod der deutschen Wissenschaft einen großen Mann geraubt. Regiomontans Verdienste um Trigonometrie und Algebra sind allgemein anerkannt, ebenso was er zur genauen Bestimmung des Jahres durch seine Ephemeriden beitrug. Auch war er der erste, der richtige Gedanken über die Kometen aussprach [4]) und die Hindernisse in Erklärung der scheinbaren Unregelmäßigkeit in der Bewegung des Himmels hinwegräumte, so daß der nächste Schritt nach ihm nur das Copernikanische System sein konnte. Regiomontan war nicht ohne Besorgniß bezüglich seiner neuen Aufstellungen in der astronomischen Wissenschaft. Er schrieb daher in der Dedication seines Werkes de triangulis an den Papst: „Wenn Dein Ansehen es gebietet, werden die Philosophen ihr Geschrei mäßigen. Lange schon haben sie den edelsten Gegenstand der Philosophie, die Kenntniß des Himmels, mit einer Art von Betroffenheit verlassen. Jetzt sind die Gesetze der Himmelsbahnen durch mühsame Rechnungen gefunden, erhalte sie durch Dein Ansehen dem menschlichen Geschlechte, damit es nicht wieder komme, wie es war, daß die Gestirne, als spotteten sie ihrer Verehrer, hellleuchtend und offenbar, ihnen doch die Gesetze ihrer Bahnen vorenthalten" [5]).

† 6. Copernikus Nicolaus ist als der Sohn eines Kaufmanns in Thorn

---

1) † Ueber die berühmten Männer, die aus Regiomontans Schule hervorgiengen siehe Ziegler l. c. S. 16 ff. — 2) † Ueber Regiomontans Calenderliteratur cfr. Ziegler l. c. S. 28 ff. — 3) † Nach den einen Berichten starb er an einem pestartigen Fieber, nach anderen wurde er von den Söhnen Georgs von Trapezunt aus Rache vergiftet. Kästner l. c. II. 530. Ein genaues Verzeichniß seiner in Nürnberg erschienenen Werke gibt Ziegler l. c. S. 25 ff. cfr auch Kästner II. 520 ff. — 4) † Kästner l. c. 535. — 5) † Annalen S. 268.

in Preußen geboren den 19. Februar 1473[1]). Was wir über die Lebensschicksale, namentlich die Jugendzeit des großen Mannes wissen, entspricht nicht dem Ruhm, in welchem sein Name in den Annalen der Weltgeschichte glänzt. Den ersten Unterricht erhielt er in seiner Vaterstadt, von wo er sich 1491 nach Krakau begab, um an dortiger Universität Medicin zu studieren, in welcher Disciplin er sich auch den Doctorgrad erwarb. Dabei fand er Zeit und Gelegenheit genug, auch seiner Lieblingsneigung, den mathematischen Studien, namentlich der Astronomie sich zu widmen. Mit Vorliebe hörte er die Vorlesungen des Albertus Brudzewsky, der ihn auch mit den Schriften Peurbachs und Regiomontans bekannt machte. Der Ruhm dieser Männer spornte ihn aufs neue, seine Lieblingsstudien fortzusetzen. Neben Astronomie beschäftigte er sich auch mit dem Studium der Perspective und mit Malerei, und er soll sein eigenes Portrait gemalt haben. Letztere Kunst gedachte er namentlich auf der beabsichtigten Reise verwerthen zu können. Von Krakau begab er sich zunächst in seine Heimath, von wo er, 23 Jahre alt, eine Reise nach Italien antrat. Zunächst kam er nach Bologna, wo damals Dominikus Maria Astronomie lehrte, mit dem er bald innig befreundet wurde. Dann begab er sich 1500 nach Rom, wo er in bälde dieselbe Achtung uud Verehrung genoß wie Regiomontanus. Nach einigen Jahren kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er bei seiner Mutter Bruder Lucas Watzelrodt, der indessen Bischof von Ermland geworden, sehr freundlich aufgenommen und zum Domherrn in Frauenburg ernannt wurde. Als solcher setzte er sich 3 Lebensregeln fest: 1. genaue Verrichtung der priesterlichen Obliegenheiten, 2. nie den Armen[2]) ärztliche Hülfe zu verweigern, und 3. alle übrige Zeit den Studien zu widmen. So erwünscht ihm einsame Ruhe für sein Studium war, wurde er doch nicht selten als General- und Kapitelvikar in die Geschäfte der Welt verwickelt, namentlich in den Streitigkeiten seines Kapitels mit den Deutsch-Ordensrittern und bei Regelung des Münzwesens. Der Hauptgegenstand seines fortwährenden Studiums war die genaue Betrachtung und Erklärung der Bewegungen der Himmelskörper. Gassendi erzählt uns, wie er auf sein Weltsystem gekommen. Die Astronomen konnten gleichförmige Bewegungen nicht anders darstellen, als daß sie nicht um den Mittelpunkt des Kreises gleichförmig wären, in dessen Umfang sie vorgingen, sondern um den Mittelpunkt eines andern, den sie circulum aequantem nannten. Aus allen ihren Hypothesen aber konnten sie keinen zusammenhängenden Weltbau erhalten. Unter den verschiedenen Meinungen schienen ihm einige merkwürdig. Martianus Capella setzte mit den Egyptern die Sonne zwischen Mond und Mars, ließ aber Merkur und Venus um sie als Mittelpunkt gehen; Mond, Sonne, Mars, Jupiter und Saturn aber um die Erde als Mittelpunkt. Apollonius Pergäus ließ die fünf Planeten um die Sonne als Mittelpunkt gehen, die Sonne mit ihnen aber um die Erde, um welche sich auch der Mond bewegte. Noch schien es sonderbar, die Sonne zum Mittelpunkt der Planeten zu machen, und sie selbst mit ihnen um die Erde zu führen. Copernikus kam nun auf den Gedanken, die Sonne in die Mitte zu setzen und die Erde sammt allen anderen Planeten sich um sie drehen zu lassen, und so fand er alles in schönster Ordnung. Von der Erde nahm er eine dreifache Bewegung an: die tägliche Axenrotation, den jährlichen Umlauf um die Sonne und eine Bewegung der Erdaxe, wodurch diese sich stets selbst parallel bleibt. Diese Untersuchungen begann er von 1507 an aufzuschreiben, als sein System

---

1) † So nach Mästlin, Junctin gibt den 19. Jan. 1472 als Geburtstag an. cfr. auch Kästner l. c. II. 358 ff. Dann namentlich Petri Gassendi Nic. Copernici, Warmiensis Canonici astronomi illustris vita, als Anhang zu dessen Tuchonis vita. Hagae 1655. — 2) † Die Armen, sagt Gassendi, haben ihn fast angebetet.

wohl im Princip bereits feststand, durch fortwährende genaue Beobachtungen aber immer mehr begründet werden sollte. 1530 mochte sein Werk bereits fertig sein, allein der geniale Geist wagte noch nicht mit den Ergebnissen seines Forschens unverhüllt vor die Welt zu treten. Nur einigen Freunden theilte er seine Ansichten mit und durch diese gelangten sie in weitere Kreise. Schon 1539 waren einzelne Sätze der neuen Lehre bekannt geworden durch die sog. narratio prima, welche Joachim Rheticus an seinen früheren Lehrer Joh. Schoner in Nürnberg sandte, der sie veröffentlichte. Dem ungestümen Verlangen seiner Freunde endlich nachgebend, übergab Copernikus sein Werk zur beliebigen Veröffentlichung an Giese, Bischof von Culm, dieser sandte es an Rheticus, nach dessen Meinung es am passendsten in Nürnberg herausgegeben werden könnte. So erschien es daselbst unter Leitung Schoners und Andreas Osianders unter dem Titel: Nicolai Copernici, Tornensis, de revolutionibus orbium coelestium libri VI . . . Norimbergae 1543. Es war Papst Paul III. gewidmet, und in seiner Dedication sagt der Verfasser, daß er die horazische Regel wohl befolgt . . . qui apud me pressus non in nonum annum solum, sed jam in quartum novennium latitasset. Außerdem führt er mit ängstlicher Sorgfalt all die alten Weisen auf, die irgendwie seine Ansicht bereits ausgesprochen haben könnten. „Der gute Mann, sagt Lichtenberg, mußte sich also so viele Mühe geben, um zu beweisen, daß er nicht der Erste gewesen, als manch Neuerer angewendet hätte, um das Gegentheil darzuthun.“ Copernikus erhielt noch in seiner Sterbestunde eine Druckprobe seines Werkes. Kurz vor Beendigung des Druckes wurde der noch rüstige 70jährige Greis von Unwohlsein befallen, ein Schlagfluß lähmte die rechte Seite und schwächte seine Geisteskräfte, am 24. Mai 1543 verschied er. Seine letzte Ruhestätte fand er im Dom zu Frauenburg vor dem Altar, an dem er die hl. Messe zu celebriren pflegte [1]). Das Werk wurde vom Papste wohlgefällig aufgenommen, die fast allgemeine Wirkung aber war eine erschreckende. Man fühlte sich unsicher und ängstlich angesichts der unendlichen Himmelsräume, welche dieses System vor dem Menschengeiste wie mit einem Zauberschlag eröffnete. Melanchthon meinte: „Man muß die Obrigkeit bewegen, eine so böse und gottlose Meinung mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken.“

† 7. Noch eine weitere Welt war zu entdecken, die Bücherwelt. Das erste, beste und natürlichste Mittel zur geistigen Erziehung und Weiterbildung des einzelnen Menschen, wie des ganzen Geschlechts, ist der persönliche Verkehr, der mündliche Gedankenaustausch. Wo dieses Mittel allein ausreichte zur vollkommenen Erziehung des Menschengeschlechtes, herrschte nicht etwa ein patriarchalischer Zustand, es wäre der Zustand der glücklichen Integrität. Diese aber ist uns schon in den Stammeltern verloren gegangen, daher mußten Mittel geschaffen werden, um die idealen, geistigen Errungenschaften in einer Weise zu objectivieren, daß sie zum Gemeingut des ganzen Geschlechts werden könnten, auch wenn der Strom der Tradition sie nicht aufzunehmen oder festzuhalten vermöchte. Wohl hat menschlicher Egoismus und irdische Leidenschaft die Völker oft schroff gegen einander abgeschlossen, in diesem Geistesverkehr aber, der solche Fesseln nicht trägt, hat sich noch eine leise Ahnung jener

---

1) † In der St. Johanneskirche zu Thorn findet sich das Bild des Copernicus in Domherrnkleidung, vor einem Crucifix knieend, darunter die Worte:

Non parem Pauli gratiam requiro,
Veniam Petri neque posco, sed quam
In crucis ligno dederas latroni
Sedulus oro.

ursprünglich grundgelegten, glücklichen Zusammengehörigkeit des ganzen Geschlechtes forterhalten. Der Geist sucht sich, ohne Rücksicht auf Zoll- und Landesgrenzen, seine Bedürfnisse da, wo er sie findet, Zeit und Raum sind ihm keine hemmenden Hindernisse. Dieser geistige Verkehr und Austausch hat denn auch immer stattgefunden, wann und wo es cultivirte Menschen gegeben. Namentlich ist es das geistige Leben und Ringen vergangener Tage, das stets einen zauberischen Reiz auf den Menschen ausgeübt; immer, wenn auch oft erst nach langer Zeit, hat man den Verkehr mit dem Geistesleben entschwundener Jahrhunderte wieder aufgenommen. Mit besonderer Begeisterung aber geschah dies in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Schon Petrarca und Boccaccio hatten die schlummernden Geister wieder zu wecken versucht, aber noch mußte fast ein Jahrhundert verstreichen, ehe ihre Stimme allgemein Wiederhall finden konnte. Zwei Ereignisse vor allem riefen die Geistesprodukte des Alterthums wieder aus dem Dunkel der Verborgenheit hervor: die Unionsverhandlungen mit den Griechen und die Einnahme von Constantinopel. Durch beide wurde ein neuer geistiger Verkehr zwischen Orient und Occident, zwischen griechischer und lateinischer Geistesbildung eingeleitet. Wir sehen in dieser Zeit Antiquitäten- und Handschriftensammler in Kreuz- und Querzügen über die Länder dahin wandern, überall emsig nach solchen Pretiosen forschen und sie nach dem Abendland schaffen, wo sie von hohen Mäcenen um theuren Preis erworben werden. Infolge hievon herrschte rege Thätigkeit im Uebersetzen und Abschreiben, und auch die Kritik holte allmählich wieder ihre scharfen Waffen aus der Ecke hervor. So erstehen in kürzester Zeit, namentlich in Florenz und Rom Bibliotheken mit kostbaren Schätzen der Wissenschaft. Günstig war dieser literarischen Thätigkeit die im vorigen Jahrhundert verbesserte Papierfabrikation, indem von da an das für die Cursivschrift geeignetere Leinenpapier verfertigt wurde. Der Preis der Bücher aber blieb immerhin ein so hoher, daß die Anschaffung einer auch nur kleinen Bibliothek ein Luxus war, den sich nur reich Begüterte erlauben konnten, wenn es auch weniger Bemittelten nicht unmöglich war, sich irgend ein Gebet- oder Erbauungsbuch zu verschaffen. Brauchte doch ein geübter Copist nur zum Abschreiben der Werke des hl. Thomas von Aquin, die 18 Foliobände umfassen, mehrere Jahre; und nun die Werke aller Kirchenväter, aller Theologen, Exegeten, Canonisten, Juristen, Geschichtsschreiber, Dichter und anderer Autoren der verschiedenen Sprachen und Gegenstände! Gerade in diese Zeit nun, wo die Kunst des Abschreibens ihre höchste Ausbildung erlangt, in gleichem Maße aber auch die Nachfrage nach den Büchern sich gesteigert, fällt die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Die Ersten, welche im 15. Jahrhundert im Abendland den Bücherdruck begannen, waren Gutenberg, Fust und Schöffer. Johannes Gensfleisch, genannt Gutenberg, aus der edlen Familie der Sorgenloch, wurde zu Mainz 1400 geboren, 1424 finden wir ihn in Straßburg, wo er 1436 einen Vertrag abschloß „für alle Künste und wunderbaren Geheimnisse". Es scheint, daß auch die Buchdruckerkunst in die Zahl dieser Geheimnisse gehörte und somit Straßburg die Wiege des Bücherdrucks wäre[1]). Worin das ursprüngliche Ver-

---

1) † Um den Ruhm der Geburtsstätte des Bücherdrucks streiten sich Mainz, Straßburg, Bamberg und Harlem. Nach den Untersuchungen des Bibliothekars Wachler (Geschichte der Literatur. 1833 I. S. 12 ff.), denen sich auch Humboldt (Kosmos II. S. 289) anschließt, hätten Gutenberg in Straßburg und Mainz, u. Lorenz Koster in Harlem gleichzeitig zwischen 1436 und 1439, und unabhängig von einander die wichtige Erfindung gemacht. Das Verfahren Kosters aber war nur die erweiterte, bereits bekannte Stereotypie. In China dagegen wurden nach den Resultaten der

fahren bestand und welches die ersten Produkte der neuen Kunst waren, ist nicht bekannt. Schon seit langem war der Stereotypdruck für wenige Worte bekannt, namentlich wurde er bei Spielkarten und Heiligenbildern angewandt. Gutenberg aber war der Erste, der dieses Verfahren auch auf längere Schrifttexte anwandte, und man nimmt allgemein an, daß er seit 1436 bewegliche Lettern, aus Holz verfertigt, verwendete. Da er niemals den Werken seinen Namen beisetzte, ist man auf bloße Conjecturen angewiesen. Gewiß ist, daß Gutenberg 1444 noch unter die Bewohner Straßburgs gezählt wurde. Da aber ungünstige Vermögensverhältnisse ihn hinderten, die Kunst in dieser Stadt fortzuführen, begab er sich nach Mainz und verband sich daselbst mit dem reichen Goldarbeiter Fust oder Faust. Fust war einer der angesehenern, durch Reichthum und Kunstsinn hervorragender Bürger von Mainz. 1445 legten sie in Mainz eine Druckerei an, in welcher, wie es scheint, alle drei Formen, Stereotypie, Xylographie und eigentliche Typographie mit gegossenen Lettern angewandt wurden. Diese letztere vervollkommnete Art ist das Verdienst von Schöffer. Petrus Schöffer ist gebürtig aus Gernsheim, einem Landstädtchen bei Darmstadt, er lebte als Copist in Paris. Noch 1449 war er daselbst, begab sich aber gegen 1450 nach Mainz, wo er wahrscheinlich in der neugegründeten Druckerei von Gutenberg und Fust Verwendung fand. Zuerst wenigstens erscheint er hier als Arbeiter, dann als Associé und schließlich als Schwiegersohn von Fust. Schöffer wird als junger talentvoller Mann geschildert, sehr gewandt und erfinderischen Geistes. Während man bisher aus

---

neuesten Forschungen zwischen den Jahren 1041 u. 1048 bereits bewegliche Typen aus gebranntem Thone angewendet. Interessant ist der Bericht des zeitgenössischen Abtes Trithemius († 1516) über die Erfindung der Buchdruckerkunst, weshalb derselbe hier eine Stelle finden mag. Er sagt in seinen Annales Hirsaugienses zum Jahre 1450: „Zu dieser Zeit wurde in Mainz, einer Stadt Deutschlands am Rheine, und nicht in Italien, wie einige fälschlich berichten, jene wunderbare und früher unerhörte Kunst, Bücher mittelst Buchstaben zusammenzusetzen u. zu drucken, durch Johann Gutenberg, einen Mainzer Bürger erfunden u. ausgedacht, welcher, als er beinahe sein ganzes Vermögen für die Erfindung dieser Kunst aufgewendet hatte, mit übergroßen Schwierigkeiten kämpfend, bald in diesem, bald in jenem mit seinen Mitteln zu kurz stand, und schon nahe daran war, das ganze Unternehmen, an dem Erfolge verzweifelnd, aufzugeben, endlich mit dem Rathe und den Vorschüssen des Johann Fust, ebenfalls Bürger von Mainz, die angefangene Sache vollendete. Zuerst druckten sie das mit dem Namen Catholicon bezeichnete Wörterbuch, nachdem sie die Züge der Buchstaben nach der Ordnung auf hölzerne Tafeln gezeichnet und die Formen zusammengesetzt hatten. Allein mit denselben Formen konnten sie nichts anderes drucken, weil die Buchstaben von den Tafeln nicht ablösbar und nicht beweglich, sondern eingeschnitzt waren. Nach diesen Erfindungen folgten künstlichere. Sie erfanden die Art u. Weise, die Formen aller Buchstaben des lateinischen Alphabets zu gießen, welche Formen sie Matrizen nannten, aus denen sie dann eherne oder zinnerne (stanneas), zu jeglichem Druck geeignete Buchstaben goßen, die sie früher mit den Händen schnitzten. In der That hatte die Buchdruckerkunst vom Anfange ihrer Entstehung an mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, wie ich solches vor etwa 30 Jahren aus dem Munde des Peter Schöffer von Gernsheim, eines Mainzer Bürgers und Schwiegersohns des ersten Erfinders der Kunst selbst vernommen habe. Denn als sie mit dem Druck der Bibel beschäftigt waren, hatten sie schon mehr als 4000 Gulden ausgegeben, ehe sie nur das dritte Quaternion zu Stande gebracht. Genannter Schöffer (Opilio) aber, damals Gehilfe, später Schwiegersohn des ersten Erfinders Fust, ein kluger u. sinnreicher Kopf, erfand eine leichtere Art, Buchstaben zu gießen und vervollständigte die Kunst, wie sie jetzt ist." Dann ruft Trithemius pathetisch aus: „o felix nostris memoranda impressio saeclis! Nunc parvo doctus quilibet esse potest, te duce, quando ars haec mira reperta fuit."

Blei gegossene Lettern gebrauchte, erfand Schöffer die gegossenen Stempelmatrizen und vollendete so die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Das erste Werk, das mit beweglichen Lettern gedruckt wurde, soll die sog. Mazarinische Bibel sein, ohne Datum, Namen und Ort. Aus dem Jahre 1454 haben wir eine Ermunterung zum Türkenkrieg mit den betreffenden Ablässen von Nicolaus V.[1]). Die erste Bibel mit Datum ist die biblia latina von 1462[2]), die Namen von Fust und Schöffer tragend. Das Geheimniß, das bisher die Erfinder sorgfältig gewahrt, verbreitete sich nach der Eroberung von Mainz durch Adolf von Nassau im Jahre 1462, mit unglaublicher Schnelligkeit durch ganz Deutschland und nach allen europäischen Ländern. Mit Recht konnte Wimpheling[3]) im Jahre 1507 sagen: „Wir Deutsche beherrschen fast den ganzen geistigen Markt des gebildeten Europas. Was wir aber auf den Markt bringen, das sind meist edle Erzeugnisse, die nur der Ehre Gottes dienen, dem Heile der Seelen, der Bildung des Volkes."

† 8. Der Heldengeist der Kreuzzüge, wie er unter den Völkern der pyrenäischen Halbinsel entstanden, dauerte hier auch am längsten in ungeschwächter Kraft fort. Die Spanier[4]), die der erste Schlag getroffen, den der Islam gegen das Abendland geführt, begannen auch zuerst mit den Ungläubigen den Kampf um ihr Vaterland, das sie ihnen nach 800jährigem Ringen endlich wieder entrissen. Der blutgetränkte Weg beginnt in der Höhle Cavadonga unter Don Pelago 720, und endet in Granada am 2. Januar 1492 unter Ferdinand dem Katholischen.

Ferdinand[5]) wurde geboren am 10. März 1452 in dem Städtchen Sos in Aragonien, wo seine Mutter Johanna auf dem Feldzug gegen ihren Stiefsohn, den unglücklichen Prinzen Carlos von Viana eben weilte. Viana wurde geschlagen und gefangen, gegen die geplante Enterbung erhob sich aber das Volk für den Prinzen, und die drohende Haltung desselben veranlaßte Johann II. von Aragonien das gute Recht seines erstgeborenen Sohnes anzuerkennen. 1461 aber starb dieser eines unvermutheten Todes, wahrscheinlich als das Opfer treuloser Staatskunst. Die Krone von Aragonien kam nun an Ferdinand, der an trefflichen Eigenschaften seinem Halbbruder nicht nachstand. Die Spanier schildern ihn als einen Jüngling von muskulöser, wohl-

---

1) † Eyn manung der christenheit widder di durken. Befindet sich in der Münchener Bibliothek. — 2) † Sie befand sich im Besitz des Charles Spencer Earl of Sunderland, dessen Bibliothek in London vom 1—14 Dez. 1881 versteigert wurde. Die Bibel auf Pergament gedruckt wurde um 1600 Pfd. St. = 32,000 M. erstanden. — 3) † Janssen, Geschichte des deutschen Volkes I. S. 16. — 4) † Wenn man von einer spanischen Nation spricht, so kann dies nur in uneigentlichem Sinne geschehen. In Wahrheit sind die verschiedenen Stämme der Halbinsel, die Basken, Asturen, Catalanen, Castilier, Andalusier nicht Glieder Eines Volksstammes, es sind ebenso viele Völker. — 5) † Für die Regierungszeit Ferdinands u. Isabellas sind folgende Werke von besonderem Werth: Hernando del Pulgar, cronica de los Reges catolicos Don Fernando y Donna Isabel. Valencia 1780. Dann die Schriften des Italieners Peter Martyr aus Arona am Lago maggiore, die zugleich kostbare Angaben über die Entdeckungsgeschichte enthalten, sowohl das opus epistolarum Petri martyris anglerii, als das Werk: de rebus oceanicis et orbe novo decades tres. Col. 1574. Unter den Bearbeitungen ist in erster Linie die history of the Reign of Ferdinand and Isabella the Catholic of Spain by W. Prescott 2 voll. 1838. deutsch Leipzig 1842, zu nennen. Auch in der Schrift von Oscar Peschel: „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen." Stuttgart 1858, 2. Aufl. 1880, finden sich treffliche Bemerkungen über diese Zeit.

geformter Körpergestalt, durch Kriegsstrapazen und ritterliche Uebungen gekräftigt, von schöner, aber von der Sonne gebräunter Gesichtsfarbe. Sein Auge war beweglich und liebevoll, sein Benehmen einschmeichelnd, seine Mäßigkeit im Essen und Trinken und seine Sparsamkeit eine ungewöhnliche. „Bleibt bei Tisch, Almirante," pflegte er zu seinem Oheim zu sagen, „es gibt heute eine Olla"[1]). „Welch ein treffliches Wamms," rief Ferdinand einmal aus, „zum drittenmal habe ich neue Aermel einsetzen lassen." Als Regent war er ein berechnender Politiker und ein Meister in den Künsten der Kabinette, der personifizirte Herrscheregoismus. Macchiavelli widmete ihm in seinem Buche il principe ein eigenes Kapitel (XXI.) mit der Ueberschrift: wie ein Monarch regieren soll, wenn er Ansehen erlangen will. Die Kanzler, pflegte Ferdinand zu sagen, sind die Brillen der Könige, aber wehe dem, der mit unbewaffneten Augen nicht sehen kann. Nicht nur die Krone hatte Ferdinand von seinem Bruder geerbt, sondern auch die Hand einer königlichen Braut.

† 9. Isabella war die Tochter Johann II. von Castilien und die Schwester Heinrich IV., des „Ohnmächtigen." Sie war eine der herrlichsten Gestalten ihres Geschlechtes, von ungewöhnlicher Schönheit, etwas über mittlere Größe, heller Gesichtsfarbe, hellkastanienbraunen, ins röthliche schimmernden Haaren, aus den milden blauen Augen strahlte Verstand und Gefühl. Frühzeitig zeigte sie Liebe zu den Wissenschaften und bewahrte sie ihr ganzes Leben hindurch. Unter der Obhut ihrer Mutter in stiller Zurückgezogenheit herangewachsen zeichnete sich Isabella vor allem durch Anmuth und Sittsamkeit inmitten eines wollüstigen Hofes aus. So zart war ihre Keuschheit, daß sie sich bei der letzten Oelung selbst von Priesterhand nicht wollte berühren lassen. Solch herrliche Eigenschaften gewannen ihr die Verehrung aller, die ihr nahe traten, und es ist nicht zu verwundern, wenn sich die Augen der Castilianer, der Mißregierung des entnervten Heinrich endlich überdrüßig, auf diese treffliche Prinzessin lenkten, namentlich seit dem Tode ihres jüngeren Bruders Alfons 1468. Sie zählte 16 Jahre, als ihr der Erzbischof von Toledo, Carillo die Krone antrug. Mit der Hoffnung auf die Krone stieg aber auch die Zahl der Brautwerber, und Isabella hatte hierin viele und nicht geringe Gefahren zu bestehen. Nicht nur einmal schien es, als ob sie das unglückliche Opfer politischer Berechnung werden müßte. Sie selbst hatte die Wahl des Herzens bereits getroffen und am 7. Januar 1469 fand die Verlobung mit Ferdinand, dem Thronerben von Aragon, Navarra und Sicilien statt. Heinrich, dessen Pläne diese Verbindung durchkreuzte, suchte sie rechtswidrig zu lösen, allein der Erzbischof von Toledo brachte Isabella nach Valladolid, und als auch Ferdinand verkleidet dahin gekommen war, fand am 19. Oktober 1469 die Vermählung statt. Damit waren freilich die Wirren in Castilien nicht gehoben und Isabellas Lage wurde noch verschlimmert. Heinrich erklärte den Vertrag von Toros, weil von Isabella selbst durch ihre eigenmächtige Vermählung gebrochen, für hinfällig und suchte das Thronfolgerecht Johannas zu begründen, und manche mächtige Granden Castiliens traten auf seine Seite. Als er am 11. Dezember 1474 starb, war ganz Castilien in zwei Heerlager getrennt und der kleine Krieg wüthete in allen Landschaften. Als Stiefschwester des Königs begründete Isabellas Ansprüche auf den Thron nur der populäre Argwohn, daß Johanna, Heinrichs Tochter, die Frucht eines Ehebruchs sei, denn landeskundig waren die galanten Streiche der Mutter

---

1) † Spanisches Nationalgericht von verschiedenen Fleischsorten u. Gemüse.

und als Vater wies man mit Fingern auf den schönen Don Beltran de la Cueva, einen Albuquerque. Heinrich aber anerkannte Johanna als eheliche Tochter mit dem Recht der Thronfolge. Das Recht war auf Seite Johannas, aber das Recht ist machtlos gegen das Mißtrauen des Volkes. Für Johanna erklärten sich die Pacheros, denen sich der wankelmüthige Erzbischof von Toledo, Carillo anschloß, weil sich Isabella seinem Nebenbuhler dem Cardinal Mendoza genähert hatte. Auch der mächtige Marquis von Villena und andere Granden standen auf Seite Johannas. Die Lage Isabellas war eine kritische und fast schien es, als könnte die Drohung Carillos Wahrheit werden: „Er werde Isabella wieder zum Spinnrocken zurückschicken, von dem er sie erhoben." Segovia erklärte sich sofort nach dem Tode Heinrichs für Isabella und andere Städte folgten seinem Beispiel, und auch die Guzman hielten offen zu Isabella. Von unberechenbarem Nutzen aber war es, daß sich Alfons V. von Portugal mit seiner Nichte Johanna vermählte und als castilianischer Kronprätendent auftrat. So wurde Isabellas Sache zur nationalen und viele unschlüssige Vasallen fielen nun ihr zu. Die Schlacht bei Toro, März 1476 entschied für Isabella, und Portugal gab im Frieden zu Alcantara, September 1479 alle Ansprüche Johannas auf, die als 17jährige Königin den Schleier nahm und ihre Jahre in der stillen Klosterzelle von Santa Clara in Santarem beschloß. Kurze Zeit vorher war auch Johann II. von Aragonien aus dem Leben geschieden und so waren die Kronen beider Reiche in den Händen des Einen königlichen Ehepaares vereinigt, ein Ereigniß, das für die Folgezeit von größter Bedeutung werden sollte.

† 10. Die Zustände Castiliens beim Regierungsantritt Isabellas waren keine günstige, es war „die kaiserlose, die schreckliche Zeit" für Spanien. Die Königs-Gewalt war unter dem schwachen und ausschweifenden Heinrich zum Schatten geworden, das Krongut war gewissenlos verschleudert und in den Händen mächtiger Burgherren, die Anmaßungen und Gewaltthätigkeiten des Adels kannten keine Grenzen, Recht und Gerechtigkeit lagen in der Hand der Gewalt, allüberall Zwietracht und Fehde und im Süden das Reich des Halbmondes mit dem auf christlichem Boden Frieden nicht zu schließen war. Sollte die unglückliche Lage für das Land nicht geradezu verhängnißvoll werden, so waren tüchtige Herrscher und festgeschlossene Einheit nöthig. Beide Bedingungen waren nun durch günstiges Zusammentreffen der Umstände erfüllt. Vor allem mußte eine gesicherte Rechtspflege eingeführt werden und hiezu bedienten sich die Herrscher der Santa Hermandad. Es war dies eine Verbindung der Städte zu gegenseitigem Schutz gegen jede Gewaltthat und Rechtsverletzung. Je 100 Hausväter stellten einen Reiter, die Krone die Officiere, so entstand eine stehende Polizeimannschaft von 2000 schweren Reitern und zahlreichem Fußvolk. In jeder Stadt waren Gerichte, um die Missethäter abzuurtheilen. Die Königin saß selbst jeden Freitag zu Gericht und übte Gerechtigkeit ohne Rücksicht auf Rang und Vermögen. 40 000 Dukaten, mehr als die anfänglichen Kroneinkünfte, die ein galicischer Edelmann als Sühne für einen Mord anbot, verschmähte sie. Die Raubburgen wurden gebrochen, der Bau von neuen verboten, dagegen die Städte mit Mauern versehen. So kehrte in kürzester Zeit wieder Sicherheit und Ordnung zurück. Handel und Gewerbe blühten wieder auf. Da die bisherigen Gesetzbücher ungenügend waren und manche Beschlüsse sich widersprachen, beauftragte Isabella den berühmten Rechtskundigen Alonso Diaz, auf Grundlage der bisherigen Gesetzessammlungen ein neues Gesetzbuch zu entwerfen, das 1485 als Ordonancas reales veröffentlicht und in Castilien eingeführt wurde. Mit Recht nannte man die Regie-

rungszeit Isabellas „das goldene Zeitalter der Justiz, wo die Monarchen von Stadt zu Stadt schreitend, öffentlich noch an der Gerichtstafel die Streitigkeiten schlichteten". Sollte der Herrscher wieder zu Ansehen gelangen, „so mußten auch die Kroneinkünfte, die unter dem verschwenderischen Heinrich auf 30,000 Ducaten gesunken, wieder hergestellt werden. Es wurden daher alle grund- und gedankenlosen Schenkungen jenes Fürsten wieder eingezogen und bestimmt, daß die hohen Staatsämter nicht nach dem Rang, sondern nach persönlicher Tüchtigkeit verliehen werden sollen. Außerdem machte die Krone auch die 3 großen Ritterorden ihren Zwecken dienstbar. Jeder dieser Orden war frei von bischöflicher Gerichtsbarkeit und verfügte über eine ansehnliche Macht. St. Jago hatte 400 Schwertritter und 1000 Lanzenträger, der Großmeister bezog ein Einkommen von 60,000 Ducaten, der von Alcantara von 45,000, der von Calatrava von 40,000 Ducaten. Solche Macht in einer Hand konnte die Krone stützen, ihr aber auch gefährlich werden, Grund genug für Ferdinand die Großmeisterwürde an sich zu ziehen [1]), wodurch er bedeutenden Machtzuwachs gegenüber dem Adel erlangte.

Auch bezüglich der kirchlichen Verhältnisse griffen die Herrscher ein, um die Gebrechen der spanischen Kirche zu heben. Sie wußten sich von Papst Sixtus IV. manche Zugeständnisse zu erwirken, so, daß die höchsten Würden der spanischen Kirche nur eingeborenen, würdigen Prälaten, die von den Herrschern des Landes vorgeschlagen werden, übertragen werden durften; die jüngeren Söhne adeliger Familien, die zum Genuß gewisser Pfründen die Tonsur erhalten, müssen sich auch als Geistliche betragen; wenn sie Raub, Friedensbruch und Todtschlag begehen, verfallen sie dem weltlichen Arm. Das Asylrecht wird beschränkt. Der älteste Prälat Spaniens hat das Recht über jeden der Widerspänstigkeit gegen die Krone schuldigen Prälaten zu Gericht zu sitzen. Klöster, in denen ein zuchtloses, ordnungswidriges Leben eingerissen, müssen reformirt werden. Die gesammte Geistlichkeit darf zur Durchführung der Hermandad mit einer kleinen Abgabe belegt werden.

† 11. Das so in sich geeinte und erstarkte Castilien-Aragon konnte unmöglich in dauerndem Frieden leben mit dem Halbmond, so lange dieser auf spanischem Boden stand. Jetzt mußte der blutige Entscheidungskampf erfolgen, das fühlten instinktiv die Einsichtigeren auf spanischer wie maurischer Seite. Das einst so mächtige Chalifat auf der iberischen Halbinsel war bis auf den kleinen Staat Granada zusammengeschmolzen, und auch dieser letzte Rest bot das traurige Bild eines dahinsinkenden Reiches; durch Thron- und Parteikämpfe, Hofcabalen und Greuelscenen, Ueppigkeit und Wollust in sich selbst bereits zerfallen, der Festigkeit und Stärke ermangelnd. Von außen betrachtet freilich schien das Königreich noch ein stolzer Bau zu sein, in welchem sich die alte Pracht und Herrlichkeit widerspiegelte. „Die schöne Granada, die Tochter der Sonne, der blühende Garten, das Paradies im Felsgebirge", war von 400,000 Menschen bewohnt, und es pulsirte in ihm noch ein reges

---

1) † Der Orden von Calatrava stammte aus dem Jahre 1158, der des hl. Jakobus von 1170, der von Alcantara von 1176. Nach Aufhebung des Templerordens wurde ein neuer Ritterorden: Unserer Frau von Montesa errichtet und ihm die Güter der Templer zugewiesen. Die Ritter des Ordens von Calatrava sollten in ihn eintreten; Papst Johann XXII. bestätigte ihn durch Bulle vom 10. Juni 1317. Seit 1479 wurde Ferdinand mit Genehmigung des Papstes Großmeister von Alcantara, seit 1489 und 1499 auch der Orden von Calatrava und Santiago. Hadrian VI. verband die Großmeisterwürde dieser 3 Orden durch Bulle vom 3. März 1523 für immer mit der Krone. 1587 wurde endlich der letzte Orden von Montesa durch Sixtus V. König Philipp II. und dessen Nachfolgern überlassen.

wissenschaftliches Kunst- und Handelsleben. In den Häfen des Reiches sah man Schiffe aller Nationen ihre Waaren austauschen und das Reich vermochte 100,000 wohlgerüstete Krieger ins Feld zu stellen. Konnte man es einem thatkräftigen Herrscher verargen, wenn er auf sie gestützt den Tribut an Castilien verweigerte? Als nämlich 1476 Isabella und Ferdinand den seit 1463 an Castilien gezahlten Tribut von 12,000 Goldgulden einforderten, erklärte Abul Hassan: „Die Könige von Granada, welche den Christen Tribut bezahlten, sind gestorben, die Münzstätten des Reiches prägen fortan nicht Gold, sondern nur Stahl für die Feinde". Damit war der Krieg erklärt, eröffnet wurde er erst im Jahre 1481 durch den Ueberfall der Festung Zahara von Seite der Mauren. Die Besatzung wurde niedergehauen, die Einwohner als Sklaven nach Granada geführt. Dieser Gewaltschlag mußte den Muth und die Rache der Christen wach rufen. Schon im März 1482 nahmen sie die nur 7 Leguas von Granada entfernte Bergfeste Alhama durch Ueberrumpelung und zahlten so die Schuld von Zahara blutig heim. Die Wirkung dieses kühnen Handstreiches in Granada war eine so tiefgreifende, daß das Absingen der elegischen Romanze über Alhamas Fall) innerhalb der Mauern Granadas unter Todesstrafe verboten werden mußte. So war der Krieg auf beiden Seiten begonnen und es war nicht nur ein nationaler, es war ein religiöser im edelsten Sinn des Wortes. So oft eine Stadt genommen war, wurde zuerst die Fahne des Kreuzes auf der Spitze der Hauptfestung aufgepflanzt, während die Krieger betend auf die Knie sanken und das Te Deum anstimmten. Die Begeisterung für den Glauben ließ alle Anstrengung vergessen, und selbst die Königin scheute sich nicht, die Mühen des Feldlagers zu theilen und ihre Juwelen für die Sache des Kreuzes zu opfern. Der Anblick der schönen, frommen, heldenmüthigen Königin begeisterte die Krieger zu Wundern der Tapferkeit, zugleich gab er dem ganzen Kriegsleben eine höhere Weihe. Die strengste Mannszucht herrschte im Lager, Karten und Würfel waren verboten, kein Messer wurde gezogen, kein Streit und Lärm gehört. Der Geist der Kreuzzüge flammte mit einer Gluth auf, daß selbst andere Nationen von ihm ergriffen wurden. Charakteristisch für den ganzen Krieg ist es auch, daß es zu einer einzigen Feldschlacht kam, es folgten sich nur eine Reihe von Belagerungen, wo der Eroberer sich vor der Stadt verschanzte, nachdem die Felder und das Obstrevier des Feindes verwüstet worden. Schon spielt die Artillerie eine so wichtige Rolle, daß der Fall einer Festung in schwindelnder Höhe oft davon abhängt, daß durch die Arbeit der Pioniere die Geschütze den Weg nach beherrschenden Höhen gewinnen. Auch verstand man schon zur Sicherung vor den Wallgeschützen mannstiefe Trancheen im Zickzack bis zum Graben eines belagerten Platzes zu ziehen [2]). Der endliche Sieg wäre wohl den Christenno noch theuer zu stehen gekommen, hätten nicht innere Parteikämpfe die Kräfte der Mauren gelähmt. Die Sultanin Zoraya fürchtete nemlich für die Thronfolge

---

1) † Die Mohren von Granada all'
Betrauern tief Alhamas Fall.
Es klagt der Mann, es weint das Kind,
Der Frauen heiße Thräne rinnt.
O Weh' um dich, Alhama!

Und von den Fenstern, wie auf's Grab,
Fällt dunkles Trauer-Tuch herab.
Der König wie ein Weib auch weint,
So groß ihm sein Verlust erscheint.
O Weh' um dich, Alhama!

2) † Peschel l. c. S. 147.

ihres Lieblingssohnes Abu Abdalla, von den Spaniern Boabdil genannt, weil Abul Hassan in eine griechische Christensklavin sterblich verliebt war. Sie entfloh aus der Alhambra, wo sie in Gewahrsam gehalten wurde, erregte in der Stadt zu Gunsten ihres Sohnes einen Aufstand; die Partei Abdallas behielt wirklich die Oberhand und Hassan verlor Granada, während er die Christen vor Loja zurückschlug; nur Malaga, Cadix und Baza blieben ihm treu. Die Heldenthaten seines Bruders Elzagal, der den Christen in der Axarquia schwere Verluste beibrachte (März 1483), belebten aufs neue die Hoffnungen der Mauren, und lenkten deren Augen wieder auf den vertriebenen Sultan Hassan. Nun mußte auch Boabdil durch Kriegsruhm sich hervor thun, wollte er die Mauren an seine Fahne fesseln; er beschloß daher einen Angriff auf die Grenzfestung Luzena. Dieser fiel aber unglücklich aus; die Blüthe der maurischen Ritterschaft fiel, und Boabdil selbst wurde gefangen genommen. Nur mit den größten Opfern erkaufte er sich als spanischer Vasall die Freiheit, um durch neuen Bürgerkrieg gegen den eigenen Vater das Ende Granadas zu beschleunigen. Daß er in diesen ernsten Zeiten des Reiches Anhang finden konnte und nicht jeder Versuch des Zwiespaltes als Hochverrath bestraft wurde, ist Beweis genug, daß das Reich seine Existenzberechtigung bereits verwirkt. Es war das Gottesgericht, das mit dumpfen Schritten nahte.

Wohl das traurigste Loos in diesem Krieg traf die Stadt Malaga, die am 18. August 1487 in die Hände der Christen fiel. Nachdem der Krieg 3 Monate über und unter der Erde, zu Wasser und zu Land gewüthet, mußte sich Malaga auf Gnade und Ungnade ergeben; alle Mosleme wurden ohne Unterschied zu Sklaven gemacht und ihr Vermögen eingezogen. Es begreift sich der Jammerruf der Einwohner: „Ach Malaga, du schöne, berühmte Stadt, warum müssen deine Kinder dich verlassen, konnte deine Erde, auf der sie das Licht der Welt erblickt, sie nicht auch im Tode decken!" In die verödete Stadt zogen christliche Bewohner, aber der alte Glanz war unwiederbringlich geschwunden. Hier im Lager vor Malaga drohte dem spanischen Herrscherpaar große Gefahr. Ein Maure schlich sich ins spanische Lager und drang in ein Zelt, wo Don Alvaro mit der Marquesa von Moya beim Brettspiel saß. In der Meinung, sie wären Ferdinand und Isabella, fiel er sie mit dem Dolche an, wurde aber überwältigt und in Stücke gehauen[1]). Das Schicksal Malagas rief allgemeine Bestürzung unter den maurischen Städten hervor und manche Veste ergab sich auf die erste Aufforderung, nur um günstige Bedingungen zu erhalten. Nur Elzagal versuchte noch da und dort den Widerstand zu beleben und die alte Begeisterung wachzurufen, allein die fatalistische Lähmung war nicht mehr zu heben, und schließlich ergriff sie auch ihn. 1489 fiel das wichtige Baza und dessen muthiger Vertheidiger Prinz Cidi Yahye durch die Hochherzigkeit der „katholischen Herrscher" gewonnen, wußte Elzagal zu überreden, dem nutzlosen Blutvergießen ein Ende zu machen, und die noch übrigen Städte und Landschaften seines Bereiches gegen günstige Bedingungen den Spaniern zu übergeben. Mit den Worten: „Allahs Wille werde erfüllt!" unterschrieb er die Capitulation. So giengen die wilden Felsenhöhen des romantischen Gebirgslandes mit ihren Schluchten und Engpässen, die mit leichter Mühe Jahre lang hätten vertheidigt werden können ohne Schwertstreich in den Besitz der Castilier über. Nun mußte noch das Schicksal Granadas entschieden werden. Es war in den Händen Boabdils, der mit Ferdinand bereits den Vertrag geschlossen, wenn die Städte Cadix, Baza und Almeria gefallen, auch Granada gegen angemessene Entschädigung übergeben

1) † Pulgar, cronica c. 87. Bei der Belagerung von Malaga wurden in Spanien die ersten Minen gesprengt, eine noch völlig neue Erfindung.

zu wollen. Nun die Zeit gekommen, war er zu feige, das gegebene Wort einzulösen und es mußte das Schwert entscheiden.

† 12. Im April 1491 zogen 80,000 Spanier gegen Granada heran und schlossen dasselbe mit einem eisernen, nicht zu durchbrechenden Gürtel ein. Die Blüthe des spanischen Adels hatte sich unter der Fahne Ferdinands und Isabellas versammelt, es war ein Heer von Helden, von denen jeder in den vorangegangenen Kämpfen die Probe der Ehre bestanden und die herrlichsten Thaten verrichtet. Diesem Heldenheer, geführt von den erprobtesten Feldherrn, und getragen von hl. Begeisterung, mußte der endliche Sieg zufallen. Aber auch in Granada hatte man sich zum Aeußersten entschlossen, noch einmal wurde der schwache Funke nationaler und religiöser Begeisterung angefacht, die Hoffnung auf Hülfe vom nahen Afrika spornte die Kräfte aufs äußerste an, die alte Heldenzeit schien wieder gekommen, auf beiden Seiten wurde ritterlich gekämpft. Aber was konnte all das dem verlorenen Reich noch nützen, nur die Todesweihe der schönen Stadt konnte es erhöhen. Als sich gegenüber von Granadas Höhen eine neue Stadt erhob, von Isabella Santa Fé genannt, und die Spanier hiedurch zu erkennen gaben, nicht eher vom Platze weichen zu wollen, als bis das Kreuz auf der Alhambra glänze, entsank den Belagerten der Muth und alles Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang. Das Schicksal von Malaga mit dem von Baza und Almeria verglichen, mußte es nahe legen, nicht die letzte Katastrophe abzuwarten, sondern durch Unterhandlungen möglichst günstige Bedingungen zu erhalten. So kam folgender Vertrag zu Stande: Granada wird den Christen übergeben; alle Einwohner schwören den spanischen Herrschern Treue; die gefangenen Christen werden frei; Boabdil erhält ein Vasallenfürstenthum in den Alpuxarras-Gebirgen und den Titel König; das Eigenthum der Mauren bleibt ungekränkt, ebenso ihr Glaube, sie werden nach ihren eigenen Gesetzen regiert und bleiben in ihren Ceremonien, Sitten und Gebräuchen unbehelligt; 3 Jahre lang zahlen sie gar keine Steuern, nachher nur die, welche sie ihren früheren Herrschern entrichtet; die Auswanderung steht frei. Auf Grund dieses Vertrages zog Boabdil am 2. Januar 1492 mit 50 maurischen Rittern Ferdinand entgegen und übergab ihm die Schlüssel der Alhambra mit den Worten: „Wir sind dein, mächtiger König, da Allah es so beschlossen, mache von deinem Glück einen mäßigen und großmüthigen Gebrauch!“ Weinend nahm der letzte Maurenfürst vom Lande seiner Väter Abschied und warf von einem Felsen, der heute noch el ultimo sospiro del Moro heißt, einen letzten Scheidegruß nach dem schönen Granada. Die Christen aber zogen unter freudigem Hörnerklang und Trompetenschall in die Stadt. Bald blinkte das silberne Kreuz und flatterten die Fahnen Castiliens auf den Thürmen der Alhambra. Ein feierliches Te Deum erscholl und Alles warf sich auf die Knie.

So war der zehnjährige Kampf gegen das Reich Granada, den die Spanier stolz dem trojanischen Krieg vergleichen, siegreich beendet. Ungeheurer Jubel erfüllte die ganze Christenheit auf die Kunde von Granadas Fall. Man sah darin einigen Ersatz für die verlorene Constantinsstadt. Nicht der geringste Antheil an diesem glücklichen Ausgang des Krieges gebührt der Königin Isabella. Sie erschien selbst im Lager und trat nicht selten im Panzer unter ihre Krieger, um ihren Muth anzufeuern. Manchen Helden beschämte sie durch ihren Scharfsinn und ihre unbezwingliche Festigkeit und Ausdauer. Mit rastloser Energie schaffte sie alles Nöthige zum Kriegsbedarf herbei, selbst die Kronjuwelen wurden verpfändet; warb neue Truppen, versorgte die Armen mit nöthigem Proviant und nahm sich mitleidig der Verwundeten an. Musterhaft war die Mannszucht, die in ihrem Heere herrschte, Gebet und kirchliche

Weihe mußte die Schlacht beginnen und schließen, kein Zank durfte gehört, keine Dirne gesehen werden.

Im Lager vor Granada unterzeichnete Isabella den Vertrag, wodurch dem Genuesen Christof Columbus drei Schiffe bewilligt wurden, mit denen er die neue Welt entdeckte.

† 13. Ueber Zeit und Ort der Geburt des großen Weltentdeckers Christoforo Columbo, oder wie er sich nach seiner neugewählten Heimath nannte, Christobal Colon, gehen die Ansichten heute noch auseinander. Zehn italienische Städte und Ortschaften haben sich um den Ruhm gestritten, den großen Mann als Sohn ansprechen zu dürfen. Er selbst aber hat sich in einer unzweifelhaft ächten Urkunde als Genuesen bezeichnet[1]). Ebenso kann, nach seinen eigenen Aeußerungen zu schließen, sein Geburtsjahr nur 1456 gewesen sein[2]). Daß er adeliger Abstammung gewesen, ist haltlose Hypothese. Genuesische Annalisten und Zeitgenossen versichern vielmehr, daß der große Mann bürgerlicher Herkunft, sein Vater Dominico Tuchweber, und seine Söhne Wollkrämpler gewesen[3]). Christoforo hatte noch 2 Brüder, Bartolomeo und Giacomo, und eine Schwester, von der man nichts weiß, als daß sie mit einem Victualienhändler verheirathet war. Seit 1469 hatte Dominico Colombo seinen Erwerbsbetrieb nach Savona verlegt und hier findet sich im Jahre 1472 ein Christoforo Columbo als Testamentszeuge. Bereits frühe hatte der nicht unbemittelte Vater den strebsamen Christoforo zur Ausbildung an die Universität Pavia gesandt, wo er aber nur kurze Zeit mathematischen Unterricht in Geometrie, Astronomie und Kosmographie genoß. Schon im 14. Jahre verließ er die Universität und begab sich auf die See, um das nautische Handwerk nie mehr zu verlassen. Zunächst besuchte er die Levante, Nordafrika und England. Von Bristol schiffte er sich nach Island ein, das er, wie er selbst erzählt, im Februar 1477 besuchte, wo zufällig die dortigen Gewässer schon eisfrei waren. Daß er hier von den normännischen Winlandsfahrten[4]) Kunde erhalten, und infolge davon seine Entdeckungsreise unter-

1) † In der institution de Mayorazgo findet sich die Stelle: siendo yo nacido en Genova. Auch der venitianische Gesandte Gasparo Contarini äußert sich also: al tempo di Colombo, genovese il quale ritrovo le terre delle Indie. cfr. Peschel l. c. S. 97. — 2) † Ueber Columbus u. die Entdeckung der neuen Welt haben wir eine ziemlich reiche Literatur. Zu erwähnen ist vor allem das gründliche Sammelwerk von M. F. de Navarrete, das 1825 im Auftrag der spanischen Regierung herausgegeben wurde und in französischer Uebersetzung mit Einleitung in 3 voll. unter dem Titel erschien: M. F. de Navarrete relatives des quatres voyages entrepris par Chr. Colomb pour la découverte du nouveau monde, suivies de diverses lettres et pièces inédites. Auf Grund dieses Buches erschien dann von Washington Irving: Geschichte des Lebens und der Reisen Christof's Columbus. Deutsch. Frankfurt a. M. 1828. Dann sind zu vergleichen das treffliche Werk von Peschel, die Schriften von Petrus Martyr, und die anderen bereits oben angegebenen Werke. Auch Humboldts Kosmos enthält treffliche Notizen. — 3) † Ueber die Abstammung des Columbus vgl. Peschel l. c. S. 96 ff. Dann Irving, Anhang nro IV, V u. VI. — 4) † Um das Jahr 1000 entdeckte Leif Erik des Rothen Sohn von Grönland aus den Continent des heutigen Nordamerika, dem er den Namen des guten Winlands gab; es ist darunter das Littoral zwischen Boston und New-York verstanden. Ebenso kannten die Normänner Markland (Neuschottland) und Helluland (Neufundland). Die Nachrichten über den Verkehr der Grönländer, Isländer und Normänner mit dem amerikanischen Continent reichen bis ins 14. Jahrhundert herab. Noch 1347 wurde ein Schiff nach Markland gesandt, um Bauholz und andere Bedürfnisse zu holen. 1121 unternahm der grönländische Bischof Erik Upsi, ein Isländer, eine Missionsreise nach Winland. Ob das Christenthum schon vor dieser Zeit in der neuen Welt Eingang gefunden, ist nicht sicher ausgemacht. Von den Skralingern erfuhren die in Winland angesiedelten Normännner,

nommen, wird aus guten Gründen bestritten. Hätte Columbus von der alten Colonisation eines gegenüberliegenden, ausgedehnten, zusammenhängenden Landstrichs, von „Markland und dem guten Winland" reden hören, hätte er diese Kenntnis eines nahen Continents mit den Projecten in Verbindung gesetzt, welche ihn schon seit 1470 uud 1473 beschäftigten, so würde er auf seiner ersten Entdeckungsreise gewiß nicht von den canarischen Inseln in südwestlicher Richtung gesteuert sein. Nach seiner isländischen Fahrt finden wir Columbus in Lissabon, wo er sich mit Donna Felipa Perestrello, der Tochter des Lehenträgers von Porto Santo, einer Insel nördlich von Madeira, verehelichte. Ueber die Zeit, wann dieses geschehen, fehlen noch nähere Angaben, sowie auch über die Geburt seines einzigen ehelichen Sohnes Diego, welche der Mutter das Leben gekostet zu haben scheint. Daß dieser portugiesische Aufenthalt nicht ohne Einfluß bleiben konnte auf die bereits im Geist des Columbus gährenden Ideen, ist leicht begreiflich. War die Entdeckungsbegeisterung, die in diesem kleinen Lande seit Heinrich dem Seefahrer herrschte, geeignet, selbst apathische Geister zu erfassen, wie mußte sie erst auf einen Columbus wirken! Wir finden ihn denn auch zwischen 1482 und 1484 an den westafrikanischen Fahrten theilnehmen, auf deren einer er nach Guinea kam. In Lissabon fand Columbus bereits den Plan vor, den Ostrand Asiens nach Westen schiffend zu erreichen; hier fand er eine von Heinrich dem Seefahrer gestiftete Pilotenakademie. So mußten dem kühnen Seefahrer, der nun den Polarstern im Zenith und im Horizont gesehen, auch die größten Gefahren der See nur mehr gering erscheinen, und es reifte in dem sinnenden Geist die Idee, „das Morgenland in westlicher Richtung zu suchen" zum festen Entschluß. Er trat vor Johann II. von Portugal mit seinem Projekt und bat um Unterstützung. Die nautische Commission, welcher der Plan zur Begutachtung vorgelegt wurde, bestehend aus dem Bischof von Ceuta, den jüdischen Leibärzten Rodrigo und Josef, und Martin Behaim, verwarf den Plan als zu unsicher, nur Behaim soll sich zustimmend geäußert haben[1]). Nun verließ Columbus um 1484 seine zweite Heimath und begab sich mit seinem Söhnchen nach Spanien, während sein Bruder Bartholomäus zunächst Diaz auf seiner Entdeckungsreise nach dem Cap der guten Hoffnung begleitete, und sich dann nach England wandte.

† 14. Es dürfte hier am Platze sein in Kürze den Untergrund etwas kennen zu lernen, auf dem sich Colons kühnes Project aufgebaut. Sein natürlicher Sohn Fernando, der das Leben des Admirals beschrieben, führt drei Gründe der Theorie des Vaters an: 1. Die Natur der Dinge, 2. die

---

jenseits der Cheasapeak-Bai wohnten „weiße Menschen, die in langen, weißen Kleidern einhergiengen, Stangen, an welche Tücher geheftet seien, vor sich hertrugen und mit lauter Stimme riefen". Diese Erzählung wurde auf christliche Processionen gedeutet. Weiter sind in den ältesten nordischen Sagen die Küsten zwischen Virginien und Florida als Weißmännerland bezeichnet und Groß-Irland genannt, und es wird behauptet, sie seien von den Iren bevölkert worden. (cfr. Caroli Christiani Rafn, antiquitates americanae 1845.) Thatsache ist ferner, daß die Normänner, als sie um 875 nach Island kamen, daselbst irländische Bücher, Meßrequisite und andere Gegenstände vorfanden, welche frühere Ankömmlinge, die Papae genannt werden, zurückgelassen. Diese Papae (Mönche) nun werden in der isländischen Sage als Westmänner „von Westen über das Meer gekommene" bezeichnet und man vermuthete, daß sie von Grönland d. h. von Amerika kamen, das schon frühe von den Iren bevölkert worden sei. Merkwürdig ist immerhin, daß die Kunde von der Entdeckung dieses Landes im Westen, nur auf den Norden Europas beschränkt bleiben und auch hier wieder völlig aus dem Bewußtsein des Volkes verschwinden konnte. — 1) † Der Versuch heimlich den Plan auszunutzen machte den Räthen der Krone wenig Ehre. cfr. Irving. l. c. I. S. 90.

Autorität gelehrter Schriftsteller und 3. die Berichte von Seeleuten [1]). Wir möchten denselben 3 andere substituiren: 1. Die damals allgemein verbreitete Sehnsucht nach den Goldländern Ostasiens. 2. Die kosmographischen Ansichten, und 3. die verbesserten nautischen Instrumente. Auch Columbus wurde von der allgemeinen Sehnsucht getrieben, nach den fabelhaften Wunderländern des Ostens zu gelangen, von denen Missionäre und Seefahrer Kunde nach dem Abendland gebracht, und die sich die Phantasie des Volkes mit unermeßlichen Schätzen und Wunderdingen ausgeschmückt. Diese Sehnsucht nach jenen zauberischen Ländern ist das primum movens bei allen Entdeckungen. Von ihr waren die Portugiesen, wie Columbus gleichmäßig erfüllt, und dieser wollte durch die Fahrt nach Westen dasselbe erreichen, was jene um die Südspitze von Afrika. Dieser Idee kamen die damaligen kosmographischen Ansichten fördernd entgegen. Auf Grund von Aristoteles war die Ansicht von der Kugelgestalt der Erde die fast allgemein herrschende, und nur auf Grund dieser Ueberzeugung konnte Columbus den Plan fassen, den Ostrand Asiens vom Westen Europas aus zu erreichen. Bezüglich der Entfernung beider Welttheile war man in einem für Columbus glücklichen Irrthum befangen. Es war nämlich die Berechnung des Marinus von Tyrus gegen die ptolemäische in Geltung gekommen, wonach sich das asiatische Festland bis zum 230° östlicher Länge ausdehnen sollte. Diese Ansichten schöpfte Columbus aus der imago mundi des Cardinals Pierre d'Ailly, der sie seinerseits aus Roger Bacons opus majus entlehnt hatte. Alliacus fügte noch bei, daß die Strecke zwischen Spanien und dem Ostrande Asiens bei günstigem Winde in wenigen Tagen durchsegelt werden könnte. Außerdem sollte die Insel Zipangu vom asiatischen Festlande entfernt, noch eine beträchtliche Strecke nach Osten zu liegen und konnte man hoffen, ehe die Küste Ostasiens erreicht würde, diese Insel zu berühren. Dazu kam noch eine weitere Täuschung, die dem Unternehmen günstig sein mußte. Auf der Mitte des Weges zwischen Spanien und Zipangu sollte noch eine weitere Insel von höchst beträchtlichem Umfang anzutreffen sein, nämlich die phantastische Wanderinsel Atlantis. In dieser Meinung wurde Columbus noch bestärkt durch den Florentiner Astronomen Paul Toscanelli, der ihm eine Copie seiner Seekarte nebst Begleitschreiben über Länge und Wahl des Weges zusandte. Toscanelli berechnete den Abstand zwischen Quinsay und Lissabon auf 130°, Zipangu auf 100° und zwischeninne sollte nach ihm Antiglia liegen. Solche Anschauungen schienen bestätigt zu werden durch eine Anzahl seltsamer Beobachtungen. Der warme Meeresstrom nämlich, der sich aus dem Golf von Mexiko an die Westküsten unseres Erdtheils ergießt, brachte dann und wann Nachrichten von dem unbekannten Festlande nach Europa. Ein portugiesischer Pilot fischte auf der Höhe der Azoren ein künstlich, aber ohne eiserne Werkzeuge geschnitztes Holz aus dem Meere. Ein ähnliches Stück überseeischer Industrie sah Columbus bei seinem Schwager, dem Statthalter von Porto Santo. Bewohner der Azoren wollten im Westen Land gesehen haben und behaupteten, daß Kähne mit Leichnamen einer ganz anderen Menschenrace an ihr Gestade getrieben worden seien. Solche Berichte mußten den ohnedies nach Westen gewandten Geist mit der festesten Zuversicht erfüllen. Dazu kam die allmählige Vervollkommnung der nautischen Instrumente, der magnetischen wie der astronomisch messenden, die den Weg über das „mare tenebrosum" sicherer zu weisen versprachen, als das bisher möglich gewesen. Die von den Chinesen über Arabien nach dem Abendland gekommene Magnetnadel, die schon am Ende des 12. Jahrhunderts erwähnt wird [2]), erfuhr allmählich eine wesentliche Ver-

---

1) † cfr. Irving. l. c. I. c. 5 S. 62 ff — 2) † cfr. Humboldt Kosmos II. S. 293 f.

besserung und ermöglichte so einen sicheren Gebrauch. Auch in der Anwendung der Astronomie auf die Schifffahrtskunde war man durch die vorbereitenden Arbeiten eines Cusa, Peurbach und Regiomontan weiter geschritten. Das Astrolabium welches Behaim auf Grund der Verbesserungen seines Freundes und Lehrers Regiomontan 1484 in Lissabon zu Stande brachte, erleichterte die Bestimmung des Ortes eines Schiffes ebenso, wie die verbesserten Sonnen- und Monds-Ephemeriden des Regiomontan.

So konnte Columbus mit etwas größerer Zuversicht den früheren Geschlechtern und selbst nicht wenigen seiner Zeitgenossen tollkühn erscheinenden Versuch wagen, die, wenn auch nach seiner Annahme bedeutend verkürzte, so doch immer noch ungeheure Meeresfläche zu durchfahren. Mit diesem Plane landete er an den Gestaden Spaniens um ihn dessen Herrschern vorzulegen.

† 15. Im Anfang des Jahres 1486[1]) klopfte an die Klosterpforte santa Maria de Rabida in der Nähe von Palos ein Reisender mit einem Knaben, und bat um ein Stückchen Brod und Wasser für sein erschöpftes Kind. Dem Prior Peres de Marchena fiel der Fremdling auf, er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und hörte mit Staunen von den großen Plänen, mit denen sich dieser einfache Mann trug. Er lud ihn als Gast ins Kloster und machte sofort seinen Freund, den Arzt Garcia Fernandez von Palos mit dem sonderbaren Fremdling bekannt. Der Plan der Entdeckung der neuen Welt wurde nun in den stillen Klosterräumen berathen, als trefflich erfunden und beschlossen, alles für dessen Durchführung zu thun. Peres stand in vertraulichen Beziehungen mit dem Beichtvater der Königin, dem Prior von Prado Fernando von Talavera. An diesen gab er Columbus Empfehlungsschreiben mit, während er den Knaben Diego im Kloster behielt. Voller Hoffnung wendete sich nun Columbus im Frühjahr 1486 nach Cordova, wo eben das Hoflager war. Aber welche Enttäuschung! Die Höflinge, die den ärmlichen, schlichten Anzug des Mannes nicht in Einklang bringen konnten mit seinen großen Plänen, spotteten über seine überreizte Phantasie. „Weil er ein Fremder war", sagt Aviedo, „und in ganz gewöhnlicher Kleidung erschien, auch durch nichts anderes empfohlen war, als durch den Brief eines armen Klosterbruders, glaubten sie ihm nicht und liehen seinen Worten kein Gehör, wodurch er sehr gekränkt wurde". Talavera, auf welchen Columbus seine größte Hoffnung gesetzt, widerrieth am stärksten. Außerdem nahm der maurische Krieg, der eben in voller Wuth entbrannt war, alle Aufmerksamkeit in Anspruch und rieth von kostspieligen Entdeckungsreisen ab, die ohnedies am Ende noch zu einem Conflict mit Portugal führen konnten. So blieb Columbus ungehört

---

1) † Zwischen dieser Zeit und der Abreise von Portugal liegt ein Zeitraum von stark einem Jahr. Ueber das Verbleiben des Columbus während dieser Zeit ist man nicht genau unterrichtet. Nach einigen hätte er sich zunächst nach seiner Vaterstadt Genua gewandt, wo er aber verächtlich abgewiesen worden. Das Gleiche wäre ihm in Venedig widerfahren. Daß sein Bruder Bartholomäus von Portugal nach England gieng, haben wir oben schon gesehen; ob im Auftrage des Columbus und mit speziellen Anträgen an den dortigen Hof ist zweifelhaft. Jedenfalls hätte er keinen größeren Erfolg gehabt, als Columbus selbst anfänglich in Spanien. cfr. Munnoz, Geschichte der neuen Welt, deutsch von Sprengel. Weimar 1795. l. II. cp. 21. Nach Peschel, l. c. S. 154 hätte Colon sein Project zunächst dem französischen Hof anbieten wollen und wäre nur durch Zufall an den spanischen gewiesen worden. Hiebei ließe sich nicht recht erklären, warum Colon nicht sofort, nach Abweisung seines Anerbietens spanischerseits, nach Frankreich weitergegangen, sondern sich volle 7 Jahre hindurch mit leeren Worten hinhalten ließ.

in Cordova und erwarb sich mit See- und Landkartenzeichnen seinen Unterhalt, auf günstigere Zeiten wartend, auf die man ihn vertröstete. Noch andere Bande hielten ihn in Cordova länger fest, als er wohl anfangs beabsichtigte: ein zärtlicher Verkehr mit Donna Beatrix Enriquez d'Arana. Sie gebar ihm einen Sohn Fernando, seinen Biographen[1]). Nach und nach gelang es ihm jedoch Freunde und Anhänger von Einfluß zu gewinnen, so den castilianischen Schatzmeister Quintanilla, den päpstlichen Nuntius Antonio Geraldini und dessen Bruder Alexander, den Instructor der jüngeren Kinder Ferdinands und Isabellas. Durch diese wurde er dem Erzbischof von Toledo, dem Cardinal Mendoza empfohlen, dem „dritten König" Spaniens, wie ihn Petrus Martyr nannte. Mendoza verschaffte ihm eine Audienz bei den Monarchen, die den verheißungsvollen Mann gnädig aufnahmen und seinen Plan aufmerksam anhörten. Es wurde beschlossen, denselben den gelehrtesten Männern des Reiches zur Prüfung vorlegen und nach deren Entscheidung sich richten zu wollen. Auf Befehl Ferdinands versammelte sich ein Rath von Professoren der Mathematik und Astronomie, sowie geistliche Würdenträger zu Salamanca im Dominicanerkloster St. Stephan, wo auch Columbus freundliche Aufnahme und Bewirthung fand. Gerade die Mönche[2]) dieses Klosters und unter ihnen namentlich Diego de Deza, Professor der Theologie und nachmals Erzbischof von Sevilla, schenkten dem Unternehmen die größte Aufmerksamkeit und waren dem Plane günstig, während die Mehrzahl des Rathes ihn als unausführbar verwarf. Die Verhandlung und schließliche Entscheidung zog sich übrigens lange hin, und Colon bezog während dieser Zeit der Unbestimmtheit vom Hofe verschiedentliche Gelder (die urkundlichen Angaben reichen vom 5. Mai 1487 bis 12. Mai 1489); zugleich nahm er auch persönlich Antheil am Kriege gegen die Mauren, wobei er Beweise ablegte, daß seinem Wissen und hohen Wünschen auch ausgezeichnete Thatkraft zur Seite stehe. Im Winter 1491 endlich wurde ihm der ablehnende Entscheid des Rathes von Salamanca im Auftrag des Hofes durch Fernando Talavera eröffnet. Noch konnte sich Colon nicht entschließen, Spanien sofort zu verlassen, obwohl ihm jegliche Unterstützung von Seite des Hofes als aussichtslos erscheinen mußte. Zunächst

---

1) † Er starb am 12. Juli 1539, 50 Jahre alt, und wurde nach Angabe seiner Grabschrift am 27. September 1488 geboren. cfr. Peschel, l. c. S. 156. Irving, l. c. I. cp. 6. — 2) † Es mag doch ein Zeichen sonderbarer Geistesverfassung eines Geschichtsschreibers sein, fortwährend über geistliche Unwissenheit, dumme, pedantische Klosterbewohner, träges Mönchthum (cfr. Irving, l. c. I. cp. 4. u. a.) u. drgl. mehr zu poltern, obwohl er von der beschützenden und unterstützenden Thätigkeit der Franziskaner zu Palos, der Dominicaner zu Salamanca, eines Cardinals Mendoza, des päpstlichen Nuntius Geraldini u. a. recht gut unterrichtet ist, der Geistesproducte eines Vincenz von Beauvais, Cardinals Alliacus, Cusa, Bischofs Regiomontanus u. a. gar nicht zu gedenken, ohne welche ein Columbus wohl unmöglich gewesen wäre. Da dürften obige und viele ähnlich lautende Prädikate doch wohl an eine andere Adresse zu richten sein. Wir geben gerne zu, daß die Wissenschaft damaliger Zeit noch nicht den Umfang und die Tiefe unserer Tage besaß, ihre größten und meisten Vertreter aber hatte sie immer noch unter der Welt- und Klostergeistlichkeit, so grauenhaft auch manchen modernen Gelehrten das Bewußtsein sein mag, auf den Schultern geistlicher Ahnen zu stehen. Bezüglich der landläufigen und nachgerade banalen Phrase von der mittelalterlichen Finsterniß, verweisen wir auf die Worte eines gewiß zunftmäßigen Gelehrten. Humboldt (Kosmos II. S. 312) sagt: „Die Fortschritte, welche am Schlusse des wissenschaftlich zu gering geachteten Mittelalters die einzelnen Disciplinen gemacht hatten, beschleunigten das Auffassen und die sinnige Vergleichung einer maßlosen Fülle physischer Erscheinungen."

versuchte er es nun bei einigen spanischen Großen, den Herzögen Medina Sidonia und Medina Celi, die ganze Fürstenthümer an den Küsten besaßen und sogar mit eigenen Flotten auszogen. Der zweite war dem Unternehmen Colons nicht abgeneigt und schon im Begriff ihm 3 Caravelen, die in seinem Hafen bereit standen, zur Verfügung zu stellen. Plötzlich aber stand er von dem Unternehmen ab, da er fürchtete, dadurch den Hof zu beleidigen, bot aber Colon seine Verwendung bei der Krone an. Da sich dieser hievon nach den bisherigen Erfahrungen nichts versprechen konnte, beschloß er, endlich nach siebenjährigen nutzlosen Versuchen, Spanien zu verlassen und seine Schritte nach Frankreich zu lenken.

† 16. Er erschien wieder im Kloster Rabida, um seinen daselbst zurückgelassenen Sohn Diego abzuholen. Peres, untröstlich über den, seinem Vaterland drohenden Verlust, entschloß sich nach abermaliger Berathung mit dem Arzte Garcia Fernandez, sich persönlich an die Königin zu wenden und bat Colon um Aufschub der Abreise, bis er von dort Antwort erhalten. Isabella ließ Peres an den Hof kommen und er vertrat das Project Colons mit solch überzeugungsvoller Kraft, daß die Königin diesem 20,000 Maravedis anweisen ließ, damit er anständig bei Hof erscheinen könnte. Columbus erscheint, die Verhandlungen nehmen anfänglich einen günstigen Verlauf, zerschlagen sich aber auf einmal an den hohen Forderungen des kühnen Genuesen. Er verlangte die Würde eines Don, den Titel und die Gerechtsame eines Admirals und Vice-Königs aller Länder, die er entdecken würde und den Zehnten von allem Ertrage derselben. Diese freilich fürstlichen Bedingungen hielt man am Hofe für überspannt. Columbus aber, obwohl arm und entblößt von allem, obwohl in die Nothwendigkeit versetzt, den Weg der Unterhandlungen an einem andern Hof aufs neue, und vielleicht unter denselben Enttäuschungen und Mißerfolgen zu beginnen, zieht auch nicht ein Jota von seinen Forderungen zurück. Er ist entschlossen, „die Perle vom Rialto zu werfen, wenn er kein würdiges Angebot finde.“ Rasch entschlossen schüttelt er den Staub von den Füßen, verläßt Santa Fé im Februar 1492, und wendet sich nach Frankreich. Wahrlich in diesem Augenblick steht Columbus auf dem Glanzpunkt seiner idealen Größe. Welche Ueberzeugung mußte den Geist dieses Mannes erfüllen! Seine Freunde aber waren untröstlich über diesen Ausgang der Verhandlungen. Luis de Sant Angel, Schatzkanzler von Aragon, erwirkte sich eine Audienz bei der Königin, und wußte ihr nun die Wichtigkeit und Dringlichkeit der Sache mit solcher Ueberzeugung ans Herz zu legen, daß sie endlich, hingerissen von der Macht seiner Worte, ausrief: „Wohlan, so unternehme ich das Werk auf meine eigene castilische Krone, und will meine Juwelen verpfänden, um die nöthigen Gelder herbeizuschaffen“. Es war ein Augenblick von hoher Bedeutung. Ein Eilbote holte den Genuesen 2 Meilen von Santa Fé ein, am 17. April 1492 wurde die Capitulation mit der Krone unterzeichnet, das Patent am 30. April ganz nach Wunsch des Columbus ausgefertigt und am 23. Mai befand sich dieser schon in Palos. Ihm und seinen Erben wurde auf ewige Zeiten die Würde eines Admirals, Vice-Königs und Statthalters in den neu zu entdeckenden Ländern zugestanden, sowie der zehnte Theil an allem Gewinnste, während er selbst den achten Theil zu den Kosten beizutragen hatte.

† 17. So nahe am Ziel seiner Wünsche, wurde er nochmals ein Vierteljahr hingehalten, ja das ganze Unternehmen drohte zu scheitern an dem Widerwillen der Seeleute. Niemand wollte Schiffe hergeben zu diesem waghalsigen Unternehmen, Niemand sich dem sichern Verderben weihen. Nur dem muthigen und entschiedenen Auftreten der angesehensten Piloten von Pa-

los, den drei Brüdern Pinzon, gelang es endlich, drei Caravelen seebereit zu stellen. In der Frühe des 3. August 1492, es war ein Freitag, nachdem die ganze Mannschaft, der Admiral an der Spitze, noch zur hl. Communion gegangen, segelten drei Caravelen mit 90 Mann an Bord, aus dem Hafen von Palos. Es war eine ungemein traurige Abfahrt, bange Furcht, als gienge es in den sichern Tod, hielt Scheidende und Zurückbleibende gefangen; nur Ein Mann war voll fröhlicher Zuversicht, Columbus. Er befehligte die Santa Maria, Martin Pinzon die Pinta und dessen Bruder Vincenz die Ninna. Zuerst segelte das Geschwader nach den canarischen Inseln, wo man vier Wochen verweilte. Vergebens hatte Columbus gehofft die schwerfällige Pinta, deren Steuerruder schon am dritten Tage gebrochen war, gegen ein leichteres Fahrzeug eintauschen zu können. Nachdem das Steuer reparirt, die Segel geändert und hinlängliche Vorräthe eingenommen waren, segelte man am 6. September von der Insel Gomera ab. Als am 9. die letzte Spur von Land verschwunden, entsank den Schiffern aller Muth, sie betrachteten sich als unwiderruflich dem Tode geweiht; jenseits lag alles, was dem Herzen theuer: Vaterland, Weib, Kind, Freund, ja das Leben selbst; vor ihnen nichts als ein Chaos, der wild schauerliche Ocean, ihr Grab! Der Admiral gab sich alle Mühe, diese allgemeine Muthlosigkeit durch die Aussicht auf die herrlichsten Hoffnungen zu zerstreuen. Vom Abend jenes Tages an führte er eine doppelte Aufzeichnung des zurückgelegten Weges, im offen aufliegenden Journal gab er den Weg immer geringer an, damit sich, wie er sagte, bei der Größe der Entfernung, kein Unbehagen verbreiten möchte. Am 11. September traf man bei einer Entfernung von 150 Seemeilen auf ein Stück von einem Mastbaum. Das Schiffsvolk, das mit Aengstlichkeit alles beobachtete, was Furcht und Hoffnung einflößen konnte, wurde aufs neue bestürzt bei dem Anblick dieses Ueberrestes einer unglücklichen Reisecompagnie. Am 16. September kamen sie in das Gebiet der atlantischen Krautwiesen, der Himmel trübte sich zum Regen. „Von da an," schreibt Columbus, „hatten wir immer mildes Wetter und die Morgen waren erquickend wie im andalusischen April, so daß wir nur das Schlagen der Nachtigall vermißten." Am 17. fanden die Piloten, daß sich die Magnetnadel um das volle Viertel eines Windstriches nach Nordwesten gedreht hatte. Columbus hatte diesen Umstand schon am 13. beobachtet, aber geschwiegen. Nun fühlte man sich aufs neue unbehaglich, schien es doch, als ob sich in diesen Gegenden die Grundgesetze der Natur veränderten, und was sollte aus ihnen werden, wenn selbst dieser treue Führer seine Dienste versagte? Columbus gab die Erklärung, daß nicht die Nadel, sondern der Polarstern durch seine Umdrehung verschoben worden sei. Der Fang eines Krebses auf einer Fucuspflanze erweckte wieder Hoffnung auf nahes Land. Am 18. gieng Martin Pinzon mit der Pinta voraus, weil er Land zu sehen glaubte, dasselbe löste sich jedoch in einen kleinen Niederschlag auf. Am 22. sprang der Wind nach Südwest um, während sie bisher immer mit directem Ostwind gefahren. Einen solchen Gegenwind vermißte man bisher, und die Mannschaft hatte schon zu fürchten angefangen, daß in diesen Gegenden nie ein Wind wehe, der sie wieder zurück nach Spanien tragen könnte. Am 23. trat Windstille ein, und als bald darauf die See rauh wurde ohne Wind, wurden sie aufs neue betroffen. Am 4. und 5. October umschwärmten Vögel in weit größerer Menge als bisher die Schiffe, und man glaubte zwischen Inseln hindurch zu fahren, und daß diese Vögel von einer zur anderen flögen. Selbst Columbus hegte eine ähnliche Meinung, wollte jedoch seinen westlichen Lauf nicht ändern. Am 7. October war die leichte Ninna vorausgeeilt in ungeduldiger Erwartung des ganz nahe geglaubten Landes. Abermalige Täuschung und die Mannschaft fiel in die alte Muthlosigkeit zurück. Wieder hatte man ansehnliche Schwärme kleiner Land-

vögel gesehen, welche südwestlich flogen, er schloß daraus, sie müßten dort des Landes gewiß sein, wo sie Ruhe und Futter fänden. So entschloß sich denn Columbus am 8. Oktober seinen Lauf nach Südwesten zu nehmen, immer umschwärmt von den verheißungsvollen Vögelschaaren. Am 10. heißt es im Schiffsbuch: „Heute klagten die Matrosen über die unerträgliche Dauer der Reise.“ Doch ermuthigte sie Colon, so gut er konnte, durch die Aussicht auf den großen bevorstehenden Gewinn. „Ihre Beschwerden seien um so müßiger, da man sich Indien jetzt nähere, und er mit Hülfe des Herrn seine Reise fortzusetzen gedenke, bis er es erreiche“ [1]). Am andren Tag war es klar, daß man Land vor sich hatte, die Mannschaft auf der Pinta zog ein Rohr, einen Pfahl, ein Brettchen, einen Stab mit Schnitzereien und frisch vom Lande gelöste Gewächse aus dem Wasser. An Bord der Ninna sah man eine mit Beeren besetzte Ruthe. Den Ungläubigsten mußte es nun gewiß sein, daß Land in der Nähe sei, daß die Stunde der Erlösung geschlagen. Nun war der Bann der Furcht gebrochen, es war als ob den zum Tode Verurtheilten der Gnadenbrief der Freiheit ausgehändigt worden. Auf dem ganzen Geschwader herrschte die seligste Freude, alles war in gespanntester Erwartung des so sehnsüchtig erhofften Landes. Columbus hatte nach Sonnenuntergang den Curs wieder westwärts genommen und die Mannschaft ermahnt, wachsam nach Land auszuschauen. Er versprach dem ersten Rufer aus eigenen Kosten noch ein seidenes Wamms zu dem Gnadengeschenk der Monarchen [2]). Um 10 Uhr Nachts glaubte Colon Licht zu erblicken, getraute sich aber nicht es für Land zu erklären. Er rief den königlichen Kammerherrn Petro Gutierrez, der es auch zu sehen behauptete, doch zweifelnd, ob es nicht ein Trugbild wäre, rief er den Zahlmeister Rodrigo Sanchez aus Segovia, der aber nichts gewahrte. Noch ein zweites und drittes Mal kam es zum Vorschein, um gleich wieder zu verschwinden. Als rüstiges Fahrzeug eilte die Pinta voraus und beim Mondenglanz erblickte Morgens um 2 Uhr (es war ein Freitag) Rodrigo de Triana den schimmernden Saum eines vorspringenden Gestades. Unter dem Ruf: Land, Land, stürzte er auf das nächste Geschütz, um das Signal zu geben. Es war glückliche Wirklichkeit, etwa 2 Seemeilen vor sich erkannte man deutlich das Land, weshalb die Segel eingezogen wurden, um die Dämmerung zu erwarten.

† 18. Beim Grauen des Tages am 12. October 1492 sahen die glücklichen Seefahrer vor sich ein schönes Eiland, mit frischem Grün und zahlreichen Bäumen bedeckt. Der liebliche Wohlgeruch, den ein leiser Zephyr zu ihnen herübertrug, gab ihnen Kunde von den herrlichen Früchten, welche die Insel hervorbrachte. Columbus ließ die Anker werfen und die Boote lösen. Im Scharlachmantel und mit dem königlichen Banner von Castilien

---

1) † Dies ist historische Unterlage der angeblichen Meuterei der Schiffsmannschaft gegen Colon, von der sein Sohn Fernando (in seiner Vida del Almirante cp. 19) zu berichten weiß. cfr. Peschel, l. c. S. 168. Anm. 1. — 2) † Die Herrscher hatten demjenigen, der zuerst das Land erblickte 10 000 Maravedis als jährliche Leibrente versprochen. Dieses Geschenk ließ sich nachmals Columbus selbst ausbezahlen auf Grund jenes Lichtes, das er vier Stunden vor dem eigentlichen Entdecker des Landes gesehen haben wollte, weshalb er diesem den versprochenen Lohn streitig machte. Da um jene Zeit die Schiffe immerhin noch in der beträchtlichen Entfernung von 11 Seemeilen vom Lande waren, konnte, wegen der Wölbung des Meeres unmöglich ein Licht vom flachen Lande aus gesehen werden, davon abgesehen, daß es sich nicht um das Wahrnehmen irgend eines Zeichens vom nahen Lande, sondern um dieses selbst handelte. In diesem Punkte wird Columbus von dem Vorwurfe der Unnobleß nicht freizusprechen sein.

betrat er die neue Welt, Alonso und Vincenz Pinzon folgten mit dem Banner der Unternehmung, das ein grünes Kreuz trug und auf beiden Seiten unter einer Krone die Initialen F. und I. Columbus warf sich zur Erde und küßte sie unter Thränen der Freude und des Dankes, alle folgten seinem Beispiel. Dann stand er auf, zog sein Schwert und nahm im Namen der katholischen Majestäten feierlich Besitz von der Insel, der er den Namen San Salvador gab. Es war eine der Bahama- oder lucaischen Inseln, von den Eingebornen Guanahani genannt.

Diese waren verwundert in Haufen an das Ufer geeilt, um sich die fremden Ankömmlinge zu besehen. Nach anfänglichem Erstaunen über die seltsamen, weißen Männer, zeigten sich die Eingebornen sehr zutraulich, sie kamen herzu, befühlten Hände, Füße, Bärte und Gesicht der Spanier, die ihrerseits nicht weniger erstaunten über die Kupferfarbe der Insulaner, ihre Nacktheit und ihre bemalten Körper. Columbus theilte farbige Mützen, Glasperlen, Schellen und sonstige Kleinigkeiten unter sie aus, wogegen sie Lebensmittel und Baumwolle in Menge herbeischleppten. Die Goldplättchen, welche die Insulaner in Ohren und Nase trugen, reizten sofort die Habgier der Spanier. Auf Befragen wiesen sie nach Süden, wo Gold in Menge zu finden sei. Nachdem Colon die Insel umfahren und sieben Indianer als Wegweiser zu sich genommen, segelte er südlich und entdeckte der Reihe nach Conception, Ferdinanda und Isabella, und am 27. October die Nordküste von Cuba, das genau ausgekundschaftet wurde. Colon wird nicht müde, die Schönheit des Landes, das herrliche Grün, die tausend Arten von Bäumen, den Schmelz der Blumen, das Singen und schimmernde Gefieder der Vögel und die entzückenden Wohlgerüche in den begeistertsten Worten zu schildern. Tausend Lippen würden nicht ausreichen, den Monarchen alle Herrlichkeit zu preisen, und beim Schreiben versagt, wie durch Verzauberung, die Hand ihren Dienst. „Man möchte da sein ganzes Leben zubringen, es ist das reizendste Inselland." Bald kam Colon zu der Ueberzeugung, daß Cuba Zipangu nicht sei, wie er bisher geglaubt, sondern ein Festland, und er sandte von Rio de Mares eine Gesandtschaft in das Innere des Landes. Sie fand eine Stadt aus 50 Hütten und etwa 1000 Einwohnern, und wurde vom Cazikén ehrenvoll aufgenommen. Auf dem Rückweg sahen sie Eingeborne, „die eine glühende Kohle und gewisse Kräuter in ein trockenes Blatt nach Art von Patronen zusammengewickelt bei sich führten, um das eine Ende anzuzünden und den Rauch am anderen einzuschlürfen; diese Patronen nannten sie Tabacos" [1]).

Die bisherige Zutraulichkeit der Einwohner verscherzte Columbus durch eine brutale und treulose Gewaltthat. Er ließ fünf arglose Indianer am Bord seiner Schiffe ergreifen und vom Lande sieben Frauen entführen. Die Folge war, daß die Eingebornen nun überall beim Annahen der Fremdlinge scheu die Flucht ergriffen. Am 5. Dezember erreichte man von der Ostspitze Cubas die Westspitze Haitis, das Columbus wegen der Aehnlichkeit mit andalusischen Landschaften Hispaniola nannte. Auch hier flohen die Bewohner anfangs scheu zurück vor den Ankömmlingen, und diese fanden nur leere Hütten. Bald jedoch ließ sich mit ihnen ein glücklicher Tauschhandel anknüpfen. Am 23. Dezember besuchten wohl tausend Personen das Geschwader, von denen die meisten schwimmend zu den Schiffen kamen. Es zeigte sich

---

1) † Las Casas, Hist. gen. de las Indias I. cp. 46. eine Geschichte des Pflanzstaates von der Entdeckung des Landes durch Columbus bis 1520. Das Werk ist nur als Manuscript vorhanden, wurde aber von anderen Schriftstellern vielfach benutzt u. ausgezogen.

hier eine dichtere Bevölkerung und auch höher entwickelte Zustände; namentlich zeigten die Caziken edle Gemessenheit und benahmen sich wie Männer, die gute Herkunft verrathen. In der Nacht des 24. Dezember fuhr die Santa Maria auf eine Sandbank und scheiterte. Die Mannschaft wurde gerettet und die Ladung konnte am Ufer geborgen werden. Von dem Caziken Guacanagari wurden die Verunglückten aufs freundlichste aufgenommen und unterstützt. Dienstfertig halfen die Bewohner mit ihren Kähnen die gestrandete Habe an's Ufer bringen; hiebei zeigte sich vor allem die bewunderungswürdige Redlichkeit. Nicht ein Nagel wurde entwendet, wie der Admiral versicherte. Aus den Trümmern der Caravele wurde mit Zustimmung des Caziken eine Burg erbaut mit Thurm und Graben, die nach dem Tage der Strandung Navidad genannt wurde. 40 Mann unter drei Offizieren blieben als Besatzung zurück, und der Admiral ließ ihnen ein Boot zur Fortsetzung der Küstenfahrten, Waffen, Pulver, Artillerie und Zwieback auf ein Jahr mit dem Rest von Tauschwaaren. Er hoffte bei seiner Rückkunft wenigstens eine Tonne Gold in Empfang nehmen zu können. Nachdem er der Besatzung noch die nöthigen Weisungen gegeben, trat er am 4. Januar 1493 die Rückreise an.

† 19. Ueber den Culturzustand der Bewohner der Antillen spricht sich der zeitgenössische Petrus Martyr[1]) also aus: „Ohne Bedeckung ihrer Blöße, ohne Maß und Gewicht, ohne den Fluch des Geldes, ohne Gesetz und ränkesüchtige Richter, ohne Bücher, befriedigt von den Gaben der Natur und sorglos um das Künftige, genießen jene Menschen ein goldenes Zeitalter.“ In wenige Worte zusammengedrängt haben wir hier ein treues Bild der glücklichen Natürlichkeit jener Menschenrace, der mit dem 12. October 1492 eine neue Zeit angebrochen, die für sie namenloses Elend in sich barg. Mit natürlicher Gutmüthigkeit und Zutraulichkeit näherten sie sich den fremden Gästen, die sie für vom Himmel herabgestiegene Götterwesen hielten. Sie ahnten nicht, die Arglosen, daß in diesen Busen die Menschennatur mit all ihren düsteren Leidenschaften verborgen lag. Mit kindlicher Freigebigkeit tauschten sie ihre herbeigebrachten Lebensmittel, Baumwolle, und Goldplättchen, gegen werthlose Dinge ein, Glasperlen, Schellen und anderen Tand. Der Gebrauch des Eisens war ihnen unbekannt; sie faßten den Degen des Columbus an der Klinge an, so daß sie sich verletzten. Ihre Waffen und Werkzeuge waren aus Stein, auch befestigten sie Fischzähne und Beine an hölzernen Speeren. Mit diesen Waffen vertheidigten sie sich gegen die von Süden kommenden Cariben, die wilde und kriegerische Anthropophagen waren und sie gefangen wegführten. Trotz der primitiven Waffen und Werkzeuge waren sie nicht ohne Kunst, sie verfertigten Götzenbilder aus Holz, kunstreich geschnitzte Sessel und Zierat für die Schnäbel der Fahrzeuge. Mit der hohlen Hand lasen sie die Goldkörner aus dem Sande der Bäche, und wußten dieses Metall in Formen von allerlei Bildwerk zu gießen. Zu Fahrzeugen benutzten sie ausgehöhlte Baumstämme (Canoes), die ohne Segel mit den Rudern sehr rasch vorwärts bewegt wurden.

Die Nahrung war hauptsächlich Pflanzenkost, denn es gab bei ihnen nur fünf Arten sehr kleiner vierfüßiger Thiere, von denen eine Art Kaninchen am meisten verbreitet war. Auch mästeten sie eine Art zahmer, stummer Hündchen, deren Fleisch, wie das der Yuana, einer 4—5 Fuß langen Eidechse, sehr geschätzt war. Die Hauptnahrung war der Mais, der in zwei, höchstens

---

1) † Decad. I. cp. 2. Ueber die gesellschaftlichen Zustände auf den Antillen zur Zeit der Entdeckung durch Columbus cfr. Peschel, l. c. S. 175.

vier Monaten reifte und 400fältige Ernte abwarf, ohne daß das Land mühseliger Bearbeitung bedurft hätte. Auf den Fischfang verstanden sie sich trefflich und ebenso wurde im Innern des Landes auf die zahlreichen Vögel, namentlich die buntfarbigen Papageien Jagd gemacht.

Zur Wohnung dienten Hütten, die aus Rohr zeltartig zusammengebunden und mit Stroh oder Palmblättern bedeckt wurden. Zwei bis drei Jahre lang gewährten sie hinlänglich Schutz, dann wurden sie wieder verlassen und neue gebaut. Die Hütten der Häuptlinge waren etwas geräumiger und mit einer Veranda versehen. Da man keine Lastthiere hatte, gab es auch keine Straßen, sondern nur schmale Pfade.

Die Religion war polytheistisch, jedes Gebiet, jede Landschaft, jedes Dorf und Haus hatte seine Götzenbilder, Cemes genannt. Es waren dies gehörnte und geschwänzte Puppen[1]), aus Stein, Thon, Gold oder auch Baumwolle, von denen man Regen, Sonnenschein, Sieg und Gewährung aller Bitten erflehte. Ihr Zorn äußerte sich in den Schrecknissen der Naturerscheinungen, namentlich schrieb man ihrem Einfluß die schrecklichen Cyclonen zu, die auf den Antillen hausen. Das oberste göttliche Wesen war Jocauna und seine Mutter Mamona, worunter Sonne und Mond verstanden wurden. Die Indianer glaubten an ein jenseitiges Leben sinnlicher Art, den Verstorbenen wurde Brod und ein Krug Wasser mitgegeben bei der Beerdigung, den Fürsten folgten die vornehmsten Frauen freiwillig ins Grab. Die Leichen der Magnaten wurden in baumwollene Binden gehüllt, mit Geschmeide bedeckt, aufrecht auf einen Sessel gesetzt, dann in eine Gruft gestellt und mit Erde bedeckt. Die Geister der Abgeschiedenen sammelten sich im Westen, in der Einöde Soraya, wo der Cazike des Todtenreiches herrscht. Bei Tag verkriechen sich die Geister in die Höhlen und Klüfte, bei Nacht aber schweifen sie umher, weshalb sich die Eingebornen in der Dunkelheit nicht aus den Hütten hinaus wagten, weil ihnen unheimliche Begegnungen drohten. Die Geister nährten sich von der hl. Frucht Mamey, welche die Lebenden nicht berührten, damit das Schattenreich nicht in Hungersnoth käme.

Die Ehe hatte auf den Antillen im allgemeinen einen monogamen Charakter und wurde die eheliche Treue von den bürgerlichen Frauen strenge bewahrt, während die vornehmen Frauen völlig zuchtlos lebten, da Liberalität gegen die Männer als adelig galt. Die Fürsten umgaben sich mit einem Harem, jedoch wurde auch hier nur Eine als rechtmäßige Gattin angesehen. Heirathen in den nächsten Verwandtschaftsgraden, zwischen Eltern und Kindern und zwischen Geschwister galten als Verbrechen. Die gesellschaftliche Stellung der Frau scheint eine durchaus würdige gewesen zu sein, wie sich dies namentlich bei der unglücklichen Cazikin Anacaona zeigt, der unglücklichen Gattin des unglücklichen Caonabo. Der größte Schimpf für einen Indianer war Geiz, und das größte Verbrechen, das aber nur selten vorkam, Diebstahl. Es wurde mit lebendiger Pfählung bestraft. Ein Strohhalm über die Schwelle gelegt sicherte das Eigenthum besser, als bei uns Schloß und Riegel.

In politischer Hinsicht herrschte der strengste Absolutismus. An der Spitze der meist kleinen Theilreiche stand der Cazike, welchem eine unbeschränkte Macht über die Unterthanen zustand. Durch eine peinliche Etiquette hielten diese Caziken das Volk in ehrfurchtsvoller Entfernung. Der Cazike war der einzige Eigenthümer des Reiches, auf sein Geheiß mußte der Acker bestellt und die Ernte eingeheimst werden. Sie wurde in Vorrathshäuser gesammelt, aus denen er dann die Bedürfnisse der Unterthanen befriedigte. Die Leckerbissen kamen alle auf die Tafel des Caziken. Durch Krieg und

1) † Petrus Martyr. ep. 111.

Unterwerfung kamen einzelne unabhängige Fürsten als Vasallen unter die Herrschaft mächtiger Nachbarn. Wie die Caziken scheint sich auch dieser Feudaladel streng gegen das hörige Volk abgeschlossen zu haben. Die Macht über die Unterthanen ruhte auf religiösen Vorstellungen, der Cazike galt als der Vertraute der Gottheit und in deren Geheimnisse eingeweiht. Er leitete die Wallfahrten zu den Götzenbildern und erhielt entweder selbst, oder durch die Priester, Bohitos, die Orakelsprüche. Diese Bohitos besaßen außerdem manche Kenntnisse von Arzneimitteln. Bei Siegesfesten, Hochzeiten und Beerdigungen der Caziken wurden Areytos, hl. Tänze, je nach der Bedeutung von Männern oder Jungfrauen aufgeführt, wobei nach dem Takt Lieder gesungen wurden. Der Chorführer gab alle Bewegungen an und sang dazu einen Vers, den die Tänzer respondirend wiederholten. Solche Aufführungen konnten oft bis in den andern Tag hinein dauern. Der Inhalt der Gesänge umfaßte die heilige und profane Geschichte des Volkes, namentlich auch die Kriegs- und Heldenthaten. Leider sind uns Proben dieser Poesie nicht erhalten worden.

Höher als die Antillenbewohner standen die den Nordrand von Südamerika bewohnenden caribischen Stämme. Sie galten als der schönste Menschenschlag unter allen amerikanischen Stämmen, waren sehr beherzte und muthige Krieger. Mit ihren vergifteten Pfeilen wurden sie nicht nur den Antillenbewohnern, sondern selbst den spanischen Colonisten gefährlich. Ihre Häuser waren kunstgerechter und dauerhafter gebaut, als die indianischen Hütten. Im Schiffswesen besaßen sie nicht unbedeutende Kenntnisse. Sie verstanden Piroguen von 70′ Länge und 7—8′ Breite zu bauen, die für fünfzig Personen Platz gewährten und die sie mit Baumwollensegel geschickt zu leiten wußten. Wurden die Ruder gebraucht, so stimmte der Steuermann einen Gesang an und es wurde im Takt gerudert. Die Piloten verstanden auch die Richtung nach dem gestirnten Himmel zu bestimmen. Die Cariben rüsteten förmliche Flotten zu einem Dutzend Segel und bis zu 500 Streitern aus, mit denen sie die Antillenbewohner überfielen. Columbus fand unter letzteren solche mit Narben, welche sie im Kampfe mit jenen von Süden gekommenen Räubern erhalten hatten. Zweck dieser Wikinger-Züge war Menschenraub; die gefangenen Männer wurden gebraten und verzehrt, die Weiber als Sklaven verwendet. Wie die Cariben roher waren als die Antillenbewohner, so standen sie ihnen auch in geschlechtlicher Hinsicht nach. Es herrschte bei ihnen Polygamie, und Umgang in incestuosen Graden war nicht verboten.

Die Religion war Gestirndienst, die höchste Verehrung wurde der Sonne und dem Monde gezollt. Ihre Helden glaubten sie nach den Sternen versetzt, von wo diese auf sie herabschauen. Die Priester waren zugleich Aerzte und wurden abgeschieden in der Einöde als Knaben von 10—12 Jahren erzogen. Sie genossen hier nur Pflanzenkost und hatten jede Berührung mit Frauen zu meiden. Nach 2jährigem Curs wurden sie in die religiösen Geheimnisse eingeweiht.

Die Verfassung war monarchisch, aber die Macht der Caziken war nicht absolutistisch, sondern demokratisch beschränkt. Für die Kriegszüge wurden die Häuptlinge aus den älteren Männern gewählt, und oft wurde in förmlichen Volksversammlungen in wichtigen Angelegenheiten Berathung gepflogen.

Dieser kräftige und kriegerische Volksstamm der Cariben war eben damals im Vordringen nach Norden begriffen, und es stand wohl ein ernster Existenzkampf zwischen Cariben und Indianern bevor, in dem die letzteren schließlich unterliegen mußten. Der Kanonenschuß auf der Pinta, der in der Frühe des 12. October 1492 den Europäern den ersten Strich amerikanischen Landes ankündigte, hat dem Vordringen der Cariben Halt geboten.

† 20. Früher als er geplant, mußte Columbus die Rückreise nach Spanien antreten. Nach dem Scheitern der Santa Maria war ihm nur noch die Ninna geblieben, da Alonso Pinzon in der Nacht vom 21. auf den 22. November sich mit der Pinta heimlich entfernt hatte, wohl um die angebliche Goldinsel Babeque zuerst zu entdecken. Am 6. Januar traf man die Pinta wieder und Pinzon entschuldigte sich wegen seines heimlichen Wegganges, was Columbus aus Klugheit annahm. Die Rückfahrt war von Wind und Wetter nicht so begünstigt, wie die Hinfahrt. Am 12. Februar erhob sich ein Sturm, der mehrere Tage hindurch wüthete. In der Nacht des 14. steigerte sich die Gefahr, die Pinta wurde vom Sturm außer Sicht der Ninna gerissen und Columbus glaubte sie verloren. Da am folgenden Tag die Gefahr aufs höchste stieg, gab er auch die Ninna bereits verloren. So mußte er fürchten, daß die ganze glückliche Entdeckung in den Fluthen des Ocean begraben werde. Er schrieb darum seinen Bericht an die spanischen Herrscher auf ein Pergament, schloß es in eine Tonne und übergab diese den Wellen, damit die Wogen, wenn sie ihn verschlängen, wenigstens die Botschaft seines Ruhmes nach Europa trügen. Endlich am Abend des 14. Februar legte sich der Sturm, die See wurde ruhiger und am folgenden Morgen hatte man bereits eine der Azoren, Santa Maria, in Sicht. Hier drohte neue Gefahr von den Portugiesen, da sich der Statthalter der glücklichen Seefahrer zu bemächtigen suchte. Als die Differenzen endlich beigelegt, zerriß ein neuer Sturm die Segel der Ninna, und nöthigte das Fahrzeug in den Tajo einzulaufen, obwohl Columbus den Besuch eines portugiesischen Hafens vermeiden wollte. Vor einem Mordanschlag, der am portugiesischen Hof gegen den kühnen Entdecker geplant wurde, rettete ihn der Edelmuth des Königs. Endlich am 15. März, es war wiederum Freitag, gelangte das Fahrzeug vor dem Hafen von Palos an, und an demselben Abend kam auch Pinzon mit der Pinta daselbst an von Bayona in Galizien kommend, wohin er durch den Sturm verschlagen worden.

† 21. Der Jubel in Palos war unermeßlich, man läutete mit den Glocken, die Straßen wiederhallten vom Freudengeschrei. Vom Schiff gieng der Zug unmittelbar in die Kirche, um Gott Dank zu sagen für die glückliche Rettung. Nicht so freudig wurde Pinzon aufgenommen, weil er den Admiral verlassen und so das ganze Unternehmen gefährdet. Aus Gram hierüber starb der unglückliche, um das Ganze immerhin hoch verdiente Seemann kurze Zeit hernach[1]). Die Reise an den Hof, der sich in Barcelona aufhielt, war ein wahrer Triumphzug. Alles strömte herbei, um den Wundermann zu schauen, der inmitten der mitgebrachten Indianer und indischen Erzeugnisse einherschritt. Auf öffentlichem Markt war in Barcelona ein Thron aufgeschlagen, wo Colon feierlich empfangen wurde. Als er sich nahte, erhoben sich die Herrscher; nach dem Handkuß wurde ihm ein Sessel angeboten, die größte Ehre, die einem spanischen Unterthan erwiesen werden konnte. Nun berichtete Colon des genaueren über die wichtigsten Ereignisse seiner Entdeckungsreise und all die mitgebrachten angestaunten Gegenstände. All das aber sollten nur die Vorboten von noch weit größeren und bedeutungsvolleren Entdeckungen sein. Man sah sich erst am Anfang eines Unternehmens, das Schätze in ungeahnter Fülle, und Herrschaften über unermeßliche Reiche versprach. Ueberwältigt von dem Eindruck solch unfaßbaren Glückes sanken die Herrscher auf die Knie, erhoben

---

1) † crf. hierüber Irving, Leben des Columbus. V. Buch cp. 5. Die Familie der Pinzons lebt heute noch in der kleinen Küstenstadt Huelba gegenüber von Palos.

die gefalteten Hände zum Himmel, um Gott unter Thränen des Dankes Lob und Preis zu sagen. Alle Anwesenden folgten diesem Beispiel, eine tief andächtige Dankesstimmung gieng durch die Versammlung, und wie von selbst ertönte von Aller Lippen das Te Deum laudamus. „Es schien, sagt Las Casas, als ob sie in dieser Stunde der Freude der Seligen theilhaftig gewesen". Diese Freude hielt sich aber nicht innerhalb der Grenzen der spanischen Reiche, sie erfüllte ganz Europa. Heinrich VII. von England äußerte: „Die Sache sei mehr göttlicher als menschlicher Natur". Pomponius Laetus schrieb seinem Freunde Petrus Martyr, daß er bei der Kunde dieses Ereignisses vor Entzücken in die Höhe gesprungen und vor Freude geweint.

Der Vertrag von Santa Fé wurde erneuert, Colon als Vicekönig und Gouverneur der neu entdeckten Länder bestätigt. Während seines ganzen Aufenthaltes in Barcelona hatte sich der glückliche Weltentdecker der huldvollsten Aufmerksamkeit von Seite des Hofes zu erfreuen. Auch der große Cardinal Mendoza überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen. Bei der Tafel [1]), zu der er ihn lud, ließ er ihn wie einen spanischen Granden behandeln.

† 22. Es wurden nun Vorbereitungen zu einer neuen Expedition getroffen, um das so glücklich begonnene Werk fortzusetzen. Diese Rüstungen waren ganz anders geartet, als die zur ersten Fahrt. 17 Fahrzeuge und 1500 Mann standen unter dem Befehl des Admirals, und harrten ungeduldig des Augenblicks der Abfahrt, die auf den 15. August festgesetzt war. Vorher sollte noch eine friedliche Theilung der Erde zwischen den 2 großen seefahrenden Nationen stattfinden; diese Angelegenheit verzögerte die Abfahrt bis zum 25. September. Die katholischen Herrscher Spaniens säumten keinen Augenblick nach dem Bekanntwerden der glücklichen Erfolge Colons, diese und alle künftigen Entdeckungen im Westen sich päpstlicherseits zusprechen zu lassen. Eine solche Entscheidung hatte staatsrechtliche Bedeutung, denn seit den Kreuzzügen war allmählich die Anschauung in Aufnahme gekommen, daß der Papst die Macht besitze, über alle heidnischen Länder zu Gunsten christlicher Fürsten verfügen zu dürfen, wenn sich diese anheischig machten, sie zu christianisiren. Auch Portugal hatte sich von Nicolaus V. 1454 eine ähnliche Belehnung bezüglich der afrikanischen Entdeckungen ertheilen lassen [2]), hatte somit allen Grund eine päpstliche Entscheidung zu Gunsten der spanischen Unternehmungen zu respectiren. Alexander VI. erließ am 3. Mai eine Bulle, welche der castilischen Krone unter der Bedingung der Einführung und Verbreitung des christlichen Glaubens, die Herrschaft über alle Inseln und Festlande, im westlichen Theil des Ocean zusprach, mit dem Vorbehalt, daß früher erworbene Rechte eines christlichen Fürsten dadurch nicht beeinträchtigt werden sollten. Schon am folgenden Tag erschien eine zweite Bulle; in ihr wurde die Demarcationslinie zwischen spanischem und portugiesischem [3]) Besitzrecht auf „ewige Zeiten" festgestellt. Es sollte dies eine ideale Linie sein in einer Entfernung von 100 Meilen westlich von den Azoren, vom Nord- zum Südpol gezogen. So hatte der Papst den Erdball wie einen Apfel in 2 Hälften gespalten, und reichte die eine Spanien, die andere Portugal. Letzteres aber

---

1) † Hier soll die bekannte Anekdote mit dem Ei gespielt haben. Ueber den Fabelcharakter desselben cfr. Peschel. l. c. S. 227. — 2) † Bullarium magnum Rom. 1743. T. III. p. 3 p. 70. cfr. die Theilung der Erde von Oscar Peschel. Leipzig 1871, wo sich im Anhang die Bullen von Nicolaus V. und Alexander VI. sowie der Vertrag von Tordesillas abgedruckt finden. — 3) † cfr. über diese Demarcationslinie und die Verschiedenheit der beiden Bullen vom 3. und 4. Mai 1493, Humboldt, Kosmos II S. 481. und die dort angegebenen Schriften.

gab sich mit diesem Entscheid nicht zufrieden, es verlangte statt der meridionalen eine Theilung nach Breitekreisen in der Höhe der Canarien, wodurch Spanien von der tropischen Welt völlig ausgeschlossen, und der größere Theil der Erdhälfte Portugal zugefallen wäre. Spanien war jedoch durch die Ereignisse der letzten Jahre zu mächtig geworden, als daß eine solche Zumuthung hätte Beachtung finden können. Nach langen Verhandlungen kam es zwischen Spanien und Portugal zu dem Vortrag von Tordesillas am 7. Juni 1494, wornach ein Meridian, nicht 100 wie der Papst festgesetzt, sondern 370 Leguas von den capverdischen Inseln als Scheidelinie für die Entdeckungen beider Flaggen gezogen wurde. Was westlich von jener idealen Linie liege, sollte Spanien, was östlich Portugal zugehören.

† 23. Am 25. September wurden die Anker gelichtet und eine stattliche Flottille lief aus dem Hafen von Cadix. Neben geldgierigen Menschen sollte das Geschwader auch die Erzeugnisse einer älteren Cultur nach dem neuen Erdtheil tragen. Unsere Halmfrüchte, Pferde, Schafe, Horn- und Borstenvieh, und andere Hausthiere, ebenso Gartenfrüchte, Orangen, Citronen u. s. w. betraten mit den Ankömmlingen das dortige Festland. Aber auch noch zwei unheilvolle Gaben wurden jenen großen Geschenken beigefügt: Schweißhunde auf die Menschen-Jagd abgerichtet und das unglückliche Zuckerrohr. Am 1. October erreichte man die Canarien; nachdem die Vorräthe an Holz und Wasser ergänzt, verließ man am 13. October die Insel Gomera. Am 2. November schon verkündigte der Admiral die Nähe des Landes, und am folgenden Tag begrüßte man ein bergiges Eiland, das dem Tag zu Ehren Dominica genannt wurde. Man befand sich unter den Cariben. Ohne sich aufzuhalten segelte das Geschwader nordwestwärts, die Inseln immer zur Rechten lassend, und kam am 22. November in Sicht der östlichen Halbinsel Hispaniolas. Am 27. befand man sich dem Castell Navidad gegenüber. Zwei Kanonenschüsse sollten der europäischen Ansiedlung die glückliche Ankunft des Admirals verkünden. Das Signal blieb unerwiedert, unheimliche Stille herrschte. Als Colon am 28. landete, fand er nur Trümmerhaufen an der Stelle der Burg, einige umherliegende Habseligkeiten der Europäer und Leichen, über die seit etwa einem Monat Gras gewachsen war. Die Ansiedler waren unter sich selbst uneins geworden, hatten durch Erpressung und rohe Ausschweifung die Eingebornen gereizt, und in einem Aufstand sämmtlich den Tod gefunden. Die maßlose Habsucht und unbändige Ausschweifung der Europäer hatte die arglosen Wilden von sich gestoßen, und das anfänglich schöne Verhältnis war und blieb für immer getrübt. Daß die Missionäre, welche bereits die zweite Expedition begleiteten, unter solchen Umständen keine allzu günstige Aufnahme fanden, läßt sich begreifen; sie hätten die Mission zuerst unter den beutesüchtigen Abenteuern beginnen, und sie zu billig und rechtlich denkenden Menschen, ich will nicht sagen, zu Christen heranbilden sollen. Dann hätte sich zweifelsohne das unverdorbene Gemüth dieser unglücklichen Menschen der Religion des Kreuzes willig und freudig erschlossen, und das Christenthum hätte hier ein Missionsfeld gefunden so günstig, wie wohl kaum bei einem anderen Volk des bewohnten Erdkreises. Daß dies nicht geschah, ist nicht im geringsten die Schuld der Königin Isabella. Angelegentlichst befahl sie dem Admiral eine liebreiche Behandlung der Indianer und strenge Ahndung jeder ihnen zugefügten Unbill [1]). Wir wollen nicht behaupten, daß es völlig in der Macht Colons gelegen, diese christliche Instruction seiner frommen Monarchin in allweg streng durchzuführen, daß er aber in den harten Prüfungen, welche den

---

1) † Navarrete II Docum. Nro. 45.

Abend seines ruhmgekrönten Lebens noch umdüsterten, die vergeltende göttliche Gerechtigkeit für so manche Härten unter den unglücklichen Indianern erkennen konnte, hat er sich vielleicht selbst in einsamer Betrachtungsstunde eingestanden. Es thut weh, lesen zu müssen, wie dieser große und verdiente Mann, an dem man wahres und aufrichtiges Christenthum beobachten zu können glaubt, auf den herzlosen und unmenschlichen Gedanken von Menschenraub und Sklavenjagd verfallen konnte. Er schrieb an die Herrscher: „Eure Hoheiten sollten jedes Jahr Caravelen mit Schlachtvieh, Lebensmitteln und den Bedürfnissen des Ackerbaues zu mäßigen Preisen hieher senden. Die Kosten könnte man durch Rücksendung von Sklaven decken, wozu sich die Cariben, einmal gezähmt, wegen ihrer Leibesstärke, Gewandtheit und Verständigkeit besser eignen würden, als andere Stämme. Mit Hülfe der Ruderfahrzeuge, die ich hier bauen lasse, würde man sie in großer Zahl einfangen können" [1]).

Isabella verwarf diesen unchristlichen, um nicht zu sagen menschenunwürdigen Vorschlag, und wollte die Cariben milde und christlich behandelt wissen, wie die Indianer. Die Unglücksstätte Navidad wurde verlassen und weiter östlich in einer fruchtbaren, herrlichen Ebene die erste christliche Stadt in der neuen Welt erbaut und zu Ehren der Königin Isabella genannt. Durch diese Ansiedlung wurden die Schiffe ihrer Bemannung entleert, und Colon sandte 12 derselben am 2. Februar 1494 mit Goldstücken und indischen Produkten nach Spanien zurück. Zunächst wurde das Innere von Hispaniola erforscht und dann von April bis August die Entdeckungsfahrt im indischen Archipel fortgesetzt. Infolge der allzugroßen Anstrengung befiel den Admiral eine Krankheit, und am 29. September 1494 brachten ihn die Seinigen besinnungslos nach Isabella zurück. Hier fand er die Insel bereits in Gährung, die unbegrenzte Habsucht, Gewaltthat und Sinnlichkeit der Spanier, hatte die Indianer aufs äußerste gereizt. Die mächtigsten Caziken schlossen eine Allianz; um ihre Menschenrechte und die von den Eindringlingen frivol angetastete Familienehre zu vertheidigen, griffen die Unglücklichen zu ihren, gegenüber den europäischen freilich sehr unvollkommenen und primitiven Waffen. Die Entscheidung konnte natürlich nicht zweifelhaft sein. Der 24. März 1495 ist ein Dies nefastus in der Geschichte Amerikas und der Menschheit überhaupt. Ein eigenthümliches Gefühl, gemischt von Wehmuth und Indignation überkommt uns unwillkürlich, wenn wir sehen wie 10,000 wilde indianische Krieger ausziehen, um sich gegen die Habsucht und Wollust der civilisirten Europäer zu vertheidigen, und diese senden den Unglücklichen, zu deren Christianisirung sie angeblich ausgezogen, abgerichtete Bluthunde an den Hals. So kämpfen Christen im Bunde mit wilden Bestien gegen Menschen, die ihnen gegen elenden Flitter freudig allen Goldbesitz abgetreten, und mit denen gewiß um anderen Preis ein friedlicher Verkehr und Handel sich hätte anknüpfen lassen. Man wird Colon für diesen traurigen Verlauf der Sache nicht direkt verantwortlich machen können, schuldlos aber ist er nicht. Oder war es menschlich, um nicht zu sagen gerecht, den leicht errungenen Sieg dahin auszubeuten, daß den Besiegten ein unerschwinglicher Tribut [2]) aufgelegt wurde. Wenn er auch Maßnahmen zum Schutz der Eingebornen traf, so hatte er nicht Kraft und Geschick genug, denselben in allweg Nachachtung zu verschaffen.

---

1) † Peschel, l. c. 245. — 2) † Jeder mannbare Indianer sollte alle 3 Monate Goldstaub im Gewicht von 3—4 Castellanos (etwa 50 M.) entrichten. Da diese Contribution sich als unerschwinglich erwies, wurde sie auf die Hälfte abgemindert. Wer den Tribut entrichtet, erhielt ein Zeichen, das er am Hals zu tragen hatte, ähnlich wie bei uns die versteuerten Hunde. Wer ohne solches Zeichen betroffen wurde, verfiel der Strafe. Peschel, l. c. S. 265.

Als Regent eines Landes besaß Colon zu wenig Menschenkenntniß und Energie; daß er sich trotzdem mit so großer Macht ausstatten ließ, die ihm und dem von ihm entdeckten Lande zum Verderben werden mußte, das ist seine Schuld. Man kann ein ruhmreicher Entdecker sein, ohne deßhalb Begabung und Fähigkeit eines Herrschers zu besitzen. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, und letzteres vollzog sich auch an Colon. Margarit und Pater Boyle waren heimlich nach Spanien entflohen und suchten nun auf jede Weise den Admiral in der öffentlichen Meinung zu discreditiren und ihm die Gunst der Herrscher zu entziehen. Das veranlaßte ihn nach Spanien zu reisen, um etwaige verleumderische Berichte richtig zu stellen. Nach langer stürmischer und überaus gefährlicher Fahrt landete er am 11. Juni 1496 im Hafen von Cadix. Bald überzeugte er sich, daß alle Verleumdungen die königlichen Ohren verschlossen gefunden, und daß ihm die Huld in ungetrübtem Bestande erhalten worden. Alle Pläne wurden gutgeheißen und die Privilegien aufs neue bestätigt. Aufs neue wurde aber auch von ihm in unglaublicher Kurzsichtigkeit an seinem und der neuen Welt Verderben gearbeitet. Da sich nicht Leute genug zu einer dritten Fahrt finden wollten, machte er den Vorschlag, die neue Welt mit Galeerensträflingen zu bevölkern, und segelte mit solch zweifelhafter Menschenfracht am 30. Mai 1498 zum drittenmal nach dem Westen. 3 Schiffe sollten direkt nach Hispaniola gehen, während er mit den 3 anderen eine südwestliche Richtung einschlug. Die Fahrt begann schon gefährlich zu werden, da beim Eintritt in die Tropenzone die Hitze unerträglich wurde, als man Trinidad entdeckte und am darauffolgenden Tag den Continent von Südamerika. Man befuhr die Küste des heutigen Venezuela, das Colon, trotzdem er in die Mündung des Orinoco einlief, für eine Insel hielt. Auch hier fand man überall gutmüthige Indianer, die für Schellen und andere Lappalien, Gold und Perlen in reicher Fülle eintauschten. Doch hielt sich Colon hier nicht lange auf, sondern eilte zu seiner Colonie Hispaniola, wo er abermals eine gährende Bewegung vorfand, diesmal aber nicht zwischen Eingebornen und Spaniern, sondern unter letzteren selbst. Auch hier zeigte Colon wieder, daß er wohl die Eigenschaften eines Admirals, nicht aber die eines Vicekönigs und Statthalters besaß. Er suchte zu versöhnen, so gut es gieng, ließ Milde statt Strenge und wieder Strenge statt Milde walten. Die Klagen mehrten sich am spanischen Hof, wo Colon überdies der Königin Mißfallen erregt hatte durch seinen empörenden Sklavenhandel. „Welche Vollmacht", rief Isabella aus, „besitzt der Admiral, meine Unterthanen zu verkaufen?" Durch Cabinetsordre vom 20. Juni 1500 wurde befohlen, alle auf Befehl des Admirals verkauften Indianer in Freiheit zu setzen und in ihre Heimath zurückzusenden. Die Lage der Dinge genau untersuchen zu lassen, dazu bot Colon selbst einen erwünschten Anlaß durch sein Gesuch, einen gelehrten Richter nach der Colonie zu senden. Diesem Begehren wurde sofort willfahrt, am 23. August 1500 landete der Calatravaritter Francisco de Bobadilla mit dem Patent eines königlichen „regierenden Richters". Ohne sich des Genauern zu informiren und ohne Verhör ließ er sofort den Admiral in Ketten legen, auf ein Schiff bringen und sandte ihn nach Spanien unter dem Befehl des edlen Vallejo. Columbus glaubte anfänglich, daß er zum Richtplatz geführt würde und Las Casas bemerkt, er glaube, wenn man ihm damals verkündet, er solle, wie Belisar geblendet werden, hätte er sich für das geschenkte Leben noch dankbar gezeigt. Vallejo wollte ihm auf der Fahrt die Ketten abnehmen, der Admiral aber erklärte, die Monarchen allein seien befugt, ihm die Handschellen abzunehmen, die sie ihm zugedacht. Die Kunde, der Entdecker der neuen Welt sei in Ketten nach Spanien gekommen, bewirkte einen augenblicklichen Umschwung der Stimmung. Auch der Hof fand sich tief verletzt durch diesen schwarzen Undank. Man befahl, Colon

sofort in Freiheit zu setzen und Isabella sandte ihm ein Geschenk von 2000 Ducaten zur Deckung der Reisekosten. Am 17. Dezember erschien er am Hoflager zu Granada. Als er vor Ferdinand und Isabella das Knie beugte, erstickten Thränen seine Stimme. Die Herrscher hoben ihn auf und suchten auf jede Weise die geschlagenen Wunden wieder zu heilen. Wie früher wurde er am Hofe mit Auszeichnung und Gunst behandelt und ihm Einsetzung in alle Rechte und Würden verheißen. Ein neuer Statthalter Ovando wurde ernannt und Bobadilla abgesetzt, derselbe fand auf der Rückreise in den Wellen sein Grab. Dann wurden Colon mit größter Bereitwilligkeit die Mittel zu einer vierten und letzten Entdeckungsfahrt bewilligt. Mit 4 Fahrzeugen und 150 Mann verließ er am 9. Mai 1502 den Hafen von Cadix. Bei den Canarien wurde angelegt und schon am 15. Juni landete man auf der Insel Martinique. Der Bruder des Admirals Bartolomeo und sein Sohn Diego begleiteten ihn auf seiner letzten Fahrt; es war die gefahrvollste unter allen, Stürme, feindliche Ueberfälle, bitterliche Noth, Strandungen und innere Unruhen wechselten in rascher Folge. Es wurde die Westküste Mittelamerikas befahren, vom Golf von Honduras bis nach Puerto Bello. Nach unsäglichen Mühen, Entbehrungen und Gefahren mußte man endlich am 24. Juni die von Würmern angebohrten Schiffe an der Küste von Jamaica stranden lassen. Hier nun sollte Colon den Leidenskelch bis zur Hefe trinken. Man hatte sich auf den Wracks häuslich einzurichten gesucht und anfänglich mit den Indianern einen glücklichen Tauschhandel um Lebensmittel eingeleitet. Diego Mendez wurde um Hilfe ausgesandt, er unternahm es mit 6 Spaniern und 10 Indianern in indianischen Canoes nach Hispaniola überzusetzen, um vom Statthalter Ovando Hülfe zu holen. Dieser aber zögerte 7 Monate lang, bis er endlich den Bitten des Mendez willfahrte. Das war eine schauerlich lange Zeit für Colon, vom 24. Juni 1503 bis 28. Juni 1504, während welcher er, fieberkrank auf dem Wrack seines Admiralschiffs liegend, mit Hunger und Meuterei zu kämpfen hatte. Die eigenen Worte des verlassenen Admirals lassen uns einen ahnungsvollen Blick in dieses trostlose Dunkel der Trübsal werfen. Er schreibt: „Bis hieher habe ich für andere geweint; habe Mitleid für mich, o Himmel, und weine für mich, o Erde! In meinen weltlichen Angelegenheiten ohne einen Heller in der Tasche; hier in Indien verschlagen, allein in meinem Elend, gebrechlich, erwartend, daß jeder Tag mein letzter sei, umgeben von grausamen Wilden, in geistlichen Angelegenheiten entfernt von den hl. Sakramenten der Kirche, so daß die Seele verloren ist, wenn sie von der Welt scheidet. Weine für mich, wem Menschenliebe, Wahrheit und Gerechtigkeit innewohnt!" Nur eine List vermochte den Entdecker einer neuen Welt mit all ihren unermeßlichen Schätzen von dem sicheren Hungertod zu erretten, nämlich die Vorhersagung der am 29. Februar 1504 eintretenden totalen Mondsfinsterniß, die er für eine Strafe der zürnenden Gottheit erklärte. Hiedurch erschreckt lieferten die Indianer wieder bereitwillig überreiche Lebensmittel. Endlich am 28. Juni erschien die heißersehnte Rettung und brachte die ganze Mannschaft nach San Domingo. Sobald die Schiffe in Bereitschaft waren, gieng Colon wieder unter Segel und landete am 7. November 1504 in Cadix mit einem von Sorgen, Entbehrungen, Unbilden und Kümmernissen ohne Zahl völlig gebrochenen Körper. Kurze Zeit darauf verlor er auch noch seine einzige Stütze, seine königliche Schirmerin. Die edle Isabella, der „Tugendspiegel ihrer Zeit", starb am 28. November, nachdem schon längst das viele Familienunglück, das durch ihren Herrscherpalast geschritten, ihr geistiges Auge für diese Welt geschlossen. Ferdinand, der kalt berechnende Staatsmann ließ alle Gesuche des hochverdienten Admirals um Ordnung seiner Angelegenheiten und Wiedereinsetzung in seine Ehren und Würden unbeantwortet. Es ist hochtragisch zu sehen, wie der schwarze Undank und

die kalte Gleichgiltigkeit des Monarchen, dem er eine ganze Welt geschenkt, die letzten Lebenskräfte des verlassenen Admirals noch aufzehren. Colon fühlte sein Ende nahen, er ordnete seine zeitlichen Angelegenheiten und sein Testament, dann richtete er seine Gedanken dem Himmel zu, empfing die hl. Sakramente und am 21. Mai 1506, am Tage vor Christi-Himmelfahrt, schloß sich sein Auge für diese Welt, die ihm Ehre und Undank, Freude und Trübsal in gleich überschwenglicher Weise geboten. Seine letzten Worte waren: in manus tuas, Domine, commendo spiritum meum.[1]) Dies war der Mann, der den Ocean durchbrochen und Senecas Prophezeiung erfüllt hat:

Späte Jahrhunderte sehen die Zeit, wo der Ocean
Löst die Bande der Dinge, wo großer
Erdstrich sich aufthut, und Thetys
Neue Welten entdeckt, nicht der Länder letztes ist Thule.

Es ist ungerecht und eine Verkennung des genialen Mannes, Colon nur als zufälliges Werkzeug der großen, die damalige Welt erfüllenden Ideen darzustellen, als ob die Entdeckung Amerikas damals so zu sagen in der Luft lag und nothwendig erfolgen mußte, wenn nicht durch Colon, sicher durch einen anderen. Beweis dessen soll sein, daß Cabral am 24. April 1500 durch einen Sturm zufällig nach Brasilien verschlagen wurde. Wir möchten dieses Ereignis für nicht allzu zufällig halten. Abgesehen davon, daß die Portugiesen erst durch die Erfolge Colons seit 1497 wieder aufs neue zu ihren Entdeckungsfahrten angespornt wurden, frägt es sich sehr, ob sich Cabral soweit westlich in den Ocean hinaus gewagt, ohne Colons kühnen Vorgang und ohne die bestimmte Gewißheit, dort in gewisser Entfernung sicher Land zu finden. Daß aber die Fahrt nach Westen durch den schauerlichen Ocean damals keineswegs in der Luft lag, beweisen hinlänglich die unsäglichen Schwierigkeiten, die sich der Ausführung des Colonischen Planes entgegenstellten. Im königlichen Rath und an den Höfen der Großen, wie in den Sälen der Wissenschaft, im Kreise erprobter Seemänner, wie von der Gassenjugend wurde der kühne Geist als Phantast angesehen und verhöhnt. 8 volle Jahre in Noth und Mangel gegen all diese Vorurtheile, fast völlig verlassen, unverdrossen ankämpfen, und keinen Augenblick in der sicheren Hoffnung wankend werden, das erfordert einen nicht gewöhnlichen Geist. Mit Recht sagt Peschel: „Hätte Colon von seiner atlantischen Fahrt ohne eine neue Welt, mit leeren Händen heimkehren müssen, er wäre immer ein Gegenstand der Bewunderung geblieben." Wenn er aber nicht resultatlos zurückgekehrt, sondern die Wege zu einer neuen Welt gezeigt und gebahnt, so hat er sich unschätzbare Verdienste und unsterblichen Ruhm erworben. Wenn daher dieser starke Geist unter den vielen harten Schicksalsschlägen endlich zusammenbrach, so werden wir nicht theilnamslos an seinem Grabe stehen können; doch wir dürfen auch hier das Gefühl nicht über die Gerechtigkeit siegen lassen, wir müssen auch hier gestehen: Colon ist nicht frei von Schuld. Den vielen Jammer und das unsagbare Elend, das über die Bewohner der neuen Welt gekommen, hat er theils direkt, theils indirekt mitverschuldet.

---

1) † Seine Gebeine wurden in der Franciskaner-Kirche zu Valladolid beigesetzt, dann in die Karthäuserkirche in Sevilla übertragen. Auch hier hatten sie die letzte Ruhestätte noch nicht gefunden. 1536 wurden sie mit denen seines Sohnes Diego nach San Domingo verbracht und in der dortigen Domkirche beigesetzt. Als die Spanier 1796 die Insel abtreten mußten, nahmen sie die Gebeine nach Cuba mit, wo sie in der Domkirche zu Havannah ruhen. Ferdinand ließ dem Entdecker ein Denkmal setzen mit der Inschrift:

Por Castilla y por Leon
Nuevo mundo hallo Colon.

† 24. Das Schicksal wollte es, daß der neu entdeckte Welttheil nicht den Namen des Entdeckers tragen sollte, wodurch das Andenken zweier verdienter Männer von der Nachwelt gleich undankbar verunglimpft wurde. Ein Jahr nachdem Colon die Augen geschlossen, wurde in einer Flugschrift der Vorschlag gemacht, die neue Welt Amerika zu nennen nach Amerigo Vespucci. Dieser stammte aus einer edlen Familie zu Florenz, wo er am 9. März 1451 geboren wurde. Um Handelsaufträge für die Familie Medici zu besorgen, kam er nach Spanien, als eben Colon von seiner ersten Entdeckungsreise zurückgekehrt. Die Handelsgeschäfte, die er zu besorgen hatte, mußten ihn auch mit den neuen Entdeckungsfahrten in Verbindung bringen, umsomehr als er hiezu besonders befähigt war, wegen der großen mathematischen und nautischen Kenntnisse, die er sich in der Schule seines Oheims, eines gelehrten Mönchs von der Bruderschaft San Maria erworben hatte. So finden wir ihn bei der Expedition, die unter Ojeda von Mai 1499 bis Juni 1500 die Nordküsten Südamerikas besuchte. 4 Wochen nach der Rückkehr am 18. Juli 1500, schrieb er einen Bericht über diese Reise an Lorenzo di Pier Francisco Medici. Im folgenden Jahr verließ Vespucci Spanien, wahrscheinlich weil für portugiesische Dienste gewonnen, und begleitete das Geschwader, das Emanuel von Portugal am 15. Mai 1501 von Lissabon aussandte zur weiteren Erforschung der Kreuzinsel. Man befuhr die Küsten Brasiliens vom 5° bis zum 32° südlicher Breite, und kehrte über Guinea am 7. September 1502 nach Lissabon zurück. Im folgenden Jahr gieng am 10. Juni ein weiteres Geschwader von 6 Segeln ab, wie Vespucci versichert, um die Hafenstadt Malacca zu erreichen. Widrige Winde nöthigten die Seeleute südwestlich zu halten und am 10. August landete man auf der Insel Fernando Noronha. Nachdem die Küste von Brasilien bis zum 18.° südlicher Breite befahren, hier ein kleines Fort angelegt, das mit 24 Mann besetzt wurde, trat man mit einer Ladung brasilianischen Holzes den Rückweg an. Am 18. Juni 1504 wurde Lissabon wieder erreicht. Ueber die Erlebnisse und Erfahrungen der unter portugiesischer Flagge gemachten Reisen sandte Vespucci gleichfalls zwei Berichte an denselben Francisco di Medici, der eine vom 4. Juni 1501, der andere schildert die Ereignisse vom 4. Juni 1501 bis 7. September 1502. Bald nach der Rückkehr von der zweiten brasilianischen Reise, verließ Vespucci aus unbekannten Gründen Portugal wieder, vielleicht einer direkten Einladung des spanischen Hofes folgend. Am 5. Februar 1505 finden wir ihn in Sevilla. Er wurde sehr gnädig aufgenommen und ihm das spanische Indigenat verliehen. Die neue Entdeckungsfahrt, die er unter Vincenz Pinzon begleiten sollte, kam nicht zur Ausführung, aber am 22. März 1508 wurde Vespucci zum Reichspiloten ernannt, welch ehrenvolles und wichtiges Amt er bis zu seinem Tode (22. Februar 1512) bekleidete. Nicht dieses Amt, sondern seine Reiseberichte verschafften dem Seefahrer einen so berühmten Namen. Auf die Aufforderung des Königs Ferdinand verfaßte er noch in Lissabon Ende des Jahres 1504 seine berühmt gewordenen Schilderungen über die gemachten Entdeckungsreisen. Auf Anregung eines befreundeten Landsmanns sandte er eine Abschrift dieser Erzählungen an seinen Studiengenossen, den Gonfaloniere von Florenz, Piero Soderini mit einem Begleitschreiben. Diese Sammlung der Reiseberichte Vespuccis erschien 1507 zu St. Dié in Lothringen in einer lateinischen Uebertragung, angeblich nach einer französischen Uebersetzung, unter dem Titel: quatuor navigationes Vesputii. Der Herausgeber war Martin Waldseemüller mit dem gräcisirten Namen Hylocamylus, gebürtig aus Freiburg im Breisgau, damals Professor am Gymnasium zu St. Dié. In diesem Bericht wird die erste Reise Vespuccis, die er unter Ojeda 1500 nach Südamerika gemacht, in zwei zerlegt, von denen die erste dem Jahre 1497 zugetheilt wird, so daß Vespucci vor Colon, der erst auf

der dritten Reise 1498 die terra firma berührte, den neuen Continent entdeckt hätte. Eine solche Reise Vespuccis in den Jahren 1497 oder 1498 ist aber eine Unmöglichkeit, da er sich nach Ausweis der Akten der Casa de contractacion[1]) vom 12. Januar 1496 bis November 1498 in Sevilla aufhielt. Außerdem sprechen hiegegen die oben erwähnten eigenen Briefe Vespuccis an Lorenzo di Medici. Es liegt somit in den Quatuor navigationes eine literarische Fälschung vor, die man ganz ungerechter Weise Vespucci zur Last gelegt hat. Einer solchen schweren Anklage fehlt jede stichhaltige Begründung; alle genauen Berichte und das ganze Verhalten Vespuccis sprechen vielmehr gegen dieselbe. Noch ungerechter, weil offenkundige Lüge, ist die zuerst von dem Astronomen Schoner in Nürnberg in seinem opus geographicum 1533 ersonnene Anklage, Vespucci habe in die Karten, die er als spanischer Reichspilot über die neu entdeckten Länder anzufertigen, umzuändern und zu ergänzen hatte, listigerweise die Bezeichnung terra di Amerigo eingeschoben. Beide Anklagen finden sich auch in der Geschichte Indiens von Las Casas, die 1527 begonnen und 1559 vollendet wurde. Wie ungerecht und unbegründet diese Behauptungen seien, zeigte Humboldt[2]) in überzeugender Weise. Das Wahrscheinliche ist, daß gar keine absichtliche Fälschung vorliegt, sondern die verworrene Datirung der Reisen Vespuccis in der Lässigkeit der Abschreiber ihren Grund hat. Zu der lateinischen Ausgabe der quatuor navigationes schrieb Waldseemüller eine Einleitung über mathematische Geographie, worin er auf Grund jener ersten Reise Vespuccis den Vorschlag machte, den vierten, neu entdeckten Welttheil Amerika zu nennen[3]). Die Ausgabe Waldseemüllers erfreute sich einer ungeheuren Popularität in Deutschland, wozu wohl abgesehen, von dem Reiz der Neuheit, auch der etwas schlüpfrige Ton beitrug, indem Vespucci die Eingebornen Südamerikas ohne Schonung bis auf ihre thierischen Verrichtungen beschreibt. Der ersten Auflage vom 7. Mai 1507 folgte schon im September eine zweite und 1509 in Straßburg eine dritte. Außerdem sind die späteren, nur in Deutschland erschienenen Abdrücke äußerst zahlreich. So erhielt Vespucci in Deutschland eine außerordentliche Berühmtheit, und die Benennung der neuen Welt nach seinem Namen wurde in Deutschland allmählich geläufig. Schon 1509 wurde der berühmte Florentiner im Globus mundi des Johannes Greuniger, und ebenso in Schoners luculentissima terrae descriptio vom Jahre 1515 als Entdecker Amerikas bezeichnet.

Das Gleiche geschieht in der Ausgabe des Pomponius Mela und den Briefen des Schweizers Joachim Vadianus, die 1518 in Wien gedruckt wurden. Diese mißbräuchliche Benennung befestigte sich zunächst doch nur in Deutschland, in Spanien hieß das andere Festland im 16. Jahrhundert immer noch Indien, Westindien oder neue Welt, wie es auch Vespucci selbst genannt. Selbst in Deutschland verstand man unter Amerika anfangs nur diejenigen Theile Südamerikas, die Vespucci auf seiner ersten portugiesischen Reise gesehen. Die älteste Karte mit dem Namen Amerika ist die von Peter Bienewitz (Apianus) aus Leißnig 1520, auf der aber nur die brasilianische Küste diesen Namen trägt; ebenso wird auf der Erdkugel des Johannes Schoner vom Jahre 1520 die brasilianische Küste südlich vom Cap Augustin America vel Brasilia sive Papagelli terra genannt. Erst der große Atlas von Ortelius der in verschiedenen Ausgaben im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts erschien, hat diesen geographischen Sprachgebrauch für allezeit befestigt. Mit Recht sagt Humboldt[4]): „Zufall, nicht Betrug und Ränke, haben dem

1) † Navarrete tom. III. p. 317. — 2) † Kosmos II. S. 489 ff. — 3) † Peschel, l. c. S. 411 ff. — 4) Kosmos II. 339.

Festland von Amerika den Namen des Columbus entzogen." Deutsche Gelehrte haben diesen Namen erdacht, „nie aber hätte der Name so unverwüstlich der besseren Einsicht widerstehen können, wenn er nicht zugleich dem Gehör gefällig gewesen wäre und eine geheime Lautsymmetrie zu den Namen der anderen Welttheile besessen hätte" [1]).

† 25. Eine freundliche, den Geist wieder etwas versöhnende Erscheinung, wenn es sich mit Selbstverleugnung durch das entehrende Blutgewühl spanischer Grausamkeit und Habsucht hindurchgearbeitet [2]), ist der edle Bischof und Mönch Las Casas, eine Zierde der Menschheit. Er wurde geboren zu Sevilla 1474 aus wohlhabender Familie. Sein Vater Antonio hatte Colon auf seiner zweiten Reise begleitet und kam 1498 als reicher Mann nach Sevilla zurück. Der junge Bartholomäus studirte Rechte und Theologie zu Salamanca und reiste dann 1502 unter Ovando nach Hispaniola. Acht Jahre später erhielt er die Priesterweihe und war der erste Geistliche, der in Amerika seine Primiz feierte. Bald gewann er Ansehen und Einfluß, nahm sich der unterdrückten Indianer an, belehrte sie, taufte ihre Kinder und erlangte bei ihnen bald solches Zutrauen und Verehrung, daß sie ihn wie einen Schutzgeist verehrten und jedem seiner Befehle willig und pünktlich nachkamen. Nicht selten ließen die Statthalter, um pünktlichen und freudigen Gehorsam zu finden, ihre Forderungen durch Las Casas publiciren. Soviel in seinen Kräften stand, hielt er die Spanier von ihren Ausschweifungen zurück, aber wie oft blutete sein Herz, ohne daß er helfen konnte! wie oft mußte er sich überzeugen, daß die Indianer edler fühlten, treuer ihr Wort hielten und menschlicher handelten, als seine angeblich civilisirten Landsleute! Wie andere Spanier erhielt auch Las Casas ein Repartimiento (Land mit indianischen Sklaven) zugewiesen 1514, und trug kein Bedenken die Indianer zu Sklavenarbeit zu verwenden, bis er an einem Pfingsttage in Jesus Sirach die Stelle las: „Wer Opfer darbringt von dem Gut der Armen, gleicht dem, welcher einen Sohn opfert vor dem Angesicht seines eigenen Vaters. Wer wegnimmt das Brod des Schweißes, ist dem gleich, der tödtet seinen Nächsten" [3]). Durch diese Worte wurde Casas so ergriffen, daß er die Indianer

---

1) † Peschel, l. c. 415. — 2) Wir können uns jenen Geschichtsforschern nicht anschließen, die da glauben, weil die spanischen Entdecker und Eroberer Christen u. Katholiken gewesen, müsse man ihr unmenschliches Verfahren in der neuen Welt möglichst beschönigen und zu vertheidigen suchen. Es gibt keine doppelte Wahrheit für Christen und Nichtchristen, ja gerade die christlichen Nationen sollen sich bewußt werden, daß ihr Handeln eine noch strengere Beurtheilung finden wird, da es nicht nur nach dem Naturrecht, sondern nach christlichen Grundsätzen gemessen wird. Gerade die christliche Geschichtsforschung sollte sich nicht dem Verdacht aussetzen, als könnte sie jener Anschauung die leiseste Berechtigung zollen, daß es eine Menschenrace gebe, die auf eine milde und gerechte Behandlung nur geringen oder keinen Anspruch erheben könne. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, man muß die mit Blut geschriebene Geschichte der spanischen Eroberung der neuen Welt, und der herzlosen Behandlung der eingebornen Bevölkerung gelesen haben, um die spanische Geschichte der folgenden Jahrhunderte verstehen und begreifen zu können. Sollte die Blutschuld die Spanien auf der westlichen Hemisphäre auf sich geladen abgewaschen werden, die Meerenge von Gibraltar müßte sich bis zu den Pyrenäen erweitern. Schon Las Casas sagte: „Man glaube ja nicht, daß dieser Verlust jetzt oder je wieder ersetzt werden könne, der Allmächtige müßte denn die Millionen Seelen, die hier in die Ewigkeit geschickt wurden, wieder von den Todten erwecken." Wenn man die Spanier mit dem Hinweis auf französische und englische Barbarei zu decken sucht, so erweist man damit der Christenheit einen sehr zweifelhaften Dienst. — 3) Sirach 34. 24 f.

dem Statthalter sofort zurücksandte, und als ihm dieser 14 Tage Bedenkzeit gab, antwortete er: „Stellet euch vor, die 14 Tage seien schon vorüber und Gott möge es an mir und an euch strafen, wenn ich euch wieder um die Indianer bitte und ihr sie wieder verschenkt.“ Von da an predigte Las Casas gegen die Ungerechtigkeit der Repartimientos und die gesetzlosen Gewaltthätigkeiten gegen die Eingebornen. Hierin waren ihm bereits die Dominicaner vorangegangen, die 1510 nach den Antillen kamen und von 1511 an mit aller Entschiedenheit gegen die Bedrückungen der spanischen Ansiedler auftraten[1]. 1515 reiste Casas nach Spanien, um bei Hofe seine Rathschläge durchzusetzen, allein Bischof Fonseca, der unwürdige Vorstand des indischen Rathes, hörte voll Unwillen seine Pläne. Als aber Ferdinand 1516 starb und der edle Cardinal Ximenes bis zur Ankunft König Karls die Regierungsgewalt in die Hände bekam, wurde sofort der Befehl zum Schutz der Freiheit und menschlichen Behandlung der Eingebornen gegeben, und Las Casas zum Universal-Protektor Indiens ernannt. 1517 gieng er mit drei Hieronymiten-Mönchen nach Indien, um die neuen Verordnungen durchzuführen, allein er war machtlos trotz königlicher Erlasse gegenüber der unersättlichen Hab- und Raubgier der Spanier. Entpuppten sich ja selbst die höchsten königlichen Beamten, die als Visitatoren in die neuen Ansiedlungen gesandt wurden, als beutegierige Abenteurer. Der Menschenraub wurde in empörender und schamloser Weise getrieben, die Geraubten geradezu diabolisch mißhandelt und zur Perlenfischerei ausgebeutet[2]. Las Casas verklagte selbst die ungerechten Richter, rief aber durch sein entschiedenes Auftreten den Haß gegen sich in einer Weise wach, daß es die Regierung für gut fand, ihn wieder abzurufen. Er gieng im selben Jahre wieder nach Spanien zurück und wandte sich nun direkt an Karl V., auf dessen Aufforderung er eine Denkschrift über die Linderung der Nothlage der indianischen Bevölkerung verfaßte. Leider empfahl er ein Auskunftsmittel, das neue Schmach auf die europäische Christenheit häufen sollte. In der edlen Absicht den gepeinigten Resten der antillischen Urbevölkerung Linderung zu verschaffen, rieth er das bereits versuchte Mittel der Einfuhr äthiopischer Arbeitskräfte allgemein an. Später, am Ende seines Lebens bereute er diesen unglücklichen Vorschlag

---

1) † Peschel, l. c. S. 549 ff. — 2) Cfr. Peschel, l. c. das ganze achte Capitel des dritten Buches und die dort angegebenen Quellenliteratur. Klingt es nicht wie Hohn, wenn angesichts der wohl verbürgten Thatsachen auf Grund einer Culturreise des 19. Jahrhunderts über jene trübe Zeit geschrieben wird: „Ich nehme keinen Anstand zu behaupten, daß die Spanier thätige Werkzeuge der Gesittung unter dem rothen Stamme waren.“ (Chevalier, Briefe über Nordamerika. Aus dem Französ. Leipzig 1837.) Eine Reisebeschreibung aus dem 19. Jahrhundert als Geschichtsquelle für das Ende des 15. u. die ersten Decennien des 16. Jahrhunderts gegenüber den authentischen Werken gleichzeitiger spanischer Schriftsteller! Welcher Art die Gesittung war, welche die Spanier in jene Lande trugen, die das Unglück hatten von ihnen entdeckt zu werden, mag der entsetzliche Racenselbstmord zeigen, zu dem sich die zu Tode gepeinigten Indianer endlich entschlossen (cfr. Peschel, l. c. S. 548.) Wer diese schauerlichen Scenen lesen kann ohne ein Gefühl des Mitleids mit den unglücklichen Ureinwohnern und der Indignation gegen ihre unmenschlichen Bedrücker, den beneiden wir nicht ob seiner Objectivität. Der letzte Cazike von Cuba Hatuey, der das unsühnbare Verbrechen begangen, seine Freiheit u. Menschenrechte gegen die zuchtlosen Eindringlinge zu vertheidigen, wurde wie hundert andere seiner Genossen, als „Empörer“ lebendig verbrannt. Als man ihn vor der Hinrichtung ermahnte, sich taufen zu lassen, damit er als Christ in den Himmel komme, fragte er, ob auch die Spanier dorthin kämen. Auf die bejahende Antwort des Geistlichen, verweigerte er entschieden die Taufe, um im Jenseits nicht mit den Spaniern zusammenzukommen. (Las Casas III. c. 25.)

bitter und entschuldigte sich damit, daß er nicht geahnt habe, mit welcher Menschenverachtung und Gewalt der Negerhandel betrieben würde. Karl V. genehmigte die Vorschläge von Las Casas, der seine christlich humanen Ansichten nicht nur gegen die Geldgier der Pflanzer, sondern auch gegen kirchliche Würdenträger, wie den Bischof von Darien zu vertheidigen hatte. Sein Plan mit königlichen Mitteln eine Ansiedlung nach seinen Grundsätzen zu gründen, sollte leider an der Unmenschlichkeit der spanischen Colonen scheitern. Kurz vorher hatte ein Spanier an dem zur Ansiedlung bestimmten Platze, die Gastfreundschaft der Bewohner schnöde mißbrauchend, einen ruchlosen Menschenraub begangen, wodurch die Indianer, wie leicht begreiflich, tief verletzt und gegen alle Spanier erbittert wurden. Diese feindselige Stimmung machte die Ansiedlung unmöglich, das ganze Unternehmen war mißglückt und Las Casas wurde mit Vorwürfen, Verspottung und Anklagen überhäuft. In tiefer Niedergeschlagenheit trat er in den Dominicanerorden 1522, um hier Trost und Linderung zu suchen. Mehrere Jahre lebte er in völliger Zurückgezogenheit und begann bereits in dieser Zeit sein großes Werk Historia general de las Indias in 3 Büchern, von Entdeckung Amerikas bis 1520 reichend; vollendet wurde das Werk erst einige Jahre vor seinem Tode 1559. Als Nicaragua und Guatemala entdeckt worden, wurde Casas 1527 zur Missionirung der Indianer dahin gesandt, und er trat sofort wieder gegen die Verheerungszüge der Spanier auf. Zwei seiner Bekehrungsgrundsätze verdienen hier vor allem angeführt zu werden: Der einzige richtige und gottgewollte Missionsweg ist nach ihm der, die Menschen mit Gründen zum Verständnis der christlichen Lehre zu bringen, und sie ohne Zwang, durch Sanftmuth und Güte zu gewinnen; jeder Krieg gegen die Ungläubigen, wenn diese nicht als Feinde auftreten, sei ungerecht, gottlos und tyrannisch, und es sei völlig falsch, daß man sie durch Unterjochung für das Christenthum empfänglicher mache. Um diese seine Grundsätze als richtig zu erweisen, erbot er sich die Landschaft Tuzulutlan, die von einem sehr kriegerischen Stamme bewohnt war, ohne Waffen und ohne Soldaten, nur durch die Kraft des Evangeliums zu bekehren und zum Gehorsam gegen Karl V. zu führen, aber unter der Bedingung, daß fünf Jahre hindurch kein spanischer Soldat das Land betrete, daß die Indianer nie als Sklaven vertheilt, und daß nur eine entsprechende Steuer von ihnen erhoben werde. Las Casas löste sein Versprechen in der herrlichsten Weise ein, und man sollte glauben, dieser völlig geglückte Versuch sollte all das Gerede von der Unfähigkeit der Indianer zu geistiger Cultivirung und Christianisirung, als das erweisen, was es ist, ein Deckmantel habgieriger Ausbeutung. Diese Missionsangelegenheit führte den eifrigen Dominicaner abermals nach Spanien an den Hof, wo er jetzt seine Schrift: Von der Zerstörung Indiens schrieb. Karl ehrte den seeleneifrigen Priester aufs höchste, die meisten seiner Vorschläge betreffs Indiens wurden angenommen, er selbst zum Bischof des reichen Sprengels Cuzko ernannt, den er aber entschieden ablehnte, dagegen mußte er den Stuhl von Chiapa annehmen. Bei seiner Rückkehr nach Westindien 1544 wurde er überall kalt aufgenommen, weil man ihn und nicht mit Unrecht als den Veranlasser der neuen, dem herzlosen Bedrückungssystem der Pflanzer ungünstigen Gesetze ansah. Als er dann in seinem Sprengel an die strenge Durchführung der königlichen Verordnungen gieng, wornach vor allem die zu Sklaven gemachten Indianer die Freiheit erhalten sollten, brach ein förmlicher Aufstand los und sein Tod wurde beschlossen. Die Flucht, die ihm angerathen wurde, wies er als eines Hirten unwürdig zurück mit den Worten: „Es ist nicht meine Sache, sondern die der mir anvertrauten Heerde.“ Die königlichen Behörden, an die er sich um Schutz und Beistand bei Durchführung der Gesetze wandte, wiesen ihn schnöde ab, und es wurde ein förmlicher Beschluß gefaßt, diesen Gesetzen den Gehor-

sam zu verweigern. Um die gleiche Zeit wurde Casas nach Mexiko berufen, um daselbst einer Bischofsversammlung beizuwohnen, die über ähnliche Fragen verhandelte. Auch hier siegten seine christlichen Grundsätze. Da aber die Widersetzlichkeit fortgährte, entschloß sich der edle Bischof, seine Würde niederzulegen, und durchfuhr 1547 zum letztenmal den Ocean, um von nun an in Spanien für die armen Indianer thätig zu sein. Bei Karl V. stand er in hohem Ansehen und seinem Einfluß verdankte Amerika manche treffliche Anordnungen, die freilich meistens, wie bisher, wegen der Habsucht der Colonen erfolglos blieben. Las Casas starb im Juli 1566, 92 Jahre alt, in Madrid. Was seine Schriften anlangt, so dienten sie alle dem einen Zweck, die Lage der Indianer zu lindern, wobei ihn freilich sein edler Eifer manchmal zu Uebertreibungen fortriß, wodurch er seine gute Sache selbst schädigte.

† 26. Der Entdeckungsdrang war mit Columbus keineswegs zu Grabe gegangen, derselbe lebte vielmehr in ungeschwächtem Feuer im spanischen Geiste fort. Zunächst wurden die Küsten und Länder Mittelamerikas durch die sog. Conquistadores untersucht. Die wichtigsten Entdeckungen und Eroberungen aber, die von Mexico durch Cortez 1520, und die von Peru durch Pizzaro 1531, fallen nicht mehr in unsere Periode; von Interesse aber ist es wenigstens den Culturzustand [1]) der entdeckten und eroberten Reiche in kurzen Zügen zu zeichnen.

Als die Europäer an den Ufern des mexicanischen Golfes landeten, beherrschten die Azteken das Land, die von Norden kommend die gebildeteren Tolteken vertrieben hatten, deren dunkle Geschichte nur als mündlich überlieferte Sage und in alten Denkmälern zu den europäischen Erobern herüberklang. Die religiösen Anschauungen der Tolteken waren edler und milder, als die der Azteken, und uralte Elemente, wie der Glaube an Einen Gott, Sündenfall, Erlöser, die Fluthsage und eine Erinnerung an die Trennung des Menschengeschlechts schimmern hindurch. Wir hören von einem höchsten

---

1) † Außer den oben für die Regierungszeit Ferdinands u. Isabellas angeführten Werken, sind für die Darstellung des Culturzustandes des aztekischen Reiches von Wichtigkeit: die Historia universal del Nueva Espanna von Sahagun, einem Franziskaner. Er kam 1529 nach Mexico, wo er auch 1590 starb. Während seiner Missionsthätigkeit sammelte er von den Eingebornen alles Merkwürdige über Religion, Sitten, Gebräuche und Alterthümer, schrieb ihre Gebete und Lobgesänge auf und brachte dann das Ganze in eine einheitliche Form. Dieses für die Sittengeschichte des Landes höchst wichtige Werk wurde erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts wiedergefunden und 1830 von Bustamente herausgegeben. Es findet sich auch in der Sammlung von Lord Kingsborough: Antiquities of Mexico etc. London 1830. Aehnlichen Inhalt wie Sahagun hat die Monarchia Indiana des Franciskaners Torquemada, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts nach Mexico kam, Sevilla 1615. Von besonderem Reiz wegen der Unmittelbarkeit und naiven Darstellung ist die Historia Verdadera de la conquista de la Nueva Espanna von Diaz del Castillo. (Deutsch mit trefflicher Einleitung von Rehfuß. Bonn 1843.) Der Verfasser war Feldhauptmann unter Cortez, hat alle Schlachten in Mexico mitgekämpft u. gibt nun in seinem Werk das Erlebte in lebendiger Anschaulichkeit. Der Erste, der sich eine zusammenhängende Geschichte der spanischen Entdeckungen und Eroberungen in der neuen Welt zur Aufgabe machte, ist Lopez de Gemara in seiner Cronica de la Nueva Espanna. Medina 1553. Er wurde 1510 zu Sevilla geboren u. war Hausgeistlicher bei Cortez, weshalb das Werk vielfach zu einem Panegyricus auf seinen Herrn wird. — Von großem Werth ist ferner Humboldt: Essai politique sur le Royaume de Nouvelle Espagne. Paris 1825. Prescott, History of the conquest of Mexico (deutsch Leipzig 1845). Müller, Geschichte der amerikanischen Urreligion. Basel 1855.

Gott, dessen Aug und Ohr Stein und Holz durchdringt und durch dessen Kraft wir leben, von dessen Willen wir abhängen, vor dem wir nur ein wenig Rauch und Nebel sind, der aus der Erde aufsteigt; von einem einzigen vollkommensten Gott. Seine Name ist Teotle auch Tezcatlepoca d. h. Weltregierer. Freilich trat diese edlere Gottesidee selbst bei den Tolteken zurück vor der Verehrung der Elemente, der Sonne und des Mondes. Die Staatsreligion des großen mexicanischen Reiches aber ist völliger Polytheismus, der Hauptgott ist Huitzilopotchtli, der Kriegsgott der Azteken; nach seinem Beinamen Mexilli ist Mexico benannt. Er ist der göttliche Führer des Volkes, sein Schützer und Vater, bei ihm versammeln sich die gestorbenen Helden. Alle Kinder wurden ihm im ersten Jahre geweiht durch Einschnitte auf der Brust und am Leib; in jeder Stadt hat er einen Tempel, den größten in Mexico. Sein geheiligtes Thier und Sinnbild ist die Schlange. Die zweithöchste Gottheit ist Tezcatlepoca, er ist unsichtbar und unberührbar, die Seele der Welt, ewig jung und allmächtig, der Schöpfer der vier Elemente; sein Blick durchdringt alles, er ist der Gott der Gerechtigkeit, der die Sünde straft. Die dritte Gottheit ist Quetzalcoatl, der Gott des Friedens und der Künste. Er wurde mit heller Gesichtsfarbe, mit offener Stirn und starkem Barte dargestellt. Er lehrte die Kunst des Metallschmelzens und des Steinschneidens, verbesserte den Kalender und baute Paläste aus Silber und Edelsteinen. Er wanderte nach Osten aus und versprach wiederzukommen. Die Spanier wurden anfänglich in Mexico für seine Abgesandten gehalten. Neben diesen drei Hauptgottheiten gab es noch eine Unzahl Untergötter, Dämonen. Unter ihnen ist am merkwürdigsten Civacoatl, die amerikanische Eva, die Schlangenjungfrau, stets von einer Schlange begleitet, „die erste Göttin, welche gebar, und die Leiden des Kindergebärens den Frauen als einen dem Tod zu entrichtenden Zoll hinterließ, und durch welche die Sünde in die Welt kam." Sie gebar zwei Knaben einen rothbraunen und einen hellen, die Repräsentanten der dunklen und hellen Race.

Diesen Gottheiten war eine große Anzahl Tempel (Teocalli) errichtet, welche in einer nach oben sich verjüngenden Gestalt zu 4 und 5 Stockwerken sich erhoben, mit Stufen und Treppenwegen zu den hohen Thürmen, wo die Götzenbilder mit dem Altar und Opfersteine standen. Den Dienst an diesen Heiligthümern versah eine zahlreiche Priesterschaft, am Haupttempel in Mexico waren deren allein 5000. Ehelosigkeit war nur an einzelnen Orten geboten, die Disciplin aber war strenge, Gebete, Räucherung, Abwaschung, selbst während der Nacht häufig. Auch Orden und Klöster gab es mit strenger Disciplin, und Priesterinnen zur Unterhaltung des hl. Feuers und Reinigung der Tempel. Den Priestern war aber nicht nur der Gottesdienst übertragen, sondern auch die Erziehung der Jugend, die Wahrsagung und die Sterndeuterei, die Heilung der Kranken und Verwundeten stand ihnen zu, und bei allen wichtigen Lebensereignissen von der Geburt bis zum Tode wurde ihre Hilfeleistung in Anspruch genommen, denn die Religion umgab das ganze Leben.

Dem Neugebornen wurden Lippen und Brust mit Wasser besprengt, um die Sünden abzuwaschen und das Herz zu reinigen. Dann wurde das Kind angeredet: „Liebes Kind, die Götter haben dich im Himmel geschaffen und auf die Erde herabgesandt, aber wisse, daß das Leben, in welches du jetzt eintrittst, traurig, mühselig und voll Elend ist, und du wirst nicht im Stande sein, dein Brod ohne Arbeit zu essen. Gott stehe dir bei in den vielen Widerwärtigkeiten, die auf dich warten!" Nach einigen Tagen wurde das Kind gebadet und dabei gesprochen: „Wo bist du Böses? in welchem Glied steckst du? entferne dich von diesem Kinde!" Der Glaube an die Unsterblichkeit findet sich bei allen amerikanischen Stämmen. Bei den Azteken

wurde der Leichnam mit einem Gewande bekleidet und ihm beschriebene Papierstücke, Waffen und andere Kostbarkeiten mitgegeben. Den Vornehmen folgten die Frauen und Sklaven im Tode nach. Im Jenseits nahm man drei Stufen an: die Gottlosen büßen in ewiger Finsterniß, die gewöhnlichen Menschen leben in einem empfindungslosen Mittelzustand, die Helden aber, die in der Schlacht oder als Menschenopfer gefallen, kommen in das Haus der Sonne zu Huitzilopotchtli. Für die Sünde, deren Begehung aber unter dem Einfluß des Fatums stand, gab es eine Art Beicht, die aber nur einmal im Leben, gewöhnlich in vorgerücktem Alter abgelegt wurde. Denn man glaubte, daß die Wiederholung eines einmal abgebüßten Vergehens unsühnbar sei.

Finden wir in all dem freundliche Lichtpunkte eines edleren religiösen Lebens, so müssen wir uns mit Abscheu abwenden von den grauenhaften Gebräuchen der Menschenopfer und der kannibalischen Sitte, das Fleisch der Geschlachteten unter Freudentänzen bei schwelgerischem Mahle zu verzehren. Zwar wurden neben Menschen auch Blumen, Vögel, Erstlingsfrüchte und Brod geopfert, aber gerade zur Zeit der Ankunft der Spanier hatten die jährlichen Menschenopfer eine erschreckende Zahl erreicht. Im Jahre 1486 sollen aus Anlaß einer Tempeleinweihe 70,000 Menschen geopfert worden sein.

Wie das religiöse, so war auch das Staats- und Rechtswesen wohl geordnet. Die Königswürde war in der Familie des Herrschers erblich, aus welcher der Tüchtigste gewählt und ihm mit großer Treue und Hingebung gedient wurde. Der König, der oberster Kriegsherr war, alle Aemter besetzte und in dessen Hand alle gesetzgebende und richterliche Gewalt vereinigt war, besaß trotzdem keine despotische Macht. Seine Beschlüsse waren an einen Staatsrath, in dem auch die Oberpriester saßen, gebunden. Der König galt als unmittelbarer Stellvertreter Gottes, von ihm hat er seine Macht, um Recht und Gerechtigkeit zu üben; durch ihn spricht die Gottheit, wie durch eine Flöte und hört durch seine Ohren.

Die Gesetze waren streng und die Todesstrafe nicht spärlich angesetzt; sie stand auf Mord, Marksteinverrückung, Fälschung der Geschichte, von Maß und Gewicht, Diebstahl und Trunkenheit. Lügnern und Verleumdern wurde ein Stück von den Lippen geschnitten. Ehebruch wurde mit dem Tode bestraft, Vielweiberei dagegen gestattet und Ehelosigkeit verpönt. Die Ehe wurde vom Priester geschlossen, indem er den Mantel des Bräutigams mit dem Kleid der Braut zusammenband. Die Scheidung konnte nur von dem eigens hiezu eingesetzten Gerichtshof ausgesprochen werden. Die Richter waren, den Fall eines Vergehens ausgenommen, unabsetzbar; Bestechung wurde bei ihnen mit dem Tode bestraft.

† 27. Höher noch als bei den Azteken stand Gesittung und Cultur [1])

---

1) † Das Inkareich hat noch mehr Darstellungen gefunden als das Aztekenreich. Das wichtigste Werk sind die commentarios Reales des Garcilasso de la Vega. Mütterlicherseits stammte er von dem großen Inka Huayua Kapak, dessen Nichte seine Mutter war, sein Vater war Spanier. Er wurde geboren zu Kuzko 1540, gieng später nach Europa und beschäftigte sich zu Cordova mit schriftstellerischen Arbeiten. Er starb 1616. Ein sehr anschauliches Bild von Peru zur Zeit der Eroberung, namentlich der natürlichen Beschaffenheit des Landes und der Sitten des Inkavolkes gibt die Cronica del Peru des Cieza de Leon, der mit 13 Jahren nach Peru kam und sich an den Kämpfen gegen Gonzalo Pizarro betheiligte. Wichtig sind auch die Werke von Sarmiento u. Ondegardo, die aber nur handschriftlich vorhanden sind. Cfr. darüber History of the conquest of Peru, deutsch Leipzig 1848.

im großen Inkareich, das sich vom 2° Grad nördlicher bis 37° südlicher Breite auf der Westseite Südamerikas ausdehnte. Alle Klimate der Welt sind in diesem Reiche vertreten, die schneidende Kälte der Polargegend und die drückende Hitze des Aequators, die Region des ewigen Schnees und die der Palmen und des Zuckerrohrs. Zwei Menschenracen haben wir in der zahlreichen Bevölkerung des großen Reichs zu unterscheiden, eine niedere und eine höhere mit hellerer Gesichtsfarbe und edlerer Schädelbildung, letztere war das Herrschergeschlecht, die Inkas, von denen die Cultur Perus herkommt. Sie leiteten ihren Ursprung von der Sonne ab. Diese, beschämt über die Wildheit der Urstämme, sandte zwei ihrer Kinder, einen Sohn Manco Capak und dessen Schwestergattin Mama Oello Huaco in das peruanische Land, um die Eingebornen zu Gemeinden zu sammeln, sie in den Künsten des gesitteten Lebens, im Ackerbau und in den Geheimnissen des Spinnens und Webens zu unterrichten.

Nahe am Titicacasee setzte der Sonnengott seine Kinder nieder und hier, auf den Inseln des Sees standen inmitten von Maisfeldern, die großen Sonnen- und Mondtempel, zu denen die Peruaner in langen Prozessionen wallten. Vom Titicacasee wanderten die Sonnenkinder nach Norden bis sie in ein herrliches Thal der hochgelegenen Alpenlandschaft kamen, hier gründeten sie die hl. Stadt Cuzco mit dem großen Wundertempel, zu dem jeder fromme Peruaner wenigstens einmal in seinem Leben wallfahrtete. Cuzco war die herrliche Residenz des Königs und des Inkaadels, durch Mauern und Thürme von wunderbarer Festigkeit geschützt. Von hier aus dehnte sich das Heliadenreich mit seiner eigenthümlichen Cultur und seinem Sonnendienst immer weiter aus. Die Verfassung war streng theokratisch, der Herrscher, das Oberhaupt der Inka, ist der Sohn der Sonne und unmittelbarer Vertreter der Gottheit, er ist Kaiser und Papst zugleich. Niemand auf Erden darf ihm ins Angesicht schauen. Selbst der höchste Inkaadel, der seine Herkunft von demselben himmlischen Ursprung herleitet, wie der König, darf sich ihm nur mit entblößten Füßen nahen und mit einer kleinen Last auf dem Rücken, zum Zeichen der Knechtschaft. Er ist die Quelle alles Rechts, aller Würde, aller Macht. Seine Gesetze sind wenige, aber diese müssen aufs pünktlichste befolgt werden; es sind göttliche Gebote, ihre Verletzung ist Gotteslästerung und zieht den Tod nach sich. Als oberster Kriegsherr befehligt der König das Heer, das unter dem Banner des Regenbogens auszieht, und entscheidet über Krieg und Frieden; als Stellvertreter der Sonne steht er an der Spitze der Priesterschaft. Die Leiche des Herrschers wird einbalsamirt und im Tempel der Sonne niedergesetzt. Das Reich trauert ein ganzes Jahr um den Heimgegangenen. Bei der Leichenfeier werden ihm nicht nur Juwelen und andere Kostbarkeiten mitgegeben, auch die treuesten Diener und Beischläferinnen folgen ihm sofort im Tode. In der Herrschaft folgt ihm der Erstgeborne, den der König mit der Koya, der einzig rechtmäßigen Gattin, die gleichfalls dem Inkaadel angehören muß, erzeugt.

Nach dem Herrscher kommen die Inkas, die Nachkommen der Kinder der Sonne, der eigentliche Adel. Die Inkas haben eigene Kleidung, besondere Mundart, die Quichuasprache, leben am Hofe, sind zur königlichen Tafel zugelassen, bekleiden die ersten Priester- und Statthalterstellen und befehligen das Heer. Sie galten eines Verbrechens für unfähig. Eine Art niederen Adel bilden die Kurakas, die Cajiken der unterworfenen Stämme und deren Nachkommen. Dieselben hatten sich nur im Sonnendienst zu unterrichten und wurden dann in die Heimath entlassen, um ihre Macht unter der Aufsicht der Inkas weiter auszuüben.

Das gesammte Land mit allem, was die Oberfläche trug oder die Gebirge in ihrem Schooße bargen, galt als Eigenthum des Inka und war in

der Weise vertheilt, daß alle Stämme und Volksklassen von den Erträgnissen einen entsprechenden Theil erhielten, die Bearbeitung aber verblieb allein dem gemeinen Volk. Das gesammte Vermögen, sowohl die Feldfrüchte und Erträgnisse der Bergwerke, als die Kunstprodukte wurden in drei Theile getheilt. Der erste gehörte der Sonne und lieferte den Unterhalt für Tempel, Gottesdienst und Priesterschaft, der zweite dem König und der Inkakaste, der dritte dem gemeinen Volk: dieser wurde jährlich gemeindeweise vertheilt, so daß jeder verheirathete Peruaner nach Verhältnis der Kinderzahl ein Grundstück zur Bebauung und Nutznießung erhielt. Alle Natur- und Kunsterzeugnisse wurden in großen Vorrathshäusern, die überall im Reiche errichtet wurden, gesammelt und aus ihnen nach Bedarf bezogen. Abgaben und Staatslasten treffen nur das gemeine Volk, Adel und Priesterschaft sind frei davon. Alle Arbeiten, Ackerbau und Grubenarbeiten, Zucht und Pflege der Heerden, öffentliche Anlagen, Straßen- und Brückenbau, Herstellung von Dämmen und Aquädukten, sowie die Besorgung der geregelten Post, durch welche die entferntesten Provinzen mit den Hauptstädten Cuzco und Quito in Verbindung stehen, alles muß nach Anweisung der gemeine Mann verrichten. Je nach Talent und Fähigkeit wird der einzelne verwendet zu Kriegsdienst oder Feldarbeit, zu den Bergwerken oder Kunstindustrie, namentlich Weberei und Gold- und Silberarbeiten. Der Beruf stützt sich auf das Talent, aber keiner wird überbürdet; auch die Erholungszeit ist genau geordnet. Dreimal im Monat ist gemeinsames Mahl nebst Spielen und Ergötzungen. In diese Ordnung hat sich jeder unweigerlich zu fügen, Gehorsam galt als erste Tugend, dafür war aber auch jeder gegen Noth und Mangel geschützt. Es gab keine Armen und Bettler, aber auch keine Reichen, der einzige Besitzende war der Staat.

Auch die Kriegsmacht und militärische Organisation war wohl geregelt. Jeder Peruaner kann unter die Waffen gerufen werden. Drei Monat im Jahr finden in jeder Gemeinde Waffenübungen statt, für gewöhnliche Fälle aber werden nur besonders muthige Stämme zum Krieg verwendet, die als ständige Krieger dienen. Die Kriege werden mit Schonung und Menschlichkeit geführt, ihr einziger Zweck ist, nach und nach alle Stämme in das Heliadenreich einzuführen und für den Sonnendienst zu gewinnen. Nur wenn diese Missionirung auf besonders hartnäckigen Widerstand stieß, fand eine Verpflanzung in andere Gegenden statt.

Der Cultus der Sonne war glänzend, voll Pracht, reich an Ceremonien und Festgepränge, jedoch ohne den grauenvollen Opferdienst der Azteken. Die Sonne ist die Hauptgottheit und mit dem Glauben an sie ist der Glaube an Unsterblichkeit verbunden, weßhalb die Leichen mumisirt wurden. Die Zahl der Priester war groß und sie wurden nur aus dem Inkaadel genommen. Der Oberpriester stand an Rang nur dem Herrscher nach und war aus dessen nächsten Verwandten und zwar auf Lebenszeit gewählt. Die Priester hatten die Kenntnis der Feste und der religiösen Verrichtungen, während der Dienstwoche mußten sie sich ihrer Frauen enthalten. Das Hauptfest war die Sonnenwende; am Morgen dieses Tages wurde mittelst eines Hohlspiegels das hl. Feuer entzündet und dessen Forterhaltung dann der Hut der Sonnenjungfrauen übertragen. Diese wohnten oft in großer Zahl in klösterlicher Abgeschiedenheit von der Welt, in unversehrter Reinheit. Junge Mädchen von Schönheit und Talent, meist aus vornehmen Familien wurden für dieses hohe Amt ausgewählt. Wer die Keuschheit verletzte, wurde lebendig begraben, der Liebhaber erdrosselt und dessen Heimathsort von der Erde vertilgt. Nur dem Inka konnten sie vermählt werden, mußten aber dann das Kloster verlassen und in dessen Harem übersiedeln. Schon in diesem Institut der Sonnenjungfrauen liegt eine Erhebung des Weibes, dessen

Stellung im Inkareich eine ehrenvolle und würdige war. Nur beim Inka und dem hohen Adel findet sich die Polygamie, jedoch gilt auch hier nur eine Frau als legitime Gattin, beim gemeinen Mann herrscht Monogamie.

Die Wissenschaft ist im Besitz des Adels uud der Priesterschaft, sie wird gelehrt von den Amautas, den weisen Männern. Die Sprache war die Quipua, die Schrift die Quipusschrift. Es waren Fäden von verschiedener Farbe, fransenartig an einen anderen Faden angereiht. Jede Farbe hatte ihre besondere Bedeutung, die Art, wie diese Fäden verbunden, welche Farbe der Verbindungsfaden, ob die Knoten an den zwei Schuh langen Fäden oben, in der Mitte oder unten waren, diente zur Fixirung bestimmter Begriffe und Gedanken. In dieser Quipusschrift las man in dem Nationalarchiv zu Cuzco die Einkünfte, die Arbeiten, Geburten, Heirathen, Todesfälle des Jahres, wie die Zahl der waffenfähigen Männer. Die Geschichte und Heldenthaten wurden in Liedern fortgepflanzt, die aus kurzen viersilbigen Versen bestanden. Das gemeine Volk aber wußte von der Wissenschaft nichts, „diese ist nicht für das Volk, sagt Topak Inka, sondern für die aus edlem Blut Entsprossenen. Personen niederen Standes werden durch sie nur eitel, aufgeblasen und anmaßend. Auch müssen sich solche nicht in Regierungsgeschäfte mischen, denn dies würde die hohen Aemter um ihr Ansehen und dem Staate Schaden bringen."

So lebte dieses zahlreiche Volk unter einem keineswegs despotischen oder Willkürregiment, ein zufriedenes und glückliches Leben, seine Cultur und vielfach auch seine sittlichen Begriffe waren keineswegs entartet oder roh ausgelassen. Zum Unglück für das unermeßliche Reich war die innere Einigkeit, welche dasselbe bisher nach außen immer siegreich gemacht, geschwunden. Zwei Kronprätendenten Huascar und Atahuallpa stritten um die Macht; im Vertrauen auf diese inneren Zerwürfnisse unternahm Pizarro mit nicht ganz 200 Abenteuern das kühne Wagnis, das ungeheure Reich zu erobern 1532.

† 28. Kehren wir nun wieder nach Spanien zurück, das wir nach der Eroberung von Granada verlassen. Die Einnahme dieser Stadt sollte die Veranlassung werden, daß ein Mann in den Vordergrund gerückt wurde, der sich um Spanien die höchsten Verdienste erworben, es ist dies Ximenes. „Unter denjenigen, welche dem lange unglücklichen Spanien am Ende des fünfzehnten und Anfange des folgenden Jahrhunderts schönere, ja seine schönsten Tage bereiteten, steht in erster Linie unbestritten der Cardinal Ximenes.

Als Priester fromm wie ein Heiliger, als Bischof und Primas durch seltene Wohlthätigkeit und rastlosen Eifer für Wissenschaft und Sittlichkeit hoch verdient, als Staatsmann gerecht, energisch und weise wie Wenige, hat er seinem Namen ein ewiges Denkmal der Ehre gesetzt. Noch jetzt segnet der Spanier sein Andenken, und wenn gleich über vierhundert Jahre seit seiner Geburt verflossen sind, so gedenket doch der Profan- und Kirchenhistoriker, der Politiker und Theologe noch immer mit hoher Achtung des seltenen Mannes"[1]). Der Cardinal Ximenes stammte aus der dem niedrigen castilischen Adel angehörenden Familie Ximenes, die von der heimathlichen Stadt den Beinamen de Cisneros führte. Der Vater Alfons Ximenes bekleidete die unbedeutende Stelle eines königlichen Einnehmers des vom Papst zum Maurenkrieg bewilligten Zehnten; seine Mutter stammte aus dem adeligen Hause

---

1) † Hefele, der Kardinal Ximenes u. die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. u. Anfang des 16. Jahrhunderts. Tübingen 1844. II. Auflage 1851. Diesem trefflichen Werk sind wir bei der Darstellung der Wirksamkeit des Ximenes, wie auch der Inquisition in erster Linie gefolgt.

de la Torre. Unser Ximenes war der älteste Sohn, geboren 1436 zu Torrelaguna, einem Städtchen in der Provinz Toledo. In der Taufe erhielt er den Namen Gonzalez, den er beim Eintritt in den Ordensstand mit dem des Franciscus vertauschte. Von seinen Eltern wurde er frühzeitig zum geistlichen Stande bestimmt und an fromme Uebungen gewöhnt. Die Studienlaufbahn begann er zu Alcala, von wo er die berühmte Universität Salamanca bezog, um geistliches und weltliches Recht, Theologie und Philosophie zu studiren; auch das Studium der orientalischen Sprachen begann er hier. Nach Empfang der hl. Weihen suchte er sich durch Privatunterricht die Mittel zu noch längerem Aufenthalt auf der Hochschule zu verschaffen, und kehrte dann nach einem sechsjährigen Cursus mit reichen Kenntnissen und der Würde eines Baccalaureus in seine Heimath zurück. Auf den Rath des Vaters begab er sich 1459 nach Rom, um dort sein Glück zu versuchen.

Zweimal auf der Reise von Räubern ausgeplündert, mußte er mittellos in der Provence Halt machen, bis ein älterer Mitschüler ihm aus der Noth half und die Fortsetzung der Reise ermöglichte. Die Prozesse, welche er in Rom vor den geistlichen Gerichten führte, lenkten bald die Aufmerksamkeit auf ihn. Nach sechsjährigem Aufenthalt rief ihn der Tod seines Vaters in die Heimath zurück, um für die Familie zu sorgen. Er ließ sich daher vom Papste literas exspectativas ertheilen, d. h. die Anwartschaft auf die nächst erledigte geistliche Pfründe im Erzbisthum Toledo. Es war dies die Stelle eines Erzpriesters zu Uzeda. Da der Erzbischof Carillo von Toledo bereits anderweitig über die Stelle verfügt, wies er die Ansprüche des Ximenes entschieden zurück. Allein dieser ließ sich sein gutes Recht nicht so leicht entreißen. Zwar wurde er in Uzeda in einem wohlbefestigten Thurm gefangen gehalten und nach einigen Jahren in das Gefängniß nach Santorcaz verbracht. Da aber eine sechsjährige Gewaltthat die Standhaftigkeit des jungen Priesters nicht zu brechen vermochte, sah sich der Erzbischof genöthigt, ihn in Freiheit und in den Besitz seiner Stelle zu setzen. In Uzeda soll ihm ein mitgefangener Priester seine einstige Größe und den Besitz des Stuhles von Toledo prophezeit haben. Ximenes wollte nicht in der Diöcese Carillos bleiben und vertauschte sein Archipresbyterat mit der Oberkaplanei von Siguenza, wodurch er unter die Jurisdiction des Cardinals von Spanien, Mendozas kam, dessen unbedingtes Vertrauen er sich in bälde erwarb. Als dieser den Stuhl von Sevilla erhielt, Siguenza aber beibehalten durfte, ernannte er Ximenes zum Administrator von Siguenza, und übertrug ihm mehrere Pfründen. Auch der Graf Silva von Cifuentes, der 1483 in die Gefangenschaft der Mauren fiel, vertraute ihm die Verwaltung seiner im Bisthum Siguenza gelegenen Güter.

So war der Glücksstern des frommen und gelehrten Priesters im Steigen, als dieser plötzlich der Welt entsagte und sich in das neu gegründete Franciscanerkloster strenger Observanz bei Toledo zurückzog. Nach Beendigung des Noviziats zog der Ruf seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit sofort eine Menge Toledaner herbei, um sich bei ihm Rath und Trost zu holen. Hiedurch in seinem innern Leben gestört, bat er seine Obern um Versetzung in ein entlegenes, einsames Kloster und wurde nun in das kleine Kloster Castagnar gesandt, mitten in einem Castanienhain bei Toledo gelegen. Hier in stiller Einsamkeit verbrachte er zwischen Studium und Ascese getheilt, die glücklichsten Tage seines Lebens, namentlich verweilte er oft ganze Tage und Nächte in einer einsamen Waldhütte, die er mit eigenen Händen erbaut. Selbst in den Tagen seines größten irdischen Glücks hätte er Purpur, Inful und Regentschaft gerne mit der Stille von Castagnar vertauscht.

Nach dem siegreichen Ende des Maurenkriegs wurde Fernando de Talavera, Beichtvater der Königin Isabella, zum Erzbischof von Granada be-

stimmt und auf den Rath des Cardinals Mendoza Ximenes für diese wichtige Stelle ausersehen. Nur ungern übernahm er ein Amt, das störend in seine liebgewonnene Lebensweise eingreifen mußte und nur gegen die strikte Zusage, nicht am Hofe leben zu müssen, gab er das Jawort. Das Vertrauen, das die Krone in den armen Mönch gesetzt, suchten auch seine Mitconventualen zu rechtfertigen, indem sie ihn zum Provinzial für Alt- und Neucastilien wählten. Ximenes übernahm dieses beschwerliche Amt um so lieber, als es ihm Gelegenheit bot, seltener bei Hofe erscheinen zu müssen und zugleich für Herstellung der Klosterzucht thätig sein zu können. Von Franz Ruyz begleitet, durchwanderte er zu Fuß die Gegenden seiner weiten Provinz, um alle Klöster des Ordens zu visitiren und zu regeneriren. Nach der Regel des Ordens bettelte er den Unterhalt selbst, worauf er sich aber nicht gut verstand, weßhalb Ruyz einst lächelnd bemerkte: „Du wirst, hochwürdiger Vater! noch machen, daß wir Hunger sterben, Gott gibt jedem sein Pfund, meditire und bete du darum für mich, indeß ich für dich bettle." Als er auf seiner Visitationsreise nach Gibraltar gekommen, ergriff ihn, Angesichts des schönen und religiös doch so unglücklichen Landes die Sehnsucht der Missionirung der Muhamedaner. Eine fromme Jungfrau aber, welche im Rufe einer Prophetin stand, und der er seinen Plan eröffnete, rieth ihm: der großen Bestimmung zu harren, zu der ihn Gott für die spanische Kirche berufen. Die Zeit der Erfüllung dieser Prophezeiung war bereits nahe. Mendoza hatte sich kränkelnd nach seinem Geburtsort Guadalaxara begeben, wo ihn Ferdinand und Isabella gegen Ende des Jahres 1494 besuchten. Hier übergab ihnen der große Cardinal gewissermaßen sein politisches Testament, namentlich machte er bezüglich der Besetzung des wichtigsten Postens im Reiche, des erzbischöflichen Stuhles von Toledo Vorschläge; er empfahl ihnen aufs eindringlichste Ximenes zu seinem Nachfolger.

† 29. Mendoza war am 11. Januar 1495 gestorben, die Wiederbesetzung seines Stuhles war eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit. Der Bischof von Toledo und Primas von Spanien war nach den Herrschern die erste und mächtigste Person des Reiches; an Bewerbern konnte es daher nicht fehlen; den würdigsten und zugleich den tüchtigsten Mann aber zu finden, erforderte einen hohen geistigen Scharfblick. Wäre diese Wahl die einzige politische That Isabellas gewesen, sie wäre ein hinlänglicher Beweis für das eminente Herrschertalent der großen Königin. Ferdinand hatte für die wichtige Stelle seinen natürlichen Sohn Alfons, schon seit seinem sechsten Jahr Erzbischof von Saragoza, ausersehen. So gerne sonst Isabella die Wünsche ihres Gemahls berücksichtigte, hier war sie durch nichts zum Nachgeben zu bewegen. Nach langem ernsten Rathschlagen war endlich ihr Entschluß gefaßt, Ximenes sollte Erzbischof werden. Sie hielt ihren Entschluß völlig geheim, bis die päpstliche Bestätigungsbulle in ihren Händen war. Am Charfreitag 1495 wollte sich Ximenes, als er eben die Königin Beicht gehört, von Madrid nach Ocanna begeben, um in dortiger Klosterstille die hl. Tage verbringen zu können, als ein Kammerherr ihn unvermuthet zur Königin beschied. Zu seinem großen Erstaunen sprach die Königin lange Zeit von lauter gleichgiltigen Dingen, bis sie ihm im Gespräche die Bulle überreichte mit den Worten: „schaut einmal, was denn der hl. Vater mit diesem Schreiben will." Ximenes küßte ehrfurchtsvoll das päpstliche Schreiben, ehe er es zu lesen begann, als er es aber entfaltet und die Adresse erblickte: „an unseren ehrwürdigen Bruder Franz Ximenes von Cisneros, erwählten Erzbischof von Toledo", gab er es erbleichend der Königin zurück mit den Worten: „das ist nicht an mich", und eilte ohne Abschied zu nehmen aus dem Zimmer. Freundlich rief ihm Isabella nach: „erlaubt mir

doch zu sehen, was euch der Papst geschrieben"; sie wollte ihn indeß einige Zeit allein lassen, um sich nach dieser Ueberraschung fassen zu können. Ximenes aber eilte unverweilt nach Ocanna. Seinem Begleiter Ruyz sagte er nur die Worte: „komm Bruder, wir müssen fort, so schnell als möglich". Als die Königin nach etwa einer Stunde zwei Hofbeamte in das Franciscanerkloster sandte, um Ximenes zur Annahme der Würde zu bewegen, befand sich dieser bereits außerhalb Madrids und nur mit Mühe gelang es den nacheilenden Boten den Pater zur Rückkehr nach Madrid zu bestimmen. Zur Annahme des Erzstiftes aber konnte ihn nur eine ganz gemessene Aufforderung des Papstes vermögen, die nach 6 Monaten ankam, worauf sich Ximenes am 11. October 1495 in der Franciscanerkirche zu Taragona consecriren ließ.

Ximenes war 59 Jahre alt, als er den Stuhl von Toledo bestieg, bestimmt in vierfacher Richtung Großes zu wirken, als Bischof, Klosterreformator, Förderer der Wissenschaft und Staatsmann. Wie alle wahren Reformatoren fing er dieses wichtige Geschäft bei sich selbst an. Der klösterlichen Lebensweise von Herzen ergeben, konnte er sich von ihr auch in seiner hohen Stellung nicht trennen und führte sein Leben der Armuth und Ascese wie bisher weiter. Keine Pracht, kein Reichthum, kein Luxus war an seinem Hofe; die Franciscanerkutte blieb sein Gewand, ärmliche Speise seine Nahrung, hartes Lager seine Ruhestätte. Dieses Leben der Einfachheit und Entsagung fand man mit der hohen Stellung eines Erzbischofs nicht vereinbar und Klagen darüber drangen bis zum Papst. Es ereignete sich der absonderliche Fall, daß Alexander VI. im Jahre 1495 ein Breve[1]) an Ximenes erließ, worin er den Nachfolger der Apostel von seiner apostolischen Einfachheit und Armuth abmahnte. Von da an zeigte der Erzbischof öffentlich eine seiner Stellung entsprechende Pracht, während er insgeheim die alte Strenge beobachtete. Er erschien nun in seidenen Gewändern mit kostbarem Pelzwerk, aber unter der prächtigen Hülle verbarg sich das rauhe Ordenskleid. Er gab von Zeit zu Zeit prachtvolle Mahlzeiten, ausgesuchte Speisen erschienen in reicher Fülle auf der Tafel, er selbst aber genoß nur spärliche und gewöhnliche Kost. Pagen aus den ersten Häusern des spanischen Adels umstanden ihn, aber wie früher, blieb er auch jetzt für seine Bedürfnisse sein eigener Diener und sorgte vor allem für tüchtige Erziehung dieser Edelknaben. Im erzbischöflichen Palast sah man jetzt kostbare Betten von Seide und Purpur, der Erzbischof aber schlief, wie bisher, auf dem harten Boden oder auf einem Brett in seinem Habit und wußte diese Ascese selbst vor seinen Kammerdienern zu verheimlichen, da ihm keiner in sein Schlafzimmer folgen durfte. Ein Zufall führte jedoch zur Entdeckung dieser Strenge gegen sich selbst, und rasch war dieselbe im ganzen Lande bekannt, so daß einst ein Maulthiertreiber, von Ximenes wegen zu späten Aufstehens getadelt, lakonisch entgegnete: „Meint ihr denn, hochwürdigster Herr, ich sei eben so schnell fertig als Ihr? Ihr dürft Euch Morgens nur schütteln und den Strick etwas fester um den Leib ziehen, ich aber brauche mehr Zeit, um reisefertig zu sein". Fünfzehn volkreiche Städte nebst einer bedeutenden Zahl kleinerer Ortschaften bildeten das fürstliche Gebiet des toledanischen Primas, der deßhalb eine Menge weltlicher Beamter und Richter unter sich hatte. Durch den Tod des Cardinals Mendoza war die Befugniß und Anstellung aller dieser Beamten erloschen, und hatte Ximenes sie neu zu bestätigen, oder durch andere zu ersetzen. Gleich bei der ersten Gelegenheit zeigte er an einem eklatanten Beispiel, mit welcher Selbständigkeit er zu handeln gesonnen sei. Der ehrenvollste und einträg-

1) † Cfr. Raynald ad ann. 1495 nro. 48.

lichste Posten, über den der Erzbischof von Toledo zu verfügen hatte, war der eines Gouverneurs von Cazorla, eine Stelle, die der verstorbene Cardinal seinem Bruder Pedro Mendoza übertragen hatte, einem völlig geeigneten und tüchtigen Mann. Obgleich er von der Dankbarkeit des Erzbischofs gegen seinen Bruder das Beste hoffen konnte, glaubte er doch durch seine Verwandten bei Ximenes intercediren lassen zu sollen, ja selbst die Protektion der Königin suchte er nach. Ximenes aber wollte derartige Mißbräuche ein für allemal von sich fern gehalten wissen, deßhalb erklärte er, daß er lieber auf das Erzstift selbst, als auf die freie Wahl seiner Diener verzichten würde. Erbittert hierüber hinterbrachten die Mendoza's das Gehörte der Königin, die aber die Sache ruhig anhörte und die gute Absicht des Erzbischofs zu ahnen schien. Einige Tage darauf traf Ximenes den Pedro bei Hof und bemerkte, daß dieser ihm unwillig ausweichen wollte; er aber trat freundlich auf ihn zu und begrüßte ihn als Gouverneur von Cazorla. „Jetzt, da ich völlig frei bin, sagte er, setze ich Sie wieder in Ihr Amt ein und bin überzeugt, Sie werden in Zukunft der Königin, dem Staate und dem Erzbischof ebenso gewissenhaft dienen, wie Sie es unter Ihrem erlauchten Bruder gethan." Von da an bestand ein ungetrübtes Freundschaftsverhältnis zwischen beiden.

Als Großkanzler hatte sich Ximenes auch an den Staatsangelegenheiten zu betheiligen und sein weitausschauender Blick hatte stets in erster Linie das öffentliche Wohl im Auge. Vor allem war es eine Umgestaltung im Steuerwesen, die seinem Namen unter dem Volke ein segensreiches Andenken erwarb. Die vielen Maurenkriege hatten außerordentliche Steuern und Abgaben nothwendig gemacht, worunter die lästigste die sog. Alcavala war. Sie bestand darin, daß bei jedem Uebergang eines Besitzthums in eine andere Hand ein Zehntel dem Fiscus zufiel. Die an sich schon harte Steuer wurde noch erhöht durch die Art und Weise des Einzugs. Auf Antrag des Erzbischofs wurde der gesammte Betrag in einer mäßigen Durchschnittssumme fixirt und nach Verhältnis auf die einzelnen Städte und Districte umgelegt. Diese Aenderung, die eine große Erleichterung in sich schloß, wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen.

† 30. Die erste und wichtigste Angelegenheit mußte für Ximenes die Sorge für seine Diözese sein, der er sich bisher wegen der vielen Staatsgeschäfte nur in untergeordneter Weise widmen konnte. Erst Mitte des Jahres 1497 war es ihm möglich von seiner Cathedrale förmlich Besitz zu nehmen. Sein Einzug war einer der prachtvollsten, wie nur je ein toledanischer Bischof einen gehalten, ein wahrer Triumphzug, wobei sich Clerus und Volk in festlichen Aufzügen zu überbieten suchten. Eines der ersten Geschäfte, dem Ximenes schon bisher seine Hauptaufmerksamkeit zugewandt, war die Reform des Clerus, der Welt- wie Klostergeistlichkeit. Es war diese um so nothwendiger, als die Ausartung und Zuchtlosigkeit bereits einen bedenklichen Grad erstiegen[1]), wie wir aus den Bestimmungen der Provinzialsynode zu Aranda im Jahre 1473 ersehen können[2]). Um hier durchschlagende Erfolge zu erzielen, bedurfte es eines Mannes, wie Ximenes und eines schützenden Regenten wie Isabella. Kaum hatte Ximenes von seiner Cathedrale Besitz ergriffen, so eilte er nach Alcala um hier eine Provinzialsynode zu halten. Auf derselben ertheilte er den Beichtvätern die Vollmacht, beichtende Priester in allen auch in den dem Bischof reservirten Fällen zu absolviren, befahl den Pfarrern an Sonn- und gebotenen Feiertagen während des Hauptgottesdienstes das Evan-

---

1) † Ueber den Zustand des spanischen Clerus und die veranlassenden Ursachen siehe Hefele, l. c. S. 174 ff. — 2) † Harduin T. IX, p. 1501—1516.

gelium zu erklären, und am Sonntagabend nach der Complet die Knaben durch ein Glockenzeichen in der Kirche zu einer Katechese zu versammeln. Der abgekommene Gebrauch, beim Eintritt in die Kirche sich mit Weihwasser zu besprengen und den Laien die Patene als instrumentum pacis zum Kusse zu reichen, wurde wieder eingeführt. Um die großen Kosten und lange Dauer der Prozesse zu verringern, wurde ein einfacheres Verfahren angeordnet, namentlich sollte in unbedeutenden Sachen eine mündliche Verhandlung stattfinden. In allen Kirchen mußten Tauf- und Beichtregister angelegt werden, letztere sollten eine Uebersicht über die lauen und irreligiösen Gemeindeglieder ermöglichen. Ueber jedes notorische, schwerere Vergehen sollten die Pfarrer unverweilt an den Erzbischof berichten. Andere Verordnungen betrafen die Feier der Festtage. Aehnliche Bestimmungen wurden auf einer zweiten Synode von 1498 erlassen; aber auch ohne Synode war Ximenes überall unermüdlich für Verbesserung und Abstellung der Mißbräuche thätig. Ein Haupthindernis einer erfolgreichen Reform waren die vielen Exemptionen, weßhalb Ximenes von Alexander VI. unter dem 23. Juni 1497 ein Breve zu erwirken wußte[1]), wodurch ihm unbeschränkte Vollmacht über alle und jegliche Cleriker seiner Diözese verliehen wurde. Gleichzeitig mit der Diözesanverbesserung, fuhr der Erzbischof in der Reform der Franciscaner fort, die er bereits als Provinzial des Ordens begonnen. Sein Streben gieng dahin, die laxen Conventualen überall in strenge Observanten umzuwandeln und diejenigen, welche sich der Umänderung widersetzten, mit Güte oder Gewalt aus den Klöstern zu entfernen[2]). Dessen hatten sich die Franciscaner von ihrem erhöhten Ordensbruder nicht versehen, vielmehr hofften nicht wenige auf zeitlichen Genuß, Ehren und Würden, Bisthümer und dgl. Einer der ersten unter den Mißvergnügten war der eigene Bruder des Erzbischofs Bernhardin, der gleichfalls in den Orden getreten, aber ohne allen Beruf. Er vergaß sich sogar soweit, daß er sich thätlich am Erzbischof vergriff, worauf ihn dieser für immer aus seiner Nähe verwies. Bei dieser Stimmung innerhalb des Ordens war eine große Opposition und viele Hindernisse in Durchführung des Planes vorauszusehen, am unerwartetsten aber kam die Einsprache Roms. Durch den Franciscanergeneral Franz Samson gewonnen, erließ Alexander VI. unter dem 9. November 1496 ein an Ferdinand und Isabella gerichtetes Breve, das die Fortsetzung der Klosterreform in Spanien geradezu verbot[3]). Ximenes ließ sich hiedurch nicht abschrecken, er wußte dem Papst so kräftige und eindringliche Vorstellungen zu machen, daß dieser jenes Verbot zurückzog und die weitere Reform Ximenes und noch zwei andern Bischöfen übertrug. Damit war freilich die Opposition der laxeren Conventualen noch nicht gebrochen, viele derselben wanderten nach Afrika aus, und zogen den Abfall zum Islam der Strenge der Observanten vor[4]). Der Hauptgegner der Verbesserung war der Ordensgeneral Aegidius Delphinus selbst, der 1500 gewählt, sofort als Gegner des Ximenes auftrat. Rasch traten alle Feinde der Reform auf seine Seite und er versuchte geradezu den Erzbischof zu stürzen. Bei einer Audienz bei der Königin erging er sich in den lieblosesten Verdächtigungen und trug Isabella in der unverhülltesten Weise die

1) † Wadding, annales minorum T. XV, p. 137. — 2) † Als Provinzial bot er einem Franciscanerconvent Jahrgelder an, wenn die laxeren das Kloster verlassen und strengeren Brüdern Platz machen wollten. Erstere zogen denn auch aus unter Absingung des 113. Psalm: in exitu Israel de Egypto etc. — 3) † Das Breve findet sich in Wadding annales minorum. Lugd. 1625. T. XV, p. 127. — 4) † Sabellicus († 1506) berichtet von 500 solch unglücklichen Auswanderern, Petrus Delphinus gibt die Zahl gar auf 1000 an. Vgl. auch Raynald annal. ad ann. 1497 nro. 35.

Forderung der Resignation des Primas vor. Ebenso unverhüllt sprach Isabella dem Ordensgeneral ihre Mißbilligung aus. Delphinus wurde 1506 auf dem Ordenskapitel zu Rom abgesetzt[1]; Ximenes aber setzte seine Verbesserung der Mönchsorden in Spanien unerschrocken fort. Die Dominicaner, Carmeliten und Augustiner unterwarfen sich der Reform bereitwillig, die Franciscaner aber waren am widerspenstigsten.

† 31. Nicht nur für Reform der Klöster auch für Errichtung neuer Wohlthätigkeitsanstalten war Ximenes eifrig besorgt. Er hatte die Erfahrung gemacht, daß für manche Mädchen die Armuth Ursache der Schande und Unsittlichkeit, wie auch des berufswidrigen Eintritts in ein Kloster war, wo sie sich später unglücklich fühlen mußten. Um beiden Uebeln abzuhelfen, stiftete er zu Alcala das Nonnenkloster des hl. Johannes und verband damit ein Haus für arme Mädchen unter dem Titel „zur hl. Isabella". Hier sollten sie unter Aufsicht einer geistlichen Mutter und eines Franciscanerguardians so lange nach gemeinsamen Statuten leben, bis sie sich verehelichen könnten oder nach reifer Ueberlegung ins Kloster eintreten wollten. Im ersteren Fall wurde ihnen aus den ansehnlichen Einkünften der Stiftung eine Mitgift gegeben, im zweiten wurden sie unentgeltlich in das Johanneskloster aufgenommen. Diese Stiftung bewährte sich aufs glänzendste und trug die segensreichsten Früchte, weßhalb ihr noch später reiche Vermächtnisse zugewendet wurden, namentlich durch Franz Ruyz und König Philipp II. Selbst vermögliche Mädchen, namentlich die Töchter der Beamten, suchten hier ihre Erziehung und Ausbildung.

Eine weitere segensreiche Stiftung, die ihr herrliches Gedeihen Ximenes verdankt, ist das Xenodochium in Toledo. Es wurde von zwei wohlhabenden Männern Hieronymus Madrit und Petrus Zalamea zunächst für einige bedürftige und hilflose Kranke gegründet, durch die kräftige Unterstützung von Ximenes erstand aber bald eine förmliche religiöse Gesellschaft zur unbefleckten Empfängnis für Pflege der Armen und Kranken, namentlich verschämter Hausarmer. Nach dem Tode des Erzbischofs bestätigte Hadrian VI. die Stiftung, und jährlich wurde der Todestag des Ximenes durch feierlichen Gottesdienst und besondere Almosenspenden gefeiert.

† 32. Wie für das religiöse und charitative, so war Ximenes nicht weniger für das wissenschaftliche Leben eifrig besorgt und die Verdienste, die er sich hier erworben, würden allein schon seinen Namen unsterblich machen[2]. Wie in anderen occidentalischen Ländern, erwachte auch in Spanien seit der Mitte des 15. Jahrhunderts das wissenschaftliche Leben zu neuer Blüthe, namentlich kamen die philologischen und humanistischen Studien zu neuen Ehren. Infolge davon entstanden allenthalben neue Schulen und Academien. Mit der herrlichsten wissenschaftlichen Stiftung aber beschenkte Ximenes sein Vaterland durch Errichtung einer Universität zu Alcala, dem alten Complutum, am Henares. Sobald er den Stuhl von Toledo bestiegen, trug er sich mit diesem Gedanken, an dessen Ausführung er von 1498 an ging. 1500 wurde der Grundstein des Collegiums St. Ildefons vom Erzbischof selbst mit großer Feierlichkeit gelegt, und der Bau schritt nun unter Ximenes fortwährender eigener Leitung rasch voran. Die königliche Bestätigung und reiche

---

1) † Wadding, l. c. p. 214. — 2) † „Die Pariser Universität", sagte Franz I. von Frankreich, „der Stolz meines Landes, ist das Werk vieler Könige; Ximenes hat allein Aehnliches vollbracht." Gams, Kirchengeschichte von Spanien III, 2. S. 132.

Privilegien für die neue Universitätsstadt erhielt er anläßlich der Geburt des Prinzen Ferdinand, 10. März 1503, und im folgenden Jahre trafen auch die päpstlichen Bestätigungsbreven für die Hochschule ein. Am 26. Juli 1508 wurde das Collegium von St. Ildefons von 7 Professoren, die man von Salamanca berufen, bezogen; andere Lehrer kamen von Paris. Durch große Summen wußte Ximenes die tüchtigsten Lehrkräfte zu gewinnen und bei Eröffnung der Universität am 18. October 1508 waren nahezu sämmtliche 42 Lehrstühle besetzt, wovon 6 für Theologie, 6 für das kanonische Recht, 6 für Medicin, 6 für Grammatik, 8 für Philosophie, 4 für griechische und hebräische Sprache, 4 für Rhetorik, 1 für Moralphilosophie und 1 für Mathematik bestimmt war. Der erste Rector war Pedro Campo. In der Philosophie, Theologie und Medicin konnte die Universität die academischen Grade verleihen, und man nahm dabei die Einrichtungen der Sorbonne zum Muster. Am feierlichsten war die Verleihung der theologischen Doctorwürde, die erst nach langen Prüfungen verliehen wurde. Die jährlichen Einkünfte, welche Ximenes der Universität zuwies, betrugen anfangs 14,000 Ducaten, im Jahre 1600 aber beliefen sie sich bereits auf 30,000. Von allen Gegenden Spaniens strömte die wißbegierige Jugend nach dem schönen Alcala, so daß diese jüngste Universität in Kurzem ihren älteren Schwestern an Zahl der academischen Bürger gleichkam. Das herrlichste Zeugnis für den wissenschaftlichen Ruf, den sich Alcala sofort nach seiner Gründung erworben, sind die Worte der Väter von Trient. Als es sich um Aufhebung der Privilegien und Exemptionen der Collegiatkirchen handelte, wurden dieselben den Universitäten belassen, auf die Fürsprache des Bischofs von Leon für das Collegiatstift von Alcala. Fast alle Bischöfe stimmten ihm bei und äußerten sich in rückhaltlosen Lobsprüchen über Collegium und Universität Alcala, „aus der täglich die gelehrtesten und besten Männer hervorgehen, welche den Einfluß des Christenthums weithin verbreiten, wie Wir es selbst erfahren, an so vielen hochgelehrten Männern jener Schule, welche dieser hl. Synode von Trient angewohnt haben"[1]).

† 33. Einen großen literarischen Ruf erwarb sich die junge Gelehrten-Republik, durch die berühmte Polyglottenbibel, die von ihrer Geburtsstätte Alcala, dem alten Complutum, die Complutenser genannt wird. Durch Ungeschicklichkeit und Unkenntnis war der Bibeltext nach und nach in einen traurigen Zustand gekommen, so daß im fünfzehnten Jahrhundert hierüber bittere Klagen verlauten. Die um diese Zeit neu erwachten philologischen Studien mußten in erster Linie für die biblische Kritik und Exegese von wohlthätigstem Einfluß sein, zumal auch die Vortheile der neu erfundenen Buchdruckerkunst in vorzüglichem Maße für die hl. Schriften ausgenützt wurden. Von der Vollendung der ersten gedruckten Bibel, 1462 bis 1500 erschienen nicht weniger als 80 vollständige Ausgaben der hl. Schrift. Für Besorgung eines correcteren Textes der hl. Bücher waren namentlich die Juden thätig und im Jahre 1488 erschien die erste hebräische Bibel im Druck zu Soncino im Mailändischen. Auf christlicher Seite suchte zuerst Ximenes die biblischen Studien durch ein umfangreiches Werk zu fördern, das der berühmten Hexapla des Origenes sollte ebenbürtig an die Seite treten können. Welch große Bedeutung er diesen Studien beilegte, beweist zur Genüge der Umstand, daß er noch in späteren Jahren, als Administrator zu Siguenza, die hebräische und chaldäische Sprache zu studiren begann, um die hl. Schrift in der Ursprache lesen zu können. Den Plan zu seinem großen Werk faßte er

---

1) † Gams l. c. S. 132. Alcala bestand bis 1807, seitdem ist es verlassen und verödet.

zu Toledo während der Huldigungsfestlichkeiten Johannas und Philipps 1502. Zur Ausführung gewann er unter Zusicherung reicher Belohnung den Aelius Antonius von Lebrija, den Griechen Demetrius Ducas aus Creta, den wegen seiner Streitigkeiten mit Erasmus bekannten Lopez de Zunniga und Nunnez de Guzman. Diesen gab er noch 3 christlich gewordene Juden bei, den Arzt Alfons von Alcala, Paul Coronell aus Segovia und Alfons von Zamora. Das Werk sollte sofort in Angriff genommen werden; von allen Seiten wurden Handschriften des alten und neuen Testaments herbeigeschafft und solche mit ungeheuren Kosten erworben. Viele, namentlich griechische sandte Papst Leo X., aber wahrscheinlich noch als Cardinal. Im Prolog bezeugt Ximenes selbst, daß er eine bedeutende Anzahl hebräischer, griechischer und lateinischer Handschriften mit vieler Mühe von allen Seiten zusammengebracht habe. Leider fehlt jede nähere Angabe oder Beschreibung dieser Handschriften, es wird nur versichert, daß antiquissima et emendatissima exemplaria verwendet worden seien, Ausdrücke, die nicht allzusehr gepreßt werden dürfen. Man ist daher über Alter, Werth, Beweiskraft 2c. dieser Codices völlig im Ungewissen. Sicher ist, daß die besten und ältesten Codices nicht vorgelegen. Da zudem die Editoren jeden textcritischen Apparat verschmähten, verlor das Werk, trotz des anfänglich hohen Ansehens, immer mehr an Werth. Ein Versuch in Alcala selbst nach den benutzten Handschriften zu forschen, den Professor Moldenhaver 1784 unternahm, führte nur zu der traurigen Gewißheit, daß der Bibliothekar sie 1749 als unnützes Papier an einen Feuerwerker verkauft, der sie bereits zu Raketen verwendet habe. Die Lettern wurden eigens in Alcala gegossen und geschickte Buchdrucker aus Deutschland berufen. Ximenes ließ nur 600 Exemplare abziehen und das einzelne Exemplar um 6½ Ducaten[1]) verkaufen, so daß der Erlös nicht einmal den zwölften Theil der Gesammtausgaben erzielte, die sich auf 50,000 Ducaten beliefen. Die Arbeit wurde noch im Jahre 1502 begonnen, aber erst am 10. Januar 1514 erschien der erste Band, das N. T. enthaltend. Der letzte Band verließ wenige Monate vor Ximenes Tode am 10. Juli 1517 die Presse. Als Johann Brocario, der Sohn des Druckherrn, festlich gekleidet dem Cardinal den letzten Bogen überbrachte, rief dieser aus: „Ich danke Dir, Herr und Christus, daß Du dies schwierige Werk glücklich hast zu Ende kommen lassen." Die Einrichtung des ganzen Werkes ist folgende: Jede Folioseite des ersten Bandes zerfällt in zwei Hauptabtheilungen; die drei ersten Viertel der Höhe sind dreispaltig, das untere dagegen nur zweispaltig. In der oberen Abtheilung stehen die Septuaginta, mit einer von den Editoren neugefertigten Interlinearübersetzung, die Vulgata und der hebräische Text. Das untere Viertel enthält in der breiteren Columne das Targum des Onkelos, in der schmäleren eine lateinische Uebersetzung desselben. Da das Targum des Onkelos nur den Pentateuch enthält, fällt die fünfspaltige Eintheilung bei den folgenden Bänden hinweg und es erscheinen nur mehr drei Columnen, Septuaginta mit lateinischer Interlinearversion, Vulgata und hebräischer Text. Die deuterokanonischen Schriften, bei denen der hebräische Text in Wegfall kommt, sind trotzdem dreispaltig, indem die mit der Interlinearversion versehene Septuaginta in zwei Columnen abgetheilt wird. Von dem apocryphen dritten Buch der Machabäer, das in der Vulgata fehlt, ist nur die Septuaginta mit Interlinearübersetzung gegeben. Die Bücher des N. T. sind zweispaltig, wovon die breitere den griechischen Urtext, die schmä-

---

1) † Bei der im Dezember 1881 in London stattgehabten Versteigerung der Bibliothek des Charles Spencer Earl of Sunderland wurde ein Exemplar der Polyglotte um 195 Pfd. St. = 3900 M. ersteigert.

lere aber die Vulgata enthält. Dieser Band, der Zeit der Edition nach der erste, bildet den fünften und letzten des ganzen Werkes[1]).

† 34. Das Jahr 1502, dem die Polyglotte ihre Entstehung verdankt, zeitigte noch ein anderes schönes Unternehmen in Ximenes. Beim Durchsuchen der Bibliothek an seiner Kathedrale stieß er auf mehrere altgothische Handschriften, wodurch er auf den Gedanken kam, die gothische oder mozarabische Liturgie vom drohenden Untergang zu retten. Die Westgothen, die im Anfang des 5. Jahrhunderts nach Spanien kamen, brachten wie den Arianismus, so auch eine morgenländische, gräcisirende Liturgie mit dahin. Diese neue Liturgie mischte sich nach und nach mit derjenigen der Eingebornen[2]) und zwar in verschiedenem Grade, aber immerhin so, daß bei der Mischung, wenn sie auch in lateinischer Sprache abgefaßt war, noch der griechische Character vorherrschend blieb. Diese verschiedenartigen Liturgien mußten störend sein, weßhalb die vierte toledanische Synode im Jahre 633 beschloß: „In ganz Spanien und Gallien soll eine und die gleiche Art des Psalmengesanges, der Meßfeier, der Vesper und der Matutin eingeführt werden" (Can. 2). Die allgemeine Ansicht geht dahin, daß der hl. Isidor, Bischof von Sevilla, der Vorsitzende dieses Concils, mit der Redaction dieser einheitlichen spanischen Liturgie betraut worden sei, und daß hiedurch die mozarabische Liturgie, die auch den Namen des hl. Isidor trage, entstanden sei. Dieser Ansicht widerspricht Gams[3]), und, wie wir glauben, mit gutem Recht. Der Canon verordnet nicht die Einführung einer neuen Liturgie, sondern will nur, daß die in dem größten Theil des Reiches bereits bestehende, auch in den andern durchgeführt werde, und dies ist die mozarabische. Diese war in ganz Spanien in Gebrauch, als Anfang des achten Jahrhunderts die Araber fast die ganze Halbinsel sich unterwarfen. Ein Theil der Spanier zog sich in die nördlichen Gebirge zurück, die anderen mußten sich den Erobern unterwerfen, durften aber ihren christlichen Cultus beibehalten. Diese unter maurischer Herrschaft lebenden Spanier erhielten den Namen Mostarabuna d. h. die arabisirten oder vermischten Spanier; ebenso wurde ihre Liturgie die mostarabische oder mozarabische oder mixtarabische genannt. Während nun unter den Mozarabern die alte Liturgie sich intact erhielt, wurde im freien

---

1) † Die genaue Beschreibung der Polyglotte siehe Hefele l. c. S. 128 ff. — 2) † Pinius, de liturgia antiqua hispanica, AA. SS. Julii T VI. S. 1—112 vertheidigt die Ansicht, daß die vier ersten Jahrhunderte in Spanien der römische Ritus geherrscht. Derselben Ansicht tritt auch Henrique Florez bei in seiner Espanna sagrada T. 3. 2. Ausgabe 1754 S. 339. Eine wesentliche Stütze findet diese Ansicht in den Resultaten, welche der Mauriner Sabatier bei Sammlung der vorhieronymianischen lateinischen Bibelübersetzungen, namentlich der sog. Itala erzielte. Die reichste Ausbeute gaben Sabatier die liturgischen Bücher und namentlich die der mozarabischen Liturgie. Sein Werk erschien in drei Bänden: bibliorum sacrorum latinae versiones antiquae seu vetus Italica. Op. et stud. P. Sabatier O. S. B. Remis 1743. fol. Eine andere Ansicht, daß nemlich die älteste spanische Liturgie aus dem Orient stamme, suchte der Jesuit Alex. Lesley zu vertheidigen in der dem gothischen Missale vorangeschickten gelehrten Abhandlung: Missale mixtum secundum regulam beati Isidori dictum Mozarabes; praefatione et appendice ornatum Romae 1755. Der Cardinal Lorenzana von Toledo gest. 1804 gab die mozarabische Liturgie aufs neue heraus, das breviarium gothicum Madrid 1779; das missale gothicum Romae 1804. In der Vorrede macht er darauf aufmerksam, daß die in dieser Liturgie gebrauchte Uebersetzung der hl. Schrift die der „vetus Itala" sei. Vgl. über die mozarab. Liturgie auch Binterim, Denkwürdigkeiten IV. S. 88—132. Dann vor allem Hefele, l. c. S. 161 ff. Gams, l. c. I. 81 ff. — 3) † Gams, l. c. II. 2. S. 92.

Spanien nach und nach, namentlich unter gallischem Einfluß und unter den Päpsten Alexander II. und Gregor VII., die gregorianische Liturgie eingeführt. Gefördert wurde dieses Streben noch durch König Alfons VI., der auf Anrathen seiner Gemahlin Constantia, einer fränkischen Prinzessin, die in ihrer Heimath den gregorianischen Ritus liebgewonnen, diesen auch in Spanien einzuführen suchte. Der heftige Widerstand, der sich hiegegen zu Gunsten der gothischen Liturgie erhob[1]), vermochte nur durchzusetzen, daß diese zu Toledo an sechs Kirchen noch fortbestehen durfte, an allen anderen Orten mußte sie der gregorianischen weichen. Mit dem weiteren Vordringen der Spanier und dem allmählichen Verschwinden der mozarabischen Familien, verschwand auch ihre Liturgie, sogar aus jenen sechs Pfarreien, und nur noch an einigen wenigen Festen kam sie in Erinnerung. So war der Stand der Sache, als Ximenes auf den Primatialstuhl gelangte. Er ließ nun das mozarabische Missale und Brevier revidiren, gute Ausgaben besorgen, und stiftete an der Domkirche eine Kapelle mit einem Collegium von 13 Priestern, sodales mozarabes, welche täglich den Gottesdienst, sammt den canonischen Tagzeiten nach dieser Liturgie abhalten mußten; zugleich hatten sie das Präsentationsrecht bei den sechs mozarabischen Pfarrkirchen Toledos.

Die still gelesene mozarabische Messe dauert über drei viertel Stunden; sie beginnt wie die unsrige mit dem Staffelgebet, worauf gleich Wasser und Wein in den Kelch gegossen wird. Dann folgt der Introitus, das gloria oder an dessen Stelle das canticum trium puerorum, die Tagesoration, eine Epistel, das Psallendum, unser graduale, eine zweite Epistel und dann das Evangelium. Nun beginnt das offertorium, mit welchem die missa catechumenorum endigt; die missa fidelium beginnt mit der oratio missae, die nach Festen und Zeiten wechselt, eine weitere oratio, die commemoratio, die oratio post nomina und eine vierte oratio ad pacem mit dem Friedenskuß; die illatio oder praefatio, welche mit dem trisagion endet, die oratio post sanctus und hierauf die consecratio und elevatio. Der Kelch wird mit der palla bedeckt erhoben. Nun folgt die oratio post pridie, eine zweite elevatio mit einer Hand, wie am Charfreitag, der Chor spricht das Symbolum, es folgt die Brechung der Hostie in neun Theile, von denen jeder den Namen eines Geheimnisses des Glaubens bekommt: corporatio, nativitas, circumcisio, apparitio, passio, mors, resurrectio, gloria, regnum. Der Priester legt das memento für die Lebenden ein, Vater unser, Embolismus und mischt die neunte Partikel (regnum) mit dem hl. Blut. Es folgt das ad accedentes, memento der Verstorbenen, Communion, Gebet, Danksagung, Schlußankündigung[2]). Vor der letzten Benediction kniet der Celebrans

1) † Die große Streitfrage sollte nach germanischer Weise durch einen Zweikampf entschieden werden. Der Kämpfer für die alte Liturgie, Johannes Ruyz, siegte, aber der König verlangte noch eine zweite Probe. Von jeder Liturgie ward ein Exemplar auf einen brennenden Holzstoß geworfen; während nun das gregorianische Buch sofort wieder abprallte, blieb das mozarabische unversehrt in den Flammen. Schon glaubten die Mozaraber gesiegt zu haben, der König aber entschied, weil beide Bücher vom Feuer unberührt geblieben, sollen auch beide Liturgien geduldet werden. Dieser Entscheidung soll das Sprüchwort seine Entstehung danken: „Die Gesetze gehen, wohin die Könige wollen." Mariana l. IX. 18 p. 377. — 2) † Ein Meßformular gibt Gams, l. c. I, S. 103 ff. cfr. auch Hefele, l. c. S. 166 ff. Diese mozarabische Liturgie hat das spanische Concordat vom Jahre 1851 an der von Ximenes bestimmten Kapelle am Dome zu Toledo aufs neue garantirt.

eine Zeitlang in der Mitte nieder und gibt dann den Segen: in unitate Spiritus sancti benedicat vos Pater et Filius[2]).

† 35. Eine für Staat und Kirche gleich segensreiche Wirksamkeit entfaltete Ximenes in der Maurenbekehrung zu Granada. Nach Eroberung dieser Stadt blieb, wie wir gesehen, den Mauren die Ausübung ihrer Religion ungeschmälert garantirt, wodurch aber das Recht einer friedlichen Mission unter ihnen nicht ausgeschlossen sein konnte. Einer gewaltsamen Bekehrung aber zeigten sich die Herrscher als die Verträge verletzend stets abgeneigt, so sehr auch eine solche als politische Nothwendigkeit hätte erscheinen können, angesichts der fortwährenden gefährlichen Verbindung der spanischen mit den afrikanischen Mauren. Um so mehr mußte die friedliche Missionirung auch vom politischen Standpunkt aus als eine Angelegenheit von höchster Bedeutung erscheinen. Zunächst lag diese in den Händen des Bischofs von Granada, des seeleneifrigen Talavera, aber auch der staatliche Gouverneur Graf Mendoza von Tendilla bot ihm dabei hilfreiche Hand. Als die Herrscher 1499 in Granada anwesend waren, beriefen sie dahin auch Ximenes, um dessen Klugheit für die Förderung dieser wichtigen Staats- und Kirchenangelegenheit nützen zu können. Seinem Rathe ist wahrscheinlich das Gesetz vom 31. October 1499 zu danken, demzufolge kein Maure seinen zum Christenthum bekehrten Sohn dieserhalb enterben dürfte, die bekehrten Mädchen aber sollten vom Staate aus den Gütern dotirt werden, welche die Eroberung Granadas eingebracht, welche Fonds außerdem zur Loskaufung maurischer Sklaven verwendet werden sollten. Sein scharfer Blick und seine richtige Auffassung bewährte sich auch hier. Sollte die Mission Erfolg und Bestand haben, so mußte man vor allem die maurischen Priester zu gewinnen suchen. Diese lud Ximenes daher zu sich, besprach sich mit ihnen über religiöse Fragen und suchte durch Freundlichkeit und beliebte Geschenke ihre Herzen zu gewinnen. Die Bekehrung von Priestern mußte nothwendigerweise auch die vieler Laien nach sich ziehen, und bereits nach zwei Monaten konnten an einem Tage (18. Dezember 1499) 4000 Personen getauft werden. Wenn diese glücklichen Missionserfolge unter den anderen Muhammedanern eine bedenkliche Stimmung hervorriefen, so wird man dies gewiß nicht ohne weiteres zu Ungunsten ihres religiösen Zustandes auslegen dürfen, aber ebensowenig darf man Ximenes verurtheilen, wenn er die fanatischen und lügnerischen Dämagogen mit Gewalt zum Schweigen brachte, indem er sie festnehmen ließ. Weniger möchten wir ihn entschuldigen, wenn er den Gefangenen durch seine Kapläne den christlichen Unterricht gewaltsam aufnöthigen ließ. Auch der edle Maure Zegri aus dem vielbesungenen Hause Abenhamar wurde auf solche Weise zum Christenthum bekehrt, durch den Kaplan Peter Leon. Zegri pflegte später mit Anspielung hierauf zu sagen: „Ximenes dürfe nur seinen Löwen loslassen und in wenigen Tagen werde auch der hartnäckigste Maure bekehrt sein." Wir halten dies jeder, und namentlich der christlichen Religion für ebenso unwürdig wie das Revers, die gewaltsame Unterdrückung, wenn auch das eine wie das andere viel leichter und bequemer sein mag, als mühevolle Belehrung, und gründliche Widerlegung.

Es ist auffallend, wie die sonst so kluge Vorsicht den Erzbischof hier in Granada, wie es scheint in Folge der anfänglichen glänzenden Erfolge, plötzlich fast ganz verließ. Auf einmal sollte die friedliche, allmähliche Bekehrung, die so trefflich eingeleitet und von deren stetigem Fortgang die besten Hoffnungen zu hegen waren, zu ungestümer Proselitenmacherei ausarten. Plötzlich zeigte sich bei Ximenes ein ungesunder Religionseifer, der jede Verzögerung einer raschen Bekehrung für Seelenverrath ansah, er vergaß, „daß man die Menschen an der Hand und nicht an den Haaren in die Kirche führen muß."

So ließ er sich zu einer äußerst unklugen That fortreißen, die nicht nur die bisherige Mission, sondern auch all das durch so viele und blutige Kämpfe Errungene in Frage zu stellen drohte. Er ließ viele tausend Exemplare des Koran und anderer religiöser Schriften der Mauren auf einem öffentlichen Platz verbrennen. Hiedurch wurde der religiöse Haß in bedenklicher Weise wachgerufen, eine gefahrdrohende Gährung durchzitterte das maurische Volk, die beim geringsten Anlaß in offenen Aufstand ausschlagen konnte; ein solcher ließ auch nicht lange auf sich warten. Ximenes reclamirte die sog. Elchen, d. i. jene Mauren, welche von Renegaten abstammten, mit Gewalt für die Kirche; er ließ ihnen ihre Kinder wegnehmen, um sie christlich erziehen zu lassen. Als er gegen Ende des Jahres 1499 eines Tages seinen Hausmeister und einen Alguacil (Gerichtsdiener) in das Maurenquartier (Albaycin) sandte, um die Tochter eines Elchen wegzunehmen, entstand ein Auflauf, in welchem der Alguacil erschlagen und der Hausmeister nur mit Mühe gerettet wurde. Sofort griff der ganze Albaycin zu den Waffen und die Ungläubigen in den anderen Stadttheilen schlossen sich dem Aufruhr an. Ximenes wurde in seinem Palaste eingeschlossen und schon drohten die Belagerer denselben in Brand zu stecken, als es dem allenthalben geliebten und verehrten Bischof Talavera, wie dem Gouverneur Tendilla noch gelang, den tobenden Sturm zu beschwichtigen. Gegen das Versprechen, ihnen für das Vorgefallene die königliche Verzeihung zu erwirken, kehrten die Empörer zur Ruhe zurück.

Dieser übereilte Schritt hätte Ximenes beinahe um die Gunst der Herrscher gebracht. Ferdinand und Isabella waren während dieser Vorfälle in Sevilla, und der Erzbischof säumte nicht, ihnen gleich am dritten Tage des Aufstandes, als sich der Sturm bereits gelegt, schleunige Kunde zu senden. Er wählte dazu einen äthiopischen Sklaven eines granadensischen Patriciers, der als ungemeiner Schnellläufer die Schreiben möglichst rasch überbringen sollte. Allein dieser betrank sich unterwegs und blieb liegen, so daß er erst am fünften Tage in Sevilla ankam. Unterdessen waren bereits verschiedene Gerüchte über die Vorgänge zu Granada zur Kenntnis Ferdinands gekommen, welche, wie begreiflich, die wahre Sachlage entstellten, als ob bereits ganz Granada verloren sei. Ferdinand klagte über den unklugen Eifer des Erzbischofs, und auch Isabella war ungehalten über das sonderbare Schweigen des Primas, an den sie durch ihren Sekretär ein Schreiben sandte, worin ihm unverhüllter Tadel ausgesprochen wurde. Sofort sandte Ximenes seinen Vertrauten, Franz Ruyz, nach Sevilla, um die Herrscher über den wahren Sachverhalt zu unterrichten, und als er dann nach völliger Beilegung der Unruhen persönlich bei Hofe erschien, verschwanden auch wieder alle mißliebigen Gesinnungen, und die vorige Gunst, wo möglich in erhöhtem Maße, kehrte zurück. Auf sein Anrathen stellten die Herrscher den Meuterern die Alternative, entweder die Strafe des Aufruhrs oder die Taufe zu empfangen [1]). 50,000 ließen sich taufen, die anderen flohen in die Gebirge zu ihren Glaubensgenossen oder in die Berberei. So wurde Granada plötzlich eine christliche Stadt, freilich war die Bekehrung vielfach eine bloß äußerliche,

---

1) † Prescott, Geschichte Ferdinands II. S. 169 nennt diese Bedingung ein Meisterstück mönchischer Casuistik. Wir wollen nicht darüber richten, ob es von Seite des Ximenes billig war, den Mauren, die er durch sein ungestümes Vorgehen zum Aufstand gereizt, und nachdem jetzt die anfänglich so große Gefahr durch ihr williges Entgegenkommen so unschädlich vorübergegangen, solch harte Bedingungen zu stellen; von Seite der Herrscher waren diese jedenfalls berechtigt, da die Mauren die Gunst der früheren Unterwerfungsverträge durch ihre Rebellion selbst verscherzt hatten.

allein es war, wie Petrus Martyr bemerkt[1]) nicht von der gegenwärtigen, sondern erst von der künftigen Generation die Frucht dieser Aenderung zu erwarten.

Uebrigens war mit den Mauren der letzte Kampf auf spanischem Boden noch nicht geschlagen. Die zum Theil gewaltsame Bekehrung ihrer Stammes- und Glaubensgenossen reizte die Mauren in den Alpuxarras-Gebirgen zum Aufstand, und erbittert über den angeblichen Vertragsbruch der Spanier griffen sie zu den Waffen, bemächtigten sich der Festungen und Engpässe und machten nach alter Sitte Streifzüge in die christlichen Gebiete im Jahre 1500. Nicht immer war das Glück den Spaniern in diesem Kriege hold, sie erlitten manchen schweren Verlust, Ferdinand mußte selbst zu Felde ziehen und erst nach den heldenmüthigsten Kämpfen konnten die festesten Burgen gebrochen werden. Die Erfolglosigkeit des weiteren Kampfes endlich einsehend, boten die Mauren Unterwerfung an; sie erhielten Frieden gegen Auslieferung der Waffen und festen Plätze, Bezahlung einer Kriegssteuer und das Versprechen, christliche Missionäre in ihren Orten zulassen zu wollen. Die Erfolge der letzteren waren glänzende, in kurzer Zeit empfing fast die ganze Bevölkerung die Taufe. Kaum waren die Alpuxarras beruhigt, so brach der Aufstand in einem anderen Theil noch heftiger aus, in der Sierra Vermeja, im Westen von Granada, in deren Engpässen die Blüthe des castilischen Adels 1501 vernichtet wurde. Als endlich auch hier die spanischen Waffen obsiegten, ließ Ferdinand den Mauren die Wahl, entweder die Taufe zu empfangen, oder gegen Entrichtung von zehn Goldgulden per Kopf auszuwandern. Die letztere Alternative wählten nur wenige, die meisten empfingen die Taufe und erscheinen fortan unter dem Namen der Moriskos, bekehrte Mauren, in der Geschichte, die durch ihre weiteren Schicksale der Gegenstand des Mitleids geworden sind. So waren in dem alten Königreich Granada keine ungetauften Mauren mehr, dagegen lebten noch viele in Castilien und Leon. Diesen wurde durch Edict vom 20. Juli 1501 jeder Verkehr mit den getauften Mauren in Granada untersagt, während sie selbst ungehindert nach ihrem alten Glauben leben dürften. Am 12. Februar 1502 aber erschien die berühmte Pragmatica, wonach allen Mauren in Castilien und Leon, die das 14. oder, wenn weiblichen Geschlechts, das 12. Lebensjahr zurückgelegt hätten, befohlen wurde, bis Ende April die Königreiche zu verlassen oder sich taufen zu lassen. Die meisten Mauren scheinen dem Beispiel der granadensischen Glaubensbrüder gefolgt und wenigstens äußerlich christlich geworden zu sein. So war der Islam gesetzlich abgeschafft in Spanien, daß man aber auf diesem Wege nicht auch die religiöse Ueberzeugung ändern kann, sollten die spanischen Herrscher und namentlich Philipp II. noch bitter genug erfahren.

† 36. Die Erwähnung der Moriskos, deren politische und religiöse Leidensgenossen die Maranos sind, führt uns zur Besprechung der spanischen Inquisition[2]). Es ist dieses eines der vielen Schreckgespenste, welche eine tendentiöse und absichtlich die Wahrheit fälschende Geschichtsschreibung gewöhnlich gegen die katholische Kirche ins Treffen führt. Einer solchen Geschichtsbaumeisterei ist es gelungen, der Bezeichnung „spanische Inquisition" einen Inhalt zu geben, daß die bloße Nennung des Namens schon schaudern machen könnte; begreift sie doch alle Schrecknisse in sich, die eine herz- und gefühllose Glaubenstyrannei über den Menschen bringen kann, ein Meer von Blut und Thränen. Das große Verdienst der neueren Geschichtsforschung ist es, daß solche conventionelle Geschichtslügen immer seltener werden. Wie die Pariser

1) † Pet. Mart. ep. 215. — 2) Cfr. meine Ausführung: Zur Inquisitionsfrage in Hist. pol. Blättern 1882. Bd. 90 S. 325 ff.

Bluthochzeit, der Brand von Magdeburg, Maria Stuart, so ist auch die spanische Inquisition ihres schmutzigen Gewandes entkleidet worden, das gehässige Parteileidenschaft und verwerfliche Unehrlichkeit ihr gewoben. Ein Hauptantheil an dem Verdienst, die letztere Institution wieder in ihre historischen Rechte eingesetzt zu haben, gebührt Hefele [1]).

Die eigentliche Inquisition ist im Wesen der Kirche begründet und eine ihrer nothwendigsten Existenzbedingungen. Inquisition in diesem Sinn ist nichts anderes als Glaubensgericht, wie es die Kirche nach Anordnung ihres göttlichen Stifters immer ausgeübt hat und ausüben muß, wenn sie sich nicht selbst aufgeben und ihrer erhabenen Aufgabe, Bewahrerin der göttlichen Lehre zu sein, untreu werden will. Die Kirche muß das Recht haben, über den Glauben und dessen Reinerhaltung zu wachen und jene, welche ihn antasten, zu belehren, zu warnen, zu bessern, und im Falle hartnäckiger Verstocktheit durch Ausschluß aus der Gemeinschaft der Gläubigen, unschädlich zu machen. Dieses rein kirchliche und geistliche Glaubensgericht hat die Kirche von den ersten Zeiten ihres Bestehens an ausgeübt, die äußere Form des Verfahrens aber hat sich je nach den Zeitverhältnissen geändert. Als unter Constantin dem Großen Staat und Kirche in die engsten Beziehungen traten und das staatliche Leben vom christlichen Geist durchsäuert wurde, mußte ein Angriff auf die Einheit der Kirche auch als Schädigung und Störung des Staatsorganismus erscheinen, und die kirchliche Strafe auch bürgerliche Nachtheile im Gefolge haben. Der Kaiser bestrafte als ἐπίσκοπος τῶν ἔξω [2]), wie er sich nannte, die von der Kirche für Häretiker Erklärten mit dem Exil. Dies blieb lange Zeit die gewöhnliche staatliche Strafe [3]), namentlich perhorrescirte man stets harte Leibes- oder Lebensstrafen. Zum erstenmal kamen solche in Anwendung durch den Usurpator Maximus, der die Häupter der Priscillianisten zu Trier auf das ungestüme Andringen der spanischen Bischöfe Idacius und Ithacius enthaupten [4]) ließ. Aber gerade gegen Anwendung solch blutiger Gewalt legte die Kirche durch ihre berufensten Vertreter feierlich Verwahrung ein. Der hl. Martin von Tours, Ambrosius, Papst Siricius und andere tadelten entschieden die Anwendung solcher Strafen gegen Häretiker, und diese Anschauung bestimmte auch fortan die bürgerliche Gesetzgebung. Eine Aenderung trat ein mit der Ausbildung der theokratischen Staatsidee durch Gregor VII.; nun erschien der Häretiker als Majestätsverbrecher und derselben Strafe verfallen, wie dieser, doch lassen sich noch manche Stimmen gegen die Todesstrafe der Häretiker vernehmen. Thomas von Aquin [5]) aber nahm keinen

---

1) † In seinem Werk über Ximenes behandelt das achtzehnte Kapitel die Inquisition in ausführlicher Weise u. ist zugleich eine treffliche Widerlegung von Llorentes einseitiger Darstellung. — 2) † Daß damit nicht die zeitlichen, die weltlichen Angelegenheiten der Kirche, sondern die außerhalb der Kirche Stehenden, die Heiden gemeint seien, mag eine geistreiche Interpretation sein, im Sinn und Geist der Stelle liegt es nicht. — 3) † Die verschärften Strafmittel, Einkerkerung, Mißhandlung und Tod, welche die Arianer, namentlich unter Constantius und Valens, anwandten, fallen nicht unter den Begriff von Kirchenstrafen, sondern, wie das Vorgehen Julians, unter den der Verfolgung. — 4) † Es wird zwar behauptet Priscillian sei nicht als Ketzer, sondern als Verbrecher, weil des Maleficiums überführt, hingerichtet worden. Wollte man dies bezüglich Priscillians auch zugeben, wie steht es bei den anderen gleichfalls zum Tode verurtheilten Priscillianisten, bei Felicissimus, Armenius, Latronian, Euchrotia, Asarinus, Aurelius? Ueber die Verurtheilungen siehe Sulpicius Saverus am Schluß seiner historia sacra Migne T. VII. p. 280. Und wenn es sich nur um die Execution einfacher Verbrecher handelte, welche lediglich die durch die Gesetze verhängte Strafe erlitten, wozu die sorgliche Intercession Martins von Tours, warum der scharfe Tadel der angesehensten Kirchenfürsten nach Vollzug der Strafe? — 5) S. II. 2 q. 11. a. 3.

Anstand, diese Strafart zu empfehlen und zu vertheidigen. Der Vollzug der Strafe sollte durch die Staatsgewalt geschehen, das Urtheil über die Häresie aber erfolgte durch die Bischöfe oder die Synoden. Besondere Gerichtsstellen oder Behörden zum Behuf der Untersuchung und Bestrafung der Häretiker gab es noch nicht; das aber ist es gerade, was man unter Inquisition im engeren oder eigentlichen Sinn versteht. Solch eigentlich organisirte, für die Dauer mit dem Glaubensgericht beauftragte Behörden erscheinen erst gegen Ende des 12. und im Anfang des 13. Jahrhunderts. Genaue Instructionen für solche Ketzergerichte erließ die große Synode von Toulouse, nach Beendigung der Albigenserkriege im Jahre 1219[1]). Kap. 1 verordnet, daß die Bischöfe in jeder Pfarrei sowohl in- als außerhalb einer Stadt einen Priester und zwei oder drei, oder mehrere gutbeleumundete Laien, wenn nöthig eidlich verpflichten, daß sie fleißig, treu und oft den Häretikern in ihren Pfarreien nachforschen und einzelne verdächtige Orte und Schlupfwinkel durchsuchen. Die entdeckten Häretiker, wie deren Gönner und Beschützer müssen sie dem Bischof und dem Herrn des Ortes oder dessen Balliven sofort zur Bestrafung anzeigen. Nach Kap. 2 wird derselbe Auftrag auch den exempten Aebten für jene Orte ertheilt, welche einer bischöflichen Jurisdiction nicht unterstehen. In den folgenden Kapiteln 3—15 wird des Genauern das Strafverfahren gegen die Häretiker geordnet. Hiemit nun war ein eigenes Ketzergericht mit genau formulirtem Strafcodex eingesetzt, das aber völlig unter der Jurisdiction des Bischofs stand, also ein bischöfliches Gericht war. Diese bischöfliche Inquisition verwandelte sich in Bälde in eine Dominicanerinquisition und zwar, wie Hefele[2]) zeigt, auf ganz natürlichem Wege. Von Anfang an hatten sich die Dominicaner die Bekehrung der Häretiker durch Predigt zum Ziele gesetzt, daher Predigerorden genannt. Da sie hierin große Erfolge erzielten, lag es nahe, daß sie die Bischöfe bei ihrem Inquisitionsverfahren, namentlich zur Bekehrung der Verirrten verwendeten. Auch die Päpste anerkannten den großen Eifer und Erfolg der Mönche, indem sie dieselben allenthalben zur Missionirung häretischer Gegenden empfahlen und selbst verwendeten. So gab Gregor IX. 1235 den Dominicanern den Auftrag[3]), die der Häresie Verdächtigen wieder mit der Kirche zu versöhnen. Innocenz IV. sodann übertrug den Dominicanern die Inquisitionsgeschäfte förmlich, und verlieh ihnen eine mit der bischöflichen concurrirende Gerichtsbarkeit. In einem Breve vom 20. October 1248 an den Dominicaner Raymund von Pennaforte erklärt der Papst, daß ihm die Dominicaner gleichsam von der Vorsehung zu Gehülfen in der Ausrottung der Häresien gegeben worden, daß er ihre Thätigkeit als sehr zweckmäßig erfunden und ihnen deßhalb dieses Geschäft ganz besonders (specialiter) zu übertragen beschlossen habe. Von da an erscheint an Stelle der bischöflichen immer mehr die Dominicanerinquisition, die nach und nach in allen Theilen Europas, zuerst in Spanien eingeführt wurde. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts aber verschwindet dieses Institut wieder allmählich aus Spanien, aber gerade dieses Land sollte die Heimath einer neuen, der Staatsinquisition werden. Veranlassung dazu gaben ganz eigene, nur in Spanien vorhandene Verhältnisse.

Das überaus fruchtbare und an allen Producten reich gesegnete Spanien, mußte frühestens ein Hauptzielpunkt jüdischer Speculation werden, namentlich nachdem sich zahlreiche Juden in Rom niedergelassen. Der Beginn jüdischer Einwanderung auf der pyrenäischen Halbinsel dürfte mit großer Wahrscheinlichkeit in die Zeiten des Pompejus zu verlegen sein, der den

1) † Hefele C.-G. V. p. 873. — 2) † Ximenes S. 269. — 3) † Raynald ad ann. 1235. n. 15.

jüdischen Staat dem römischen Weltreich eingegliedert. Die große Fruchtbarkeit und eifrige Proselytenmacherei konnte sie in Bälde an gänzliche Judaisirung des Landes denken lassen. Diese völlige Herrschaft des Judenthums wurde dem aufblühenden Christenthum in Spanien gefährlicher, als in irgend einem anderen Lande, gefährlicher selbst als in Palästina.

Vom ersten Anfang an hatte sich die christliche Bevölkerung gegen das zudringliche Judenthum zu wehren, um nicht von ihm erdrückt zu werden. Schon die Synode von Elvira i. J. 306 erließ scharfe Bestimmungen gegen die Juden; can. 16 verbietet den Katholiken die Ehe mit Juden; can. 49 ermahnt die Gutsbesitzer, daß sie ihre Feldfrüchte nicht von Juden segnen lassen, und can. 50 untersagt Clerikern und Laien allen näheren Umgang mit Juden.[1]) Von Elvira an begegnen wir die ganze christliche Zeit herauf fortwährend die Juden betreffenden Verordnungen, theils kirchlicher theils weltlicher Behörden. Es war gewissermaßen ein Existenzkampf zwischen Christen und Juden, den letztere durch ihre oft sehr unzarte und zudringliche Proselytenmacherei[2]) noch verschärften, wogegen auch die Christen das compelle eos intrare oft in recht unsanfter Weise in Anwendung brachten.[3]) Namentlich waren es die westgothischen Könige, welche seitdem sie zur katholischen Kirche zurückgekehrt, bezüglich der Judenmission scharfe Bestimmungen erließen. Die Folge war, daß sich das bedrohte Judenthum unter den äußeren Schein des Christenthums flüchtete, und so diesem noch gefährlicher wurde als der offene Mosaismus. So sah sich die Kirche veranlaßt, gegen die gewaltsame Judenbekehrung einzuschreiten, und das vierte Concil von Toledo i. J. 633 erließ genaue diesbezügliche Bestimmungen.[4]) Can. 57 verordnet: „Künftig darf kein Jude mehr zur Annahme des Christenthums gezwungen werden. Diejenigen, die unter König Sisebut gezwungen wurden und die Sacramente empfingen, müssen Christen bleiben.“ Auch die folgenden Canones treffen Bestimmungen bezüglich der bereits getauften Juden, ihrer Kinder, sowie der Sprößlinge aus gemischten Ehen und des Verkehrs mit Juden. Daß die Kirche, falls sie sich und ihre Sakramente nicht selbst entweihen wollte, aufs entschiedenste verlangen mußte, daß die einmal Getauften Christen bleiben müßten, und gegen die Apostaten strenge Strafen anordnete, ist selbstverständlich. Diese Strafbestimmungen[5]) aber mußten um so strenger werden, je größer die Gefahr war, welche dem Christenthum von dem Kryptojudaismus drohte. Durch dieses verkappte Judenthum wurde die ohnedies vorhandene Spannung zwischen Juden und Christen beiderseits noch gesteigert und vergiftet, und führte zeitweilig zu gewaltsamen und rohen Ausbrüchen der Volkswuth. Solch eine judenfeindliche Bewegung gieng im Jahre 1391 durch Spanien, und vielerorts wurde den Juden nur die Wahl zwischen Tod oder Taufe gelassen. Die Folge war, daß die Zahl der scheinbar Bekehrten ins Ungeheure anwuchs. Zwar gelang es dem Seeleneifer des hl. Vincenz Ferrerius, der seit 1412 als Missionär unter den Juden wirkte, zahlreiche aufrichtig zu bekehren und anscheinend dem Judenthum so tiefe Wunden zu schlagen, daß man glaubte,

---

1) † Hefele C.-G. I. S. 162 u. 178. — 2) † Ein Beispiel krankhafter Proselytenmacherei gibt uns Abraham Abulafia, der seinen Bekehrungseifer sogar an Papst Martin IV. 1281 versuchte. Kayserling, die Juden in Navarra. Berlin 1861. S. 83. — 3) † Gams Kirchengeschichte von Spanien. II. 1. 406. III. 2. S. 10. — 4) † Hefele C.-G. III. S. 85. — 5) † Daß gewaltsame Judenbekehrungen unter den westgothischen Königen vorkamen, beweist der oben angeführte Canon 57 von Toledo, die meisten Judengesetze aber betrafen die Christenjuden und nicht die eigentlichen Juden, wie dies auch der jüdische Schriftsteller Grätz zugibt. Heinrich Grätz, die westgothische Gesetzgebung in Betreff der Juden. Breslau 1858. S. 5.

es werde sich an ihnen verbluten. Lästige, drückende und fast entehrende Bestimmungen betreffs der Juden sollten den Erfolg der Judenmission Ferrers noch steigern, und vielfach zeigte sich auch die erhoffte Wirkung. Als aber der äußere Druck nachließ, traten auch sofort wieder viele der Conversos, theils offen, theils heimlich zum Judenthum zurück. Diese Maranos (von Maran Atha — der Herr kommt I Cor. 16. 22), auch „neue Christen" genannt, wuchsen sich bald zu einer nicht nur die spanische Kirche, sondern auch die spanische Nationalität bedrohenden Gefahr aus. Sie wußten sich in alle Aemter und Würden einzuschleichen, Gelehrte, Bischöfe, Aebte, Canoniker, Mönche zählten sie zu ihren wirklichen Anhängern, oder doch zu ihren Gönnern. Der königliche Rath war voll von Conversos und die Christen mußten sich nicht wenige Rechtsverletzungen von jüdischen Gerichtscollegien gefallen lassen. Mancher Meuchelmord, an Christen begangen, blieb ungestraft, weil die Richter Maranos waren oder unter deren Einfluß standen. Außerdem hatten sich die Juden des Reichthums des Landes bemächtigt, und die Einziehung aller königlichen Renten gieng durch die Hände der Juden. Die Adeligen, durch vielfache Heirathen mit ihnen verbunden, liehen Juden und Christenjuden Schutz und Hülfe und der Proselytismus erhob sich wieder frecher denn je; selbst an die Königin Isabella wollte er sich machen. Da ist es wohl nicht zu verwundern, daß sich die Kluft zwischen alten und neuen Christen in gefahrdrohender Weise öffnete, so daß ein unbedeutender Umstand die lang verhaltene Wuth zum tobenden Ausbruch bringen konnte. Während einer Prozession in Cordova am 14. März 1473 goß ein Mädchen aus einem Hause Wasser über die Statue der seligsten Jungfrau. In dem hierüber entstandenen Tumult tödtete der Anführer der Maranos durch Treubruch den Leiter der Bewegung durch einen Lanzenstich. Dies war das Signal zu einem allgemeinen Aufstand der Katholiken gegen Adelige und Conversos, in dem durch Brand, Plünderung und Mord schrecklich gehaust wurde. Von Cordova verbreitete sich die Bewegung über ganz Andalusien und pflanzte sich auch nach Castilien fort. Der Versuch der neuen Christen sich der Festung Gibraltar zu bemächtigen, mißlang und verschlimmerte noch ihre Lage.[1]) Diesen tobenden Strom erbitterten Hasses sollte die Inquisition in ruhigere Bahnen lenken; an die Stelle der Volksjustiz trat das geregelte richterliche Verfahren des hl. Officiums.

† 37. Im Jahre 1477 kamen die Majestäten nach Sevilla, wo unter dem Schutz des Cardinals Mendoza der Dominicaner Alfons von Ojeda, Prior des Klosters St. Paul, als Missionär unter den Maranos wirkte. Dieser wies die „katholischen Könige" auf das große Uebel der neuen Häresie, und auf die Nothwendigkeit eines Ketzertribunals hin. Seine Vorstellungen wurden unterstützt von dem Gerichtsbeisitzer Diego Merlo, sowie von Philipp de Barberis, Großinquisitor von Sicilien, der eben in Anliegen seines Amtes bei Ferdinand weilte. Die Herrscher entschlossen sich denn auch zur Einführung der Inquisition in Castilien und wandten sich an Papst Sixtus IV., welcher die erbetene Bewilligung am 1. Nov. 1478 ertheilte, in der Meinung, daß diese Inquisition ein rein kirchliches Institut sei. Die „Könige" erhielten die Vollmacht zur Untersuchung und Bestrafung von Häretikern, 2—3 kirchliche Personen, Welt- oder Ordenspriester aufstellen zu dürfen, die 40 Jahre alt, von reinem Wandel, Magister oder Baccalauren der Theologie, Doctoren oder Licentiaten des canonischen Rechts sein sollten. Ehe der neue Gerichtshof in

---

1) † Grätz, Geschichte der Juden. Leipzig 1864 V. Bd. S. 232 u. Jost, Geschichte der Israeliten seit der Zeit der Maccabäer bis auf unsere Tage. Berlin, 1825 VII. S. 70.

Thätigkeit trat, sollte nochmals ein Missionsversuch gemacht werden. Cardinal Mendoza gab 1478 eine Art Katechismus des christlichen Lebens heraus, einen Abriß dessen, was der Christ zu thun, und wie er sich zu verhalten habe von der Stunde der Taufe bis zu der seines Todes. Dieses Büchlein wurde in der ganzen Diözese verbreitet und die Pfarrer beauftragt, die Gläubigen damit bekannt zu machen und aufzufordern, ihr Leben und die Erziehung ihrer Kinder darnach einzurichten. Nach Anordnung der Herrscher sollte der Erzbischof in seinen Missionsbemühungen unterstützt werden von Pedro de Solis, Bischof von Cadix, dem erwähnten Corregidor Merlo und von Alfons von St. Paul. Die wohlgemeinte Absicht hatte aber gerade eine gegentheilige Wirkung bei den Maranos. Statt sich belehren zu lassen, veröffentlichten sie eine beißende Schmähschrift über den Plan der Herrscher und die christliche Religion überhaupt. Durch diese Schrift schadeten sich die Judaisten selbst am meisten, sofern sie dadurch ein ernstes Einschreiten geradezu herausforderten. Kraft der päpstlichen Bulle wurden denn auch sofort 2 Dominicaner, Miquel Morillo, Provinzial, und Juan Martin, Vicar des Ordens, nach Sevilla gesandt, Ende 1480. Als Gehülfen erhielten sie den Weltpriester Dr. Juan Ruiz, Rath der Königin, und ihren Hofkaplan Juan Lopez del Barco. Das Vollmachtsdecret der Herrscher ist am 27. Dez. 1480 ausgestellt, der als Geburtstag der spanischen Inquisition zu betrachten ist.

Das neue Gericht begann seine Thätigkeit sofort. Am 2. Jan. 1481 erschien ein Edict, worin 37 Punkte aufgeführt werden, an denen der geheime Judaismus der Maranos erkennbar sei.[1]) Jedermann wurde aufgefordert, diejenigen, welche sich durch solche Kennzeichen verrathen, anzuzeigen mit der Versicherung, daß die Namen der Ankläger verschwiegen bleiben sollten. Es wurde jedoch noch eine Frist bestimmt, innerhalb deren allen, die ihren Irrthum bekennen und Besserung versprechen würden, völlige Straflosigkeit und Verzeihung angeboten wurde, wie dies immer der Fall war, bevor ein Inquisitionsgericht seine Thätigkeit begann. Die Zahl der Anklagen mehrte sich bald in einer Weise, daß der Gerichtshof seine Sitzungen aus dem Kloster des hl. Paulus in das geräumige Fort Triana in der Vorstadt verlegen mußte. Im Jahre 1481 fand in Sevilla das erste Autodafé[2]) statt, bei welchem nach dem spanischen Schriftsteller Ferreras[3]) 7 hartnäckige Apostaten zum Feuer, viele Reuige aber zu anderen leichteren Strafen verurtheilt wurden. Bald aber zeigte es sich,

---

1) † Llorente (I. S. 158) behauptete, daß von 37 Punkten 22 kaum eine bloße Vermuthung des Judaismus begründen. Prescott schrieb ihm I. S. 280 gutwillig nach, allein Hefele (l. c. S. 283) zeigt „wie wenig ehrlich der eine und wie wenig kritisch der andere bei dieser Behauptung verfahren." — 2) † Einer kirchenfeindlichen Geschichtsschreibung ist es gelungen, dieses Wort zu einem schauerlichen Schreckgespenst aufzuputzen, als bezeichne es nichts anderes als ein ungeheures Feuer, eine kolossale Schmorpfanne, um welche die Spanier, wie Cannibalen herumsitzen, um sich am Rösten und Braten etlicher hundert unglücklicher Ketzer von Zeit zu Zeit zu ergötzen. In Wahrheit aber steht ein auto da fé mit dem französischen feu in keinerlei Beziehung, sondern bezeichnet seiner Ableitung nach (actus fidei) eine Handlung des Glaubens, die in erster Linie nicht im Brennen und Morden bestand, sondern in der Freierklärung der ungerecht Angeschuldigten oder Wiederversöhnung der Reuigen und Bußfertigen mit der Kirche. Die Hinrichtung war nur die letzte unerläßliche Consequenz gegen die hartnäckig Verstockten, aber keineswegs die Regel, sondern die Ausnahme. Bei zahlreichen autos da fé brannte gar nichts als die Kerze, welche der Pönitent zum Zeichen des ihm wiederaufgegangenen Glaubens in der Hand trug. (cfr. Hefele l. c. S. 340.) — 3) † cfr. über diesen Schriftsteller und seine Werke. Gams l. c. III. 2. S. 327. Nach Rodrigo Historia verdadera de la Inquisicion tom. II, Madrid 1877, wären es nur 5 Delinquenten gewesen.

daß die Inquisition als Staatsinstitut im Interesse des absoluten Königthums stand, und in ihrem Amte vielfach zu schroff und zu hart verfuhr, weßhalb sich Sixtus IV. sofort in einem Breve vom 29. Jan. 1482 tadelnd über diese Art von Inquisition äußerte. Er beschuldigte die Inquisitoren zu großer Strenge, ja offener Rechtsverletzungen, und wiederholte diese Klagen in zwei weiteren Breven vom 23. Febr. und 2. Aug. 1483. Er verlangte Milde namentlich gegen jene, welche Reue zeigten, ihnen soll der Besitz ihres Vermögens ungeschmälert erhalten werden. Da die Forderungen des Papstes wenig Beachtung fanden, bestellte er durch Breve vom 2. Aug. 1483 [1]) den Nachfolger Mendozas im Erzbisthum Sevilla, Inigo Manrique, zum päpstlichen Apellationsrichter in Sachen der Inquisition. Da der Terrorismus der Inquisitoren diese wohlthätige Maßregel unwirksam machte, wies der Papst die Apellation an sein eigenes Tribunal. Zahlreiche Verfolgte wandten sich denn auch nach Rom, wo sie entweder heimlich oder öffentlich losgesprochen und ohne jeden bürgerlichen Nachtheil mit der Kirche versöhnt in die Heimath entlassen wurden. Wenn der Papst ob dieser zweifelsohne milden Maßregel gerade von den Anklägern der Inquisition [2]) getadelt wird, so bleibt dies ein ungelöstes psychologisches oder intellectuelles Räthsel. Ferdinand und Isabella ließen sich durch das scharf tadelnde Breve des Papstes vom 2. Aug. 1483 von ihrer Staatsinquisition nicht abbringen, ja man wußte auf Umwegen sogar eine Art päpstlicher Bestätigung für dieselbe zu erhalten. Die „katholischen Könige" schlugen nun dem Papst Thomas von Torquemada, Prior des Klosters zum hl. Kreuz in Segovia, als Großinquisitor für Castilien vor, mit der Vollmacht Unterinquisitoren aufzustellen. Der Papst bestätigte ihn in dieser Eigenschaft und genehmigte sogar in einem weiteren Breve vom 17. Oct. 1483, daß er seine Vollmachten auch über Aragonien ausdehne, wodurch die päpstliche Inquisition daselbst von der staatlichen verschlungen wurde. Mit der Bestellung Torquemadas zum Großinquisitor hatte die spanische Staatsinquisition ihre völlige Ausgestaltung erhalten.

† 38. Der erste Generalinquisitor von Spanien, Thomas von Torquemada oder Turrecremata darf nicht verwechselt werden mit dem Cardinal Johann von Torquemada, [3]) der zwar aus derselben spanischen Familie stammte, gleichfalls Dominicaner, aber eine von unserem Inquisitor verschiedene Person war. Johann von Torquemada war einer der berühmtesten Theologen des 15. Jahrhunderts. Er wurde 1388 zu Valladolid aus einer erlauchten castilischen Adelsfamilie geboren. Mit 15 Jahren empfing er das Kleid des hl. Dominicus, und von da an theilte er seine Zeit zwischen Werken der Frömmigkeit und dem Studium der hl. Wissenschaften. Die hervorragende geistige Begabung, die er von seinem ersten Auftreten an bekundete, erwarben ihm bald ein besonderes Ansehen unter seinen Ordensgenossen. Vom Jahre 1414 an finden wir den jungen Dominicaner bereits in der Oeffentlichkeit. Den Bemühungen des Kaisers Sigismund war es endlich gelungen, die Castilianer zur Theilnahme am Constanzer Concil zu bewegen. [4]) An der Spitze der Gesandtschaft, die König Johann II. von Castilien nach Constanz abordnete, stand der Dominicanerprovinzial Ludwig von Valladolid, der sich den jungen Torquemada zum Begleiter wählte, ohne daß dieser sich übrigens an den Verhandlungen

---

1) † Die päpstlichen Breven finden sich bei Llorente, l. c. T. IV. S. 345, 352, 357 und 363. T. I. S. 165 und 166. — 2) † Llorente I. S. 168 und 176, und Prescott, Ferdinand und Isabella I. S. 132. — 3) † Lederer, der spanische Cardinal Johann von Torquemada, sein Leben und seine Schriften. Freiburg 1879. — 4) † Hefele C.-G. VII. p. 229. 239. 300 f.

zu Constanz irgendwie activ betheiligte. Nach Beendigung der Synode kehrte die castilianische Gesandtschaft nach Spanien zurück. Torquemada aber gieng auf Befehl seiner Oberen nach Paris, um das Studium der Theologie an dortiger Universität fortzusetzen. Im Jahre 1423 erhielt er das Licentiat der Theologie und wurde nach der Rückkehr in die Heimath zum Prior des Conventes zu Valladolid, und nach einiger Zeit desjenigen zu Toledo erwählt, in welcher Stellung er große Gewandtheit zeigte. 1431 treffen wir Torquemada bereits in Rom, wo er von Eugen IV. zum magister sacri palatii ernannt wurde, eine Würde, auf welche der Dominicanerorden alte Anwartschaft hatte. In den nun folgenden Wirren erscheint Torquemada immer als einer der ersten und unermüdetsten Vertheidiger der päpstlichen Rechte; zunächst tritt er als solcher auf dem Concil zu Basel auf, wo er im Jahre 1432 eintraf. Im Sommer 1433 veröffentlichte er einen ausführlichen Tractat gegen das Nichtigkeitsdecret der Basler, ohne daß er aber mit seinen Deductionen einen entscheidenden Einfluß auf die Verhandlungen auszuüben vermocht hätte. Auch in der Angelegenheit der hl. Brigitta[1]) wurde Torquemada seiner ausgebreiteten Kenntnisse wegen beigezogen. In dem von Brigitta gestifteten Orden vom heiligsten Erlöser waren Unordnungen und Zwietracht entstanden, weßhalb die Generalbeichtväter 1433 nach Basel vorgeladen wurden, wo außerdem noch mehrere Einwendungen, welche gegen die Revelationen Brigittas erhoben wurden, untersucht werden sollten. Unter den Theologen, welche mit der Prüfung[2]) und Untersuchung dieser Angelegenheit betraut wurden, befand sich auch Torquemada. Er verfaßte eine Apologie der Revelationen, die hauptsächlich die Gedanken in Gersons Schrift de probatione spirituum zu widerlegen sucht. Die Synode that aber keinen entscheidenden Schritt in dieser Sache, wie auch Benedict XIV. sich nur dahin ausspricht, daß der Inhalt wohl erbaulich, aber keineswegs de fide sei. Weiterhin betheiligte sich Torquemada zu Basel an den Verhandlungen über die Frage der unbefleckten Empfängniß Marias und sprach sich den Ordenstraditionen gemäß aufs Bestimmteste gegen diese Lehre aus.[3]) Ueber die eigenthümliche Lehre des Augustinus von Rom, Bischofs von Nazareth, betreffs der mystischen Einheit Christi und seiner Kirche, verfaßte Torquemada Namens der italienischen Nation ein ausführliches Gutachten, auf Grund dessen in der 22. Sitzung (15. Oct. 1435) Augustins Buch de sacramento unitatis Jesu Christi et ecclesiae verurtheilt wurde.

---

1) † Die hl. Brigitta, aus dem schwedischen Königshause stammend, Mutter der hl. Katharina von Schweden, starb 1373 und wurde canonisirt durch Bonifaz IX. 1391, Johann XXIII. 1415 und Martin V. 1419. Während ihres Aufenthaltes zu Rom und in späteren Lebensjahren hatte sie eine Reihe von Offenbarungen (Revelationen), welche von ihren Beichtvätern aufgezeichnet und vor wie nach der Canonisation der Heiligen Gegenstand theologischer Erörterungen wurden, und so auch zu Basel. — 2) † Trotz der Ausführungen Lederers S. 72 ff. konnten wir uns nicht überzeugen, daß Hefele's Aufstellung (C.-G. VI. S. 559), Torquemada sei im Jahre 1433 mit dem Referat dieser Angelegenheit betraut worden, unrichtig sein soll. Wenn König Erich von Schweden am 3. Juli 1434 von der Citation der Ordensobern nach Basel zu berichten weiß, und ebenso von den dort bereits getroffenen Maßnahmen, so wird daraus wohl hervorgehen, daß man bereits 1433 die Angelegenheit zu Basel verhandelte. Mit der Untersuchung der Angelegenheit aber war neben anderen Theologen auch Torquemada betraut worden, wie er selbst sagt, und als Mitglied dieser theologischen Commission verfaßte er seine Apologie. Man wird ihn also mit Recht Referenten nennen dürfen. Dem widerspricht in keiner Weise, daß er auch 1435 alle Bücher der Revelationen mit Sorgfalt gelesen und seine Bemerkungen darüber niedergeschrieben, da ihm die Religiosen von Wadstena dieserhalb mit vielfachen Bitten angegangen. — 3) † Rohrbacher macht Torquemada auffallenderweise zu einem Vertheidiger der immaculata conceptio.

In dem bald darauf entstandenen heftigen Streit über die Appellation stand Torquemada wiederum mit aller Entschiedenheit auf Seite des Papstes, und vertheidigte sowohl in diesem Punkt, als auch bezüglich des nach den Intentionen der Basler von jedem neu erwählten Papst zu leistenden Eides, die päpstlichen Prärogativen in ausführlichen Referaten.

Nachdem in der 25. Sitzung die lang verhaltene Spannung endlich zum völligen Bruch mit dem Papst geführt, verließ auch Torquemada mit den andern päpstlich gesinnten Gliedern der Synode Basel, im Sommer 1437. Im folgenden Jahre wurde er der nach Deutschland entsandten päpstlichen Legation beigegeben, und suchte im Verein mit Nicolaus von Cusa auf den Reichstagen zu Nürnberg und Mainz die Deutschen, freilich vergeblich, zum Aufgeben der Neutralität und zum Anschluß an Eugen zu bewegen. Nach der Rückkehr nahm er thätigen Antheil an den griechischen Unionsverhandlungen zu Florenz. Im October 1439 wird Torquemada abermals einer Gesandtschaft beigegeben, welche den Frieden zwischen Frankreich und England vermitteln sollte. Während seiner Abwesenheit wurde er am 18. Dez. 1439 zum Cardinal mit dem Titel S. Sixti ernannt und ihm Insignien und Decret nachgesandt.

Der zweite Theil von Torquemadas Leben, das Cardinalat, gehört in noch ausgesprochener Weise als bisher der Vertheidigung der Papalrechte. Er ist entschiedener und eifriger Vertreter des sog. Papalsystems, ja es scheint ihm die Kirche im Papste völlig aufzugehen. Papst und Kirche sind ihm zwei Begriffe, die sich vollkommen decken. Wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, verfiel auch Torquemada in der Hitze des Kampfes in das gegentheilige Extrem der von ihm bekämpften Gegner. Während die Basler und ihre Freunde glaubten, ein Leib ohne Haupt sei lebensfähig, war Torquemada der Ansicht, das Haupt allein könne alle Functionen des Leibes verrichten. In Wahrheit aber bildet weder der Leib, und wäre er noch so groß, ohne Haupt, noch auch das Haupt ohne Leib einen gesunden und lebenskräftigen Organismus. Wird das eine oder das andere unverhältnißmäßig vergrößert, so entsteht eine Deformität. Am ausgesprochensten findet sich sein Papalsystem in seiner Summa de ecclesia, die etwa um 1450 vollendet wurde. Seine Conclusionen sind aber nicht selten willkürlich, einseitig und sophistisch und wir finden das Urtheil von Schwab völlig zutreffend, wenn er sagt:[1]) „All die Willkür, die sich ältere Canonisten in Deutung einzelner Schrift- und Väterstellen erlaubten, die Kühnheit der von äußerlich logischer Consequenz begleiteten syllogistischen Raisonnements, das dogmatische Absehen von aller geschichtlichen Entwicklung, ein reiches für jede Gelegenheit zu Gebote stehendes gelehrtes Material und jenes sichere Auftreten, wie es die Gewißheit wenigstens äußeren Erfolges gewährt, bildet das Eigenthümliche seiner Arbeiten.“ Auch die folgenden Päpste schätzten Torquemada hoch und Pius II. verlieh ihm 1460 das suburbicarische Bisthum Sabina. In diesem Jahre setzte sich der verdiente Prälat ein herrliches Denkmal durch Stiftung der Bruderschaft dell' Annunziata, die sich die Ausstattung armer Mädchen zur Aufgabe machte. In dem hohen Alter von 80 Jahren starb der Cardinal am 26. Sept. 1468 und wurde in der von ihm erbauten Kapelle in San Maria sopra Minerva beigesetzt.

† 39. Thomas von Torquemada war der Neffe des Cardinals, er wurde zu Valladolid im Jahre 1420 geboren. Wie sein Oheim trat auch er in den Dominicanerorden und wurde Prior des Klosters zum hl. Kreuz in Segovia. Seit dem 11. Febr. 1482 war er den ersten Inquisitoren als Ge-

---

1) † Schwab, Johannes Gerson S. 749 ff.

hülfe beigegeben worden, überragte aber in Bälde alle seine Collegen in einer Weise, daß bei der Bestellung eines Großinquisitors die Wahl des Königs auf ihn fiel. Torquemada gab dem „hl. Officium" seine eigentliche Ausbildung und Organisation. Bisher hatte nur der Gerichtshof zu Sevilla für ganz Spanien bestanden, Torquemada errichtete sofort vier Inquisitionstribunale, zu Sevilla, Cordova, Jaën und Villa Real und entwarf ausführliche Statuten[1]) für dieselben. Dem Großinquisitor gab Ferdinand einen obersten Inquisitionsrath aus Theologen und Juristen zur Seite, dessen Präsident der Großinquisitor in der Weise war, daß er in den rein geistlichen Fragen nur den Rath dieses Collegiums zu hören hatte, in den bürgerlichen und juristischen Punkten aber an die Stimmenmehrheit der Räthe gebunden war. In dieser Ausbildung zeigt sich erst der volle staatliche Charakter des Institutes. Die Räthe wurden ganz wie Staatsbeamte nach Gutdünken vom König ein- und abgesetzt, ohne daß der Papst oder eine andere kirchliche Behörde dabei mitwirkte. Diese Einrichtung bestätigte Papst Sixtus IV., und dasselbe that sein Nachfolger Innocenz VIII. unter dem 11. Febr. 1486. Torquemada verwaltete sein schweres und verantwortungsvolles Amt bis zu seinem Tode, aber gerade sein Name, der mit der spanischen Inquisition aufs innigste verbunden ist, hat neben dem seines Nachfolgers Deza hauptsächlich dazu beigetragen, daß diese Institution in so üblen Ruf gekommen. Nach dem Bericht des berühmten spanischen Historikers Mariana[2]) sollen während seiner Verwaltung etwa 2000 als hartnäckige Ketzer mit dem Tode bestraft worden sein. Dasselbe berichtet der zeitgenössische Chronist Pulgar. Er sagt:[3]) „Von den Verurtheilten wurden zu verschiedenen Malen, und in einigen Städten und Orten gegen 2000 Männer und Frauen verbrannt; andere wurden zu beständigem Gefängnisse verurtheilt, anderen wurde als Buße aufgegeben, daß sie alle Tage ihres Lebens einherwandelten, gezeichnet mit großen farbigen Kreuzen, die sie auf der Brust und an den Schultern tragen sollten." Daß Torquemadas Inquisitionsverfahren von Härte nicht freizusprechen, beweist außer obigen Angaben zur Genüge das wiederholte Einschreiten des Papstes, der von durchgreifenden Maßregeln nur durch Rücksichten auf die „Könige" abgehalten wurde. Dreimal erschien Alfons Badaja vor dem Papst, um den Großinquisitor wegen zu harten Verfahrens zu vertheidigen und schon war Alexander VI., der beständigen Klagen müde, entschlossen, alle Vollmachten zurückzuziehen. Die Ausführung des Entschlusses hinderte nur die prekäre Stellung dieses Papstes gegenüber dem spanischen Hofe. Ein Mittelweg sollte die erwünschte Abhülfe bringen; in einem Breve vom 23. Juni 1494 erklärte Alexander VI., daß er Torquemada, der bereits auf Jahren und leidend sei, vier Coadjutoren, die Bischöfe von Messina, Cordova, Avila und Mondonnedo beigegeben habe; allein nur von zwei ist bekannt, daß sie die Functionen von

---

1) † Sie finden sich in der Sammlung der Instructionen des spanischen Inquisitionsgerichts. Uebersetzt von J. D. Reuß Hannover 1788 S. 1—36. — 2) † Historia de rebus Hispaniae lib. 24. c. 7. Mariana wurde geb. 1537; nachdem er zu Rom und Paris seine Studien gemacht, kehrte er 1574 nach Spanien zurück und lebte hier bis zu seinem Tode 17. Febr. 1624 einzig der Wissenschaft. Sein wichtigstes Werk, „die Geschichte von Spanien," erschien zuerst in 25 Büchern zu Toledo 1592. Später fügte er noch 5 weitere Bücher hinzu, so daß die Ausgabe zu Frankfurt 1603, 30 BB. enthält, worin die Geschichte bis zum Tode Ferdinands des Katholischen 1516 fortgeführt wird. Zuletzt folgte noch das Summarium, welches die Ereignisse der folgenden Zeit bis zum Jahre 1619 in einzelnen Ausgaben bis 1621 enthält. Später erschienen weitere verbesserte Ausgaben, die beste 1817—22 zu Madrid 20 vol. 4°. — 3) † Cronica de los reyes catolicos P. II. c. 77. p. 137.

Generalinquisitoren verrichteten. Daß Alexander VI. Torquemada keineswegs geneigt war, geht auch aus dem Schreiben des spanischen Gesandten in Rom, Garcilasso de la Vega, an die „Könige" vom 21. April 1498 hervor.[1]) Durch die ihm gesetzten Coadjutoren ließ sich aber Torquemada keineswegs in Ruhestand versetzen, dies beweist eine Instruction von 16 Artikeln,[2]) die er von Avila aus im Jahre 1498 ergehen ließ. Während manche den ersten Großinquisitor als einen heiligmäßigen Mann loben und verherrlichen, sind andere hinwieder in seiner Verurtheilung wohl zu heftig und scharf. Es wird ihm zum Vorwurf gemacht, daß er sich auf Reisen mit einer großen Schutzmannschaft umgeben. Diese Leibwache habe aus 50 Dienern zu Pferd und 100 zu Fuß bestanden. Bei Tisch habe er stets den Zahn eines wilden Thieres neben sich liegen gehabt, um etwaiges Gift entdecken und unwirksam machen zu können.[3]) Der gefürchtete Mann starb zu Avila am 16. Sept. 1498 in einem Alter von 78 Jahren.

† 40. Den heftigsten Widerstand rief die Einführung der spanischen Inquisition in Aragonien hervor, während die päpstliche bisan unbeanstandet daselbst in Uebung war; erstere hielt man für unvereinbar mit den Fueros des Königreichs. Zwei Punkte waren es vor allem, gegen welche die „neuen Christen" und der vielfach mit ihnen verbundene Adel beim obersten königlichen Gerichtshof Klage führten, die Güterconfiscation und die Geheimhaltung der Zeugen; ja sie boten sogar große Summen für Beseitigung dieser zwei Bestimmungen. Die Verhandlungen hierüber unterbrach die gewaltsame Ermordung des Inquisitors Petrus Arbues, nach seinem Geburtsort auch Maëstro Epila genannt. Petrus wurde um das Jahr 1442 zu Epila, einer Stadt in Aragonien geboren; seine Eltern waren Antonio de Arbues und Sancia Ruiz de Sadava, beide von adeligem Geschlecht; er hatte noch einen älteren Bruder Antonio und 5 Schwestern. Der junge Petrus besuchte die Universität Huesca in Aragonien, wo er sich durch Eifer im Studium, wie durch zarte Frömmigkeit auszeichnete. Bald erlangte er die Würde des Doctorates in der Philosophie und wurde zum Magister in den Wissenschaften erklärt. Der Erzbischof von Saragossa verlieh Arbues den eben erledigten und von ihm zu vergebenden Freiplatz im berühmten Collegio di S. Clemente in Bologna. Am 11. März 1469 trat Petrus daselbst ein und schon 1471 trat er an der Universität als Lehrer der Moralphilosophie auf. Nach 5½ Jahren mußte er in die Heimath zurückkehren, da er am 30. Sept. 1474 zum Canonicus von Saragossa erwählt worden war. Als solcher mußte er in den Orden des hl. Augustinus eintreten; nach einjährigem Noviziat legte er am 9. Febr. 1476 in die Hände des P. Michael Ferrer die Gelübde ab, und erhielt im folgenden Jahre, 35 Jahre alt, die Priesterweihe. Bald machte sich der junge Canonicus durch Eifer in Verwaltung des Predigtamtes und der Pastoration bemerklich, und wurde vom Erzbischof Alfons von Saragossa (natürlichem Sohne Ferdinands) mit zwei anderen Canonikern mit Herausgabe eines neuen Missale beauftragt. Am 4. Mai 1484 aber wurde Petrus von Torquemada, zugleich mit dem Dominicaner Caspar Juglar als Inquisitor für Aragonien bestellt. Der neue Gerichtshof sollte seinen Sitz bei der Cathedrale San Salvador haben und bestand außer den zwei genannten, noch aus dem Canonicus Roderich Sanchez, Juan de Anchias, Petrus Jordan, Didacus Lopez, Juan de Exea und Raymund Mur, Fiscaladvocat.[4]) Daß Arbues als Inquisitor

---

1) † Gams, l. c. III. 2. S. 55. — 2) † Den Inhalt siehe Reuß, Sammlungen S. 56—63. — 3) † Llorente l. c. I. p. 285. — 4) † Paramo in seinem Werk: De origine et progressu officii sanctae inquisitionis etc. Matriti 1598.

besonders streng und unmenschlich verfahren, ist willkürliche und völlig unhistorische Geschichtsentstellung. Wenn man auch nicht bloße Todesurtheile ohne bereits erfolgte Execution zu Lebzeiten des Arbues annehmen will,[1]) so konnten doch, nach den glaubwürdigsten und übereinstimmenden Zeugnissen, Hinrichtungen nur in ganz geringer[2]) Zahl vorgekommen sein. Dieses neue Inquisitionsverfahren, namentlich die Güterconfiscation suchten die Maranos um jeden Preis rückgängig zu machen. Zunächst sandte man Deputirte an den König nach Cordova und ließ ihm für Gewährung des Gesuches große Summen Goldes anbieten. Da es nicht gelang, wurde der Mord der Inquisitoren beschlossen, um so auf die radicalste Weise das Joch der Inquisition abzuschütteln. Es geschah dies nicht so fast aus Rache gegen die Beamten des verhaßten Instituts, als vielmehr in dem Glauben, es würde sich hinfür, aus Furcht Niemand mehr zur Annahme des Amtes bereit finden lassen. Zur Dingung und Belohnung der Mörder wurde eine förmliche Steuer auf alle aragonensischen Juden umgelegt. Don Blasco von Alagon, Herr von Sastago hatte zu diesem Zweck 10,000 Realen in Empfang genommen.[3]) Als Mörder wurden gedungen in erster Linie Juan de Abadia, dessen Schwester von der Inquisition bereits hingerichtet worden,[4]) Juan de Speraudeo, dessen Vater wegen Glaubenssachen im Gefängniß war,[5]) Vidal de Uranso, der „Franzose" genannt, Matthäus Ram, Tristan de Leonis, Anton Gran und Bernhard Leofante. Nach einigen vergeblichen Versuchen gelang die Bluthat in der Nacht vom 14. auf den 15. September 1485. Die Häscher hatten sich in

---

Paramo ist ein Zeitgenosse Mariana's; er war Archidiacon und Canonicus ecclesiae Legionensis und selbst Inquisitor von Sicilien. Er ist großer Lobredner der Inquisition, die von Gott selbst bereits im Paradies eingeführt wurde; Gott selbst war der erste Großinquisitor. — 1) † Dieser Ansicht möchte sich Gams, l. c. III. 2. S. 27 ff. zuneigen, aber sichtlich mit etwas künstlicher Pressung und Interpretation des Wortlautes der betreffenden Stellen. S. 30 scheint er dies selbst zu fühlen, indem er die Hinrichtung einiger weniger Personen zugeben will. — 2) † Paramo sagt nichts von Hinrichtungen. Mariana l. c. XXV. 8 sagt: Nonnullis irrogata supplicia pravos quosdam homines libertino e genere natos, sive libertatis specie, sive ex conscientia similia metuentes incitarunt, ut conjuratione multorum facta Inquisitoris capiti insidias struerent. Wenn Gams hier die irrogata supplicia als bloß verhängte aber noch nicht vollzogene Todesstrafen auffassen möchte, so ist dies offenbar im Sinn der ganzen Stelle nicht gelegen. Zurita, der selbst Sekretär bei der Inquisition war und seine Annales de Aragon in den Jahren 1562—1580 drucken ließ, sagt IV. p. 342, daß Arbues gegen viele eingeschritten sei, welche in üblem Ruf gestanden und judaisirt haben. Dieses viele aber ohne weiteres auf Hinrichtungen beziehen, wäre völlig ungerecht, da nachweislich von den Prozessirten nur ein ganz minimaler Theil mit der schwersten Strafe belegt wurde. Ganz das Gleiche gilt von der Angabe einer um 1664 aus Anlaß der Seligsprechung in Italien erschienenen Biographie, cfr. AA. SS. Sept. V. 733. Hier heißt es: diligentia ejus ac sollicitudine brevi tempore multi haeretici, apostatae et relapsi debitam suorum criminum poenam luerunt. Abgesehen davon, daß diese Biographie fast 200 Jahre nach dem Tode des Arbues in Italien entstanden, ist es historisch weder gerecht noch genau, der debita poena einfach die Todesstrafe zu substituiren, da, wie bereits bemerkt, diese keineswegs die regelmäßige Strafe war. Ein anderer um die gleiche Zeit 1664 und gleichfalls in Italien erschienener und von den Bollandisten (l. c. p. 753) unter dem Titel vita brevis aufgenommener Lebensabriß sagt: paucorum supplicium multorum mentes percussit. Auch Llorente l. c. I. S. 188 weiß nur zu berichten: ils (Arbues und Juglar) condamnèrent quelques nouveaux chrétiens comme hérétiques judaïsans, ils livrèrent à la justice séculière de malheureux accusés, qui furent brûlés. — 3) † Llorente I. p. 190. — 4) † AA. SS. l. c. 733. 753. — 5) † Paramo l. c. S. 182. AA. SS. l. c. 733.

der Cathedrale versteckt, in die sich Petrus um die Mitternachtsstunde zur Theilnahme am Chorgebet begab. Mit einer Laterne betrat er die Kirche und ließ sich an den untersten Stufen eines Seitenaltares, auf der Epistelseite nieder, um sein gewohntes stilles Gebet zu verrichten. Hier stürzten die Mörder auf ihr Opfer und während der Chor eben den Vers sang: Quadraginta annis proximus fui generationi huic, erhielt Petrus von Vidal am Halse eine tödtliche Wunde, während Sperandeo seinen Arm und seine Seite durchbohrte. Schwer verwundet wurde er in seine Wohnung verbracht, konnte hier bei vollem Bewußtsein die hl. Sakramente empfangen, und starb nach zwei Tagen am 17. September gottergeben und seinen Mördern verzeihend. Als ihm der Arzt die Nähe des Todes ankündigte, sprach er: „laetatus sum in his quae dicta sunt mihi, in domum domini ibimus“ und unter dem Namen Jesus und Maria hauchte er seine Seele aus in einem Alter von 43 Jahren.[1])

Nach dem Bekanntwerden der Blutthat entstand eine bedenkliche Gährung in Saragossa und nur dem umsichtigen Auftreten des Erzbischofs Alfons von Saragossa ist es zu danken, daß der drohende Ausbruch der Volkswuth gegen die Mörder und ihre Helfershelfer hintangehalten, und allmählich beschwichtigt wurde. Arbues wurde aufs feierlichste beigesetzt und vom Volke sofort als Martyrer verehrt, sein Fest wurde am 17. Sept. so feierlich wie das der Martyrer Valerius und Vincentius begangen. Die Untersuchung gegen die Mörder nahm längere Zeit in Anspruch. Viele wurden als Mitschuldige bestraft und vor allem die Mörder selbst, Vidal und Sperandeo, 1486 in Saragossa verbrannt. Der beabsichtigte Zweck aber war so gründlich vereitelt, daß gerade in Aragon die Inquisition durch dieses Ereignis am festesten Wurzel faßte. An eine Abschaffung oder Milderung des Verfahrens war nicht mehr zu denken. Arbues wurde am 8. Dez. 1487 ein prachtvolles Monument errichtet, die allgemeine Verehrung des Volkes erforderte nur noch die kirchliche Sanction. Schon Karl V. wandte sich dieserhalb an Paul III.; auf die wiederholten Gesuche Philipps III. und IV. 1614 und 1622, erfolgte endlich am 20. April 1664 die Seligsprechung durch Alexander VII. Von da an ruhte die Angelegenheit, bis im Jahre 1864 der Erzbischof von Saragossa Garcian Gil mit seinem Capitel an Pius IX. die Bitte um Canonisation richtete. Die Untersuchung wurde aufs neue aufgenommen und am 29. Juni 1867 wurde Petrus Arbues in das Verzeichniß der Heiligen aufgenommen. Leider sollte dies Veranlassung werden zu den ungerechtesten Angriffen auf den schuldlos Gemarterten, zu Verunglimpfungen seines Andenkens in Schrift und Kunst.[2])

† 41. Die Mittel, welche die Inquisition an die Hand gab, schienen noch nicht zu genügen, um sich des jüdischen Elementes zu erwehren, weßhalb

1) † Damit richtet sich die künstlerische (?) Darstellung von Arbues als eines blutdürstigen „Greises“ von selbst. — 2) † Anläßlich der Heiligsprechung erschien die Schrift: della vita, miracolilie culto del martire S. Pietro de Arbuès Roma 1867. 263 S. Weiter erschienen zwei Artikel in der „Civilta cattolica“ vom 3. u. 17. Aug. 1867 und ein Aufsatz in den hist. pol. Blättern 1867 II. S. 854 ff. von Prof. Greil in Passau. Zur Rechtfertigung des den Petrus Arbues beschimpfenden Bildes von W. Kaulbach erschien eine Schrift von Eberh. Zirngibl. München 1870. Als Widerlegung dieser ungerechten Angriffe veröffentlichte ein Anonymus: „Die Martyrer der protestantischen Intoleranz im Vergleich zur spanischen Inquisition. Director Kaulbach gewidmet.“ 2. Aufl. Augsb. 1870. Des hl. Martyrers Petrus von Arbues Leben, Tod, Wunder und Verehrung, München 1877. (Gleichfalls anonym). Bischof Hefele sagt: „Die neuen Feinde des Arbues sind wahrlich gegen ihn noch grausamer gewesen als seine Mörder vor nahezu 400 Jahren.“ Theol. Quartalschr. 1880. p. 311.

man in Bälde zu noch schärferen Maßregeln griff. Sämmtliche Juden sollten mit Gewalt vom spanischen Boden vertrieben werden, ein Act der lediglich als staatliche Nothwehr aufgefaßt werden muß und ein neuer Beweis ist, daß die Inquisition in erster Linie staatlichen Zwecken dienen sollte. Man war zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Juden sich nie mit den anderen Staatselementen zu einem homogenen Ganzen amalgamiren lassen, daß sie vielmehr den ausgesprochenen Zweck verfolgen, alle nichtjüdischen Elemente nach und nach zu absorbiren oder wenigstens sich dienstbar zu machen. Vor allem gieng ihr Streben dahin, die bekehrten Juden wieder zu sich herüberzuziehen und so die Absichten der Inquisition fortwährend zu vereiteln. Weiter fand man, daß der Reichthum des Landes sich immer mehr in den Händen der Juden ansammle, daß die Christen von ihnen überall zurückgedrängt und übervortheilt würden. Der hiedurch erzeugte Haß wurde noch mehr gesteigert durch die einlaufenden Nachrichten von sehr unzeitgemäßen Racheacten, welche die Juden an Christen verübt hatten. Sie sollten Crucifixe verstümmelt, hl. Hostien entweiht, ja christliche Kinder gekreuzigt haben.[1]) Am meisten Aufregung verursachte der Mord zu la Guardia in der Mancha. Einer blinden Mutter, welche an der Pforte der Cathedrale zu Toledo bettelte, wurde ihr Kind gestohlen; zur Kreuzigung desselben versammelten sich am 31. März 1490 11 Maranos aus verschiedenen Ortschaften der Mancha. Das Kind wurde an ein hohes Kreuz genagelt und ihm noch lebend das Herz herausgerissen.[2]) Solche Gewaltthaten hoben rasch alle Bedenken, wegen Anwendung der äußersten Strenge, zumal dazu noch Botschaften von geplanten Judenverschwörungen einliefen. Die Juden versuchten zwar die drohende Gefahr durch Geldanerbietungen abzuwenden; so offerirten sie Ferdinand eben in der Noth des Maurenkrieges 30,000 Ducaten. Den schwankenden König soll Torquemada zum Entschluß gedrängt haben. Mit dem Crucifix in der Hand sei er vor Ferdinand und Isabella getreten, habe dasselbe mit den Worten: „Judas hat den Herrn um dreißig Silberlinge verkauft, Euere Hoheiten wollen ihn um dreißigtausend verkaufen, hier ist er, verkaufen Sie ihn," vor sie niedergelegt und sich entfernt. Es erschien nun am 31. März 1492 das Verbannungsedict: alle Juden, welche bis zum 31. Juli nicht die Taufe empfangen, müssen an diesem Tage Spanien verlassen. Bis dorthin dürfen sie ihre Habe veräußern, und den Erlös in Waare und Wechseln, aber nicht in Metall mit sich nehmen. Für Pässe und Schiffe zur Auswanderung sorgen die Herrscher.[3]) Isabella erwartete sicher, daß nur der geringste Theil der Juden die letztere Alternative wählen werde; sie hoffte zuversichtlich, weitaus die meisten würden den einfachen und ihr leicht und angemessen scheinenden Ausweg der Bekehrung vorziehen.[4]) Allein sie täuschte sich gewaltig; trotz der angestrengtesten Missionsthätigkeit der spanischen Prediger zog doch weitaus die Mehrzahl die

---

1) † Solche und ähnliche Frevelthaten sollen die Juden um dieselbe Zeit auch in Deutschland an verschiedenen Orten begangen haben. Das wirklich Historische aus diesen Berichten auszuscheiden dürfte nicht so leicht, aber nicht uninteressant sein; daß dabei viel Sagen- und Märchenhaftes mitunterläuft steht außer Zweifel. — 2) † cfr. Gams l. c. III. 2. S. 44. Hefele, l. c. S. 290 und die dort angegebene Literatur. — 3) † Ferreras Geschichte von Spanien XI. Thl. Bd. 8. S. 136. Ferreras geb. 1632, gest. 1735. Sein Hauptwerk ist die Geschichte von Spanien, welche 1700 erschien und in 16 Bänden bis 1598 reicht. 1742 erschien eine französische und nach dieser 1754 eine deutsche Uebersetzung. Genaue Chronologie und Ausmerzung aller fabelhaften Legenden und Sagen werden dem Werke nachgerühmt. Llorente I. 260. — 4) Auch Peschel l. c. S. 152 sagt, daß es sehr glaubhaft sei, Isabella habe nicht die Vertreibung selbst, sondern durch ihre Androhung nur eine rasche und allgemeine Bekehrung beabsichtigt.

Verbannung der Taufe vor, und verhältnißmäßig nur wenige traten zum Christenthum über. Von den etwa 160,000 Juden[1]) der Königreiche Castilien und Aragonien wanderten wohl über 130,000 aus, nachdem sie ihren Besitz vielfach zu elenden Spottpreisen hatten abgeben müssen. Die Mehrzahl begab sich in das nahe Portugal, andere giengen nach Navarra, Frankreich und Italien, oder auch nach Afrika, die meisten einem schrecklichen Schicksal entgegen. In Portugal mußten sie die Einwanderung mit theurem Geld erkaufen und erhielten dafür nur auf 8 Monate Wohnsitze. Nach Ablauf dieser Zeit wurden sie um billigen Fahrpreis nach den von ihnen gewünschten Orten verbracht, die Zurückbleibenden aber wurden zu Sklaven gemacht und verschenkt. Die portugiesischen Großen konnten sich Juden und Jüdinnen nach Belieben auswählen.[2]) In Navarra mußten die Juden 1498 auswandern oder sich taufen lassen. Auch nach Rom kamen ausgewanderte spanische Juden in großem Elend; ihre daselbst ansässigen Stammesgenossen suchten aber ihre Niederlassung zu hintertreiben, indem sie Alexander VI. 1000 Ducaten anboten mit der Bitte, die Ankömmlinge fortzuweisen. Aufgebracht über diese Herzlosigkeit verwies der Papst sämmtliche Juden aus Rom, und es kostete sie 2000 Ducaten, diesen Befehl rückgängig zu machen.[3]) Das traurigste Schicksal wartete der nach Afrika ausgewanderten Juden, von der Wuth und Raubgier der Mauren. Die Flüchtlinge wurden ausgeraubt, ermordet, ihre Frauen und Töchter geschändet, vielen sogar der Bauch aufgeschnitten, um der verschlungenen[4]) Goldstücke habhaft zu werden.

Viele der Unglücklichen kehrten im größten Elende wieder nach Spanien zurück und empfingen die Taufe. Daß die unter solchen Umständen in die Kirche Getriebenen keine überzeugungsvollen Christen waren, wird eines Beweises nicht erst bedürfen. Innerlich blieben sie Juden und verfielen als solche früher oder später dem Inquisitionsgericht, dessen Arbeit so durch die Judenaustreibung nicht verringert, sondern vermehrt wurde. Unter dem zweiten Großinquisitor Deza wurden auch die Moriskos der Inquisition unterstellt ganz gegen den ursprünglichen Plan bei Einführung derselben. Veranlassung dazu gab die Aufhebung der Toleranzedicte, die sie durch die verschiedenen, oben berührten blutigen Aufstände selbst verwirkt. Uebrigens gestand Isabella nur eine ganz beschränkte Anwendung der Inquisition auf die Moriskos zu, und die Behandlung derselben war nach ihrem eigenen Geständnis[5]) eine viel mildere, als die der Maranos. Es dürfte kaum eine Hinrichtung wegen Rückfalls in den Islam stattgefunden haben.[6])

---

1) † So schätzt Gams, l. c. III. 2. S. 45 f. nach genauer Prüfung verläßlicher Angaben die Zahl der Juden; die gleiche Zahl nimmt Prescott (II. S. 637.) an, während Llorente in „wilder" Uebertreibung 800,000 Juden auswandern läßt. — 2) † Kayserling, Geschichte der Juden in Portugal 112 ff. — 3) † Grätz Dr. Heinrich, Geschichte der Juden. Leipzig 1861, Bd. V. S. 373. — 4) † Wegen des Verbotes der Mitnahme edlen Metalles suchten die Juden solches auf die verschiedenste Weise heimlich über die Grenze zu bringen, zum Theil auch dadurch, daß sie Gold in kleinen Stücken verschlangen. — 5) † In einer Erklärung an den Großinquisitor Manrique 1524 sagen die Moriskos von Aragonien: „sie seien von seinen Amtsvorfahren stets nach Billigkeit behandelt und in Schutz genommen worden." Llorente I. 424. — 6) † Die späteren strengeren Maßregeln waren erst Folge der politischen Unruhen und von den Morisken selbst gegen sich hervorgerufen durch fortwährende Empörungen und Revolutionen. Schon Franz I. hatte Karl V zur völligen Vertreibung aller Morisken aus Spanien gerathen, aber erst unter Philipp III. 1609 wurde sie wirklich verhängt infolge der hochverrätherischen Verbindungen derselben mit den Mauren in Afrika.

† 42. Einzelne Punkte, welche für die richtige Darstellung der Inquisition besonders wichtig und werthvoll sind, sollen im folgenden noch kurze Berücksichtigung finden. In erster Linie steht hier der eigentliche Charakter der spanischen Inquisition, ob dieselbe als staatliches oder kirchliches Institut aufzufassen sei; eine Frage, die gerade in neuester Zeit wieder lebhaft ventilirt worden ist. Wir haben im bisherigen unsere Ansicht bereits ausgesprochen, trotz der gelehrten und oft scharfsinnigen Ausführungen von Rodrigo [1]), Orti y Lara [2]) und Grisar [3]) konnten wir uns von deren Richtigkeit nicht überzeugen, halten vielmehr auch jetzt noch die Ansicht Hefele-Gams [4]) für die richtige, daß nämlich die spanische Inquisition ein Staatsinstitut ist [5]). Versuchen wir, soweit es hier möglich ist, in gedrängter Kürze die Gründe hiefür anzuführen. Die Verquickung von Geistlichem und Weltlichem hat, wie stets, so auch hier eine etwas schwierige Lage geschaffen, aus der der richtige Ausgang nicht leicht zu finden. Um die principielle und principale Frage gleich zu behandeln, so scheint der Umstand, daß vor dem Tribunal der Inquisition geistliche Angelegenheiten verhandelt wurden, vielfach eine Klippe zu bilden, um die man nicht herumkommen zu können glaubt, ohne die Annahme, es könne dies eben nur im Auftrag, mit Vollmacht und Autorität der kirchlichen Behörden, näherhin des Papstes geschehen sein. So legt sich der Schluß von selbst nahe, ein Tribunal, das über geistliche Angelegenheiten verhandelt und zwar mit Genehmigung der höchsten kirchlichen Behörde, m u ß auch ein kirchliches Gericht sein. Dieser Schluß aber ist falsch, weil die Prämissen unrichtig sind, daß nemlich die Staatsgewalt niemals aus eigener Machtvollkommenheit über irgend welche religiöse Dinge Verordnungen erlassen könne. Ein vom christlichen Geiste ganz durchdrungenes, auf diesem Geiste ruhendes und von ihm getragenes Staatswesen muß nothwendig auch bei seiner Gesetzgebung und Verwaltung von diesem Geiste beeinflußt und

---

1) † Historia verdadera de la Inquisicion, por D. Francisco Javier Rodrigo, Madrid. Al. Gamez Fuentenebro, tom. I 1876; tom. II., III. 1877. 8°. pp. 483, 538, 538. — 2) † La Inquisicion, por D. Juan Manuel Orti y Lara, catedratico de la Universidad de Madrid. Madrid 1877 8°. pp. 315. — 3) † Zeitschrift für katholische Theologie III. 1879. S. 548 ff. — 4) † Hefele a. a. O. Gams, l. c. III. 2. I. c. S. 5—93 u. separat: Zur Geschichte der spanischen Inquisition. Regensburg 1878. 96. S. — 5) † Es scheint unter katholischen Gelehrten eine Richtung immer mehr zur Geltung kommen zu wollen, die dahin geht, die objectivste und ruhigste wissenschaftliche Untersuchung mit religiösem Fanatismus zu vergiften; ein Ketzergericht zu etabliren, die harmlosesten Fragen, wenn sie nicht nach dem Geschmack der betreffenden Richtung sind, als der Häresie verdächtig auszugeben oder wenigstens ihre Vertreter als „liberale" Katholiken unschädlich zu machen. Wohin die katholische Wissenschaft durch solches Gebahren getrieben würde, falls solche Tendenzen wirklichen Erfolg haben sollten, dürften wenige Decennien schon lehren. Wir hoffen aber, daß sich innerhalb der katholischen Wissenschaft noch gesunder Stoff genug findet, der gegen solch unwürdiges Gebahren aufs schärfste reagirt. Ein sprechendes Paradigma genannter Richtung ist obiger Orti y Lara in seinem, trotz der weihrauchduftenden Meldungen nicht eben gelehrten Werke über die spanische Inquisition. Er glaubte unwiderleglich erwiesen zu haben, daß die spanische Inquisition ein kirchliches Gericht gewesen und nun werden „Doctor Hefele" und Alzog und „im allgemeinen alle liberalen katholischen Publicisten" aufs schärfste abgewandelt, weil sie im Gegensatz zu dem gelehrten Madrider Professor die Inquisition für ein staatliches Institut ansehen. Von 1869—1877 konnte die inzwischen erfolgte Erhebung des „Doctor Hefele" auf den Bischofsstuhl von Rottenburg nicht zu den Ohren des spanischen Professors gelangen. Wo mag er wohl um 1870 geweilt haben! Eine würdige und treffende Abfertigung ließ P. Gams (l. c. S. 92 f.) sowohl der wissenschaftlichen Leistung, als der tendenziösen Richtung des Madrider Gelehrten zu Theil werden.

geleitet werden, d. h. der wahrhaft christliche Staat wird ebenso, wie der heidnische von sich aus gewisse religiöse Bestimmungen und Verordnungen erlassen können und erlassen müssen. Es muß ein Gebiet geben für den christlichen Staat, auf dem dieser aus eigener Machtvollkommenheit bestimmte, die Religion betreffende Verordnungen erlassen kann, ohne daß er deßhalb in die Sphäre der eigentlichen Kirchengewalt eingriffe, und ohne daß seine diesbezüglichen Bestimmungen nur als Ausfluß kirchlicher Concessionen anzusehen wären. Man könnte hier passend den Unterschied von jus circa sacra und jus in sacris statuiren, wenn dieser Unterschied dem Geiste nach scharf aufrecht erhalten worden, und der Sprachgebrauch dem jus circa sacra nicht einen ganz anderen Inhalt gegeben hätte, so daß darunter vielfach Vollmachten mitinbegriffen werden, die eigentlich ein jus in sacris in sich schließen. So liegt es offenbar in der eigensten Rechtssphäre des christlichen Staates, Bestimmungen zu erlassen, die dahin zielen, seinen christlichen Charakter nicht alteriren zu lassen und alle diesbezüglichen Gefahren abzuweisen; zu bestimmen, als Grundbedingung zu Amt und Würde in seinem Bereiche werde der christliche Glaube erfordert. Ebenso liegt es zweifelsohne in der eigensten Machtbefugnis des christlichen Staates, gewisse Vergehen gegen die Religion, die er als sein Lebensprincip weiß, mit besonderen Strafen zu belegen. Um aber seinem eigenen Interesse nicht entgegenzuarbeiten, d. h. statt die Religion zu schützen, sie aus Unkenntnis am Ende zu schädigen, wird er sich eines möglichst sicheren Urtheils vergewissern müssen, ob und wann wirklich ein solches Vergehen gegen die Religion vorliege, das er seinerseits mit Strafe belegen zu müssen glaubt. Zur Fällung eines solchen Urtheils aber ist der Staat von sich aus nicht befähigt, so wenig als zur Abgabe eines juristischen Erkenntnisses. Wie er hiezu ein Collegium von sachverständigen Richtern bestellt, so wird er auch die Entscheidung jener Fragen einem Collegium von Theologen übertragen; um sich über die Tüchtigkeit derselben zu vergewissern, wird er sich am zweckmäßigsten an jene Stelle wenden, welche die verläßlichste Auskunft geben kann, an die kirchliche Autorität. Für diese hinwiederum ist dies eine Bürgschaft, daß in dem betreffenden Fall die Religion wirklich keinen Schaden leidet. Hiemit glauben wir den Hauptbeweis geführt zu haben, daß es einen Gerichtshof geben kann, der über religiöse Fragen verhandelt, ohne daß er deßhalb ein kirchliches Gericht sein müßte.

Betrachten wir nun unter diesem Gesichtspunkt die spanische Inquisition; um aber bezüglich derselben ein richtiges Urtheil fällen zu können, dürfen wir sie nicht aus dem Zusammenhang ihrer historischen Entwicklung herausreißen, sondern müssen sie eben in diesem ihrem Werden betrachten. Die Veranlassung zur Einführung war, wie wir oben gesehen, in erster Linie kein kirchliches, sondern ein staatliches Interesse, freilich nicht eines abstracten, sondern eines christlichen Staates, der diesen seinen Charakter gegen das Ueberhandnehmen des jüdischen Elementes schützen zu müssen glaubte. Zu diesem Zweck schuf er sich aus eigenster Machtvollkommenheit einen eigenen Gerichtshof, und die nachgesuchte päpstliche Bestätigung ändert an dem Charakter desselben ebensowenig, als die beiden Bullen Alexanders VI. vom 3. und 4. Mai 1493 die Welttheilung zwischen Spanien und Portugal zu einer kirchlichen Angelegenheit machen. Es ist durchaus unrichtig, wenn diese spanische Inquisition mit anderen Glaubens- oder Ketzergerichten ohne weiteres zusammengeworfen wird. Man lese einmal die erste Instruction des ersten Inquisitionsgerichtshofes, jene 37 Artikel vom 2. Januar 1481, und man wird finden, daß es sich entfernt nicht um ein Glaubensgericht im gewöhnlichen Sinn handelt, sondern lediglich um Unterdrückung des Kryptojudaismus und zwar durch die Staatsgewalt. Später freilich erweiterte sich die Competenzbefugnis dieses Gerichthofes, so daß er zu einem eigentlichen Glau=

bensgerichte ausgebildet wurde, an seinem ursprünglichen Charakter wie Einrichtung aber änderte dies nichts, wie denn jene Competenzerweiterung nicht von kirchlicher Seite, sondern von den „Königen" ausgieng [1]). Die spanischen Könige wußten und betrachteten sich auch stets als Inhaber der Autorität, in deren Namen die Inquisition handelte. Was Ferdinand der Katholische zum Großinquisitor gesprochen, war im Sinne und Geist aller spanischen Herrscher gesagt. Als Ximenes gegen die Ernennung eines Laien als obersten Inquisitionsrathes protestirte, entgegnete ihm der König am 11. Februar 1509: „Wisset ihr nicht, daß, wenn dieser Rath eine Gerichtsbarkeit hat, der König es ist, von dem er sie hat?" [2]). Gegen diese klar ausgesprochene und stets gehandhabte Anschauung ist nie von irgend welcher kirchlichen Behörde Einsprache erhoben worden. Die Inquisitionsbeamten selbst wußten sich als Staats- und nicht als Kirchenbeamte. Alle Urtheile wurden im Namen der Herrscher erlassen; die Instruction Torquemadas vom Jahre 1484 spricht fortwährend von den „Hoheiten", welche „befehlen", „bestimmen", „verzeihen" u. s. w. Nicht nur die niederen Beamten des Gerichtshofes, der Großinquisitor selbst wurde vom König nach Gutdünken ein- und abgesetzt. Von 44 Großinquisitoren wurden 12 staatlich abgesetzt; noch Karl IV. (1788—1808) entsetzte zwei Inquisitoren (1794 und 1797) ihres Amtes und jedesmal wurden ebenso von Staatswegen andere an deren Stelle ernannt, und all dies ohne daß der Papst je einmal Einsprache erhoben, oder von sich aus eine Untersuchung verlangt oder veranlaßt hätte [3]). Wie ist dies denkbar, wenn der Großinquisitor ein kirchlicher Beamter war? Wo wäre einmal, nicht zu sagen ein Bischof oder Prälat, sondern ein Pfarrer oder Kaplan seines Amtes staatlich entsetzt worden, ohne daß die Kirchenbehörde irgendwelche Aeußerung gethan, ja sogar den staatlich ernannten Nachfolger ohne weiteres bestätigt hätte?

Auch das positive Verhalten der Päpste gegenüber der spanischen Inquisition ist nur unter der Annahme eines Staatsinstitutes erklärlich. Wie wir oben gesehen, ertheilte Sixtus IV. unter dem 1. November 1478 die Bewilligung zu deren Einführung. Wie diese gelautet, wissen wir nicht mehr genau, da die Bulle abhanden gekommen. Llorente benutzte sie noch, fand es aber weder für nöthig, noch gerathen sie seinem Tendenzwerk einzuverleiben. Mag sie gelautet haben, wie immer, gewiß ist, daß das Gesuch ganz allgemein gehalten war, und daß der Papst eingewilligt in der Meinung, es handle sich um Einführung der gewöhnlichen kirchlichen Inquisition [4]). Er konnte auch gar keine andere Vermuthung hegen, denn was man nachmals spanische Inquisition nannte, bestand noch gar nicht, erst ein volles Jahr nachher wurde der Gerichtshof förmlich constituirt und mit eigenen Statuten versehen. Vom Papste verlangten die spanischen Herrscher nichts anderes, als die Bewilligung, einen mit kirchlichem Ansehen ausgestatteten Gerichtshof einführen zu dürfen zur Unterdrückung des Judaismus. Diese Bewilligung ertheilte denn auch der Papst ganz allgemein, nur mit der Bedingung, daß in der Theologie wohlunterrichtete Männer mit dem Richteramt betraut würden [5]). Die Richtergewalt aber, kraft deren sie handelten, erhielten die Richter nicht

---

1) † So die Verordnung vom 22. Aug. 1498, welche die Sodomie der Cognition der Inquisition unterstellt. cfr. Llorente I. p. 340 II. p. 16 IV. 297. — 2) † Llorente I. 359. — 3) † Wenn Carena (tractatus de Officio ss. Inquisitionis p. 372) sagt: supremi inquisitores in regnis Hispaniarum ad nutum summi Pontificis sunt amovibiles, so ist dies vollständig unwahr; nicht Einen Großinquisitor hat der Papst abgesetzt, so sehr manche Grund zur Unzufriedenheit gegeben haben. Nur Valdes, durch den berüchtigten Prozeß Carrenzas, Erzbischofs von Toledo schwer compromittirt, wich endlich den Drohungen Pius V., verzichtete 1566 auf sein Amt und zog sich auf sein Erzbisthum Sevilla zurück. — 4) † Dies sagt der Papst selbst, cfr. Llorente IV. 347. — 5) † cfr. Llorente I. 145.

vom Papst, sondern vom Könige, und sobald dieser sie ihres Amtes enthob, hörten sie auf Inquisitionsrichter zu sein und ihre Urtheile entbehrten jeglicher Rechtskraft. Als der Papst sah, daß kraft seiner Bulle etwas anderes entstanden, als er vermuthet, äußerte er auch sofort seinen Tadel, ja er erklärte geradezu, daß er getäuscht worden. Sixtus IV. sowohl, als mehrere seiner Nachfolger erschöpften sich förmlich in freilich vergeblichen Versuchen, der Staatsgewalt die gefährliche Waffe zu entwinden und das Institut nach und nach zu einem mehr kirchlichen zu machen; die Könige von Spanien aber wollten das ihnen so förderliche Gericht nicht mehr missen. Dieses vergebliche Ringen der Päpste bleibt ganz unverständlich, wenn der Großinquisitor im Namen und Auftrag des Papstes handelte. In diesem Falle muß er sich auch nach den Weisungen des Papstes richten und im Weigerungsfalle muß ihn dieser seines Amtes entheben, oder er setzt das Ansehen seiner Autorität auf das Spiel. Falls dies auch Ein Inhaber der Cathedra Petri thun könnte, daß eine ganze Reihe das Ansehen der obersten Kirchengewalt in solcher Weise schädigen ließe, ist geradezu undenkbar. Wir möchten daher die Frage Grisars [1]) in umgekehrtem Sinn stellen: „ob der hl. Stuhl in der Geschichte etwa besser dastehe mit diesem Gehen= und Geschehenlassen gegenüber den Anmaßungen eines kirchlichen Institutes?" So schwierig die Antwort auf diese Frage, so einfach löst sich das Ganze, wenn die Inquisitoren staatliche Beamten waren. Von einem „Gehen= und Geschehenlassen" kann hier die Rede nicht sein, denn die Päpste haben wahrlich oft genug ihre Stimme erhoben gegenüber den Härten der Inquisition, und haben alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel angewendet, dieselben zu lindern. Wenn sie nicht den gewünschten Erfolg hatten, so ist das ihre Schuld nicht, denn sie befanden sich einem staatlichen Gerichte gegenüber, auf das sie einen organisatorischen Einfluß nicht hatten. Noch viel weniger aber konnten sie dasselbe aufheben, so lange es sich nicht gegen die Lehren der Kirche verfehlte, dieselben vielmehr, wenn auch in excessiver Weise, vertheidigte. Durch einen solchen Schritt hätten sich die Päpste geradezu der Anklage ausgesetzt, die christliche Religion selbst zu schädigen, abgesehen davon, daß eine derartige päpstliche Verordnung vom damaligen spanischen Staate sicherlich unbeachtet geblieben wäre. Das Verhalten der Päpste war durch die Lage der Umstände geboten, wollten sie das Uebel, statt nach Möglichkeit zu mildern, nicht noch wesentlich verschlimmern. So kam es, daß sie jedem von der spanischen Regierung ernannten Großinquisitor auch ihrerseits die erbetene Bestätigung verliehen.

Gerade in dieser päpstlichen Bestätigung aber findet man den Hauptbeweis für den kirchlichen Charakter der Inquisition. Man ist sofort bei der Hand die Parallele der Nomination der Bischöfe durch die Fürsten und der Bestätigung derselben durch den Papst herbeizuziehen [2]), um dadurch den Beweis recht eclatant zu machen. Schon der Wortlaut der Confirmation spreche sich deutlich genug über den Charakter des Großinquisitorates aus, daß nemlich sein Inhaber Vollmacht und Gewalt vom Papste erhalten, somit sei die Inquisition ein im Namen und Auftrag der Kirche handelndes Glaubensgericht gewesen. Was den Wortlaut anlangt, so kann er für den Amtscharakter des Bestätigten gar nicht in Betracht kommen, denn auf Grund dieses Wortlautes ließe sich eine recht stattliche Reihe von Angelegenheiten und Aemtern zu kirchlichen stempeln, von denen Niemand entfernt daran denken möchte, ihnen solchen Charakter zu vindiciren. Wir haben auch sonst nie gefunden, daß dem curialistischen Kanzleistil solche Bedeutung beigelegt worden wäre; warum

1) † Zeitschrift für katholische Theologie 1879 S. 577. — 2) † Grisar, l. c. S. 565.

gerade hier, ist nicht recht einzusehen. Daß der Großinquisitor durch die päpstliche Bestätigung höheres und vielleicht auch weiter reichendes Ansehen genoß, soll gewiß nicht bestritten werden; gerade dies ist sicher einer der Hauptgründe gewesen, warum die spanischen Herrscher diese Bestätigung und Legitimation wünschten. Daß dieselbe aber das ganze Amt zu einem kirchlichen umgeschaffen, ist gewiß ebenso richtig oder unrichtig, als daß der deutsche Kaiser durch Bestätigung seiner Wahl, durch Krönung und Salbung von Seite des Papstes zu einem päpstlichen Beamten geworden.

Was aber obige Parallele anlangt, welche den Beweis scheinbar so evident macht, so ist sie völlig unzutreffend, weil eine principielle Verschiedenheit obwaltet. Bei Aufstellung der Bischöfe handelt es sich nicht um Uebertragung irgend einer Machtbefugnis durch menschliche Organe, sondern um Schaffung der jure divino festgestellten Hierarchie. Die Bischöfe erhalten ihre bischöfliche Vollgewalt weder durch die Nomination der Fürsten, noch auch durch die Bestätigung des Papstes, sie sind nach den Worten der hl. Schrift: positi a spiritu sancto. Will man eine Analogie, so dürfte weit zutreffender sein die Vergleichung mit einem vom Staat berufenen und bestellten Professor der Theologie, wobei die Kirche gleichfalls eine Mitcognition beansprucht bezüglich der Garantien seiner orthodoxen Lehre. Entspricht der öffentliche Lehrer ihren Anforderungen nicht oder nicht mehr, so kann die Kirche ihren Angehörigen den Besuch der Vorlesungen untersagen, seiner Stelle aber kann sie ihn nicht entheben, eben weil er Staatsbeamter ist.

War so die spanische Inquisition nach Ursprung und Zweck ein staatliches Institut, so liegt auch deren Erfolg völlig im Interesse des Staates; sie war das kräftigste Mittel in den Händen der Könige, die darniederliegende Herrschergewalt aufzurichten und die ihr entgegenstehende mächtige Gewalt der Stände, des Adels und der Geistlichkeit zu brechen. Sie leitete den alten, germanischen Staat in den neuen, den absoluten hinüber; daher erklärt sich auch der heftige Widerstand von Adel und Clerus gegen diese Art von Inquisition, während die kirchliche keinerlei Widerspruch zu erfahren hatte. Daher auch die sonderbare Erscheinung, daß gerade Prälaten und Bischöfe vielfach in die Inquisitionsprozesse verwickelt wurden, während doch gerade sie nach göttlicher Anordnung zu Wächtern des Glaubens bestellt sind. Sie wurden von der Inquisition mehr als politische Feinde, denn als Ketzer verfolgt.

Ein weiterer Beweis für den staatlichen Charakter unserer Inquisition dürfte der heftige Widerstand sein, mit dem sich Länder, in welchen die kirchliche Inquisition schon längst ohne jegliche Klage zu Recht bestand, der Einführung der spanischen sich erwehrten. Paramo, der selbst Inquisitor auf Sicilien war, erzählt, wie die Neapolitaner mit aller Entschiedenheit gegen Einführung der spanischen Inquisition protestirten. Sie erklärten, die Ausrottung der Häresie gehe den Papst und die kirchlichen Richter, nicht aber die weltlichen Fürsten an, und als Karl V. trotzdem Ernst machen wollte, kam es zum Aufstand. Der mächtige Herrscher aber hielt es für gerathener, dem Sturm zu weichen und auf bessere Zeiten zu warten. „Nach unverrichteter Angelegenheit, gewährte Karl den bittenden Neapolitanern nach seiner gewohnten Güte Verzeihung!"

In Sicilien gieng die Staatsinquisition zwar durch, aber nicht ohne heftigen Widerstand. Noch im Jahre 1562 brach ein Aufstand aus in Palermo. Als in Sardinien der Inquisitor 1494 einen gewissen Dominicus unter der Anklage der Häresie gefänglich einzog, befreite ihn der Vicekönig und der Erzbischof von Cagliari mit Gewalt. 1563 versuchte man in Mailand die Staatsinquisition einzuführen, aber die Bevölkerung leistete Widerstand und das Gericht wurde suspendirt. Noch traurigere Folgen hatte der Versuch, die Staatsinquisition einzuführen, in den Niederlanden.

Diesen staatlichen Charakter der spanischen Inquisition hat denn auch die neuere Geschichtsforschung in weitaus überwiegender Mehrheit anerkannt. Außer Hefele und Gams, deren Urtheil wir bereits angeführt, ließe sich noch eine lange Reihe von Geschichtsschreibern anführen, die sich alle in gleicher Weise bezüglich des Grundcharakters der Inquisition aussprechen. Der berühmte Graf de Maistre sagt:[1]) „Man glaubt die Inquisition sei ein blos geistliches Gericht; das ist unwahr. Das Inquisitionsgericht ist blos ein königliches. Der König ernennt den Großinquisitor und dieser hinwieder mit Bewilligung des Königs die besonderen Inquisitoren. Die Gerichtsordnung ist im Jahre 1484 mit Genehmigung des Königs von Torquemada verkündigt worden." Ranke[2]) äußert sich über die spanische Inquisition also: „Wir haben über dieselbe ein berühmtes Buch von Llorente, und wenn ich mich erkühne, nach einem solchen Vorgänger etwas zu sagen, was seiner Meinung widerstreitet, so finde dies darin eine Entschuldigung, daß dieser so gut unterrichtete Autor in dem Interesse der Afrancesados, der Josefinischen Verwaltung schrieb. In diesem Interesse bestreitet er die Freiheiten der baskischen Provinzen, obwohl dieselben doch schwerlich zu leugnen sind. In demselben sieht er auch in der Inquisition eine Usurpation der geistlichen Macht über die Staatsgewalt. Irre ich indeß nicht ganz, so ergibt sich aus den Thatsachen, die er selbst anführt, daß die Inquisition ein königlicher, nur ein mit geistlichen Waffen ausgerüsteter Gerichtshof war. Erstens waren die Inquisitoren königliche Beamte. Die Könige hatten das Recht, sie einzusetzen und zu entlassen; die Könige hatten unter den übrigen Räthen, welche an ihrem Hofe arbeiteten, auch einen Rath der Inquisition; wie andere Behörden, unterlagen auch die Inquisitionshöfe den königlichen Visitationen." Aehnlich äußert sich Heinrich Leo[3]): „Isabella wußte durch die Inquisitionsbehörde, die ein ganz von ihr abhängiges geistliches Institut, gegen Laien und Geistliche gerichtet war, den Adel und die Geistlichkeit von Castilien zu beugen." Der französische Minister Guizot aber sagt von der Inquisition:[4]) „elle fut d'abord plus politique que religieuse, et destinée à maintenir l'ordre plutôt qu' à défendre la foi." Ein anderer französischer Gelehrter, Lenormant, spricht sich folgendermaßen aus: „Die Inquisition war ihrem ursprünglichen Begriff und Wesen nach keine religiöse, sondern eine politische Institution. Die Inquisition war nichts weiter, als eine sehr gut bediente Polizei, vor der durchaus kein Ansehen der Person galt."[5]) Interessant ist auch das Urtheil, das der Protestant Huber[6]) über Ursprung und Wirken der Inquisition fällt: „Es war eine Zeit der furchtbarsten, dringendsten Gefahr, sagt er, es handelte sich, wenn je, um Sein oder Nichtsein des *christlichen* Spanien." „Daß unter solchen Umständen nur ein heroisches Mittel retten konnte, liegt auf der Hand. Ein solches war die Inquisition. Mit dem Mißbrauch, zumal bei der weiteren und späteren Anwendung auf alle Fälle ähnlicher und manche anderer Art, haben wir es hier nicht zu thun; ob aber dies Rettungsmittel in äußerster Noth ein zu kräftiges Mittel war, und um wie viele Grade es die rechte Mitte überschritt, — das mögen die entscheiden, welche, — selbst thatenlos und ohne erhebliches Mitleiden bei der Noth des Vaterlandes, das allein gültige feinste Maaß für alle Noth und alle Thaten der Rettung an der Spitze ihrer Zunge oder Feder zu tragen vermeinen."

---

1) † Lettres sur l'inquisition etc. p. 11. — 2) † Ranke, Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. u. 17. Jahrhundert, Bd. I. S. 242f. — 3) † Weltgeschichte Bd. II S. 431. — 4) † Cours d'historie moderne. V. C. 11. — 5) † Morgenblatt, Jahrg. 1841 n. 82 S. 327. — 6) † Huber, über spanische Nationalität und Kunst im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. Berlin 1852, S. 9.

† 43. Einer besonders genauen Richtigstellung gegenüber einer tendenziösen, mehr Roman- als Geschichtsliteratur, bedarf das Verfahren des Inquisitionsprozesses. Jedes Inquisitionsgericht begann seine Thätigkeit mit Verkündigung einer Gnadenfrist, die meistens 40 Tage dauerte, oft aber noch verlängert wurde. Jeder Schuldige, der sich innerhalb dieser Frist freiwillig stellte und Buße that, wurde ohne jede Schädigung reconciliirt. Erst nach Ablauf der Gnadenfrist sollte die volle Strenge der Gesetze eintreten. Wurde jemand der Häresie angeklagt, so wurde zuerst ein Arzt darüber befragt, ob der Angeschuldigte nicht etwa durch Geistesstörung zu einer strafbaren Aeußerung veranlaßt worden. Lag die strafbare Handlung nicht völlig klar, so hatte das Tribunal zuerst das Urtheil und Gutachten der sog. Qualificatoren einzuholen; es waren dies Theologen, die nicht zum Gerichtshof gehörten. Sie hatten in einer eigenen mit ihrer Unterschrift versehenen Urkunde darüber zu befinden, ob die vorliegende Anschuldigung wirklich das Vergehen der Häresie begründe. Ausdrücklich verordnet eine Instruction vom 17. Juni 1500: „Daß Niemand wegen unbedeutender Ursachen, auch nicht einmal wegen Gotteslästerungen, die er im Zorn ausgestoßen habe, verhaftet werden dürfe." [1]) Falsche Zeugen wurden mit schweren öffentlichen Strafen bedroht; 1559 erhielt ein falscher Ankläger zu Sevilla 400 Peitschenhiebe und wurde zu vierjähriger Galeerenstrafe verurtheilt,[2]) gewiß keine Verlockung für andere, seinem Beispiel zu folgen. Leo X. wollte die falschen Zeugen sogar mit dem Tode bestraft wissen.[3])

Wahr ist, daß die Namen der Zeugen und Ankläger dem Beklagten verschwiegen wurden, eine Maßregel, die in den damaligen Zeitverhältnissen wohl begründet war. Daß dadurch aber keineswegs der Willkür und dem Sycophantenthum Vorschub geleistet wurde, dürfte aus den bereits angeführten Maßregeln zu ersehen sein. Warum man diese Verordnung für unerläßlich hielt, sagt schon das Statut Torquemadas vom Jahre 1484, wo es heißt: „Es ist bekannt worden, daß von der öffentlichen Bekanntmachung der Namen und Personen der Zeugen diesen großer Schaden und Gefahr, sowohl an Person als an Gütern erwachsen könnte, wie die Erfahrung es gezeigt hat, und noch beweist, daß deren einige von diesen Ketzern getödtet, verwundet oder mißhandelt worden sind." [4]) Die gleiche Anschauung enthält das Gesuch der Cortes von Valladolid, welche von Karl V. die Nennung der Zeugen verlangten, weil solche jetzt nicht mehr gefährlich sei, außer wenn der Angeschuldigte ein Herzog, Markgraf, Graf, Bischof oder Prälat wäre." [5]) Auch Ximenes zeigt in seinem Schreiben an Karl V. deutlich genug, daß die Oeffentlichkeit des Verfahrens, das Institut selbst in Frage stelle. Die Maranos boten Karl, als er zur Herrschaft gekommen, 800,000 Goldthaler für Bewilligung der Oeffentlichkeit, Ximenes aber bat den König dringend, das Anerbieten zurückzuweisen. Er erwähnt dabei eines Falles, der sich eben in jenen Tagen zu Talavera ereignet, wo ein Marano den Namen seines Anklägers erfahren, diesen aufsuchte und mit einer Lanze durchbohrte. „Der Haß, sagt dann Ximenes weiter, gegen diese Angeber ist wahrlich so groß, daß, wenn der Bekanntwerdung ihrer Namen nicht vorgebeugt wird, dieselben nicht blos insgeheim, sondern an öffentlichen Plätzen und selbst in der Kirche umgebracht werden, und Niemand wird mehr in Zukunft durch solche Angaben sein Leben in Gefahr setzen wollen." [6])

Nach Torquemadas Statut vom 25. Mai 1498 sollte bei jedem Gericht

---

1) † Llorente I. p. 234. — 2) † Llorente II. 271. — 3) † Llorente I. 417. — 4) † Reuß, Sammlung S. 23. — 5) † Llorente I. 379. — 6) † Hefele l. c. S. 387.

ein Jurist und ein Theologe als Inquisitor sein und nur durch ihren übereinstimmenden Beschluß durfte die Verhaftung erfolgen. Nach Artikel 3 derselben Verordnung mußte das Vergehen durch hinlängliche Beweise außer Zweifel gesetzt sein.[1]) Waren die zwei Inquisitoren uneinig oder handelte es sich um Prozessirung einer distinguirten Persönlichkeit, dann konnte nur der oberste Inquisitionsrath die Verhaftung anordnen. Karl IV. bestimmte, daß ohne vorherige königliche Erlaubnis niemand verhaftet werden dürfe.[2])

Der Ankläger mußte vor Gericht einen Eid ablegen, daß ihn nicht Privathaß zur Anklage veranlasse. Außerdem hatte das Gericht ex officio nachzuforschen, ob die Anklage nicht aus persönlicher Feindschaft hervorgehe. Das Verhör mußte vom Gerichtsschreiber in Gegenwart eines der zwei Provinzialinquisitoren und zweier mit der Inquisition in keiner Verbindung stehender Priester vorgenommen werden, welch letztere Willkür und Mißhandlungen zu verhüten hatten. Während der Verhandlung sollte der Inquisit liebreich behandelt werden, nur so lange der Anklageact verlesen wurde, sollte er stehen.[3]) Er konnte jene bezeichnen, die er für seine persönlichen Feinde hielt und falls seine Aussage Grund hatte, durfte ihr Zeugnis nicht zugelassen werden. Außerdem stand es ihm frei, Entlastungszeugen in beliebiger Anzahl vorzuführen, die alle vernommen werden mußten, selbst wenn sie von Amerika herüber zu holen waren. Weiter konnte sich der Beklagte aus den zum Stillschweigen vereidigten Advocaten des hl. Amtes einen Anwalt auswählen, der schwören mußte, ihn standhaft und treu zu vertheidigen. Bei Armen wurde dieser Advocat vom Fiscus bezahlt. War der Beschuldigte unter 25 Jahre alt, so wurde ihm von Amtswegen ein Procurator beigegeben.

Unmittelbar nach dem Verhör wurde dem Inquisiten das Protokoll in Gegenwart obiger Priester verlesen, um das Niedergeschriebene nach den gemachten Aussagen sofort zu verificiren. Dasselbe geschah nach 4 Tagen zum zweitenmal, und es mußte dem Angeklagten Gelegenheit geboten werden, Ergänzungen und Nachträge zu machen, und wenn er neue Recherchen verlangte, mußten solche unverzüglich angestellt werden.

Zur Ermittlung der Wahrheit und Erlangung des Geständnisses, das zur Fällung des Urtheils nothwendig war, war freilich die Anwendung der Folter gestattet. Dies geschah aber nicht nur bei der Inquisition, sondern bei allen damaligen Gerichten und in allen Ländern. So sehr wir heute ein solches Verfahren verurtheilen, es fällt nicht der Inquisition, sondern dem Geist der damaligen Zeit zur Last. Gerade bei der Inquisition aber war die Anwendung dieses Rechtsmittels eine mildere, als bei irgend einem anderen Gerichte. Die Inquisition weiß nichts von all den gräßlichen Torturen der Carolina, von Reißen mit glühenden Zangen, Abhauen der Zunge, der Ohren und der Finger, Viertheilung, Rädern, lebendig Begraben u. s. w.[4]) Außerdem durfte die Folter nur einmal angewendet werden, und ein anwesender Arzt hatte zu bestimmen, wann sie aufhören sollte, um nicht lebensgefährlich zu werden. Um rohe Mißhandlungen zu verhüten, mußte der Bischof, die Consultoren und der Inquisitor der Anwendung beiwohnen. Schon 1537 wurde die Anwendung der Tortur gegen die Moriskos fast ganz verboten und auf jede Anwendung hatte der oberste Inquisitionsrath zu erkennen.

Was die Gefängnisse anlangt, so waren dies keine von Pest- und Modergeruch angefüllte Mordgruben, wie solche in anderen Ländern sich fanden, vielmehr ließ die Inquisition ihre Gefangenen in „gut gewölbte, helle

1) † Reuß, Sammlung S. 56. — 2) † Llorente II. 471. — 3) † Reuß, Sammlung S. 148. — 4) † Zöpfel, die peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V., Heidelberg 1842, S. 252 f.

und trockene Zimmer" bringen, „wo man sich einige Bewegung machen konnte." Von Ketten, Handschellen, eisernen Halsbändern ist keine Rede.[1]) Der Gefangene wurde gefragt, ob er vom Kerkermeister gut behandelt werde, ebenso war für sorgsame Pflege der Kranken gesorgt.

Auch bei Fällung des Urtheils wurde die größte Vorsicht angewendet. Nur durch Zustimmung des Großinquisitors und des Oberinquisitionsrathes erhielt das Urtheil eines Provinzialgerichtshofes Rechtskraft. Die von der ersten Instanz herübergekommenen Acten mußten den Consulenten, Advocaten bei der Oberinquisition, aber nicht Beamte derselben, zur Revision übergeben werden. Daß außerdem die Päpste Appellationen an die von ihnen bestellten Richter und an ihre eigene Curie anordneten, haben wir oben gesehen.

Daß die Prozesse absichtlich und ungebührlich in die Länge gezogen worden, ist unbillige Entstellung. Ausdrücklich verordnet das Statut von 1488, daß der Proceß sogleich nach der Gefangensetzung instruirt werden müsse, um dem Gefangenen keinen Grund zu Beschwerden zu geben.[2]) Daß trotzdem manchmal eine Verzögerung eintreten konnte, falls der Beschuldigte Entlastungszeugen anführte, die aus weiter Ferne herbeizuholen waren, kann doch nicht zu Ungunsten des Gerichtes sprechen. Dagegen war ausdrücklich verordnet, daß kein Proceß und keine Haft verlängert werden dürfe, wenn ein Belastungszeuge aus der Ferne zu berufen sei. Der Gefangene sei vielmehr nach Maßgabe dessen, was erwiesen sei, abzuurtheilen und dann frei zu lassen.

Kinder von Häretikern, die durch Lehre und Unterricht der Eltern in Irrthum gefallen und noch nicht 20 Jahre alt waren, wurden auch nach Ablauf der Gnadenfrist zu leichterer Buße zugelassen. Um den Rückfall in die Häresie, der mit schwereren Strafen belegt war, möglichst zu verhüten, durften Knaben unter 14 und Mädchen unter 12 Jahren nicht zur Abschwörung zugelassen werden. Eine Härte war unstreitig die Güterconfiscation der Verurtheilten, so daß deren Kinder ihres elterlichen Erbes beraubt wurden. Allein auch diese harte Maßregel wurde wieder in etwas gemildert durch anderweitige Bestimmungen. Bei den Moriskos z. B. verblieb das Vermögen der Verurtheilten deren Kindern.[3]) Das Statut von 1484 verordnet, daß die Inquisitoren für die Waisen der Verurtheilten Sorge tragen; sie sollen sie rechtschaffenen Personen empfehlen, welche sie erziehen und im rechten Glauben unterrichten. Sie mußten ein genaues Verzeichnis dieser Waisen und über deren Zustand führen, welche die „Könige" unterstützen und dafür Sorge tragen, daß sie heirathen oder in einen Orden eintreten können. Nicht selten überließen die Herrscher das Vermögen der Verurtheilten deren Frauen und Kindern,[4]) oder sie bewilligten ihnen Pensionen aus diesem Vermögen.

Die anderen Strafen anlangend, so bestanden sie je nach der Schuld in verschiedenen Bußübungen, wie sie nach den Pönitenzialbüchern auferlegt wurden. Dann in Verbannung, Güterconfiscation, Gefängnisstrafen bis zu lebenslänglicher Haft. Hiefür waren besondere Pönitenzialhäuser errichtet, die von Zeit zu Zeit visitirt wurden. Das schwerste Vergehen, Verstockung in der Häresie, wurde mit dem Feuertod[5]) bestraft. Diese äußerste Strafe aber war im Verhältnis zu den vielen von der Inquisition Abgeurtheilten eine sehr seltene, und nur unehrliche Uebertreibung konnte die Zahl der Opfer ins Ungeheuerliche steigern. Nach dem Urtheil von gewiegten katholischen, wie protestantischen Gelehrten darf als ziemlich feststehende Angabe gelten, daß von Einführung der Inquisition bis 1504 ca. 2000 mit dem Tode bestraft

---

1) † Llorente, I. 300 f. — 2) † Reuß, Sammlung S. 39. — 3) † Llorente I. 448. — 4) † Llorente I. 216. — 5) † Ueber die Autos da fé siehe oben, S. 68.

wurden. Llorente dagegen nimmt für die ganze Zeit des Bestandes der Inquisition nach seinem „frivolen Probabilitäts-Calcul“[1]) 30,000 Hinrichtungen an, eine Zahl, welche die unparteiische Geschichtsforschung, vor allem Hefele[2]) und Gams[3]) aufs genaueste als willkürliche Uebertreibung nachgewiesen. Hefele möchte der unrichtigen Wahrscheinlichkeitsrechnung Llorentes eine andere entgegenhalten dahinlautend: „Llorente hat die Zahl der im Jahre 1481 von dem Tribunal zu Sevilla Verurtheilten um mehr als das Sechsfache, die Zahl der vertriebenen Juden aber um das Fünffache vergrößert, darum dürfen wir annehmen, er habe auch die Summe der Opfer der Inquisition überhaupt in dieser Weise gesteigert.“ Mit dieser Annahme stimmt die Berechnung von Gams[4]) so ziemlich überein, wenn er für die Zeit von 1504—1758[5]) 2000 wirklicher Ketzerverurtheilungen annimmt mit Abrechnung aller anderen Verbrechen, die später gleichfalls dem Inquisitionstribunal unterstellt wurden. Hiezu gehörten Sodomie, Bigamie, fornicatio, sollicitatio ad turpia, Verehelichung von Seiten der Geistlichen und Mönche, Gotteslästerung, Kirchenraub, Wucher und Schmuggelei. Ferner wurden von der Inquisition abgeurtheilt Geistliche, welche vom Bekenntnis eines Vergehens abmahnten, Laien, welche geistliche Functionen vornahmen, Diaconi, welche Beicht hörten; dann alle, welche sich als Commissäre der Inquisition ausgaben, alle Beamten und Diener der Inquisition, Hexen, Zauberer, Verfertiger von Liebestränken und trügerische Scheinheilige. Dabei ist zu bedenken, daß auch in Deutschland nach der Carolina die Gotteslästerer, Sodomiten, Zauberer und Kirchenräuber mit dem Tode bestraft wurden. Nicht vergessen dürfen ferner deutsche Geschichtschreiber, daß die Zahl der in protestantischen nicht weniger als in katholischen Gegenden verbrannten Hexen noch nicht gezählt ist, daß aber manche nicht eben volkreiche deutsche Reichsstadt deren eine ganz respectable Anzahl aufzuweisen hat.[6]) Will man all dies in Rechnung bringen, dann wird man sich wohl hüten, in allzu pharisäischer Selbstgerechtigkeit über die grausame Blutgier der spanischen Inquisition zu Gericht zu sitzen.

† 44. Ein gar schreckliches Ding hat die Phantasie der Geschichtsschreiber aus dem Sanbenito gemacht, in der That aber ist Wort und Gegenstand lang nicht so furchtbar und war es namentlich nicht zu jener Zeit, als er noch in Gebrauch war. Der Sanbenito ist nichts anderes als ein Bußgewand, wie solches bei allen, nicht etwa bloß christlichen Bußübungen in Gebrauch war. Der Ausdruck in Sack und Asche Buße thun, sollte doch nicht gar so unbekannt sein. Selbst des Heiden religiöses Gefühl ließ ihn der Gottheit nicht in stolzem Prachtgewande sich nahen, wenn er seine Missethaten

---

1) † Peschel, l. c. S. 151. — 2) † Hefele, l. c. S. 345 ff. — 3) † Gams, l. c. S. 68 ff. — 4) † Außer den Angaben zeitgenössischer und glaubwürdiger späterer spanischer Schriftsteller benutzt Gams auch noch die gleichzeitige Chronik des A. Bernaldez, die erst 1856 in zwei Bänden, und in besserer zweiter Ausgabe 1870 erschien. — 5) † Nach 1758 wurden noch 3 Personen, die letzte am 7. Nov. 1781 verbrannt. In Deutschland aber fand die letzte Hexe im Jahre 1782 im Kanton Glarus durch ein reformirtes Gericht den Tod durch das Feuer. — 6) † In Nördlingen wurden 1590—92 35, im Fürstenthum Bamberg bei 100,000 Einw. von 1627—30 280 Personen verbrannt. cfr. hierüber Soldans Geschichte der Hexenprocesse II. Aufl. Stuttgart 1880 namentlich das 14. cap. des ersten und der zweite Theil. Der Jesuit Friedrich v. Spee geleitete von 1627—28 200 Personen jedes Standes zum Scheiterhaufen, von denen er sicher wußte, daß sie unschuldig waren. Der Schmerz über diese Greuel hat ihm die Haare vor der Zeit gebleicht, und sein empörtes Rechtsgefühl machte sich in der cautio criminalis Luft, die 1631 erschien, aber ohne daß sich Spee getraute seinen Namen zu nennen.

sühnen wolle. „Man näherte sich mit bloßen Füßen unter Ablegung der Schuhe und Sandalen und jeder Art von Kleiderpracht, und zog schwarze und zerlumpte Gewande an, wenn man trauerte oder die zürnenden Götter der Schatten erweichen wollte.“ [1]) Und nun sollte es ein so gar grausames Verlangen von Seite der christlichen Kirche sein, wenn auch sie von ihren Gliedern verlangt, daß sie die innere Reue und Zerknirschung auch äußerlich durch Buß- und Trauerkleider an den Tag legen, und als Büßer nicht in Gold- und Silberbrokat erscheinen. Die Form des Bußgewandes ist eigentlich irrevelant, wenn sie aber eine entehrende genannt wird, so ist dies Geschmacksache und kennzeichnet jene, die jedes Priestergewand in innere Aufregung versetzt. Das Bußkleid hatte nämlich die Form einer Mönchskutte oder einer Priestersoutane. Nun mag es freilich gewissen Leuten des modernen Zeitalters als unauslöschlichen Schandfleck, als schauerliche Qual gelten, ein solches Gewand tragen zu müssen, in den Tagen unserer gläubigen Vorväter war dies aber nicht also. Damals gab es Männer, deren Name von Mit- und Nachwelt mit Ruhm und Preis genannt wird und sie hielten es nicht unter ihrer Würde im schlichten Mönchsgewand die letzte Stunde zu erwarten. Dieses Bußgewand nun wurde von der Kirche benedicirt oder eingesegnet und hieß deßhalb saccus benedictus, woraus die spanische Sprache Sanbenito gemacht hat. Die Farbe des Kleides war nach den Ländern verschieden, blau, grau oder schwarz, in Spanien war es gelb. Wer de levi absolvirt wurde, trug den einfachen Sanbenito, aber nur während des Versöhnungsactes, wer de gravi reconciliirt wurde, hatte ein halbes Kreuz auf dem Sanbenito, wer wirklicher Häretiker gewesen aber reuig war, hatte ein ganzes Kreuz.[2]) Nur die verstockten Häretiker, die als Unbußfertige zum Tode verurtheilt wurden, hatten Flammenbilder und Teufelsfiguren auf dem Sanbenito und eine derartige Mütze auf dem Kopf. Allein nicht nur in Spanien und nicht nur bei dem Inquisitionsgericht, sondern auch in andern Ländern und bei anderen Gerichten gab und gibt es eine Armensünderkleidung.

† 45. Die Meisten, welche berufen oder unberufen über die spanische Inquisition zu Gericht sitzen, schöpfen ihre Nachrichten aus dem Werke Llorentes, weßhalb es angezeigt sein dürfte über diesen „spanischen und kirchlichen Renegaten“ [3]) und sein Werk einige Bemerkungen anzufügen. Johann Anton Llorente ward aus einer altadeligen Familie Aragoniens am 30. März 1756 geboren, studirte zu Saragossa weltliches und canonisches Recht und ward 1779 Priester. Da er der sog. aufgeklärten Richtung angehörte, welche die spanische Regierung besonders begünstigte, machte er in Bälde sein Glück. Schon 2 Jahre nach der Priesterweihe wurde Llorente Advocat bei dem hohen Rathe von Castilien und 1782, obgleich erst 26 Jahre alt, Generalvicar des Bisthums Calahorra. 1784 wurde der junge Generalvicar nach seinem eigenen Geständnis von einem unterrichteten und verständigen Mann (Freimaurer) von den letzten Resten des ultramontanen Sauerteiges gereinigt, von allem Autoritätsglauben befreit nnd belehrt, nur der eigenen Vernunft zu gehorchen. Also vorbereitet war er fähig vom König zum Domherrn von Calahorra und vom Großinquisitor zum Se-

---

1) † Sepp, das Heidenthum u. s. w. Regensburg 1853 II. Thl. S. 406. — 2) † Treffend bemerkt Hefele (l. c. S. 351) „Kreuze als Zeichen der Gnade eines Fürsten zu tragen, soll für viele nicht lästig sein, aber sie als Zeichen der wiedererlangten Gnade Gottes an den Rock geheftet zu haben, das gilt als schrecklich, schimpflich und ungeheuer.“ — 3) † Gams, l. c. Seite 21, Anm. 2. Eine Lebensgeschichte des unglücklichen Mannes bringt die Revue encyclopédique, April 1823, von seinen Pariser Freunden Mahul und Lanjuinais. Uebersetzt und mit Noten versehen findet sie sich im Katholik 1824, S. 1—35.

kretär des Tribunals zu Madrid ernannt zu werden 1789. Letztere Stelle bekleidete Llorente bis 1791, wo er in sein Canonicat Calahorra verwiesen wurde. Der folgende Großinquisitor rief ihn aber wieder zurück und verwendete ihn zu einer kirchlich-liberalen Umgestaltung Spaniens. Aufgefangene Briefe veranlaßten seine Verhaftung, er wurde seiner Stelle bei der Inquisition enthoben und zu einmonatlicher Haft in einem Kloster verurtheilt. Die Ungnade dauerte bis 1805, in welchem Jahre der berüchtigte spanische Minister Godoy die Freiheiten der baskischen Provinzen zu vernichten beschloß. Um diesen Gewaltact leichter durchführen zu können, sollte er auch wissenschaftlich gerechtfertigt werden. Für diese politisch-scientivische Henkersarbeit hielt Godoy Llorente für befähigt, der denn auch, nach Madrid berufen, in seinem 3bändigen Werke Noticias historicas sobre las tres provincias bascongados (Madrid 1806—7) die Fueros genannter Provinzen wissenschaftlich vernichtete. Zur Anerkennung dieser wissenschaftlichen Leistung wurde er rasch zum Domherrn an der Primatialkirche zu Toledo, zum Scholastikus des Erzstiftes, zum Kanzler der dortigen Universität und zum Mitglied der patriotischen Gesellschaft der baskischen Provinzen ernannt. Als dann der gewaltige Corse 1808 Spanien seiner Gewalt unterwarf, das herrschende Königsgeschlecht vom Throne stieß und seinen Bruder Josef dem Land als Herrscher aufnöthigte, da war Llorente einer der ersten, der sich an den fremden Zwingherren verkaufte. Er, der Domherr an der Primatialkirche des Landes, wurde mit dem Vollzug des Klosteraufhebungsdecretes und der Einziehung der Kirchengüter betraut; ein Amt, das er mit großem Eifer aber mit weniger Redlichkeit verwaltete. Einer Unterschlagung von elf Millionen Realen angeklagt, wurde er des ehrenvollen Postens enthoben, und beschäftigte sich nun im Auftrag seines französischen Brodgebers neben Abfassung verschiedener französirender Flugschriften hauptsächlich mit Bearbeitung seiner Geschichte der Inquisition, wozu er zahlreiche Documente sammelte. Diese Arbeit nahm er mit sich, als er nach dem Sturz der Napoleoniden als Hochverräther aus Spanien verbannt wurde und sich 1814 nach Paris begab. Hier nun edirte er seine Histoire critique de l'inquisition d'Espagne in 4 Octavbänden, die er selbst spanisch niederschrieb, während sie Alexis Pellier unter seinen Augen ins Französische übertrug 1817—18. Das Werk ist eine Tendenzschrift der schlimmsten Sorte, in welchem die Inquisition als eine Usurpation der geistlichen Macht über die Staatsgewalt dargestellt werden will, während sich aus den eigenen Angaben das gerade Gegentheil ergibt. Werthvoll und unentbehrlich bleibt das Werk für die Geschichtschreiber der Inquisition immer, weil demselben viele Originalurkunden einverleibt sind, die jetzt, und wohl manche nicht ohne absichtliche Schuld Llorentes abhanden gekommen. Die bischöfliche Behörde von Paris entzog dem Verfasser des Werkes das Recht Beicht zu hören und Messe zu lesen, und selbst die königliche Universität verbot ihm den Unterricht in Privaterziehungsanstalten, so daß er jetzt von der Unterstützung der Pariser Loge leben mußte. 1820 wurde Llorente mit anderen Verbannten amnestirt, blieb aber gleichwohl in Paris und übersetzte die unsittlichen Aventures de Faublas, 1822 edirte er die nicht minder verwerfliche Schrift Portraits politiques des Papes, infolge dessen ihn die französische Regierung im September 1822 aus Frankreich verwies. Kurz nach seiner Ankunft in Madrid starb er daselbst am 5. Februar 1823. Ueber die historischen Kenntnisse unseres Inquisitionsschriftstellers hat Hefele[1]) das verdiente Urtheil gesprochen, indem er

1) † Hefele l. c. S. 363 ff. Auch die Tübinger theol. Quartalschrift enthält die schärfsten Urtheile über Llorentes geschichtliches Verdienst. 1820 S. 259 ff. 1822 S. 81 ff. u. 338 ff.

ihm die crasseste Unwissenheit und frivolste Leichtfertigkeit nachgewiesen, sowohl in der Kirchen- als Vorsangeschichte.

† 46. Haben wir im Bisherigen, manche Punkte bezüglich der Inquisition, tendenziösen Entstellungen gegenüber richtig zu stellen gehabt, so will damit die Inquisition noch keineswegs in allweg als makellos dargestellt werden. Es soll nicht geleugnet werden, daß manche Härten, vielleicht auch Ungerechtigkeiten durch den Hypereifer der Beamten vorgekommen seien. Solches geschah namentlich unter dem zweiten Großinquisitor Deza 1498—1507, der übrigens mehr durch seinen Gehülfen Diego de Lucero, als durch sein eigenes Verhalten in üblen Ruf gekommen. Schuld Dezas war es freilich, daß er den fanatischen und blind eifernden Lucero so unbeschränkt walten ließ, da der Ruf seiner Mißgriffe doch auch zu Dezas Ohren gelangen mußte. Petrus Martyr nennt ihn wiederholt einen Tenebrerius statt eines Lucerius. Zwei Vorkommnisse haben namentlich Luceros Namen und mit ihm auch Deza gebrandmarkt, es ist dies der Prozeß gegen den hochverdienten Erzbischof Talavera von Granada und der Monstreprozeß von Cordova. Schon oben haben wir Talaveras Tugenden und seine Verdienste um die Maurenbekehrung kennen gelernt. Der edle Prälat war im Dienste der Kirche ergraut und sein erleuchteter Eifer hatte herrliche Früchte getragen; sein Ansehen war bei Freund und Feind ein unbegrenztes und Niemand hatte gewagt, die Ehre des edlen Kirchenfürsten anzutasten. Luceros Spürsinn aber glaubte auch an diesem Mann noch Häresie wittern zu können, weil er nicht alle Extravaganzen der Inquisitoren beklatschte, vielmehr manche der verfolgten Maranos beschützte, zudem stammte er mütterlicherseits aus dem Judenthume und hatte sich von Anfang an gegen Einführung der spanischen Inquisition ausgesprochen. Gewiß Gründe genug für einen eifrigen Zionswächter, der drohenden Gefahr mit Gewalt zu begegnen. Talavera wurde einer judaisirenden Richtung bezichtigt und im Jahre 1506 klagt Petrus Martyr über die Beschimpfung des heiligsten Mannes von Spanien. Mit dem Erzbischof wurden auch mehrere seiner Verwandten der Häresie beschuldigt und gefangen gesetzt, so sein Neffe, der Domdechant Franz Herrera von Granada, dessen Schwester und Mutter. Papst Julius II. zog den Proceß vor sein Forum, es erfolgte, wie selbstverständlich völlige Freisprechung, aber erst am 21. Mai 1507, während Talavera schon am 14. Mai gestorben war.[1])

Ein zweiter, nicht weniger ärgerlicher Proceß Luceros war der von Cordova. Einige der Häresie beschuldigte Personen aus Andalusien denuncirten fälschlich eine ungeheure Menge Anderer in der Hoffnung, bei einer so enormen Zahl werde eine allgemeine Amnestie erfolgen, und so auch sie der Gefahr entrinnen. Der ketzerriecherische Lucero war befangen genug, die Angaben für glaubhaft zu halten und ließ nun eine ganze Menge von Personen aller Stände verhaften und mit Processen bedrohen: Edelleute, Domherren, Mönche, Klosterfrauen und angesehene Personen fast jeder Rangstufe. Ximenes durchschaute sofort diesen Unfug und verlangte von Ferdinand Abhülfe, Deza aber protestirte gegen solche Hemmung des Gerichtsganges und spannte den Bogen, bis er brach. Am 6. October 1506 entstand ein Aufruhr in Cordova, das Inquisitionsgebäude wurde gestürmt, Lucero mußte fliehen und die Gefangenen wurden gewaltsam befreit. Nun erkannte auch Ferdinand, daß Deza nicht länger der Inquisition vorstehen dürfe, er ernannte unter dem 18. Mai 1507 den Erzbischof von Toledo, Ximenes, zum Großinquisitor von Castilien, der überdies durch päpstliches Breve vom 17. Mai 1507 zum Cardinal er-

---

1) † Vida del Ven. Hernando de Talavera, por P. Alcántara Suarez 1866.

nannt worden war. Durch Ximenes kam wieder Festigkeit und Sicherheit in „das Inquisitionsverfahren, das in den Jahren 1498—1507 aus Rand und Band gegangen," wie Gams sagt. Vor allem mußte der große Proceß von Cordova beendigt werden, mit dessen Untersuchung Ximenes eine Junta von 22 der achtungswerthesten Männer betraute. Lucero wurde seines Amtes enthoben, gefangengesetzt und selbst processirt. Es ergab sich, daß er mit viel Härte verfahren und in seinem blinden Eifer selbst Unschuldige gestraft; absichtliche und böswillige Ungerechtigkeit konnte ihm jedoch nicht nachgewiesen werden, weßhalb er nach einjährigem Gefängnis auf seine Pfründe zurückgesandt wurde. Die Zeugen erwiesen sich vielfach als schlechte Charaktere, ihre Aussagen voller Widersprüche, abenteuerlich und völlig unglaubwürdig. Die Gefangenen wurden in Freiheit gesetzt, ihre Ehre und das Andenken der bereits Gestorbenen restituirt und aller Schaden, so weit als möglich, wieder gut gemacht. Der Beschluß wurde am 1. August 1508 zu Valladolid in Gegenwart des Königs mit aller Feierlichkeit veröffentlicht. Um ungerechte Anklagen und Belästigungen in Zukunft zu verhüten, ließ Ximenes in ganz Castilien ausführliche Instructionen bekannt machen, wie sich die Maranos, ihre Kinder und Angehörigen zu benehmen und dem Gottesdienst anzuwohnen hätten, um nicht in ungerechten Verdacht des Rückfalls zu kommen. Der Fall von Cordova hatte auch gezeigt, in welch gefährlicher Weise die Unterbeamten der Inquisition ihre Vollmacht mißbrauchen konnten, deßhalb ließ Ximenes sie aufs strengste beaufsichtigen und Ausschreitungen unnachsichtig bestrafen. Ximenes verwaltete das wichtige Amt des Großinquisitors ein volles Decennium, bis zu seinem Tode 1517, mit einem Ernste und einer Rechtlichkeit, wie es die Wichtigkeit der Sache erforderte und sein großer Charakter es erwarten ließ. Daß unter ihm auch Hinrichtungen vorgekommen, ist höchst unwahrscheinlich, Llorente weiß solche nicht nachzuweisen, steht aber nicht an auch ihm, seinem Probabilitäts-Calcul nach die betreffende Quote anzurechnen.

† 47. Ximenes war nicht nur ein streng ascetischer Mönch, ein ausgezeichneter Kirchenfürst, ein weiser Staatsmann, er war auch ein intelligenter Feldherr. Erst als Greis von 72 Jahren zeigte sich diese Seite seines universalen Geistes. Wenn je ein Kirchenfürst zu Ruhm und Ehre für sich wie für Kirche und Staat das Schwert getragen, so war es gewiß Ximenes. Längst schon hatte sein scharfer Blick die hohe merkantile wie strategische Bedeutung der Nordküste Afrikas erkannt, weßhalb er auch seinen König wiederholt zur Eroberung wenigstens einer Station auf der gegenüberliegenden Küste zu vermögen suchte. Im Jahre 1505 endlich gelang es ihm, die von Italien heimkehrenden Truppen zu einem Zug nach Afrika verwendet zu sehen. Der Carthagena gegenüberliegende feste Seehafen Mazarquivir, ein Räubernest ersten Ranges, wurde genommen und daselbst eine starke spanische Besatzung als Vorposten zurückgelassen. Die weiteren Bemühungen aber, diesen glücklichen Anfang zu verfolgen, oder gar die abendländischen Fürsten zur Wiedereroberung des hl. Landes zu vereinigen, konnten bei der damaligen Stimmung der abendländischen Christenheit einen Erfolg nicht haben. Schon lief die spanische Besatzung in Afrika durch die Unvorsichtigkeit des dortigen Gouverneurs große Gefahr, von der maurischen Uebermacht völlig erdrückt zu werden, da gelang es endlich dem unermüdlichen Cardinal vom König die Erlaubnis zu erlangen, eine Flotte nach Afrika ausrüsten zu dürfen auf eigene Kosten, die ihm nur im Falle des glücklichen Ausganges ersetzt werden sollten. Die Expedition galt dem festen und mächtigen Oran, einer Art von Städterepublik und Hauptstation der maurischen Macht an der nordafrikanischen Küste. Die Stadt war reich und im Besitz von zahlreichen Handels- und Kriegsschiffen, wodurch sie die dortige Gegend des Mittelmeeres beherrschte. Schon

bei Eroberung von Mazarquivir lag deren Bezwingung im Plane des Ximenes, war aber bei den damaligen politischen Verhältnissen unausführbar. Mit demselben Eifer, mit dem er für Gründung und Ausrüstung seiner Universität thätig war, sorgte Ximenes jetzt für Sammlung eines Heeres und Herbeischaffung der nöthigen Kriegs- und Transportschiffe, sowie hinlänglicher Vorräthe und bewährte die unentbehrlichsten Eigenschaften eines großen Feldherren: unbezwingliche Festigkeit und erfinderische Klugheit. Umsonst spotteten die Hofschranzen, wie einst über das große Project des Columbus, so jetzt über des Cardinals kühnen Plan. Das sei, meinten manche Granden, die verkehrte Welt, während der große Capitän den Rosenkranz in Händen halte und dessen Kugeln zähle, wolle der Franciscaner-Pater in Schlacht und Krieg ziehen. In kürzester Zeit hatte Ximenes ein Heer von 10,000 Fußgängern und 4000 Reitern beisammen, mit allem Nöthigen reichlich versehen. Er selbst wollte an der Spitze desselben ausziehen. Die eigentliche Anführung hätte er gerne seinem alten und bewährten Freunde Consalvo de Cordova, dem großen Capitän, übertragen, allein dieser war beim Könige in Ungnade gefallen, so daß Ximenes eine solche Wahl nicht treffen durfte. Er wählte nun einen Schüler desselben, den tüchtigen General Graf Pedro Navarro. Auch den einzelnen Truppentheilen setzte er tüchtige, zum Theil bereits bewährte Officiere vor, den Befehl über die Reiterei übertrug er einem Verwandten, Garzias Villaroel, der sich aber des in ihn gesetzten Vertrauens unwürdig erwies.[1]) Die Hindernisse, welche ihm hämische Mißgunst und niedriger Eigennutz in den Weg legten, wußte Ximenes alle mit der ihm eigenen Geschicklichkeit und Energie zu überwinden. Am Morgen des 16. Mai 1509 fuhr die Flotte, aus 10 großen Kriegs- und 80 Fracht- und Transportschiffen bestehend, aus dem Hafen von Carthagena. Schon am folgenden Tage landete man an der Küste Afrikas in Mazarquivir. Auf allen Höhen flammten Feuer auf, und verkündeten den Mauren weithin die Ankunft des Feindes. Rasch mußte nun der Angriff erfolgen, ehe von allen Seiten Hülfe anlangen konnte. Sobald die Truppen ausgeschifft und in Schlachtordnung gestellt waren, durchritt Ximenes in seinem bischöflichen Gewand, aber mit einem Schwert umgürtet und das silberne Primatialkreuz voraus, die Reihen seiner Krieger und hielt folgende kurze, aber begeisterte Anrede: „Seit Jahren hört ihr, meine tapferen Spanier, daß die spanischen Ufer von eueren Feinden verwüstet, euere Kinder nach Afrika in Sklaverei geschleppt, euere Töchter und Weiber geschändet und Greuel aller Art verübt worden sind. Schon lange habt ihr dafür nach Rache gedürstet und ich habe dem Willen und Wunsche des Vaterlandes gemäß euch diese zu verschaffen getrachtet. Alle Hausmütter Spaniens haben uns ausziehen sehen, und am Fuße der Altäre unser Unternehmen dem Höchsten empfohlen. Dafür erwarten sie jetzt auch unsere triumphirende Rückkehr und schließen schon in Gedanken ihre aus der Sklaverei befreiten Kinder wieder in ihre Arme. Der Tag, auf den ihr so lange gewartet, ist da, hier ist die verhaßte Gegend, hier der übermüthige Feind, der unmäßig nach euerem Blute dürstet. Heute könnet ihr es zeigen, daß es euch bisher nicht an Kraft, sondern nur an Gelegenheit, das Vaterland zu vertheidigen, gefehlt habe. Vor allem aber will ich mich selbst jeder Gefahr aussetzen, denn mit dem Entschlusse bin ich heute ausgezogen, daß wir entweder siegen

---

1) † Vor den Thoren Orans war er bei Annäherung der numidischen Reiter, die er hätte abhalten sollen, in der ersten Bestürzung geflohen, dagegen hatte er nach seiner Rückkehr aus Afrika einen Bürger aus Rache ermordet. Es gelang ihm zwar ein freisprechendes Urtheil zu erlangen, allein der Cardinal wollte nie mehr einen Mann sehen, der vor dem Feind feig, gegen Bürger aber grausam gewesen.

oder, was Gott verhüte, gemeinsam untergehen müssen. Wo aber soll der Priester Gottes besser seinen Platz haben, als im Kampfe für die göttliche Religion? Viele meiner Vorfahren auf dem Stuhle von Toledo sind mir ja hierin vorangegangen, und haben den herrlichsten Tod auf dem Schlachtfelde gefunden." [1]) Diese Worte zündeten, stürmisch verlangte das Heer die Schlacht, aber auch, daß der greise Bischof, des gemeinsamen Wohles wegen, sich nicht der drohenden Gefahr aussetze. Nur ungern willfahrte er dem allgemeinen Wunsche und zog sich in die Citadelle von Mazarquivir zurück, wo er in der Kapelle auf den Knien liegend um Sieg für die Seinen flehte. Als er hörte, Navarro habe die Reiterei zurückgelassen, sandte er sie unverzüglich nach und rieth dem zaudernden Feldherrn zum sofortigen Angriff auf die von den Mauren besetzten Anhöhen. Wie trefflich dieser Rath gewesen, zeigte sich bald genug, schon am folgenden Tag wäre der Sieg unmöglich und die Expedition nutzlos gewesen; kaum 3 Stunden nach Eroberung von Oran, erschien der Vezir von Tremesen mit großer Heeresmacht, um die Stadt zu entsetzen; als er sie bereits in den Händen der Spanier sah, zog er sich in Ruhe wieder zurück. Der Empfang, welcher den unter dem Nationalruf „St. Jago" anstürmenden Spaniern von Seiten der Mauren wurde, war ein furchtbarer. Doch nach kurzer Rast begannen sie einen neuen Sturm, zugleich griff das spanische Geschütz mit vielem Geschick ein und bald wurde die Flucht allgemein. Sieger und Besiegte eilten nach Oran, das bereits von den spanischen Schiffen aus beschossen wurde. Als die Schiffstruppen sich mit dem Landheer vereinigt, begann der Sturm und fast gleichzeitig schon sah man die spanische Fahne auf den Mauern Orans wehen. Der Sieg war ein glänzender, aber auch blutiger, 4000 Mauren wurden erschlagen, 8000 gefangen genommen, die Beute war groß, sie wurde auf nicht weniger als 500,000 Goldthaler geschätzt. Mancher Soldat kam als vermöglicher Mann in die Heimath zurück. Der Gouverneur der Citadelle wollte die Schlüssel nur dem Oberbefehlshaber selbst übergeben, daher zog Ximenes am folgenden Morgen unter Vorantragung des Kreuzes in feierlichem Zuge in die eroberte Stadt, von dem siegestrunkenen Heer mit dem Rufe begrüßt: „Heil dir, du Besieger der Barbaren," worauf der Cardinal mit den Worten des Psalmisten antwortete: „Nicht uns o Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib die Ehre." Wie freudig schlug sein Herz, als er in der Citadelle 300 Christensklaven, die beim Herannahen der Spanier dorthin gebracht worden, die Freiheit schenken, als er die Moscheen zu christlichen Kirchen weihen konnte! Auch ein Krankenhaus und zwei Klöster für Dominicaner und Franciscaner wurden in Oran errichtet und ihnen die nöthigen Subsistenzmittel zugewiesen. Von dem ihm zugefallenen Beuteantheil behielt Ximenes nichts, als einige arabische Handschriften medicinischer und astrologischer Werke für seine Universität Alcala, alles andere ließ er unter die Officiere und Soldaten vertheilen, die sich am meisten ausgezeichnet.

Diese Eroberung Orans war nicht etwa nur eine momentane Besitzergreifung, die Stadt blieb in den Händen der Spanier von 1509 bis 1708, wo sie während des spanischen Erbfolgekrieges an Algier verloren gieng; 1732 aber wurde sie zurückerobert, bis sie in der französischen Revolution 1792 für Spanien definitiv verloren gieng. Welche Bedeutung für Spanien solch fester Stützpunkt in Afrika haben mußte, falls fortwährend Männer wie Ximenes in seinem Staatsrath gesessen, ist leicht zu ermessen. Ximenes selbst gedachte seine Eroberungen über ganz Afrika auszudehnen, allein der Edelsinn einer Isabella, der es ihm wohl ermöglicht hätte, saß nicht mehr auf Spaniens

---

1) † Mariana l. c. L. XXIX. c. 18.

Thron. Aus einem aufgefangenen Briefe Ferdinands[1]) an Navarro ersah Ximenes, daß der König seinen Tod nicht ungern sehen würde, um seinen Bastarden, den Erzbischof von Saragossa, auf den Stuhl von Toledo erheben zu können. Da überdies Navarro offen seinen Verdruß über den Glückstern des Cardinals äußerte und seine Widersetzlichkeit unverhüllt an den Tag legte, hielt es dieser für gerathen, den Oberbefehl in die Hände Navarros niederzulegen und nach Spanien zurückzukehren. Am 23. Mai segelte Ximenes wieder von Oran ab und gelangte noch an demselben Tage nach Carthagena, wo er 7 Tage verweilte, um für die Bedürfnisse des afrikanischen Heeres in umsichtigster Weise zu sorgen. Zugleich sandte er einen ausführlichen Bericht über das ganze Unternehmen an den König und legte ins eingehendste Rechnung ab, auch machte er die treffendsten Vorschläge für Organisirung und Erweiterung des gewonnenen afrikanischen Besitzes. Durch Navarro wurde die Eroberung fortgesetzt, im Januar 1510 schlug dieser den König von Bugia und nahm dessen Hauptstadt. In demselben Jahr unterwarfen sich noch Algier, Tunis und Tremesen, selbst Tripolis ergab sich nach verzweifelter Gegenwehr am 26. Juli 1510. Ximenes hatte sich unterdessen von Carthagena nach seinem geliebten Alcala begeben. Einer Einladung an das Hoflager wußte er auszuweichen, da die Erfahrungen der letzten Zeit[2]) ihm eine Begegnung mit dem König nicht sonderlich wünschenswerth erscheinen lassen konnten. Unter den übergroßen Anstrengungen der letzten Zeit hatte seine sonst so kräftige Gesundheit stark gelitten und sollte sich an den lieblichen Gestaden des Henares nun wieder kräftigen. Von Seite der Universität und Bürgerschaft Alcalas wartete seiner ein feierlicher und begeisterter Empfang. Als ein Professor eine Anspielung auf die Blässe und Magerkeit seines Gesichtes machte, erwiderte der Cardinal mit Wärme, nicht dieser Umstand habe ihn bewogen, Afrika zu verlassen, er hätte trotzdem die ganze Gegend erobert, wenn ihm das Heer treu geblieben wäre. Hiemit wollte er wohl auf die Treulosigkeit Navarros anspielen. In der That ist es mehr als wahrscheinlich, daß, wenn eine Isabella auf dem Thron von Castilien gesessen, Ximenes und Consalvo ganz Nordafrika für Spanien erobert hätten, während Columbus ihm eine neue Welt entdeckte.

† 48. Die schnöde und unwürdige Behandlung, die Ximenes von Ferdinand erfahren mußte, hatte der edle Greis wahrlich nicht verdient. Wie um Wissenschaft, Kirche und Staat, so hatte sich Ximenes nicht weniger auch

---

1) † Er lautete: „Hindert den Mann so bald wieder nach Spanien zurückzukehren, man muß seine Person und sein Geld so viel wie möglich ausnützen. Sucht ihn in Oran festzuhalten, wenn ihr könnet, und denket auf irgend ein neues Unternehmen." Da dieser Plan, auf solche Weise des verdienten Mannes los zu werden, nicht glückte, war Ferdinand unedel genug, an den in Verdiensten um seine Person, wie um den Staat ergrauten Priestergreis das Ansinnen zu stellen, zu Gunsten seines Bastarden auf sein Erzstift zu resigniren, beziehungsweise mit jenem zu tauschen. Auf dieses in hohem Grade unedle Verlangen seines Königs antwortete Ximenes in einer seiner würdigen Weise: „Niemals werde ich meine Braut wechseln und lieber in mein stilles Kloster zurückkehren; gerne will ich dessen Armuth und Einsamkeit wieder ertragen, aber meinen Besitz werde ich Niemandem in der Welt, als der Kirche selbst und den Armen überlassen." Fernerhin wagte Ferdinand diesen Gegenstand nicht wieder zu berühren. — 2) † Der Dank des Königs für die herrliche Heldenthat des 72jährigen Bischofs bestand darin, daß dieser nur unter großen und äußerst kränkenden Schikanen (cfr. Hefele, l. c. S. 423 f.) die vertragsmäßige Rückerstattung der auf den Feldzug verwendeten Auslagen erlangen konnte.

um die königliche Familie persönlich in hohem Grade verdient gemacht. Er war derselben in allen wichtigen Ereignissen, namentlich aber in den trüben Stunden des Leidens und Kummers als ein schützender, rathender und tröstender Engel treulich zur Seite gestanden. Das Leben des hohen Königspaares, so glänzend und ruhmvoll es sich nach außen auch zeigte, war ein von harten Schicksalsschlägen reich und hart geprüftes. Sämmtlichen 5 Kindern, die zu so schönen und herrlichen Hoffnungen berechtigten, war ein unglücklicher Lebensgang beschieden. Der Erbprinz Don Juan, geb. am 20. Juni 1478, sank in der Blüthe der Jahre ins Grab. Eben waren mit dem Hause Habsburg die welthistorischen Verträge geschlossen und durch eine Doppelheirath besiegelt worden. Don Juan erhielt die Hand der schönen Margaretha, der Tochter des Kaisers Max, während dessen Sohn Philipp mit Johanna, der zweiten Tochter Ferdinands und Isabellas, vermählt wurde. Am 3. April 1497 hatte Ximenes die Ehe Juans mit Margaretha eingesegnet, und schon am 4. October desselben Jahres hatte ein heftiges Fieber die schwächliche Constitution des Prinzen überwältigt. Da Margaretha ein todtes Kind gebar, fiel das Erbrecht Spaniens an die älteste Tochter der castilischen Herrscher, Isabella die Jüngere, geb. 1470. Sie war mit König Emanuel von Portugal verheirathet, der sich auch am 11. Februar 1498 zu Toledo als Thronerbe von Castilien huldigen ließ. Am 24. August desselben Jahres wurde der Erbprinz Don Miquel in Saragossa geboren, aber die Geburt kostete der Mutter das Leben. Ximenes hatte die edle Prinzessin zum Tode vorbereitet und als deren letzten Auftrag übernommen, ihre Eltern zu trösten. Auf Verwenden des Erzbischofs ließ man sofort die Stände Aragoniens dem kaum geborenen Thronfolger huldigen. Mit zärtlicher Liebe hiengen die Großeltern an dem Kinde, so daß sie es nicht mehr von ihrer Seite lassen wollten. Sie hatten dasselbe im Sommer 1500 sogar mit nach Granada genommen, aber hier starb das gebrechliche Geschöpf am 22. Juli 1500. Petrus Martyr schildert als Augenzeuge den großen Schmerz der Herrscher.[1]) Kurze Zeit vorher, am 24. Februar 1500, war ihnen ein anderer Enkel geboren worden, der nachmals so berühmte Kaiser Karl V., Sohn der Johanna und Philipps von Flandern, an welche jetzt die präsumptive Thronfolge übergieng. Bei der Nachricht von dessen Geburt (Matthiastag) hatte Isabella ausgerufen: „Wie auf den Apostel Matthias das Loos fiel, so werden diesem Kinde einst die Kronen zufallen.“ Auf Einladung der „Könige“ reiste nun der Erzherzog Philipp mit seiner Gemahlin zum erstenmal nach Spanien, wo er am 28. Januar 1502 ankam. Bei der Reise durch Frankreich hatte er, seiner Würde als zukünftiger Herrscher eines großen Reiches vergessend, Ludwig XII. den Lehenseid geleistet, eine Selbsterniedrigung, zu der sich Johanna nicht herbeiließ. An der Grenze bei Irun empfangen, wurde das junge Herrscherpaar mit allen erdenklichen Ehren nach Madrid geleitet. Am 22. Mai empfingen sie in der Primatialkirche zu Toledo die Huldigung der Cortes. Vom Cardinalerzbischof Mendoza von Sevilla und dem Primas Ximenes an schwuren alle Granden und Bischöfe des Reiches den Eid der Treue. Das Hoflager wurde hierauf nach Madrid verlegt, wo man den Winter über zu verbleiben gedachte. Philipp aber fühlte sich beengt in der Nähe seiner Schwiegereltern, fürchtete wohl auch von deren überlegenem Herrschertalent eine Art Bevormundung, außerdem mißfiel seiner leichtfertigen Vergnügungslust der Ernst der Spanier. Zum Staunen aller erklärte er daher plötzlich Spanien bäldestens wieder verlassen und nach Flandern zurückkehren zu wollen. Umsonst mahnte ihn Isabella an seine Pflicht, Land und Leute kennen und lieben zu lernen, umsonst stellte sie ihm vor, wie

---

1) † Ep. 216.

das Glück seiner künftigen Regierung von solcher Kenntnis abhänge, Philipp wollte bemerkt haben, daß das spanische Klima seiner Gesundheit unzuträglich sei. Auch die Rücksichten auf den Zustand seiner Gemahlin, die in gesegneten Umständen war, vermochten ihn nicht zurückzuhalten, er reiste ab und wollte sich auf der Rückreise noch als Friedensvermittler zwischen Frankreich und Spanien aufspielen. Wirklich schloß er auch am 5. April 1503 zu Lyon einen albernen Vertrag, den Ferdinand verwerfen mußte. Der Krieg zwischen Spanien und Frankreich brach aufs neue aus und endigte mit der Unterwerfung Neapels unter Spanien, hauptsächlich durch die großen Verdienste Cordovas.

Die schlimmen Folgen, welche Isabella von der Abreise Philipps für ihre Tochter befürchtete, traten nur zu bald ein. Johanna,[1]) an Geist ihrer großen Mutter so ungleich, hatte ihr ganzes Wesen in leidenschaftlicher Liebe zu ihrem schönen Gemahl aufgehen lassen, weßhalb sie jetzt dem Schmerz der Trennung unterliegend in tiefe, zuletzt unheilbare Schwermuth verfiel. In diesem großen Kummer verließ Isabella Madrid mit ihrer kranken Tochter und begab sich nach Alcala, des bessern Klimas, noch mehr aber des Trostes und Rathes wegen, den sie bei Ximenes zu finden hoffte. Dieser suchte denn auch mit allem Eifer den Schmerz der beiden Fürstinnen zu lindern, und es gelang ihm auch den Geist Isabellas wieder aufzurichten. Johanna wurde am 10. März 1503 zu Alcala glücklich von ihrem zweiten Sohne entbunden, der nach seinem Großvater Ferdinand genannt wurde und in der Geschichte als Kaiser Ferdinand I. bekannt ist. Da sich die Abreise nach Flandern wegen des Krieges mit Frankreich verzögerte, verschlimmerten sich die psychischen Zustände Johannas in immer bedenklicherer Weise. Wieder war es Ximenes, der kaum genesen von einer Krankheit, zur unglücklichen Prinzessin gerufen wurde. Am 1. März 1504 endlich reiste diese nach Belgien, um in der Nähe ihres Gemahls noch unglücklicher zu sein, als zuvor. Von wilder Eifersucht gequält, war sie eines Tages über eine Zofe hergefallen und hatte sie jämmerlich zugerichtet, worauf sie ihr Gemahl mit offener Verachtung strafte und sich längere Zeit ihrer Gemeinschaft völlig entzog. Die Nachrichten über diese Vorgänge verursachten neuen Kummer in den Herzen der spanischen Herrscher, die zudem anfangs Juli 1504 in Medina del Campo beide vom Fieber ergriffen wurden.

Von den übrigen Kindern war die dritte Tochter, Donna Maria noch die glücklichste. Sie wurde mit ihrem Schwager, König Emanuel von Portugal, dem Gemahl ihrer verstorbenen Schwester Isabella, vermählt und starb von ihren Unterthanen hochverehrt aber kaum 29 Jahre alt 1517. Ein traurigeres Loos war der vierten Tochter, Donna Katharina, aufbehalten. Als die verstoßene Gattin Heinrichs VIII. von England, dem sie nach dem frühen Tode ihres ersten Gemahls, des Prinzen Arthur, angetraut worden, sollte sie Veranlassung der kirchlichen Trennung Englands werden.

Während Ferdinand von der Fieberkrankheit in Bälde wieder genas, verschlimmerte sich der Zustand Isabellas ganz bedenklich. Auf die Kunde hievon eilte Ximenes sofort an das Krankenlager seiner Herrscher, um sie zu trösten, ihre Berathung zu vermitteln und mit jeder erdenklichen Sorgfalt für deren Genesung Sorge zu tragen. Als der Cardinal Medino del Campo wieder verließ, sagte ihm Isabella, sie hoffe in Bälde nach Toledo gebracht werden zu können; allein Ximenes sollte seine Herrscherin nicht wieder sehen. Im October kam die Wassersucht dazu uud am 26. November 1504 verschied die große Königin.

---

1) † Petrus Martyr sagt von ihr: „simplex est femina, licet a tanta muliere progenita, ep. 250.

In welche Tiefe des Unglücks hatte dieser Todesfall Castilien so plötzlich gestürzt! Zwei Augen hatten sich geschlossen und dieses Volk, bisher so glücklich und beneidet, war in demselben Augenblick ein verlassenes Volk. Der Regent Philipp hatte nur Gefühle der Abneigung für Castilien, über seine Gemahlin aber senkte sich mehr und mehr die Nacht des Geistes herab, bis sie völlig Besitz von ihr nahm. Hätte nicht ein Ximenes auf dem Primatialstuhl gesessen, unsägliches Unglück wäre über das Land gekommen.

In Erwägung der Eigenschaften Johannas und Philipps, hatte Isabella die Regentschaft über Castilien ihrem Gemahl übertragen. In dem Testament, das sie am 12. Oct. 1504 zu Papier bringen ließ, traf sie die Bestimmung, daß, wenn Johanna durch Abwesenheit oder Krankheit an der Regierung des Reiches gehindert wäre, Ferdinand Alleinregent von Castilien sein sollte, bis ihr Enkel Karl das zwanzigste Jahr erreicht hätte. Mit dieser Bestimmung ihrer Königin waren manche Granden Spaniens nicht zufrieden, wohl weil sie unter dem leichtfertigen Philipp für ihre eigene Macht mehr hoffen durften, als unter Ferdinand. Sie wollten daher von einer Regentschaft Ferdinands nichts wissen und sandten sofort Boten nach Flandern. Philipp, mit seinem Schwiegervater ohnedies unzufrieden, suchte diese Lage der Dinge auszunützen; da er mit Frankreich im Bunde stand und Ferdinand selbst mit Waffengewalt aus Castilien verdrängen zu wollen erklärte, erschien Ferdinands Lage nicht unbedenklich. In dieser Noth war es wieder Ximenes, der seinem König treu zur Seite stand. Durch sein staatsmännisches Geschick gelang es ihm, in Toro die Cortes für das Testament Isabellas und damit für Ferdinand zu gewinnen, und dann durch den Vertrag vom 24. November 1505 die Angelegenheit mit Philipp gleichfalls friedlich zu erledigen. Freilich hatte dieser durch sein unverständiges und liebloses Verhalten Ferdinand zu einem nicht gerade rühmlichen Vertrage mit Frankreich gezwungen. Dieser hatte mit der 18jährigen Enkelin Ludwigs XII., Germaine de Foix, eine zweite Heirath geschlossen, wodurch Philipp der Besitz von Aragonien und Neapel verloren zu gehen drohte. Am 28. April 1506 landete er endlich auf spanischem Boden, drohte aber durch sein übermüthiges Benehmen, die kaum geschlossene Freundschaft wieder zu zerstören, da er eine Zusammenkunft mit seinem Schwiegervater beharrlich vermied. Wieder kam Ferdinand zu Ximenes, um ihm seinen Schmerz zu klagen, und dieser, obwohl schon hochbetagt, übernahm abermals die Vermittlung und reiste auf den nächsten Gebirgspfaden Philipp nach. Seinem Ansehen und seiner Gewandtheit gelang es endlich eine Zusammenkunft der beiden verwandten, aber feindlich getrennten Fürsten zu bewerkstelligen am 23. Juni 1506. Freilich blieb Philipp bei seiner Forderung, daß Ferdinand Castilien verlassen müsse, und gieng hievon auch bei einer zweiten Zusammenkunft am 5. Juli desselben Jahres nicht ab. Ferdinand zog denn auch ungesäumt in sein Erbreich Aragon und gieng von da in Bälde in seine Königreiche Neapel und Sicilien. Ximenes verblieb am Hofe Philipps, um dem jungen Herrscher mit seinem Rathe immer nahe zu sein. Leider vermochte er der unwürdigen Günstlingswirthschaft, die nun einriß, nicht Einhalt zu thun. Doch gelang es seinen ernsten Mahnungen, wenigstens den Einfluß des schlimmen Rathgebers Don Manuel zu brechen, während Ximenes immer unbedingteres Vertrauen errang. Wie lange die gute Gesinnung des Königs vorgehalten hätte, läßt sich nicht sagen, ein rascher Tod hinderte ihn an der Ablegung einer Probe. Nach einem Gastmahle, welches der Gouverneur von Burgos am 19. September 1506 zu Ehren des Königs gab, zog sich dieser ein hitziges Fieber zu, das schon am 25. desselben Monats einen tödtlichen Ausgang nahm. Philipp war erst 28 Jahre alt. Wiederum war es Ximenes, der in dieser abermals ernsten Lage die Geschicke Castiliens zum Guten zu lenken wußte. Trotz des heftigen Widerspruchs einzelner Granden,

setzte es der Primas durch, daß Ferdinand die Regentschaft übertragen wurde. Zunächst wurde ein Regentschaftsrath eingesetzt, an dessen Spitze Ximenes stand, der sofort eine Botschaft an Ferdinand sandte, um ihn zur Uebernahme der Regierung einzuladen. Dieser war aber bereits nach Neapel unter Segel gegangen und der nacheilende Bote traf ihn erst auf der Höhe von Genua. Er setzte jedoch seine Reise nichtsdestoweniger fort, wohl weil er erst das undankbare Castilien die Leiden einer herrscherlosen Zeit kosten lassen wollte, um dann mit um so größerer Sehnsucht empfangen zu werden. In diesen traurigen Zeiten der Anarchie war es einzig der überlegene Geist des Ximenes, der das Schlimmste verhütete und namentlich den Adel vor blutigen Bürgerfehden zurückzuschrecken wußte. Johanna verharrte in völliger Geistesapathie, aus der sie nichts herauszureißen vermochte. Nicht für einen einzigen Staatsact war auch nur ihre Unterschrift zu erhalten. Bei Fackelschein reiste sie von Ort zu Ort, immer den Leichnam ihres Gatten mit sich führend.

Endlich am 20. Juli 1507 landete Ferdinand in seinem Erbreich und trat nach kurzer Rast sofort die Reise nach Castilien an, wo er sehnsüchtig erwartet und mit allen Ehren empfangen wurde. Am 29. August 1507 kam er mit seiner unglücklichen Tochter Johanna in Tortoles zusammen und begab sich dann nach Maria del Campo, wo er die Regierung Castiliens mit unbeschränkter Vollmacht unter völliger Zustimmung Johannas übernahm. Erst am 6. October 1510 holte er die Zustimmung der Cortes ein. Als Belohnung für die aufopfernde Thätigkeit brachte Ferdinand, wie wir bereits gesehen, für Ximenes aus Italien den Cardinalshut und die Ernennung zum Großinquisitor mit. Trotz der verletzenden Behandlung, die Ximenes in der Oranischen Angelegenheit zu erfahren hatte, schenkte er doch seinem König in allen Angelegenheiten, in denen er um Rath und Hülfe angegangen wurde, seine volle Kraft, so namentlich in dem Streit um das Königreich Navarra, das Ferdinand 1513 von dem genußsüchtigen Jean d'Albret, trotz seines Bündnisses mit Frankreich in raschem Siegeslauf eroberte. In diese Zeit fallen die meisten bereits erwähnten Arbeiten unseres Cardinals für Wissenschaft und Kirchenzucht. Aber noch sollte er ein letztesmal seine Kraft dem Herrscherhause und dem Lande widmen, und diesmal in noch umfangreicherer Weise als bisher.

Bald nach dem Kriege gegen Navarra fieng der schon betagte König zu kränkeln an und gieng sichtlich raschen Schrittes dem Grabe entgegen. Petrus Martyr gibt zwei Gründe der ersterbenden Lebenskraft Ferdinands an, der übermäßige Umgang mit seiner jungen Frau und die unbändige Jagdliebhaberei und erklärte schon im November 1514, wenn nicht beide sofort aufgegeben werden, sei der König verloren. Eine eigenthümliche Unruhe, eine Art Todesangst trieb ihn in der letzten Zeit seines Lebens von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt; bald äußerte sich ein Ueberdruß und Ekel an den Regierungsgeschäften, bald leidenschaftliches Ergreifen neuer Pläne. Plötzlich auf der Reise von Plasencia nach Guadelupe äußerte sich die Krankheit in bedenklichen Symptomen. Er selbst fühlte die Nähe des Todes, bestellte auf den Rath seiner Vertrauten nach einigem Widerstreben Ximenes zum Reichsverweser, empfieng die hl. Sacramente und verschied in der Früh des 23. Januar 1516 im Kleide des hl. Dominicus, 64 Jahre alt.

Sicher war Ferdinand ein großer Staatsmann, ein tüchtiger Feldherr und ein kräftiger Regent, aber neben seiner großen Gemahlin Isabella tritt er doch weit zurück. Während hier die Herrschergabe und die Regentenmacht vom Geist des christlichen Glaubens wohlthuend durchweht ist und in liebender Ehrfurcht die Unterthanen zu sich hinzieht, ist es bei Ferdinand die kalte machiavellistische Staatsraison, welche die Unterthanen ohne Begeisterung fern vom Throne hält. Er trägt den Namen des „Katholischen,“ wozu aber seine Kirchlichkeit fähig war, falls er bei ihr seine Interessen nicht fand, zeigte sich

im Jahre 1508. Aus einem Briefe an den Vicekönig von Neapel ersehen wir, daß sich Ferdinand damals mit nichts Geringerem als dem Plane trug, sich und seine Reiche von der römischen Kirche loszureißen, weil Papst Julius II. die alte Oberlehensherrlichkeit über Neapel und Sicilien wieder geltend zu machen suchte.[1]) Ferdinand ist es, der dem absoluten Königthum Bahn gebrochen und mit unerbitterlicher Consequenz diesen Weg verfolgte.

Als Ximenes die Regentschaft Spaniens antrat war er bereis 80 Jahre alt, aber noch frisch an Geist und Körper; es war dies auch in hohem Grade nothwendig, wenn er der mannigfachen Schwierigkeiten Herr werden sollte, die sich ihm entgegenstellten. Vor allem hatte er es mit unbotmäßigen Granden aufzunehmen, welche sich theils in ihrer Würde für verletzt halten zu müssen glaubten, wenn sie einem Mönche gehorchten, andererseits aber auch eine solche Regentschaft für schwach und unmächtig genug hielten, um nun ihre eigenen Interessen verfolgen zu können. Die Festigkeit, Entschiedenheit und Energie des Ximenes belehrte sie aber bald eines anderen, und die meisten hielten es für gerathener sich dem Reichsverweser zu unterwerfen, der auch von Karl mit hinlänglicher Macht ausgerüstet worden. Nach Ablauf des ersten Regierungsjahres stand Ximenes in höherem Ansehen als je zuvor. Zwar hatte er fortwährend, wenn nicht gegen offenen Aufruhr, so doch gegen unredliche Intriguen am Hofe zu Brüssel zu kämpfen, wozu sich sogar der von Ximenes so hoch geschätzte und überall bevorzugte Hadrian von Utrecht (später Hadrian VI.) mißbrauchen ließ. Doch der Cardinal wußte allen diesen vergifteten Pfeilen die Spitze abzubrechen. Unablässig und unerschütterlich kämpfte er gegen alle Versuche die Rechte seines Königs zu schmälern oder ihm gar den Thron streitig zu machen. Letzteres versuchten nicht wenige Granden, darunter auch Bischöfe, welche mit dem Plane umgiengen, den Infanten Ferdinand, der in Spanien geboren und erzogen worden, auf den Thron von Castilien zu erheben. Auch die Königin-Wittwe Germaine war auf dieser Seite und Ferdinand selbst war leicht hiefür zu gewinnen. Wäre nicht Ximenes mit aller Energie und mit dem ihm eigenen staatsmännischen Geschick für Karl eingetreten, wer weiß, ob dieser je in den Besitz seiner spanischen Reiche gekommen, jedenfalls nicht ohne Vergießen von Bürgerblut. Eine der wichtigsten Staatshandlungen von Ximenes während seiner Regentschaft war die Einführung einer neuen Militärordnung. Er wußte sich ein stets bereites Heer aus Bürgern des Landes, eine Art Landwehr zu schaffen, wodurch einerseits die vielen Nachtheile der geworbenen Heere beseitigt, andererseits aber auch der Herrscher dem Adel gegenüber unabhängiger wurde. Mit dieser Organisation legte Ximenes den Grund zu den späteren stehenden Heeren. In ähnlicher Weise suchte er auch die Marine durch tüchtige Kriegsschiffe zu verstärken und konnte bald genug die Früchte dieser trefflichen Anordnung ernten durch einen herrlichen Sieg über eine maurische Flotille bei Alicante 1516.

Einen Act besonders pietätsvoller Humanität gegen das Königshaus war die zärtliche Sorgfalt des Cardinals für die unglückliche Fürstin Johanna. Ferdinand hatte seine Tochter endlich vermocht, ihr thörichtes Umherziehen mit der Leiche ihres Gemahls aufzugeben und nach dem gesunden und freundlichen Städtchen Tordesillas zu gehen, wo sie in dumpfem Hinbrüten bis zu ihrem Tode verblieb. Aber auch diesen Ort machte sie sich durch ihre Thorheit zu einem schauerlichen Gefängnis. Beharrlich weigerte sie sich, ihr dunkles und schmutziges Zimmer zu verlassen und ein helleres und besseres zu beziehen. Es durfte nicht gereinigt noch gelüftet werden, ebensowenig wollte sie sich eines Bettes bedienen oder im Winter wärmere Kleider tragen. Oft nahm sie 3

1) † Cfr. Gams l. c. III. 2. S. 128.

Tage lang weder Speise noch Trank. Diesen schrecklichen Zustand der Fürstin suchte nun Ximenes so gut wie möglich zu lindern. Er glaubte, daß ihr Oberhofmeister, ein alter und abgelebter Mann, die Fürstin nicht recht zu behandeln verstehe, daher entfernte er ihn aus ihrer Nähe und setzte den klugen Fernand Ducas an seine Stelle. Durch Milde und List wußte dieser das Leben Johannas bald freundlicher zu gestalten. Sie ließ nun ihr Zimmer reinigen, bediente sich eines Bettes, erschien wieder beim Gottesdienst und nahm in geregelter Weise Nahrung.

Trotz dieser vielen und großen Dienste, sollte ihm auch der Enkel Ferdinands, wie dieser selbst, noch in letzter Stunde mit Undank lohnen. Die belgischen Beamten und Rathgeber des Königs machten Ximenes die meisten Sorgen. Er sah, wie ihr Eigennutz und ihre unersättliche Habgier Spanien zum Verderben werden müsse und suchte daher, wo immer möglich, ihnen entgegenzuarbeiten. Aber auch diese haßten im Reichsverweser ihren natürlichen Feind und arbeiteten unablässig im Verein mit seinen spanischen Gegnern an seinem Sturz. Karl kannte den Werth des gewiegten Mannes zu gut, als daß er seinen Dienst entbehren wollte, so lange er nicht selbst die Regierung übernehmen konnte. Den fortwährenden Bitten und Vorstellungen des Reichsverwesers, der im Sommer 1517 eine stattliche Flotte nach Belgien sandte, um den Herrscher nach Spanien zu geleiten, willfahrte dieser endlich und landete im September 1517 an der Küste von Asturien, während Ximenes bedenklich krank zu Aguilera weilte. Die Freude über die Ankunft seines Königs schien den kranken Körper nochmals aufzurichten. Schon traf Ximenes Anstalten zur Zusammenkunft mit Karl, allein die Belgier, die von einer solchen Schlimmes fürchteten, suchten sie auf jede Weise zu hintertreiben. Unterdessen ordnete Ximenes seine zeitlichen Angelegenheiten. Zum Haupterben seines Vermögens setzte er die von ihm gegründete Universität Alcala ein, außerdem vermachte er an die von ihm gestifteten Klöster, Spitäler u. s. w. bedeutende Legate. Auch für die Loskaufung von Gefangenen, Verschönerung von Kirchen und Stiftung von Jahrtägen bestimmte er ansehnliche Summen. Weiterhin sollten alle seine Unterthanen, die durch seinen Zug nach Oran finanziellen Schaden gelitten hätten, aus seiner Verlassenschaft Entschädigung erhalten. Zum Executor des Testamentes bestellte er seinen langjährigen Freund Franz Ruyz, Bischof von Avila, der auch für das Begräbnis und die Publication der Polyglotte sorgen sollte. Am 17. October begab sich Ximenes nach Roa, um dem Ort der Zusammenkunft, den der König noch bestimmen sollte, näher zu sein. Hieher sandte ihm Karl seine Entlassung als Reichsverweser und zugleich seine Entfernung von den Staatsgeschäften.

Dieses Zeugnis schnöden Undankes hätte sich Karl ersparen dürfen; Ximenes blieb vor dieser letzten bitteren Erfahrung verschont. Sein Krankheitszustand hatte sich in einer Weise verschlimmert, daß man ihm die königliche Entschließung nicht zu eröffnen wagte. Als er die Nähe des Todes fühlte, umschlang er das Zeichen des hl. Kreuzes, bat Gott unter Thränen um Verzeihung, rief die Fürsprache aller Heiligen Gottes an und empfieng die hl. Sterbsacramente. Mit den Worten: in te domine speravi verschied er am 8. November 1517.[1])

---

1) † Ueber den großen Spanier hat sich eine recht ansehnliche Literatur gebildet. Zuerst erschien das Werk des Spaniers Gomez, de vita et rebus gestis a Fr. Ximenio archiepiscopo toletano. Libri VIII. Compluti 1569. Dann folgte Eugen de Robles, Compendio de la vida y hazañas del Cardinal Don Ximenez, Toledo 1604. Quintanilla y Mendoza, archetypo de virtudes, Espejo de Prelados, el venerable padre y siervo de Dios Fr. Ximenes, Salerm. 1653. Pane-

Treu und aufopferungsvoll hatte er stets seinem König gedient, wie ein anderer, ihm fast gleichzeitiger Cardinal (Wolsey), aber er hatte dabei den Dienst seines Gottes nicht hintangesetzt, weßhalb ihm die Klage, mit der jener aus der Welt schied, erspart blieb: „Hätte ich nur meinem Gott so fleißig gedient, wie meinem König, er würde mich nicht verlassen haben in meinen grauen Haaren.“ Gewiß war Ximenes einer der größten Männer, die Gott dem christlichen Spanien geschenkt, von einer staunenswerthen Vielseitigkeit des Geistes. In den Jahren 1650 und 1655 legte Philipp IV. dem hl. Stuhl die Bitte um Einleitung des Heiligsprechungsprozesses vor, derselbe gedieh aber nicht zur vollen Erledigung. In vielen Gegenden Spaniens aber wird Ximenes factisch als Heiliger verehrt. Sein Name steht in 7 Martyrologien der spanischen Kirche. Sein marmorenes Grabmal in der Universitätskirche zu Alcala ziert folgendes Hexastichon:

Condideram musis Franciscus grande lyceum,
Condor in exiguo nunc ego sarcophago.
Praetextam junxi sacco, galeamque galero,
Frater, dux, praesul cardineusque pater.
Quin virtute mea junctum est diadema cucullo,
Cum mihi regnanti paruit Hesperia.

† 49. Nicht weniger rühmlich als Spanien, betheiligte sich das zweite Volk der pyrenäischen Halbinsel, die Portugiesen, an den weltbewegenden oceanischen Entdeckungen der damaligen Zeit.[1]) Beide Völker rangen um die Palme des Sieges. Unter König Johann I. und seinen ritterlichen Söhnen kam neues Leben in das portugiesische Volk, namentlich war es der dritte, Heinrich, nachmals der „Seefahrer“ zubenannt, der den Geist des Volkes neu erweckte und mit hohem Thatendrang erfüllte. Das erste Ziel, wo der christliche Heldenmuth der Portugiesen sich erproben sollte, war Ceuta. 1415 wurde es mit aller Macht angegriffen und fiel den Christen als Kampfpreis zu, die es nicht nur zu erobern, sondern auch zu vertheidigen wußten. Heinrich, der

---

giricos del card. de Cisneros. Rom, 1654. In Deutschland erschien: Historie von dem Staatsministerium des Cardinal Ximenes. Hamburg 1719, anonym. Don Franz Ximenes. Leipzig 1796. Havemann, Don Fr. Ximenes. Göttingen 1848. Weitaus das Beste über Ximenes ist die öfters citirte Schrift Hefeles in 2 Auflagen, die auch ins Französische und Englische übersetzt wurde. Auch Frankreich lieferte eine ganze Reihe von Werken über Ximenes. 1631 erschien anonym: Histoire du card. Ximenes, Paris. Dann Baudier, Hist. de l'administration du card. Ximenes, Paris 1631. Marsollier, Histoire du ministère du card. Ximenes, Toulouse 1694. Als Gegenschrift erschien: Marsollier découvert et confondu dans ses contradictions écrivant l'histoire du card. Ximenes, Paris 1708. Richard, Parallèle du card. Ximenes et du card. de Richelieu, Trevoux 1704. Auch Hefele hat das letzte Hauptstück seines Werkes dieser Parallele gewidmet. Dann das Werk des Bischofs Fléchier: Histoire du Cardinal Ximenes, 1793. Vor einem Decennium erschien in Spanien eine Sammlung der Briefe des Ximenes: Cartas del Cardinal Don Fray Francisco Zimenez de Cisneros, dirigidas à Don Diego Lopez de Ayala, publicadas por Don Pascual Gayangos y Don Nic. de la Fuente, Madrid 1867. — 1) † Vergleiche hierüber neben einigen der bereits genannten Werke, vor allen Peschels Zeitalter der Entdeckungen, die Decaden des Barros, wovon Soltau eine deutsche Bearbeitung veranstaltete unter dem Titel: Geschichte der Entdeckungen und Eroberungen der Portugiesen im Orient vom Jahre 1415—1539. Braunschweig 1821. 5 Bde. Dann die Geschichte von Portugal von Heinrich Schäfer, Hamburg 1836.

zum Großmeister des Christusordens[1]) ernannt worden, benutzte seinen Aufenthalt in Ceuta, um von den maurischen Gefangenen und Handelsleuten Erkundigungen über die Westküste Afrikas und das Innere dieses Erdtheils einzuziehen. Alle seine Kräfte verwandte er auf das Studium der Kosmographie und Astronomie; sein ganzes Sinnen und Trachten gieng auf das Seewesen und neue Entdeckungen. Ruhm, Macht und Besitz wollte er seinem Vaterlande verschaffen, das war das Ziel seines Lebens, talent de bien faire sein Wahlspruch. Seinen Wohnsitz nahm er in Algarve nahe dem Vorgebirge von St. Vincent, um hier im Anblick des offenen Meeres immer neuen Plänen nachzusinnen. Bisher war man noch nicht über Cabo de Nao hinausgekommen. „Wer Nabo umfährt, weiß nicht, ob er wiederkehrt," lautete ein altes Sprüchwort. Heinrichs Schiffe drangen über Cap Nabo hinaus bis zu Cap Bojador. Bei dem Versuch, dieses Vorgebirge zu umschiffen, wurden sie von Stürmen verschlagen und entdeckten im Westen die Insel Porto Santo, und von da aus 1419 Madeira, die „Waldinsel," deren unermeßliche Waldungen die Ansiedler durch Feuer ausrotteten, um urbares Land zu erhalten. Bevor weitere Entdeckungsreisen unternommen wurden, sollten tüchtige Seefahrer herangebildet werden, mit allen nöthigen Kenntnissen und Fertigkeiten ausgerüstet. Heinrich berief daher tüchtige Männer vom Ausland, so namentlich den seekundigen Catalonier Jacome aus Majorka nach Portugal, um seine Landsleute in den nautischen und astronomischen Wissenschaften unterrichten zu lassen. 1432 umschiffte Gilianes das Cap Bajador, pflanzte jenseits desselben ein Kreuz mit dem portugiesischen Wappen auf und kehrte mit Santa Mariarosen in die Heimath zurück.

Nach dem Tode Johanns I. 1433 kamen für Portugal unter den zwei folgenden Königen Duarte 1433—1438, und dessen Sohn Alfonso V. 1438 bis 1481 trübe Zeiten. Der Angriff auf Tanger, den Duarte durch seine zwei Brüder Heinrich und Fernando 1437 unternehmen ließ, fiel für die christlichen Waffen unglücklich aus und Fernando kam in maurische Gefangenschaft, wo er nach sechsjährigen schmachvollen Mißhandlungen als gemeiner Sklave, aber mit christlichem Heldenmuth und als Heiliger endete 1443. Dieses schauerliche Schicksal des Bruders, den er nicht retten konnte, nagte am Lebenskeim des Königs und Duarte starb schon im September 1438, einen erst sechsjährigen Sohn hinterlassend, für den der Oheim Don Pedro die Regentschaft führte und ihm seine Tochter Isabella vermählte. Trotz der treuen Ergebenheit Pedros an seinen königlichen Neffen, wußte ein Alfonso von Barcelles, ein natürlicher Sohn von Johann I., zwischen König und Regent Zwietracht zu säen, so daß letzterer zur eigenen Selbsterhaltung die Waffen ergreifen mußte. Es kam in der Nähe von Lissabon zur Schlacht, in welcher Don Pedro den Tod suchte und fand 1449. Erst nach Jahren gelang es der Königin die Unschuld ihres Vaters zu erweisen und sein Andenken wiederherzustellen. Diese traurigen Ereignisse konnten natürlich auf die Unternehmungen des Infanten Heinrich nicht ohne nachtheiligen Einfluß bleiben; sie verzehrten die Kräfte des Volkes und hemmten den Fortschritt der Endeckungen. Doch ruhten diese nicht vollständig, sondern wurden an der Westküste von Afrika, wenn auch mit zeitweiligen Unterbrechungen unermüdet fortgesetzt. Als im Jahre 1443 Gonsalvez und Nuno Tristano bis zum Cabo Branco vordrangen und die ersten gefangenen Neger nach Portugal brachten, erwachte neuer Entdeckungseifer in den Portugiesen. Mit Wehmuth freilich müssen wir bekennen, daß auch hier, wie in Amerika, die Hände der

---

1) † Es war dies der Erbe und Fortsetzer des unglücklichen Templerordens in Portugal, nur mit verändertem Namen.

Entdecker sich durch Menschenraub und Menschenblut befleckten; daß hier wie dort Golddurst die mächtigste Triebfeder der Entdecker war, so edel und hochherzig auch die Absichten der fürstlichen Beschützer der Unternehmungen, eines Heinrich und einer Isabella, waren. Immer südlicher drang die portugiesische Flagge und 1455 war bereits das grüne Vorgebirge und die capverdische Inselgruppe aufgefunden, während westwärts segelnde Fahrzeuge die Azoren entdeckten. Als der hochherzige Infant Heinrich am 13. November 1460 aus dem Leben schied, war bereits die Küste von Sierra Leone durch Pedro de Cintra erreicht worden, aber seine großen Entwürfe waren, wie der portugiesische Geschichtschreiber Barros sagt, nur zum Theil, zum geringsten Theil ausgeführt, allein er hinterließ die Ahnungen und Aussichten seines Lebens den Portugiesen als Nationaleigenthum. „Der Anstoß, den er ihrem Geiste mitgetheilt hatte, war zu mächtig, als daß er sich in sorgloser Trägheit verlieren konnte, und Heinrichs Genius führte die Portugiesen noch auf ihren weiten Fahrten, als sein Auge längst erloschen war. Die dem Volksstreben gegebene Richtung sicherte diesem die Früchte der reichen Saat, die er ausgestreut. Durch die Entdeckungen und herrlichen Erwerbungen, zu denen sie führten, gewann das kleine Portugal, ohne sich in die Welthändel zu mischen, den Welthandel und griff in die inneren Zustände und die äußeren Verhältnisse der europäischen Staaten tiefer ein, als es selbst bei einer größeren Macht jemals durch Krieg und Politik hätte eingreifen können." Der glückliche Fortgang der Entdeckungen veranlaßte den König von Portugal, sich die neuen großen Erwerbungen durch die höchste Autorität, die damals auch in weltlichen Angelegenheiten noch als solche anerkannt wurde, garantiren zu lassen. Eine Bulle Nicolaus V. vom 18. Juni 1452 sprach König Alfons von Portugal, sowie allen seinen Nachfolgern, alle bereits erworbenen Länder und Reiche sammt allem beweglichen und unbeweglichen Eigenthum, sowie auch alle fernerhin den Mohammedanern oder anderen Ungläubigen noch zu entreißenden Besitzungen als volles Kroneigenthum zu, und verbot allen anderen christlichen Fürsten, die portugiesischen Herrscher hierin irgendwie zu beunruhigen, wogegen diese die Verpflichtung übernahmen, in all den genannten Ländern den christlichen Glauben zu verbreiten.[1]) Die neuen Länder wurden für das Mutterland eine Quelle des Reichthums, ein ergiebiges Feld für den Handel mit kostbaren Waaren, Goldstaub, Elfenbein, Gummi, Gewürze u. s. w., die dunkelfarbigen Bewohner der Küste nicht ausgeschlossen.

Nach dem Tode des Infanten geriethen die Entdeckungen etwas ins Stocken, denn König Alfonso war hauptsächlich auf Erweiterung seines Gebietes in Nordafrika bedacht. Hier wurde nicht nur Ceuta gegen den Sultan von Fez siegreich vertheidigt, sondern auch 1458 Alcacer und 1472 Arcilla und infolge davon Tanger, ein Hauptwaffenplatz und Sitz maurischer Wissenschaft erobert. Weniger glücklich war Alfonso in den spanischen Angelegenheiten. Durch die Hand Beltranejas hoffte er die castilische Krone an sich zu bringen, aber nach der unglücklichen Schlacht bei Toro 1476 legte er den Titel eines Königs von Castilien nieder, die Ehe mit Beltraneja wurde aufgelöst und diese starb als Nonne der hl. Clara; auch der König war im Begriff sich in ein Kloster zurückzuziehen, starb aber noch vorher an einem plötzlichen Fieberanfall 1481. Alfonso hatte die Entdeckungen der Privatspeculation überlassen, doch soll er dem Vertrage mit Fernando Gomez, dem er 1469 um 500 Ducaten den Handel mit Senegambien auf 5 Jahre in Pacht gab, die Bedingung beigefügt haben, daß er jährlich von Sierra Leone

---

1) † Baronius ad ann. 1451 n. 11 u. ad ann. 1454 nro 8.

aus 100 Meilen weiter südlich vordringen müsse. So gelangten die Portugiesen doch über den Aequator hinaus in die südliche Hemisphäre.

Der Sohn und Nachfolger Alfonsos, Johann II. 1481—1495, nahm das Entdeckungswerk sofort mit neuem Eifer und mit Planmäßigkeit auf. Gleich im Jahre 1481 sandte er 12 Schiffe unter Diego Azambuja aus, die an den unwirthlichen Gestaden von Loango ein Fort errichteten, um einen festen Stützpunkt für weitere Operationen nach Süden zu haben. Sofort drang Diego Kano bis an den Fluß Congo vor und dann weiter bis zum 22. Grad südlicher Breite. Nachdem die Könige von Congo und Benin zum Christenthum bekehrt, trat Kano die Rückreise nach Portugal an, wo die Nachrichten von weiteren mächtigen Reichen in östlicher Richtung zu neuen Fahrten anspornten. Zunächst wurde vom König Bartholomäus Dias ausgesandt, der bereits die Fahrt unter Azambuja mitgemacht. Mit zwei Fahrzeugen und einem Vorrathsschiff stach Dias im August 1486 in die See. Man segelte die bereits entdeckten Gestade Westafrikas entlang; bei Serra Parda nördlich von der Walfisch-Bucht errichteten sie den ersten Wappenpfeiler, dann gieng es weiter nach Süden bis zu St. Helena Bai, wo widrige Winde sie zum Laviren zwangen. Nun suchten sie die hohe See zu erreichen, wo sie mehrere Tage lang vom Sturme umhergeworfen wurden. Um die Küste, die man immer noch zur Linken glaubte, wieder zu erreichen, steuerten sie nach Osten, als sich aber in dieser Richtung das verlorene Land nicht zeigen wollte, und eine viel stärkere Strömung bemerkbar war, da merkten die Seefahrer, daß sie um die Südspitze des Festlandes herumgefahren seien. Nun änderte man die Richtung nordwärts und landete in der Kuhhirtenbucht (jetzt Algoabai), so genannt wegen der vielen Kühe, die hier von Hirten gehütet wurden. Weiter nach Osten landeten die Seefahrer auf einem kleinen Eiland, dem sie den Namen Cruz gaben und auf ihm einen neuen Wappenpfeiler errichteten. Gerne hätte Dias die Entdeckung weiter fortgesetzt, allein die Mannschaft drängte zur Umkehr und so mußte er am Buschmannsfluß die Rückfahrt antreten. Wehmüthig umarmte der kühne Seefahrer den Wappenpfeiler auf Cruz, das Zeichen seines Ruhmes, das er aber nie mehr sehen sollte, da die portugiesische Regierung der ungroßmüthigen Politik huldigte, nie den verdienstvollen Entdecker mit der Ausführung der nächsten großen Fahrt zu belohnen, um nicht einem Manne zu viel Dank zu schulden. Auf der Rückfahrt gelangte man an das große Vorgebirge, das man auf der Hinfahrt nicht bemerkt, wegen der heftigen Stürme, die es umtobten, nannte es Dias Cabo Tormentoso, aber König Johann veränderte das stürmische Vorgebirge in das Cap der guten Hoffnung. Nach einer Fahrt von 16 Monaten langte Dias im December 1487 wieder in der Heimath an.

Zunächst nun gedachte König Johann, die neu entdeckten Länder christianisiren und neue Erkundigungen einziehen zu lassen. So wurden Missionäre nach Senegambien und Congo gesandt und die Könige von Benin und Congo für das Christenthum gewonnen. Eine weitere Gesandtschaft sollte über die Ostländer Afrikas, namentlich die des Königs von Habesch, in welchem man den mythischen Erzpriester Johannes vermuthete, Erkundigungen einziehen. Zwei sprachkundige Männer, Alfonso de Paiva und Pero de Cavilhano, reisten über Palästina nach Aden, von wo der eine nach Aethiopien sich begab, Cavilhano aber nach den Städten Calicut und Goa reiste. Von hier fuhr er die Ostküste Afrikas entlang bis nach Sofala, kehrte dann nach Norden zurück, um sich gleichfalls in das Gebiet des Herrschers von Habesch zu begeben. Berichte über diese interessanten Reisen und deren Ergebnisse wanderten nach Lissabon, um bei neuen Unternehmungen verwerthet zu werden. Um diese Zeit lief die spanische Caravele Nina mit dem Entdecker einer neuen Welt nach stürmischer Rückfahrt im Tajo ein und König Johann erfuhr mit

Staunen und wohl auch mit innerem Aerger die glückliche Verwirklichung des Planes, der ihm zuerst angeboten worden, den er aber als Chimäre schnöde von sich gewiesen. Die Erfolge des Columbus stachelten die Portugiesen zu erneuter Thätigkeit, Johann entwarf den Plan zu einer neuen Entdeckungsfahrt und übertrug die Leitung dem Edelmann Vasco da Gama, einem mit nautischen und astronomischen Kenntnissen wohl ausgerüsteten Mann. Die Ausführung aber blieb seinem Nachfolger Emanuel dem Großen oder Glücklichen 1495—1521 aufbehalten, der auch sofort Hand ans Werk legte. Am 8. Juli 1497 verließ Vasco da Gama mit 4 Schiffen den Hafen von Lissabon, um auf dem bekannten Wege um das Cap der guten Hoffnung den Seeweg nach Indien aufzusuchen. Dias durfte ihn nur bis zum Fort San Jorge begleiten, später nahm er unter Cabral noch Theil an der Endeckung Brasiliens, fand aber auf der Ueberfahrt nach dem Cap der guten Hoffnung bei dem furchtbaren Sturm vom 23. Mai 1500 im atlantischen Ocean sein Grab. Nicht ohne Gefahren, namentlich von Seiten der fanatischen Muselmanen in Mosambique, gelangte das Geschwader am 20. Mai 1498 glücklich auf der Höhe von Calicut an; es war an einem Sonntag. So war das Ziel so vieler Mühen und so großer Sehnsucht glücklich erreicht; unter dem Gruß: „Willkommen alle! Preiset Gott, der euch in das reichste Land der Welt geführt," fuhren die Portugiesen in den Hafen ein. Der Beherrscher von Calicut war der Samorin (Herr des Hügels und der Welle); die anfänglich günstigen Beziehungen zwischen ihm und den Portugiesen wußten die Mauren, in deren Händen bisher der ganze Handel gelegen, zu stören. Ein Freundschaftsbündnis wurde nicht geschlossen, den Portugiesen aber gestattet, ihre Schiffe mit Fracht zu füllen. So trat Vasco im August die Rückfahrt an und fuhr am 10. Juli 1499 in den Strom seiner Heimath unter ungeheurem Jubel des Volkes ein. Sofort wurde eine neue Fahrt unternommen, schon am 8. März 1500 lief eine stattliche Flotte von 13 Segeln und 1500 Mann aus dem Hafen von Lissabon unter Führung Cabrals aus. Auf dieser Fahrt wurde Brasilien entdeckt, aber ein furchtbarer Sturm, der 20 Tage andauerte, vernichtete 4 Schiffe sammt der ganzen Bemannung, und mit nur 6 Segeln lief Cabral im Hafen von Calicut ein.

Durch die kühne Entdeckung des ostindischen Seeweges war nur der geringste Theil der Arbeit gethan, nun galt es erst sich Macht und Einfluß mit blanker Waffe zu erstreiten und zwar gegen einen mit keineswegs nur primitiven Waffen kämpfenden Feind, wie in Amerika, hier war Heldenmuth und Feldherrngeschick in hohem Grad erforderlich, um die kühnen Schlachten gegen einen oft weit überlegenen Feind zu gewinnen. Es waren wirkliche Schlachten und nicht bloßes Hinschlachten einer fast wehrlosen Bevölkerung. Manchmal sahen sich die portugiesischen Geschwader einem an Segeln, Mannschaften und Geschützen oft sechs- ja zehnfach überlegenen Feind gegenüber. War ja doch die ganze mohammedanische Welt, welche ihren einträglichen indischen Handel durch die europäischen Ankömmlinge gefährdet sah, in Bewegung gerathen; mit Bangen sah der Sultan von Egypten die Erträgnisse des alexandrinischen Marktes von Jahr zu Jahr zurückgehen und auch die Venetianer sahen mit scheelen Augen auf die portugiesischen Erfolge in Ostindien. Doch allen diesen Feinden trotzte kühn das kleine Volk von Lissabon und Oporto, dessen jeder Mann ein Held geworden. Als eine egyptische Flotte auslief und sich mit der indisch-arabischen Streitmacht verband, starb zwar Lorenzo d'Almeida, von zwei Stückkugeln getroffen, den Heldentod auf seinem Admiralschiff 1507, aber sein Vater Francisco Almeida, erster Vicekönig von Indien, rächte seinen Sohn durch einen glänzenden Sieg über die vereinigte feindliche Streitmacht. Die egyptische Flotte wurde fast ganz vernichtet, die beiden ersten Galeeren der feindlichen Armada weggefangen, eine große Anzahl in

den Grund gebohrt und verbrannt, die anderen in die Flucht geschlagen. Da hiedurch den indischen Radschas alle Aussicht auf auswärtige Hülfe entrissen, begannen sie sich allmählich in die neuen Verhältnisse zu finden und mit den Portugiesen sich auszusöhnen. Almeida legte 1509 seinen Herrscherstab in die Hände von Alfons Albuquerque nieder, und unter ihm (1509—1515) war Portugals Heldenzeit in Indien. Statt wie bisher die Macht vorherrschend auf die Flotte zu stützen, suchte Albuquerque vor allem Landbefestigungen als sichere Stützpunkte anzulegen. 1510 wurde durch kühnen Angriff Goa erobert und zur Hauptstütze der portugiesischen Macht umgeschaffen. Durch diese verwegene That erlangte der Großadmiral bei den indischen Fürsten königliches Ansehen; von Gudscherat bis Camorin erschienen, wie am Hofe eines Monarchen, Gesandtschaften in Goa. Doch damit gab sich Albuquerque noch nicht zufrieden; den Portugiesen die Herrschaft in allen östlichen Meeren zu verschaffen, das war das hohe Ziel, das seinem großen Geiste vorschwebte. 1511 erschien er mit 19 Segeln auf der Rhede der großen und reichen Stadt Malacca, die er auch bald mit all ihren Schätzen in seine Gewalt bekam. Damit war zugleich die ganze malayische und javanische Welt dem portugiesischen Handel erschlossen. Ormuz, das den früher abgeschlossenen Freundschaftsvertrag nicht eingehalten, wurde tributpflichtig gemacht und so die portugiesische Macht in ganz Ostindien durch Albuquerque auf fester Grundlage aufgeführt. Die Inselstadt Goa war als Hauptsitz portugiesischer Macht durch eine Reihe von Forts und eine ansehnliche Flotte gegen jeden Angriff geschützt. An allen wichtigen Hafenplätzen des indischen Meeres, von Gutscherat bis Camorin, von Madagascar bis Malacca waren portugiesische Factoreien gegründet und die meisten mit Festungen und Besatzungsmannschaften geschützt. Mit vielen Fürsten bestanden Handels- und Freundschaftsverträge, die nicht selten zu einem Clientelverhältnis Portugal gegenüber wurden. In Goa und Malacca wurden im Namen des Königs von Portugal Münzen geschlagen, die in ganz Indien Geltung hatten. Mit Recht preisen die Portugiesen diese Zeit als die glückliche Heldenzeit Portugals und nennen den König, der in jenen Tagen das ruhmreiche Scepter führte, den „Glücklichen," „denn in jener Zeit fand sich," wie der Zeitgenosse Osorius sagt, „keine Stätte für die Traurigkeit, man hörte nirgends klagen, alles erklang von Chören und Gesängen." Damit der große Albuquerque von anderen Heldengestalten jener Zeit keine Ausnahme mache, sollte auch ihm für seine herrlichen Verdienste von seinem Könige mit Undank gelohnt werden, der dem edlen Manne auch das Herz brach, das im Dienste des Vaterlandes so vielen Gefahren und Feinden unerschrocken getrotzt. „Nun ist es Zeit in die Kirche zu flüchten," rief er bewegt aus, als er vernahm, König Manuel habe einen anderen an seiner Stelle ernannt und zwei Verbrecher, die er gefangen nach Portugal gesandt, in ehrenvolle Stellen eingesetzt. Noch ehe er Goa erreichte, verschied er auf hoher See im Angesicht der Stadt, die er seinem Vaterlande erobert, am 16. December 1515. Was der Großadmiral für Portugal gewesen, sah man erst ein, als seine kräftig ordnende Hand erkaltet und sein wachsames Auge erloschen war.

Aengstlich suchten die Portugiesen jede fremde Concurrenz von Ostindien fern zu halten, gestützt auf die päpstliche Schenkungsurkunde; da auf einmal erschien der, kraft derselben päpstlichen Urkunde mit der zweiten Erdhälfte beschenkte Rivale, nach Westen segelnd in den östlichen Meeren. Am 21. September 1519 war Magalhaens, der Abkömmling eines portugiesischen Adelsgeschlechtes, verletzt durch die Undankbarkeit seines Königs, mit 5 Schiffen und 250 Mann unter spanischer Flagge ausgelaufen, um nach Westen segelnd um die Südspitze von Amerika nach Ostindien zu gelangen. Durch die nach ihm benannte Magalhaensstraße gelangte das Geschwader am 6. März 1521 zu

den Diebsinseln und Ende des Monats zu den Philippinen, auf deren einer, Mactan genannt, der kühne Seefahrer den Heldentod fand und wo ihm „vor etlichen Jahren durch einen verspäteten Ausbruch von Dankbarkeit ein Denkmal gesetzt wurde." [1]) Nur eines der fünf Schiffe, die Victoria, und nur 13 Mann der gesammten Bemannung mit 3 Asiaten gelangten um das Cap der guten Hoffnung unter dem Befehl des Sebastian Elcano am 6. September 1522 in den Hafen von San Lucar, von wo sich die Geretteten barfuß und im Büßerkleid nach Sevilla begaben, um in dortiger Cathedrale Gott ihren Dank abzustatten [2]) für die erste glückliche Erdumsegelung.

---

1) † Peschel, die Theilung der Erde S. 21. cfr. Revue des deux mondes 1869 Juni p. 954. — 2) † Zugleich sollte dies aber auch ein Bußgang sein. Nach der Rückkehr in die Heimath merkten sie nämlich zu ihrem Erstaunen, daß ihnen ein voller Tag mangle. Darüber wurden sie nicht wenig beunruhigt, da sie die Sonntage und Kirchenfeste nicht nur zur unrichtigen Zeit gefeiert, sondern auch an den Donnerstagen gefastet und an den Freitagen Fleisch gegessen. Zur Beruhigung der Gewissen riethen ihnen ihre Freunde zu diesem Bußgang. Niemand zweifelte nämlich, daß der Ausfall dieses Tages nur der nachlässig geführten Schiffsrechnung zuzuschreiben sei. Peschel l. c. S. 28.

Zweites Kapitel.

Rückfall und Verstockung der Griechen im Schisma. — Ende des oströmischen Kaiserreichs und Einnahme Constantinopels durch die Türken.

† 50. Wenden wir uns vom Westen Europas nach der östlichen Seite dieses Erdtheils, so bietet sich uns ein ganz anderes, gerade entgegengesetztes Bild. Auch hier finden wir, wie dort, das Kreuz im blutigen Kampf mit dem Halbmond; während aber im Westen die christlichen Völker mit starker Hand die unwürdigen Sklavenketten brechen, den Halbmond zu Boden schlagen und überall siegreich zurückdrängen, sehen wir hier die Christen unter den Schlägen der Sarazenen unmächtig zusammensinken und ein ganzes Reich unter dem Andrang des Islam, wie ein morsches Gebäude zusammenbrechen. Der Zusammensturz des oströmischen Reiches und der Fall Constantinopels wird vielfach dem griechischen Schisma als nächster Ursache zugeschrieben.[1]) Die Frage aber, ob all dies abgewendet worden, falls die Union redlich durchgeführt und ernstlich aufrecht erhalten worden wäre, wird kaum jemand ohne weiteres zu bejahen wagen. Nach Lage der damaligen Verhältnisse Europas konnte auch einem unirten Constantinopel vom Abendlande keine, oder jedenfalls keine rettende Hülfe gebracht werden. Die Uneinigkeit des christlichen Abendlandes machte jede entscheidende gemeinsame That unmöglich; überall bestimmte kleinliche und unrühmliche Selbstsucht und Ehrgeiz im entscheidenden Moment das Handeln, nur gegen die fortwährend wachsende Macht des christlichen Erbfeindes, des Islam, war das christliche Ehr- und Machtgefühl nicht so empfindsam. Die Christen selbst haben durch ihre unchristliche und unedle Eifersucht, durch ihre machiavellistische Politik der Selbstsucht den Islam nach Europa und von da immer weiter geführt, und noch heute hält dieselbe christliche Rivalität treue Wacht an den Thoren des morschen Gebäudes. So mußte damals die abendländische Christenheit den Entscheidungskampf, wie an der Sierra Nevada, so auch am Bosporus der eigenen Kraft des betreffenden Volkes überlassen. Die Griechen freilich und an ihrer Spitze der Kaiser selbst, suchten und hofften, in Erinnerung an die glorreichen Kreuzzüge Hülfe vom Abendlande und glaubten solche durch Union erhalten zu können.[2]) Während sie noch zu Constanz 1418 und in den Verhandlungen mit Martin V. 1423 wenig guten Willen zeigten, änderte sich ihr Verhalten mit einemmal auffallend, seitdem ihnen die Gefahr in drohende Nähe gerückt. Im März 1430 hatten die Türken Thessalonich nach siebenjährigem Kampfe erobert,[3]) sofort sandte jetzt der griechische

1) † So namentlich der Vertheidiger des Concils von Florenz bei Raynald ad ann. 1453 n. 14. und ihm nach eine ganze Reihe Geschichtsschreiber, unter diesen auch Rohrbacher. — 2) † Klar und bestimmt spricht dies Bessarion in seiner berühmten Rede zur Empfehlung der Union aus (Harduin l. c. p. 319 ff.), und ebenso Georg Scholarius (Harduin l. c. p. 446 ff.), der freilich nachmals wieder zu den Unionsfeinden übergieng. — 3) † Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches. II. A. Pest 1834. S. 332—338.

Kaiser Johann Paläologus eine Botschaft an den Papst und bot Union an. Nach dem beiderseits abgeschlossenen Vertrag sollte der Papst in eine unter- oder mittelitalische Stadt (nördlichste Grenze Ancona) ein Unionsconcil versammeln. Der Kaiser, sämmtliche vier morgenländische Patriarchen, viele Bischöfe und Großen des Reiches sollten an der Versammlung Theil nehmen, im Ganzen 700 Personen. Der Papst mußte für sichere Ueberfahrt, Verpflegung während des Concils und die Sicherheit Constantinopels durch Kriegsschiffe sorgen, und außerdem sämmtliche Reisekosten und Auslagen der Griechen bestreiten.[1]) Martin V. konnte dieses Versprechen nicht mehr einlösen, die Erfüllung blieb seinem Nachfolger Eugen IV. vorbehalten. Dieser erneuerte denn auch im Juli 1437 den Vertrag mit den Griechen und wußte den Plan der Basler, die Griechen auf ihre Seite zu bringen, völlig zu vereiteln. Ihre Schiffe, die am 3. October 1437 im Hafen von Constantinopel einliefen, um die Griechen zur Synode abzuholen, mußten unverrichteter Dinge wieder abziehen,[2]) während sich der griechische Kaiser mit seinem Bruder Demetrius, dem Patriarchen Josef von Constantinopel, vielen Bischöfen, Priestern, Beamten und Großen auf den vom Papst gesandten Schiffen Ende November 1437 nach Italien einschifften.

† 51. Es dürfte nicht unpassend sein, in Kürze der Quellenberichte zu gedenken, die uns Kunde geben über die Unionsverhandlungen. Die eigentlichen, griechisch und lateinisch abgefaßten Protocolle der Synode sind verloren gegangen, dagegen besitzen wir eine griechisch geschriebene, ausführliche und actenmäßige Geschichte des Florentiner Concils von einem Mitglied desselben verfaßt. Der Verfasser hat sich selbst nicht genannt, wird aber in der Person des Erzbischofs Dorotheus von Mitylene vermuthet.[3]) Als diese Geschichte der Florentiner Synode im Abendland bekannt wurde, fertigte der griechische Bischof Bartholomäus Abram aus Creta auf Veranlassung des Erzbischofs von Ravenna eine lateinische Uebersetzung, welche 1521 in Rom erschien. Eine bessere fertigte Anfangs des siebzehnten Jahrhunders der Cretenser Matthäus Caryophilus, die zur Seite des griechischen Originals in die Conciliensammlungen von Harduin (T. IX), Mansi (T. XXXI) und Labbé [4]) (T. XIII der Pariser Ausgabe 1672) aufgenommen wurde. Es ist dies die beste und verläßlichste Quelle der Geschichte unseres Concils.

Eine andere Quelle bilden die Aufzeichnungen, welche der römische Patrizier und päpstliche Advocat Andreas a sancta Cruce in Form eines Dialogs mit seinem Freunde Ludwig Pontanus für sich selbst angefertigt hat. Sie finden sich bei Harduin T. IX. p. 740 ff. und bei Labbé T. XIII. p. 902 ff.

Eine weitere Actensammlung enthält das Werk von Horatius Justiniani, Custos an der vaticanischen Bibliothek. Die hier verzeichneten Documente sind theils den Aufzeichnungen des Andreas a sancta Cruce, theils dem vaticanischen Archiv und anderen römischen Bibliotheken entnommen. Justi-

---

1) † Den lateinischen Vertrag theilt der Florentiner Canonicus Cecconi in seinen studi storici sul concilio di Firenze, 1869 mit. T. I. Docum. IV. p. 18. 2) † Andreas a sancta Cruce sagt auf Grund eines zuverlässigen Berichtes, daß die Basler die Schiffe nicht gesandt, um die Griechen abzuholen, sondern sie von der Reise überhaupt abzuhalten. Harduin T. IX. p. 740. — 3) † So Frommann, kritische Beiträge zur Geschichte der Florentiner Kircheneinigung, Halle 1872, S. 46 ff. — 4) † Rohrbacher citirt stets die in Frankreich vorherrschend gebrauchte Conciliensammlung von Labbé-Cossart, während in Deutschland mehr die Sammlung von Harduin in Gebrauch ist, weßhalb es angezeigt erschien, auch letztere zu allegiren.

niani veröffentlichte seine Sammlung im Jahre 1638, dieselbe fand auch Aufnahme in die Sammlungen von Harduin T. IX. p. 669 ff. und Labbé T. XIII. p. 286 ff.

Die Historia byzantina, welche unter dem Namen des Ducas, des Enkels von Michael Ducas, welchen der sonst anonyme Verfasser in cp. V. seinen Großvater nennt, bekannt ist, behandelt die Geschichte des oströmischen Reiches hauptsächlich unter den drei letzten Kaisern, bis zum Fall von Constantinopel. Cap. 31 enthält eine kurzgefaßte Geschichte der Unionsverhandlungen. Ausführlicher sind seine Berichte über die Kämpfe der Griechen gegen den andringenden Islam, bis erstere endlich völlig erlagen. Der Verfasser ist Zeitgenosse der Ereignisse und griff vielfach als Gesandter des Fürsten von Lesbos selbst handelnd ein; seine Berichte sind unpartheiisch und zuverlässig.[1])

Nicht das Gleiche gilt von der Geschichte der Unionssynode des griechischen Priesters Sylvester Syropulus. Derselbe war Großecclesiarch der Kirche von Constantinopel, als solcher befand er sich im Gefolge des Kaisers und war bei der Synode bis zum Schluß anwesend. Wie Marcus Eugenicus war er Gegner der Union, nur suchte er seine Abneigung aus Rücksicht gegen den Hof zu verbergen; um so unverhüllter tritt sein Haß gegen die Abendländer in seiner Geschichte hervor, die deßhalb mit Vorsicht zu gebrauchen ist. Noch vorsichtiger muß die Ausgabe des Syropulus benützt werden, welche der Anglicaner Robert Creyghton zu Haag 1660 veranstaltete unter dem Titel: Vera historia unionis non verae inter Graecos et Latinos, sive Concilii Florentini exactissima narratio, graece scripta per Sylvestrum Syropulum. Der Anglicaner suchte den Griechen an geschmackloser Feindseligkeit gegen die katholische Kirche noch möglichst zu überbieten. Seine geschmacks- und wahrheitswidrigen Angriffe wies Leo Allatius in scharfer und schneidiger Weise zurück in: Leonis Allatii in Roberti Creygtoni apparatum. Romae 1674 T. I. Der zweite Band dieses gelehrten Werkes ist leider nicht mehr erschienen.

Viele wichtigen Notizen zur Geschichte des Florentinums enthalten auch die zwei Apologien des Josefus, Bischofs von Methone (Harduin T. IX. p. 549, Labbé T. XIII. p. 677), und des Gregorius, Protosyncellus, später Patriarchen von Constantinopel (Harduin T. IX. p. 601; Labbé T. XIII. p. 739.), gegen die Angriffe des Marcus Eugenicus.

* 52. Im Nachfolgenden geben wir mit einigen ergänzenden Anmerkungen den Bericht von Ducas: Die Griechen landeten am 8. Januar 1438 in Venedig und wurden von den Bewohnern der Stadt freudig empfangen,[2]) der Kaiser als zweiter Herrscher und vorsorglicher Wächter für das Heil der Seelen begrüßt, und ebenso der Patriarch und die übrigen Bischöfe. Man räumte ihnen eine Kirche ein, wo sie das unblutige Opfer feiern könnten. An dem hiezu bestimmten Tage versammelten sich alle Bewohner der Stadt, Männer und Frauen, um die heiligen Geheimnisse nach dem Ritus der morgen-

---

1) † Ausgabe von Ismael Bulliardus. Venedig 1729. Dann in der Bonner Ausgabe des corpus scriptorum historiae byzantinae von Niebuhr. — 2) † Auch die erste Hauptquelle bei Harduin T. IX. 1 ff. beschreibt den Empfang der Griechen in Venedig als einen überaus glänzenden und begeisterten. Von dem Gottesdienst der Griechen zu Venedig aber berichtet er nichts. Auch der Papst sandte seine Vertreter zur Begrüßung der Griechen nach Venedig, den Cardinal sanctae Crucis und den Markgrafen von Ferrara (Harduin p. 741). Außerdem ließ er sowohl dem Kaiser, als dem Patriarchen Josef eine beträchtliche Summe Geldes zustellen, damit die nächsten Ausgaben bestritten werden könnten.

ländischen Kirche feiern zu sehen und zu hören. Als sie nun der Feier anwohnten, riefen sie unter Thränen aus innerstem Herzen: „Herr, bewahre deine Kirche unversehrt vor den Pfeilen des Bösen, einige sie unzertrennlich und entferne aus ihrer Mitte alle Aergernisse. Nie haben wir die Griechen gesehen, noch ihren Ritus gekannt, nur vom Hörensagen hatten wir Kunde von ihnen und hielten sie für Barbaren. Nun aber haben wir erkannt und sind überzeugt, daß sie die erstgebornen Söhne der Kirche sind und daß Gottes Geist aus ihnen spricht.“ Von Venedig reisten sie auf dem Landweg [1]) nach Ferrara; nachdem hier die Synode begonnen,[2]) brach eine tödtliche Krankheit aus,[3]) weßhalb man nach Florenz übersiedelte, wo die Synode zum Abschluß kam. Der Hauptredner auf Seite der Griechen war der Metropolit von Ephesus, Marcus Eugenicus, auf Seite der Lateiner der Cardinal Julian vom Titel des hl. Kreuzes, ein in den weltlichen und kirchlichen Wissenschaften äußerst erfahrener Mann. Auch der Metropolit Marcus war in den griechischen Wissenschaften wohl bewandert und galt als der beste Kenner der Bestimmungen der hl. Synoden. Außerdem betheiligten sich an den Verhandlungen Bessarion, Erzbischof von Nicäa, und Isidor von Kiew,[4]) die gelehrtesten unter den Bischöfen, dann der Großchartophylax Balsamon, Gemistus von Lacedämon,[5]) der Scholarius Georgius und der Großecclesiarch Argyropulus. Dies waren die Sprecher auf Seiten der Griechen. Unter den Lateinern aber waren deren viele. Nach vielen Verhandlungen wurde endlich dem Streit

---

1) † Nach allen anderen Berichten gieng die Reise zur See bis Francolino und zwar reiste der Kaiser mit seinem Gefolge einige Tage früher ab, als der Patriarch wegen Mangels an Fahrzeugen. Von Francolino sandte der Kaiser die Schiffe auf dem Fluß voraus, er selbst wollte zu Pferd in Ferrara einziehen. Dem Patriarch sandte man eine prächtige Galeere nach Francolino entgegen, die ihn nach Ferrara trug. Sofort nach der Ankunft begab sich der Kaiser in den Palast des Papstes, der ihn aufs freundlichste begrüßte, worauf er den ihm angewiesenen Palast bezog. Ebenso ehrenvoll wurde der Patriarch empfangen. Der Papst begrüßte ihn stehend und wurde von ihm auf die Wange geküßt, die übrigen griechischen Prälaten aber küßten ihm sitzend die Rechte und die Wange. Harduin l. c. p. 10 und 742. Aus dieser Begrüßung hatten die Griechen eine Cardinalfrage gemacht. Bereits zu Venedig äußerte der Patriarch Josef, wenn der Papst älter sei, als er, werde er ihn wie einen Vater verehren, wenn gleich alt, wolle er ihn als Bruder, wenn jünger, als Sohn behandeln. Der Papst aber wollte von dem üblichen Begrüßungsceremoniell völlig absehen und überließ die Art und Weise derselben dem Belieben der Griechen. Syropulus l. c. IV. 92. Eine ähnliche kleinliche, fast kindische Eifersucht zeigten die Griechen betreffs der Sitzordnung beim Concil. cfr. Hefele C.-G. VII. S. 671. — 2) † Die Eröffnungsfeierlichkeit hatte am 9. April 1438 in der Cathedralkirche statt, und wurden dann bis Anfang Januar 1439 sechszehn öffentliche Sitzungen gehalten neben vielen einzelnen Conferenzen. — 3) † Das Vorhandensein dieser Seuche bezeugt auch der griechische Kaiser, und selbst Syropulus. Hauptgrund aber war wohl die Geldnoth, in der sich der Papst wegen der unsäglichen Ausgaben befand; die Florentiner nun, die gleich Anfangs das Unionsconcil in ihrer Stadt gewünscht, boten für Verlegung desselben nach Florenz reichliche Geldmittel. Am 26. Februar 1439 wurde die siebzehnte (erste Florentinische) Sitzung im päpstlichen Palast zu Florenz abgehalten. — 4) † Isidor vertrat die ganze russische Kirche; der Großfürst Wassily Wassilyewitsch hatte den unionsfreundlichen Prälaten nur ungern nach Ferrara reisen lassen. Er kam daselbst erst am 15. August 1438 an und war ein Hauptförderer der Union; am 18. December 1439 wurde er mit 17 anderen, darunter Bessarion, zum Cardinal creirt. Der Großfürst hatte den eifrigen Prälaten wegen seines Beitritts zur Union abgesetzt und verfolgt, weßhalb dieser sich nach Rom begab. Näheres über ihn siehe bei Frommann, kritische Beiträge zur Geschichte der Florentiner Kircheneinigung. Halle 1873. S. 138—163. — 5) † Ueber Gemistus Plethon und seine Bedeutung für den Humanismus siehe unten im vierten Cap., Geschichte des wissenschaftlichen Lebens.

ein Ende gemacht, Lateiner und Griechen, mit Ausnahme des Marcus,[1]) einigten sich und beschworen das Unionsdecret,[2]) das jeden mit dem Anathem belegte, der je demselben zuwiderhandeln würde. Die Frucht dieses Decretes war das Bekenntnis, daß der hl. Geist aus dem Vater und Sohn als dem einen Princip und der einheitlichen Spiration ausgehe, was die Griechen mit dem Ausdruck aus dem Vater durch den Sohn bezeichneten. Nachdem alle das Glaubensdecret unterschrieben, verließen sie Florenz, zuvor aber hatten sie daselbst noch gemeinsam die hl. Geheimnisse gefeiert, die Communion empfangen und mit Ausnahme des Marcus einander den Friedenskuß gegeben.

„Was Marcus verletzte, war der Zusatz zum Symbolum, er erklärte den Lateinern, entfernet ihn wenigstens aus dem Symbolum, dann mag er gesetzt werden, wo immer ihr wollt, auch gesungen mag er werden in den Kirchen, wie ja auch anderwärts gesungen wird: der eingeborne Sohn und Logos des unsterblichen Gottes. Die Lateiner entgegneten: ist der Zusatz blasphemisch, so beweise es und wir werden ihn sofort nicht nur aus dem Symbolum, sondern auch aus allen Büchern tilgen, welche die Väter über die theologischen Fragen geschrieben, nämlich Cyrill, Ambrosius, die beiden Gregorii (von Nazianz und Nyssa), Basilius, Hieronymus, Augustinus, Chrysostomus und viele andere. Wenn wir Lateiner aber bekennen, daß der Vater das Eine Princip, die Eine Ursache, Quelle und Wurzel des Sohnes und des hl. Geistes sei, und wenn wir nicht zwei Principien statuiren, wozu dann die Streichung des Zusatzes? nicht einen Zusatz nennen wir dies, sondern eine Erklärung.[3]) „Nach Abschluß der Union starb der Patriarch in Florenz,[4]) der Kaiser aber und die Concilsväter reisten auf dem Landweg nach Venedig[5]) und von dort mit venetianischen Dreirudern, die ihnen auf Befehl des Papstes zur Verfügung gestellt wurden, nach Böotien. Die Reise und Unterhaltungskosten bestritt der Papst. Von Böotien kamen sie theils auf kaiserlichen, theils auf venetianischen Dreirudern nach Constantinopel. Hier erfuhren sie, daß die Herrscherin Kyramaria, die Gemahlin des Kaisers Johannes, gestorben, und ebenso die Königin, Gemahlin des kaiserlichen Bruders Demetrius. Der Kaiser sandte sofort Legaten an Murat, um ihm seine freundschaftliche und wohlwollende Gesinnnng zu bezeugen. Murat vermuthete nämlich, der Kaiser sei nach dem Abendland gereist, um mit den Abendländern ein Bündnis zu schließen, demzufolge er nun zu Land und zu See mit Krieg überzogen und aus Europa hinausgeworfen werden solle. Die Gesandten belehrten ihn eines

---

1) † Syropulus (291) berichtet, der Papst habe auf die Nachricht, daß Marcus nicht unterschrieben, ausgerufen: „Dann haben wir nichts erreicht.“ — 2) † Die Griechen unterzeichneten das Decret am Sonntag den 5. Juli in der Wohnung des Kaisers in Gegenwart dreier lateinischer Bischöfe und eines Protonotars; die Lateiner in der Wohnung des Papstes, im Kloster Maria Novella in Anwesenheit von zehn griechischen Zeugen. Das Original, das sich heute noch in der Laurentiana zu Florenz unter Glas und Rahmen aufgestellt findet, hat 115 lateinische und 33 griechische Unterschriften sammt den Siegeln des Papstes und des Kaisers. — 3) † Mit dieser rein formellen Frage hatte Marcus in der dritten Sitzung am 14. Oct. die Discussion über das filioque begonnen, während Bessarion ganz richtig verlangte, daß man mit der dogmatischen Frage beginne: ob der hl. Geist auch aus dem Sohne ausgehe. — 4) † Der Patriarch starb am 10. Juni 1439 und wurde Tags darauf in der Kirche Maria Novella zu Florenz feierlich beigesetzt, der Abschluß der Union aber erfolgte Montag den 6. Juli 1439. Unmittelbar vor seinem Tod hatte der Patriarch noch eine Erklärung niedergeschrieben, in der er seine volle Uebereinstimmung mit dem Glauben der katholischen und apostolischen Kirche zu Alt-Rom aussprach. Harduin l. c. p. 405. — 5) † Der Kaiser verließ Florenz am 26. August 1439, während manche Griechen nach dem Bericht des Dorotheus von Mitylene schon am 14. Juli abgereist waren.

anderen, der Kaiser sei nicht in solchen Angelegenheiten nach Italien gereist, wie gerüchtweise behauptet werde, sondern zur Beilegung religiöser Streitigkeiten."

Nun beschreibt Ducas des weitern die Ankunft der Griechen in Constantinopel. „Nachdem die Bischöfe und Erzbischöfe die Dreiruderer verlassen, begrüßten sie, der Sitte gemäß, die Bürger von Constantinopel und fragten sie: „Wie steht unsere Angelegenheit? wie ist die Synode verlaufen? haben wir gesiegt?" Die Prälaten antworteten: „Wir haben unseren Glauben verschachert, haben die Gottlosigkeit gegen Gottesfurcht eingetauscht, durch Verrath am reinen Opfer sind wir Azymiten geworden." Solche und ähnliche schmähliche Reden hörte man, und zwar von wem? Von jenen, welche das Unionsdecret unterschrieben hatten, wie Antonius von Heraklea und alle andern. Wenn man ihnen aber vorhielt: „Ja, warum habt ihr unterschrieben?" antworteten sie: „Aus Furcht vor den Abendländern." Fragte man sie weiter: „Haben die Abendländer jemand gefoltert, geschlagen oder in den Kerker geworfen?" so verneinten sie es. „Die Rechte hat unterschrieben, riefen sie, man haue sie ab; die Zunge hat das Bekenntnis abgelegt, man reiße sie aus." Etwas anderes wußten sie nicht vorzubringen. Unter den Bischöfen befanden sich auch einige, die vor der Unterschrift erklärten: „Wenn man uns nicht hinlänglich mit Geld versieht, unterschreiben wir nicht." War dieses hingezählt, so wurde die Feder sofort eingetaucht.[1]) Ungeheure Summen wurden nämlich für den Unterhalt der Väter verwendet und einem jeden noch baares Geld in die Hand gegeben. Später, als sie ihre That bereuten, zahlten sie jedoch das empfangene Geld nicht mehr zurück. So hatten sie nach ihrem eigenen Geständnis den Glauben verkauft und noch schändlicher gehandelt als Judas, der die empfangenen Silberlinge wieder zurückgetragen. Aber „der Herr hat es vernommen und hielt ein, und Feuer loderte in Jakob, und Zorn stieg auf gegen Israel [Psalm 77, 21]."[2])

53. Inmitten des allgemeinen Abfalls gab es indessen doch noch mehr denn einen treuen Unionsfreund. So z. B. Metrophanes von Cyzicus, der zu Florenz an sechster Stelle [nach dem Kaiser] unterschrieben hatte. Zum Patriarchen von Constantinopel erwählt, wurde er am 4. Mai 1440, am Vorabend des Himmelfahrtsfestes, installirt, und that nun sein Möglichstes, die Schismatiker zu unterdrücken und die Union aufrecht zu erhalten. Diejenigen, die er nicht gütlich gewinnen konnte, entsetzte er des bischöflichen Amtes und gab ihnen unionsfreundliche Nachfolger. Selbst in den Patriarchaten Alexandrien, Jerusalem und Antiochien verfuhr er in solcher Weise, zweifelsohne mit päpstlicher Bevollmächtigung. Diese Patriarchen hatten das Unionsdecret durch ihre Vertreter unterzeichnet, [es waren dies Antonius, Metropolit von Heraklea, und Protosyncell Gregor Mammas von Constantinopel für den Patriarchen Philotheus von Alexandrien, Marcus Eugenicus und Isidor von Kiew für Dorotheus von Antiochien und Dositheus von Monambasia für Joachim von Jerusalem]. Seit 1443 waren alle drei Patriarchen wieder zum Schisma zurückgekehrt und veröffentlichten nun eine Excommunicationsbulle gegen Metrophanes von Constantinopel, ja selbst den Kaiser Johann Paläologus bedrohten sie mit Excommunication, falls er Metrophanes noch länger gewähren lasse. Dieser starb unterdessen am 1. August desselben Jahres 1443 als Katholik.[1])

1) † Auch Syropulus p. 283. spricht von solchem Geldgeschäft, allein es ist sehr wahrscheinlich, daß hierunter nichts anderes als die Nachbezahlung der stipulirten Unterstützungsgelder zu verstehen ist, die viele griechischen Prälaten, wie Syropulus selbst bemerkt, noch gut hatten. — 2) † Ducas cp. 31. — 3) † Vgl. über Metrophanes und sein unionsfreundliches Wirken: Historia chronologica

54. Ein anderer Vertheidiger der Union war Gregor, Protosyncell und Beichtvater des Kaisers Johann Paläologus. Marcus von Ephesus hatte zwei Briefe oder Schmählibelle gegen die unirten Griechen verfaßt, gegen welche Gregor die orthodoxe Lehre vertheidigte,[1]) vornehmlich im Anschluß an die fünf Hauptpunkte: das Ausgehen des hl. Geistes, den Zusatz filioque zum Symbolum, den Gebrauch des Ungesäuerten bei der hl. Eucharistie, das Fegfeuer und den Primat. Zuerst gibt Gregor immer die Worte des Marcus und dann deren Widerlegung, und zwar fast immer auf Grund von Aussprüchen der Väter, deren Lehre er mit der Sonne vergleicht, die durch ihr bloßes Dasein die Finsterniß der Nacht zerstreue.

Das Ausgehen des hl. Geistes aus Vater und Sohn erweist Gregorius durch Stellen aus Cyrill, Augustin, dem Ancoratus des Epiphanius, aus Schriften des hl. Anastasius von Antiochien. Letzterer sagt ausdrücklich: „Der Geist, der von ihm ausgeht und gesandt wird, nicht vom Vater allein, sondern auch vom Sohne.“[2]) Durch unzählige Väterstellen erweist er, daß es principiell ein und dasselbe sei, mit den Griechen zu sagen: der hl. Geist geht aus dem Vater durch den Sohn aus, oder mit den Lateinern: aus dem Vater und dem Sohn.[3]) Wenn Marcus behauptete: „Mit Johannes von Damascus und allen Vätern sagen wir nicht, daß der hl. Geist vom Sohne ausgehe,“ so entgegnete ihm Gregor: „Auch wir sagen mit demselben hl. Damascener nicht, daß der hl. Geist vom Sohne, sondern daß er auch vom Sohne ausgehe. Diese Verbindungspartikel zeigt ganz treffend, daß der hl. Geist sowohl vom Vater, als vom Sohne ausgehe. Absolut zu sagen, der Geist gehe vom Sohne aus, würde den Sohn als die unmittelbare und einzige Ursache des Geistes bezeichen, was Eunomianisch wäre. Aber mit dem Damascener und allen andern Vätern sagen wir: auch (*καί*) aus dem Sohne, und durch (*διά*) den Sohn, Eunomius dagegen behauptete: aus dem Sohne allein, indem er verschiedene Stufen in der Gottheit annahm. Die Ausdrucksweise: auch vom Sohne (*καὶ ἐκ τοῦ υἱοῦ*) ist aber durch die Väter sanctionirt.[4])“

Gregor hatte die ganze Stelle des Damasceners, welche der Epheser nur verstümmelt wiedergab, eingehend erklärt, und gezeigt, daß Johannes nur mit Rücksicht auf die Eunomianische Irrlehre *διὰ τοῦ υἱοῦ* anstatt *ἐκ τοῦ υἱοῦ* gebraucht habe, daß aber dieser Ausdruck ganz und gar dasselbe sage, wie das lateinische filioque.

Rücksichtlich dieses Zusatzes zum Symbolum der Lateiner zeigt Gregor, daß es kein eigentlicher Zusatz sei, sondern eine und zwar völlig orthodoxe Erklärung, ganz im Geist der lateinischen wie der griechischen Väter, eine Erklärung, wie sie auch das nicänische Symbolum durch die nachfolgenden Concilien erfahren. Wenn die unirten Griechen dieses Wort ihrem Symbolum nicht beifügen, so geschehe dies deßhalb, weil es nicht nothwendig sei, eine Erklärung, so treffend sie auch sei, überall anzubringen. Die Behauptung des Marcus, dieser Zusatz habe das unglückliche Schisma veranlaßt, widerlegt Gregor durch den Nachweis, daß die Griechen vor und nach Photius mit den Lateinern unirt gewesen seien, und doch haben diese mit Wissen der Griechen schon in jener Zeit das filioque in ihrem Symbolum gebetet und gesungen. Dieser Zusatz kann somit unmöglich Ursache der Spaltung geworden sein.[5])

55. Weiter warf Marcus den unirten Griechen vor, daß sie den La=

Patriarch. Cont. art. 129 AA. SS. Aug. T. I. Leo Allatius, de ecclesiae occidentalis atque orient. perpetua consensione lib. III. cp. 4. — 1) † Harduin T. IX. p. 601 Labbé T. XIII. p. 739. — 2) † Harduin l. c. p. 609. Labbé, l. c. p. 750. — 3) † Harduin l. c. p. 621. Labbé l. c. p. 766. — 4) † Harduin l. c. p. 645. Labbé, l. c. p. 749. — 5) † Harduin l. c. p. 633. Labbé l. c. p. 779.

teinern folgend die consecrirten Azymen für den wahren Leib Jesu Christi halten, trotzdem aber gleich den schismatischen Griechen nicht wagen, ihn unter diesen Gestalten zu empfangen. Gregor antwortet: „Der Epheser schmäht und verunglimpft uns wegen der Azymen, aber er weiß nicht, daß der Herr am Vorabend seines Leidens das mystische Opfer in Ungesäuertem gefeiert. Auch ist seiner Ansicht nach die Verwendung von gesäuertem oder ungesäuertem Brode bei der hl. Eucharistie eine Fundamentalfrage, und alles andere ist Nebensache, Priesterthum, Altar, der Ausspruch des Herrn: thut dies zu meinem Gedächtnis, die göttlichen Worte: das ist mein Leib, das ist mein Blut, der ganze Consecrationsact, alles ist werthlos, wenn nicht ein wenig Sauerteig in der Masse vorhanden ist. Daß aber unser Herr und Gott zuerst das gesetzliche Pascha gefeiert und hierauf erst seinen Jüngern das hl. Geheimnis gegeben, darüber höre den hl. Chrysostomus in seiner 81sten Homilie, wo er sagt: „Aber warum feierte er das Pascha? Um bis zum letzten Augenblick zu zeigen, daß er dem Gesetze nicht entgegen sei." Beachte wohl was er sagt: um das Gesetz nicht zu verletzen, feierte er das Pascha. Wie nun! wird er dem Gesetz entgegen gesäuertes Brod aufbewahrt haben? Daß aber zur Paschazeit sieben Tage hindurch kein Sauerteig im Hause behalten wurde, bezeugt uns derselbe hl. Chrysostomus in seinem Commentar zum ersten Corintherbrief. „Erklären wir, sagt er, warum man den Sauerteig aus dem Bereiche sämmtlicher Wohnungen entfernte. Welche Bedeutung hatte denn dieses Symbol? Der Gläubige muß von jeglicher Bosheit frei sein. Wie der, bei welchem noch alter Sauerteig gefunden wurde, dem Tode verfiel, so auch bei uns, jeder, bei dem noch Sünde gefunden wird. Waren unter dem Schatten des Gesetzes harte Strafen bestimmt, so bestehen für uns noch viel härtere. Reinigten die Juden die Häuser aufs ängstlichste, so daß selbst die Mäuselöcher durchforscht wurden, um wie viel mehr ziemt es uns, die geheimsten Falten des Herzens zu durchforschen." Wenn nun der Herr, nach den Worten des hl. Chrysostomus, das Pascha gefeiert, um bis zum letzten Augenblick zu zeigen, daß er kein Gegner des Gesetzes sei, und wenn in ängstlicher Beobachtung dieses Gesetzes selbst die Mäuselöcher durchforscht wurden, um ja allen Sauerteig zu entfernen, hätte da der Herr das Gesetz nicht verletzt, wenn er bei der Feier des Pascha gesäuertes Brod verwendete? Daß dies durch das Gesetz aufs strengste verboten war, ersehen wir aus 2. Mos. 12. 15.

„Verhält sich nun die Sache also und hat der Herr selbst das erste unblutige Opfer in Ungesäuertem gefeiert, mit welchem Recht wollten wir jene tadeln, die dasselbe thun. Was aber uns anlangt, so erklären wir, daß wir diese unsere Praxis so überliefert bekommen und dieselbe als zu recht bestehend heilig halten; auch von den Aposteln heißt es einfach, daß sie in den Häusern das Brod brechend das hl. Opfer gefeiert. Wie hier nicht gesagt ist, sie hätten absichtlich nur Ungesäuertes verwendet, so findet sich andererseits auch darüber keinerlei Andeutung, daß sie in den Tagen des Ungesäuerten, wo in ganz Jerusalem kein gesäuertes Brod zu finden war, sich doch solches zur Feier des Opfers verschafft hätten. Sie erachteten darum die Materie wohl für gleichgiltig, sofern nur Waizenbrod vorhanden war. Wegen des Mangels von wenigem Sauerteig können nicht alle andern, das Opfer constituirenden Momente werthlos sein, namentlich nicht die Worte des Herrn, welche Brod und Wein mit Wasser gemischt in seinen Leib und sein Blut verwandeln. Daß aber jene Worte diese Wandlung bewirken, sagt der hl. Chrysostomus in seiner Rede über den Verrath des Judas, in deren Anfang es heißt: „Nun ist Christus selbst anwesend und bereitet dieses Mahl, denn derselbe, der jenes Mahl (am Vorabende seines Leidens) bereitete, thut dies nun auch hier. Nicht ein Mensch ist es, der bewirkt, daß die Opfergaben der Leib und das Blut

Christi werden, sondern Christus selbst, der für uns gekreuzigt worden ist; der Priester am Altare ist nur das Werkzeug, das die Bitten vorträgt und jene Worte ausspricht, die Gnade und Kraft Gottes aber ist es, die alles bewirkt „Das ist mein Leib," sagt er, und diese Worte bewirken die Verwandlung der vorliegenden Materie. Wie jenes Gotteswort: wachset und mehret euch und erfüllet die Erde, einmal ausgesprochen, alle Jahrhunderte hindurch fortdauert, indem es die menschliche Natur zur Fortpflanzung befähigt, so bewirkt auch dieses Wort: das ist mein Leib, einmal ausgesprochen von jenem göttlichen Munde, durch seine eigene Kraft den Vollzug des hl. Opfers auf allen Altären, in allen Kirchen bis zur Stunde und bis ans Ende der Zeiten." Wenn nun diese Worte die vorliegende Materie in den Leib und das Blut Christi verwandeln und aus ihr das tremendum mysterium bewirken, so wäre es doch mehr als auffallend, wenn sie diese Wirkung nicht haben sollten in Ermangelung von etwas wenig Sauerteig, und dies um so mehr, als Christus selbst in Ungesäuertem geopfert, wie wir dargethan." [1])

56. In seiner Streitschrift behauptet sodann Marcus, daß die Gerechten nicht sofort bei ihrem Tode in den Himmel, noch auch die Verworfenen in die Hölle gelangen, sondern erst beim jüngsten Gericht; die gegentheilige Ansicht der Griechen, die nur für die Seelen im Fegfeuer einen Zwischenzustand annahmen, warf er diesen als Irrthum vor. Gregor, der diese Frage in einem eigenen Traktat behandelt hatte, zeigt, wie Marcus nicht nur mit der Lehre der Väter, sondern mit sich selbst im Widerspruch stehe. In einer Homilie nämlich, die er für die cretensische Kirche auf das Jahresgedächtnis des hl. Elias um ein Fäßchen Wein verfaßt, sage er klar und deutlich, daß die Gerechten sofort der göttlichen Anschauung theilhaftig werden.[2])

Rücksichtlich des Papstes erklärte Marcus: „Wir anerkennen den Papst wohl, falls er rechtgläubig ist, als einen der Patriarchen, jene aber nennen ihn stolz prunkend Stellvertreter Christi, Vater und Lehrer aller Gläubigen. „Auch wir, entgegnete Gregor, sehen im Papst nicht etwa zwei oder drei, sondern nur Einen Patriarchen; allein auch unter mehreren des gleichen Ranges muß einer der erste sein. In seiner siebenzehnten Homilie über die Apostelgeschichte sagt der hl. Chrysostomus: „Siehe, wie selbst unter diesen sieben, einer der Vorgesetzte und Erste ist; denn wiewohl die Weihe alle gemeinsam empfiengen, erhielt doch er eine größere Gnade." Uebrigens nennen wir jeden Bischof einen Nachfolger Christi, sitzend auf dem Lehrstuhle Jesu, unseres Herrn und Gottes, der selbst gesagt: „Wer euch aufnimmt, nimmt mich auf, und wer euch höret, höret mich." [3]) Gemeinsam ist allen in gleicher Weise das Priesterthum und die Macht, die es verleiht: die Taufe zu spenden, das hl. Opfer darzubringen, die Sünder loszusprechen, das Chrisma zu bereiten, die Mönchstonsur zu ertheilen, das Oel zu weihen und die Priester zu ordiniren durch die verschiedenen Weihestufen. Jeder hat dieselbe Macht

---

1) † Harduin, l. c. p. 612, Labbé, l. c. p. 724. Vergleich über die Streitfrage wegen der Azyma: Josef Giese, Erörterungen der Streitfrage über den Gebrauch der Azyma. Münster 1852. S. 93 ff. — 2) † Harduin l. c. p. 656, Labbé, l. c. 807. Die Frage über das Purgatorium und den Zustand der Seelen nach ihrem Abscheiden war in Florenz gleich zuerst in Angriff genommen und darüber in langwierigen Conferenzen während der Monate Juni und Juli 1438 verhandelt worden. Die Griechen waren nicht einmal über ihre eigene Lehre, noch viel weniger über die der Abendländer im Klaren. Cfr. hierüber: Loch, das Dogma der griechischen Kirche vom Purgatorium, Regensburg 1842. Hefele, C.-G. Bd. VII. S. 676 ff. — 3) † Math. 10, 40. Luc. 10, 16.

und Gewalt zur Vornahme der kirchlichen Funktionen. Das ist unser wahrer Glaube, wie wir ihn von den Vätern empfangen.

„Was wir aber vom Papste behaupten, das sagen wir nicht aus uns selbst. Im Anfang des Briefes, den Theodor Studita (gest. 829[1]) im Namen aller Kirchenvorsteher an Kaiser Michael [den Stammler reg. 820—829] schrieb, heißt es: „Sollte deiner erhabenen Großherzigkeit noch etwas zweifelhaft oder weniger glaubwürdig erscheinen, so möge deine hohe und gottbeschützte Macht sich von dem ehrwürdigeren Rom Erklärung hierüber senden lassen, wo solche von altersher nach Väterüberlieferung gegeben wurde. Diese, Christus liebender Kaiser! ist die oberste der Kirchen Gottes, welcher Petrus als Erster vorstand, zu dem der Herr gesprochen: du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Derselbe Theodor sagt in einem andern Brief an Naucratius: Gott und alle Menschen rufe ich zu Zeugen an, sie haben sich vom Leibe Christi getrennt, vom obersten Lehrstuhl, auf den Christus die Schlüssel des Glaubens niedergelegt, den von Anfang an bis ans Ende der Zeiten die Pforten der Hölle, das ist der Mund der Häretiker nicht zu überwältigen vermag, nach der Verheißung dessen, der nicht lügen kann. Und auf dem dritten allgemeinen Concil erklärte Bischof Arkadius: Euere Heiligkeit möge den Brief des verehrungswürdigen und heiligen Papstes Cölestin, des Bischofs der apostolischen Kathedra, vorlesen lassen, woraus Euere Heiligkeit ersehen mag, mit welcher Sorgfalt er alle Kirchen umfängt." In derselben Weise äußerte sich auch Projectus, und nach kurzem Zwischenraum erklärte Cyrill von Alexandrien: es soll nun der Brief des erhabenen Cölestin, des Bischofs der apostolischen Kirche von Rom, mit der ihm gebührenden Ehre verlesen werden. In gleicher Weise ist bei dem vierten allgemeinen Concil in dem Briefe Valentinians an Theodosius zu lesen: damit der ehrwürdige und hl. Bischof der Stadt Rom, dem das Alterthum den Principat des Christenthums über alle verliehen, Gelegenheit und Möglichkeit bekomme, über den Glauben und die Priester zu entscheiden. Hat er daher die Gewalt über Glauben und Priester zu richten, so wird er mit vollem Recht in jener Entscheidung Lehrer aller Gläubigen genannt.[2])

57. Noch eine andere Vertheidigungsschrift gegen die Angriffe des Marcus Eugenicus findet sich in den Concilssammlungen,[3]) sie trägt den Namen des Josef, Bischofs von Methone. Diese Apologie beschäftigt sich mit der Widerlegung eines zweiten Libells des Ephesiers, das speciell gegen die Synode von Florenz und die Lateiner gerichtet war. Man ersieht aus dieser Schrift, daß Marcus häufig epileptische Anfälle hatte; daß er der Meinung war, weil er mit einigem Erfolg Grammatik docirt, werde er auch alle Lateiner an Gelehrsamkeit weit übertreffen und sie leichtiglich für seine Ansichten gewinnen, worin er sich aber stark verrechnete; „denn, sagt der Verfasser, daß es in Italien gelehrte und treffliche Männer gibt, die jenen ehrwürdigen Gottesgelehrten der früheren Zeit in keiner Weise nachstehen, wird Niemand leugnen, er sei denn von Bosheit verblendet. Gilt dies schon von Italien, um wie viel mehr noch von Rom, wo niemals weder Unglaube noch Irrglaube Eingang gefunden."

---

1) † Ueber Theodor Studita cfr. Remy Ceillier. 2. Aufl. T. XII. p. 298 ff. Gfrörer, K.-G. III. 189 ff. — 2) † Harduin l. c. p. 665, Labbé, l. c. p. 818. — 3) † Harduin T. IX. p. 549 ff, Labbé T. XIII. p. 678 ff. Mansi in seinen Noten zu Raynald ad ann. 1445 n. 16 glaubt, daß der Verfasser derselbe sei, wie der der vorgenannten Schrift.

Marcus rühmte sich in seiner Schrift, die Lateiner durch seine Beweisführung zum Schweigen gebracht zu haben; Josef erwidert ihm: „Wer durch beweiskräftige Argumente in die Enge getrieben wurde, das weisen die Synodalacten aus. Erklärtet ihr doch, und allen voran du Marcus: wir wollen uns entfernen, zurücktreten, abreisen,[1]) die Lateiner sind gelehrte, treffliche Männer, in der Dialektik sehr gewandt. Zeigten sie sich ja in der Disputation über den Zusatz filioque so schlagfertig, daß uns keinerlei Ausflucht mehr übrig blieb. Bei der Prüfung des Lehrsatzes wußten sie für ihre Ansicht selbst Kirchenlehrer anzuführen, die das Ausgehen des Geistes auch dem Sohne zutheilen. Gerathener ist es daher, die Verhandlungen abzubrechen, als besiegt und mit Schande heimzukehren. So sprachet ihr damals, als ihr durch ihre Argumente in die Enge getrieben, nichts mehr zu entgegnen vermochtet. Auch bedarf die römische Kirche nicht deiner zurechtweisenden Verbesserung, o Marcus! denn sie ist die Leiterin aller Kirchen und der erfahrenste Arzt aller Kranken, da sie von Christus die Gewalt empfangen, andere zu regieren und zu leiten, zu befestigen und zurechtzuweisen, sie selbst aber wird nicht von anderen bestärkt. „Und du, sprach der Erlöser zu Petrus, wenn du einst bekehrt sein wirst, bestärke deine Brüder." Er sagt nicht, werde von deinen Brüdern bestärkt, sondern bestärke deine Brüder. Du also hattest nöthig von ihr bestärkt zu werden, wie schon Weisere und Gelehrtere als du bestärkt worden sind."[3])

Marcus, der zu Florenz seine Landsleute zum Verlassen des Concils aufforderte, in der bestimmten Voraussicht, daß er sich unmöglich länger halten könne gegen die durchschlagenden Beweise der Lateiner, die vor allem die Kirchenväter für sich hatten, derselbe Marcus rühmte sich, er habe, ohne Widerspruch zu finden, bewiesen, alle von den Lateinern angeführten Beweisstellen seien apokryph oder verfälscht. Auf diese Prahlerei antwortete Josef folgendes: „Zuerst sprach über den Glaubenssatz jener in der Theologie wohl bewanderte Johannes, Provinzial des Ordens vom hl. Dominicus. Mit dem Segen des hl. Vaters, begann er, werde ich mit euch über das Ausgehen des hl. Geistes sprechen. Er führte nun viele Beweisstellen an, nicht aus apokryphen, unbekannten, gefälschten oder verstümmelten Schriften, wie du sagst, es sei denn, daß du unter Apokryphen die Werke des großen Basilius, des Athanasius, Epiphanius und Cyrill verstehst, aus denen Johannes im Namen der Lateiner Aussprüche citirte, welche die Wahrheit des Glaubenssatzes erwiesen. Jene ehrwürdigen Männer wollten nämlich die Richtigkeit ihrer Ansicht nicht durch die Autorität der abendländischen Kirchenväter stützen, sondern durch die morgenländischen, damit ihr, wie es auch thatsächlich gekommen, nichts einzuwenden vermöchtet. Du aber, der du die Wahrheit nicht ertragen konntest, riefest falsche und entstellte Schriften von Kirchenlehrern zu Hülfe, so daß du zu deiner großen Schande, durch solches Vorbringen der ganzen Synode zum Gespött geworden bist; namentlich riefen die Prälaten des westlichen Frankenreiches, als sie hörten, daß die angeführten Schriften griechischer Kirchenlehrer von dir gefälscht worden sind, mit lauter Stimme: Jener Verworfene ist ein Häretiker, auf ewig soll er anathematisirt werden, denn er hat die Kirchenlehrer verworfen. Wenn er den eigenen morgenländischen Lehrern keinen Glauben zollt, was wird er erst über unsere abend-

---

1) † Marcus und der Erzbischof von Heraklea waren wirklich mit anderen Unionsfeinden aus Ferrara heimlich entwichen, um nach Hause zurückzukehren. Der Kaiser sandte ihnen Boten nach, die sie zu Francolino trafen und zur Rückkehr zur Synode nöthigten. Syropulus. S. 144 ff. — 2) † Luc. 22. 32. — 3) † Hard. l. c. 553 u. 561, Labbé, l. c. 682 u. 694.

ländischen vorbringen. Bei der hiedurch entstandenen Bewegung seid ihr aufgestanden und habt euch entfernt, ohne irgend welche Remonstration.

„Als sofort in der folgenden Sitzung die Lateiner ihre Beweise aus den Worten des großen Cyrill schöpften, stelltest du durchaus in Abrede, daß der Heilige sich also ausdrücke. Johannes führte nun auch den Epiphanius als mit Cyrill übereinstimmenden Zeugen an, worauf du auch diese Stellen für gefälscht erklärtest. Hiedurch gezwungen citirte jener gelehrte und scharfsinnige Theologe den großen Basilius, der in seiner Schrift gegen Eunomius ganz dasselbe sagt, wie die vorigen Väter, allein du erklärtest auch diese Stelle für verdorben; und so verfuhrest du bei allen Schriften, die angeführt wurden, so daß du von allen für die Narrheit selbst gehalten wurdest. Durch einen Diener des Bischofs von Nicomedien ließest du dann einen Codex des hl. Basilius holen, in welchem die Stelle sich findet: τίς γὰρ ἀνάγκη κ. τ. λ. Jener aber, sei es aus eigener Bosheit oder von euch gewonnen, wollte die Wahrheit unterdrücken; als er den Codex erhalten, gieng er ans Fenster, um jene Stelle auszuradiren. Er bezeichnete genau das Blatt, auf dem die Stelle stand, und gieng fort, um ein Radirmesser zu holen; der Geist der Wahrheit aber ließ es nicht geschehen, daß die Wahrheit also unterdrückt würde. Es erhob sich ein leiser Wind, der das Blatt umschlug, und der zurückkehrende Diener radirte nun in der Eile eine andere Stelle aus;[1]) dann eilte er in raschem Lauf zur Synode zurück voller Zuversicht, die Lateiner zu überweisen. Als aber der Prälat das Buch öffnete und die Stelle intact vorfand, schaute er den Diener grimmig an und zeigte ihm dieselbe. Zitternd rief dieser: Bei deinem Segen Herr! ich habe sie wegradirt, wie sie nun doch unverstümmelt hiersteht, weiß ich nicht. Da sich die Beweisstelle wirklich unversehrt vorfand, habt ihr euch beschämt entfernt; und nun Marcus! erröthest du nicht, zu sagen, du hättest den Glaubenssatz der Lateiner als unrichtig dargethan! Du solltest dich schämen, solche Dinge vorzubringen, denn du schreibst ja nicht an Dummköpfe, auch nicht in entfernte Erdtheile, wo sich Niemand fände, der mit dem Sachverhalt bekannt wäre; vor uns liegen die Acten, welche die Wahrheit bezeugen; nämlich daß du nichts anderes geschrien, als: Das vorgelegte Buch ist apocryph, die citirte Stelle aus Cyrill ist gefälscht, die aus dem hl. Basilius ist entstellt. Hierin bestand die ganze Stärke deiner Beweisführung. Als man dich dann aufforderte, den authentischen Text vorzulegen, wolltest du Zeit, um nach Constantinopel zu gehen und ihn zu suchen. Das waren deine geistreichen Einwendungen, das die Stärke deiner Beweiskraft, wahrhaftig es ist beschämend, solches erwähnen zu müssen, daher genug hievon.[2])"

Marcus von Ephesus, der wissentlich und böswillig der erkannten Wahrheit widerstrebte, eine Sünde gegen den hl. Geist, die weder hier noch jenseits erlassen wird, starb ähnlich wie Arius. Da er nicht aufhörte gegen die Union zu eifern, verlangte der Kaiser und die Großen des Reiches, daß er mit dem lateinischen Bischof von Coron, der den Cardinallegaten nach Constantinopel begleitete, eine öffentliche Besprechung halte, die im Jahre 1445, nach andern 1447 stattfand. Hier wurde Marcus aufs neue besiegt, worüber ihn eine solche Traurigkeit und Niedergeschlagenheit überfiel, daß er nach wenigen Tagen verschied.[3])

---

1) † Auch auf der Synode von Lyon 1274 hatte der Grieche Pentheklesiota in einem Codex der Homilien Gregors von Nyssa die Stelle ἐκ τοῦ υἱοῦ ausradirt. Cfr. Hefele, C.-G. Bd. VI. S. 144 ff. — 2) † Hard. l. c. p. 565. Labbé, l. c. p. 698. — 3) † Una cum stercore animam efflavit per sedem. Testatur hoc universa urbs Constantinopolis. Hard. l. c. p. 596. Labbé l. c. p. 734. Raynald annal. ad ann. 1445 n. 17.

Gregor, Protosyncellus, mit dem Beinamen Mammas, wurde 1445 gegen seinen Willen, ja trotz seiner entschiedenen Einsprache zum Patriarchen von Constantinopel erwählt. Er war ein Mann ebenso heiligmäßig als gelehrt, allein Kaiser Johann starb schon 1448, und nach seinem Tode wurden die Schismatiker noch anmaßender als zuvor. Gregor, der den religiösen Fanatismus sich immer mehr vergiften sah, verließ im August 1451 Constantinopel und begab sich nach Rom; er hatte den Fall Constantinopels voraus-verkündet und dem letzten griechischen Großherzog Notaras, dessen Kinder er aus der Taufe gehoben, prophezeit, daß dieselben vor den Augen ihres Vaters werden ermordet werden.[1])

† 58. Kaiser Johann Paläologus blieb die herbste Prüfung noch erspart, seines Reiches Untergang zu schauen, es war dies seinem Bruder vorbehalten. In Frieden konnte Johann noch seine Augen schließen, am 31. October 1448; es mußte ihm jedoch klar sein, daß die Katastrophe näher und näher rückte, daß in Bälde die verhängnißvolle Kette, die sich immer enger um die Hauptstadt schlang, sich schließen müsse. Da er kinderlos starb, rief das Volk seinen Bruder Constantin, den einzigen thatkräftigen und edlen Sprossen aus dem Hause der Paläologen auf den Thron. Sein jüngerer Bruder Demetrius aber machte ihm denselben streitig und Sultan Murad mußte über die Thronfolge des byzantinischen Reiches entscheiden. Er entschied sich für Constantin, der ihm bereits im Peloponnes im Kampfe gegenüber gestanden. Hier hatte er sich ein unabhängiges Fürstenthum gegründet. Da er aber seine Macht auch auf Mittel-Griechenland ausdehnte und durch Befestigung des Isthmus eine drohende Haltung annahm, zog Murad nach dem Süden, um Constantins Macht zu brechen 1446. Die Festungswerke am Isthmus wurden erstürmt und Constantin floh in die Gebirge Arkadiens. Durch den Geschichtsschreiber Phranze wurde der Friede vermittelt, wonach Constantin ein tributäres Fürstenthum Sparta belassen wurde. Hier auf seinem Schlosse trafen ihn die Gesandten Constantinopels und überreichten ihm die Kaiserkrone; er überließ nun die Besitzungen in Morea seinen Brüdern Demetrius und Thomas und eilte, März 1449, nach der Hauptstadt, einem traurigen Schicksal entgegen. Er war entschlossen die letzten Trümmer des alten Weltreichs noch zu retten und vermied deßhalb jede Herausforderung dem Sultan gegenüber, der seine Thronbesteigung gebilligt hatte. Murad II. hatte schon 1444, tief erschüttert durch den Tod seines achtzehnjährigen Lieblingssohnes Aladin, und mißstimmt wegen des unglücklichen Ausganges des Ungarnkrieges, die Krone niedergelegt, zu Gunsten seines zweiten erst vierzehnjährigen Sohnes Muhammed. Er wollte sich, obwohl noch im kräftigsten Mannesalter, in die reizenden Lustgärten bei Magnesia zurückziehen, um im Verkehr mit Freunden und Frauen ungestörtem Kunst- und Sinnengenuß leben zu können. Zweimal aber wurde er aus der frei gewählten Muße zurückgerufen, da sein unmündiger Sohn den das Reich bedrohenden Gefahren nicht gewachsen war. Den auf Anrathen des Cardinallegaten Julian gebrochenen Szegediner Frieden,[2]) rächte er blutig auf den Gefilden von Varna

---

1) † Ueber den Patriarchen Gregor III. cfr. AA. SS. Aug. T. I. p. 190 ff.

2) † Er war im Juli 1444 auf zehn Jahre geschlossen und auf das Evangelium und den Koran beschworen worden, mit nicht unbedeutenden Opfern von Seite der Türken. Nach kaum 10 Wochen wurde er von christlicher Seite gebrochen. Kurz nach Abschluß des Friedens kamen Schreiben vom Admiral der päpstlichen Flotte im Hellespont, wie vom byzantinischen Kaiser, welche gleichmäßig dazu aufforderten, den nie wiederkehrenden günstigen Zeitpunkt, wo Murad mit einer Em-

10. Nov. 1444. Nachdem er dann zu Adrianopel seinem Sohne zum zweitenmal die Regierung übergeben, kehrte er zu den verlassenen Freuden Magnesias zurück, aber schon im folgenden Jahre rief ihn eine Meuterei der Janitscharen aufs Neue an die Spitze des Reiches. Noch mehr als diese erforderten die kriegerischen Unruhen im Peloponnes, in Albanien und an der unteren Donau seine Gegenwart beim Heere. In raschem Siegeslauf unterwarf er ganz Mittelgriechenland und schlug in dreitägiger blutiger Schlacht bei Cassova die Ungarn aufs Haupt 1448. Vor den Mauern Krojas aber erbleichte sein Kriegsruhm, der verhaßte Renegat Scanderbeg, den er mit seiner ganzen Macht zu zermalmen drohte, wußte ihm geschickt Stand zu halten und alle seine Anstrengungen zu vereiteln. Besiegt und lebensmatt zog er sich nach Adrianopel zurück, wo er drei Monate hindurch die Vermählung seines Sohnes mit Suleimabeg, einer turkmanischen Prinzessin feierte. Aber schon einen Monat später wurde er im neunundvierzigsten Lebensjahre mitten im fröhlichsten Genusse beim Mahle auf einer Insel bei Adrianopel durch einen Schlaganfall aus dem Leben abgerufen, 5. Februar 1451. Am dritten Tage nach seinem Tode hatte Muhammed bereits Kunde vom Ableben seines Vaters und eilte sofort in größter Hast von Magnesia nach Adrianopel. Muhammed II. war jetzt 21 Jahre alt, aber ganz anders geartet als sein Vater. An diesem rühmen selbst die byzantinischen Geschichtsschreiber Gerechtigkeit und Milde, aufrichtige und edle Gesinnung, treues Festhalten am gegebenen Wort. Wiewohl er fast sein ganzes Leben unter den Waffen zugebracht, war er doch keine Eroberernatur. Die meisten Kriege waren ihm durch äußere Umstände aufgenöthigt worden und nach erfochtenem Siege bot er stets bereitwillig die Hand zum Frieden. Auch den Werken des Friedens, der Wissenschaft und Kunst war er ein wohlwollender Gönner und übte nach den Vorschriften des Propheten Wohlthätigkeit gegen Arme. Ganz anders sein Sohn; von Natur gewaltthätig, grausam und blutdürstig, hatten die ersten Ereignisse seiner Regierung den an sich heimtückischen Prinzen noch finsterer gestimmt. Zweimal hatten die Großen des Reichs, ihn zu großen Thaten unfähig haltend, den Vater zur Rettung des Reiches herbeigerufen, zweimal mußte er diesem die Zügel der Regierung wieder übergeben und vom Throne in die Stille des Privatlebens zurücktreten. Dies machte den ohnedies verschlossenen Jüngling noch mißtrauischer und weckte in ihm eine nicht zu befriedigende Eroberungssucht und eine Grausamkeit, die selbst vor dem eigenen Blute nicht zurückschreckte. Gleich den Anfang seiner Regierung befleckte er mit Bruderblut, indem er den Sohn der Sultanin, Prinz Ahmed, während er dieser eine Audienz ertheilte, im Bade ersticken ließ, und hierauf den Vollstrecker des Blutbefehls zum Tode verurtheilte. Eine andere Frau seines Vaters, die Tochter des serbischen Fürsten Georg, sandte er ihrem Vater zurück.

Der erste Eroberungsgang des jungen Sultan war dem letzten Rest des byzantinischen Reiches zugedacht, der giftige Pfahl im eigenen Fleisch des osmanischen Reiches sollte herausgezogen und daselbst der Thron des Sultan aufgerichtet werden. Klug und verschlagen wußte Muhammed II. seinen Plan

---

pörung in Asien beschäftigt sei, zu benützen, um die Türken aus Europa hinauszuwerfen. Die Bedenken des ungarischen Königs Ladislaus wußte Cardinal Julian Cäsarini dadurch zu heben, daß er erklärte, der Friede sei ohne Zustimmung des apostolischen Stuhles und der übrigen christlichen Mächte geschlossen worden, und darum null und nichtig. Ueber diesen Wortbruch der Christen war Murad aufs heftigste aufgebracht, und derselbe wird sich auch auf keinerlei Weise rechtfertigen lassen, zumal Murad selbst sein einmal gegebenes Wort stets aufs gewissenhafteste gehalten.

zu verbergen, bis er hinlänglich gerüstet war. Murad hatte die Griechen stets geschont, in der Ueberzeugung, daß ein Angriff auf Constantinopel das ganze Abendland unter die Waffen rufen würde; diese Rücksicht auf die abendländischen Fürsten glaubte Muhammed nicht mehr nehmen zu müssen. Die verschiedenen Gesandten, die mit Glückwünschen und Huldigungserweisen in Adrianopel erschienen, empfieng Muhammed alle sehr freundlich und entließ sie mit Friedens- und Freundschaftsversicherungen. Dem byzantinischen Kaiser versprach er sogar die Ausbezahlung eines Jahrgeldes von 300,000 Aspern für Verwahrung und Verpflegung des osmanischen Prinzen Urchan. Gerade diese Angelegenheit aber sollte Anlaß zum gewünschten und festbeschlossenen Kriege geben. Während Muhammed mit Niederwerfung eines Aufstandes in Karamanien beschäftigt war, verlangten die Griechen in ihrer unheilvollen Verblendung die Verdoppelung des Jahresgehaltes und drohten bei Verweigerung mit Freilassung Urchans. Hiedurch riefen sie den ganzen Zorn des Sultan wach, der ihn aber vorerst noch klug zurückhielt. Er versprach zwar Gewährung der Forderung nach seiner Rückkehr, ließ aber sofort im ganzen Reiche rüsten. Kaum war der Friede in Karamanien hergestellt, so begann Muhammed sofort in nächster Nähe nördlich von Constantinopel, an der engsten Stelle des Bosporus, den Bau eines festen Schlosses Rumeli Hissary, gegenüber von Anadoly Hissary. Hiedurch war der Bosporus gesperrt und Constantinopel aus nächster Nähe bedroht. Mit Entsetzen vernahmen die Griechen den Entschluß des Sultan, denn die Bedeutung dieses Vorgehens konnte ihnen keinen Augenblick zweifelhaft sein. Der Kaiser beschwerte sich, bot Frieden, Freundschaft, selbst Tribut; vergebens, der Fall Constantinopels war beschlossen und konnte durch nichts mehr aufgehalten werden; die Gesandten brachten nur demüthigende und verletzende Antworten vom siegesgewissen Sultan zurück. Nun bemächtigte sich allgemeine Verzweiflung der Bevölkerung der Hauptstadt, heulend und klagend stürzte das Volk in die Kirchen, um vom Himmel Rettung zu erflehen; nur Constantin bewahrte Muth und Entschlossenheit im Gefühle seiner Würde. In gerechtem Unmuth sandte er die Friedensurkunde an Muhammed zurück und ließ ihm sagen: „Du, der Stärkere, schalte in deiner Machtfülle, bis der gerechte Richter über uns beide den Spruch fällt.“ 1) Der Krieg war erklärt, am 6. April 1453 standen 260,000 Muhammedaner vor Constantinopel.

Constantin XII. Dragases, der letzte christliche Beherrscher des stolzen Neurom, der würdige aber unglückliche Nachfolger des ersten Constantin, rüstete sich zur heldenmüthigsten Gegenwehr. Nicht ehrlos sollte das einst so mächtige Reich zu Grabe gehen, der letzte Sprosse der Paläologen wollte sein Leben so theuer als möglich verkaufen, würdig eines Kaisers und Helden. Der edle Herrscher ist in Wahrheit eine tragische Erscheinung inmitten der kopflosen Verblendung seines Volkes, er hätte verdient in glücklicheren Zeiten und über ein besseres Volk das Scepter zu führen. Nach allen Seiten sah er sich um Hülfe um, sechs Monate hindurch ließ er geworfeltes Getreide nach der Stadt schaffen, sandte an seine Brüder in dem Peloponnes um Unterstützung, vor allem aber richtete er die flehenden Blicke nach dem Abendland und sandte an Papst Nicolaus V. um Hülfe in der äußersten Noth. Da Kaiser Johann kurz vor seinem Tode dem fanatischen Drängen der griechischen Mönche nachgegeben und von der Union zurückgetreten war, sandte der Papst zunächst ein sehr eindringliches Schreiben an den Kaiser,

---

1) † Ducas, l. c. cp. 34. Diesem sehr eingehenden und wahrheitsgetreuen Berichte des Augenzeugen der traurigen Katastrophe ist die vorliegende Darstellung vorherrschend entnommen.

worin er ihn in ernsten und bewegten Worten zur aufrichtigen Annahme und redlichen Durchführung der Union aufforderte.

59. „Um einen Hauptartikel des christlichen Glaubensbekenntnisses handelt es sich, erklärt der Papst, um die Einheit der Kirche. Eine einheitliche Kirche aber ist nicht denkbar, wenn nicht Ein sichtbares Haupt vorhanden ist, das die Stelle jenes ewigen Hohenpriesters vertritt, der im Himmel seinen Thron hat, und wenn nicht diesem Einen Haupte alle Glieder gehorchen. Wo zwei Herrscher gebieten, ist kein einheitliches Kaiserreich. Außerhalb der kirchlichen Einheit gibt es keine Rettung, wer nicht in der Arche Noes war, gieng in der Sündfluth zu Grunde. Die Schismen sind stets strenger bestraft worden, als andere Vergehen. Core, Dathan und Abiron, die das Volk Gottes zerreißen wollten, sind viel schrecklicher gestraft worden, als jene, die sich durch Götzendienst befleckt.

„Das griechische Kaiserreich selbst sei hiefür ein lebendiger Beweis. Einst so reich an heiligen und gelehrten Männern, ist diese so herrliche Nation zur elendesten von allen geworden; fast ganz Griechenland ist den Händen der Feinde des Kreuzes überliefert. Was mag wohl der Grund dieses schweren göttlichen Strafgerichtes sein? Für zwei Verbrechen wurde das einst auserwählte Volk Gottes von diesem schwer gestraft. Wegen des Götzendienstes wurde es in die babylonische Gefangenschaft weggeführt, wegen des Gottesmordes, begangen an unserem Erlöser Jesus Christus, wurde das ganze Volk in die Macht der Römer gegeben, die Stadt Jerusalem zerstört und bis zur Stunde lebt die ganze Nation durch alle Welt zerstreut in der Verbannung. Nun wissen wir, daß die Griechen, seitdem sie den katholischen Glauben angenommen, weder Götzen angebetet noch einen Gottesmord begangen, um dafür von Gottes Zorn in die Knechtschaft der Türken hingegeben zu werden. Es muß also ein anderes Verbrechen die göttliche Gerechtigkeit herausfordern, und das ist das Schisma, das unter Photius begonnen und seitdem fünf Jahrhunderte hindurch fortgedauert hat. Schmerzerfüllt und schweren Herzens erheben wir diese Klage und lieber wollten wir sie in ewigem Schweigen begraben, aber wenn man heilen soll, muß die Wunde aufgedeckt werden.

„Schon fast fünf Jahrhunderte hat der Satan, der Urheber alles Bösen, vornehmlich aber der Zwietracht, die Kirche von Constantinopel zum Ungehorsam gegen den römischen Bischof verführt, den Nachfolger Petri und Stellvertreter unseres Herrn Jesu Christi. Unzählige Verhandlungen sind inzwischen gepflogen, sehr viele Concilien gefeiert, zahllose Gesandtschaften hin und hergeschickt worden, bis endlich zu Florenz Kaiser Johann und Patriarch Josef von Constantinopel, begleitet von zahlreichen Prälaten und Großen mit Papst Eugen IV., den Cardinälen der römischen Kirche und einer ansehnlichen Menge abendländischer Prälaten, zusammenkamen, um mit Gottes Gnade das Schisma zu heben und die Union zu schließen.

„Diese Verhandlungen haben unter den Augen der ganzen Welt stattgefunden und das Unionsdecret, griechisch und lateinisch abgefaßt und von allen Anwesenden eigenhändig unterschrieben, ist aller Welt verkündigt worden. Zeuge dessen ist Spanien mit seinen vier christlichen Reichen, Castilien, Aragon, Portugal und Navarra; Zeuge ist Großbritannien, Irland und Schottland, die großen Inseln außerhalb des Festlandes gelegen; Zeuge ist Deutschland, von zahlreichen Völkern bewohnt und über weite Länder ausgedehnt; Zeuge das Reich der Dänen, Norwegen und Schweden, gegen den äußersten Norden gelegen; Zeuge das berühmte Polenreich, Ungarn und Panonnien; Zeuge ist ganz Gallien, das sich zwischen Spanien und Deutschland vom westlichen Ocean bis zum Mittelmeer ausdehnt. Alle diese haben Exemplare des Unionsdecrets, nach welchen jenes veraltete Schisma endlich gehoben nach dem

Zeugnis des griechischen Kaisers Johannes Paläologus, des Patriarchen Josef und aller anderen, die von Griechenland zur Synode nach Florenz gekommen und durch ihre Unterschrift die Union bekräftigt.

„Und nun sind schon so viele Jahre vergangen, während bei den Griechen das Unionsdecret unbeachtet bleibt; ja es zeigt sich nicht einmal irgend eine Hoffnung, daß man zur Annahme desselben bereit scheine, man verschiebt die Angelegenheit von einem Tag zum andern und immer werden dieselben Entschuldigungen vorgebracht. Die Griechen mögen ja nicht glauben, daß der Papst und die ganze abendländische Kirche den Verstand verloren, um nicht zu begreifen, welchen Sinn die steten Entschuldigungen und Verzögerungen haben. Sie erkennen es wohl, ertragen es aber, nach dem Beispiel des ewigen Oberhirten, der dem unfruchtbaren Feigenbaum noch zwei Jahre Zeit ließ, Früchte zu bringen."

Diese Worte des Papstes sollten zu einer erschreckenden Prophezeihung werden. Geschrieben im Jahre 1451 fanden sie nach Umlauf von zwei Jahren 1453, durch die Einnahme Constantinopels und den Untergang des griechischen Reiches ihre schauerliche Erfüllung.

„Deine Kaiserliche Hoheit möge daher wissen, fährt der Papst fort, daß auch wir warten werden, bis dieses unser Schreiben bei dir Nachachtung gefunden, und wenn du mit deinen Großen und deinem Volke dich eines besseren besinnst und das Unionsdecret annimmst, wirst du uns, die Cardinäle und die ganze abendländische Kirche stets für dich und dein Wohl bereit finden. Weigerst du dich aber dessen sammt deinem Volke, so zwinget ihr uns zu thun, was euerem Wohle und unserer Ehre gleich förderlich ist." Dann fügt der Papst als Friedensbedingungen noch bei, daß der Kaiser den Patriarchen Gregor zurückrufe und in alle seine Ehren wieder einsetze, daß der Name des Papstes in die Diptychen aufgenommen und in allen griechischen Kirchen für ihn gebetet werde. Sollten einige über das im Unionsdecret Enthaltene im Zweifel sein, so möge sie der Kaiser nach Rom senden, wo man sich werde angelegen sein lassen, diese Zweifel zu heben, und die Betreffenden ehrenvoll zu behandeln. Dieses Schreiben ist datirt vom 11. October 1451.[1])

60. Bezüglich der Erfolge dieser Unterhandlungen berichtet unser Gewährsmann Ducas folgendes: „Der Kaiser hatte um Hülfe nach Rom gesandt, um den Händen Nabuchodonosors entrissen zu werden; die zu Florenz geschlossene Union sollte durchgeführt, der Name des Papstes sollte in die Diptychen der Hauptkirche aufgenommen und der Patriarch Gregor zurückgerufen werden; außerdem bat er um Legaten, damit durch sie die infolge des Schismas entstandenen unversöhnlichen Feindschaften beigelegt würden. Der Papst sandte nun den Cardinal von Polen Isidor, ehemals Erzbischof von Rußland, einen weisen und klugen Mann, in den orthodoxen Glaubenssätzen wohl unterrichtet, von Geburt ein Grieche, der auch hervorragendes Mitglied der Synode von Florenz gewesen. Dieser gelangte im November 1452 nach Constantinopel und wurde vom Kaiser freundlich und ehrenvoll empfangen. Bei den über die Union gepflogenen Unterhandlungen zeigte sich der Kaiser und ein Theil der kirchlichen Würdenträger zur Durchführung derselben bereit, die Mehrzahl der Prälaten aber, das ganze Mönchthum, die Aebte, Archimandriten und Nonnen waren jeder Einigung abgeneigt. Was sage ich, die Mehrzahl? Was ich von den Nonnen gesagt, muß ich von allen überhaupt sagen, keiner von allen Bewohnern stimmte der Union aufrichtig bei, der Kaiser selbst verstellte sich nur. Nichtsdestoweniger versammelten sich alle, welche dem Unionsdecret sich zu unterwerfen vorgaben,

---

1) † Raynald ad ann. 1451. n. 1 und 2.

Priester, Diakonen und die übrigen Cleriker sammt dem Kaiser und dem Senat in der Hauptkirche, um hier einmüthigen Geistes den Gottesdienst zu feiern und aufrichtige Dankgebete zum Himmel zu senden. Während dieser Unionsfeier eilten die Schismatiker zum Kloster Pantokrator, um sich bei Gennadius, früher Georg Scholarius [1]) genannt, Raths zu erholen. Dieser schloß sich in seine Zelle ein, nahm ein Blatt Papier und schrieb folgende Warnung darauf: „Arme Griechen, warum verliert ihr die Besinnung und das Vertrauen auf Gott, und erwartet Hülfe von den Franken? Warum wollt ihr mit der nun bald fallenden Stadt auch eure Orthodoxie begraben? Wehe! Gott sei mir gnädig! ich bezeuge vor deinem Angesicht, daß ich unschuldig bin an diesem Verbrechen. Ihr aber, unglückliche Bürger! sehet zu, was ihr thun wollet! Mit der euch drohenden Gefangenschaft wollt ihr auch den Glauben der Väter verwerfen und der Gottlosigkeit euch zuwenden. Wehe euch! wenn ihr also entscheidet." Diese Worte heftete er an die Thür seiner Zelle, damit sie von allen gelesen werden könnten, und schloß sich dann wieder ein.

„Die Nonnen, die durch Heiligkeit des Lebens und Reinheit des Glaubens die anderen zu übertreffen schienen, folgten dem Rathe des Gennadius und ihrer geistlichen Führer, verdammten mit den Priestern und Laien ihrer Partei das Henotikon und belegten alle, die dasselbe angenommen oder noch annehmen würden, mit dem Anathem. Der niedere Pöbel stürzte aus dem Kloster in die Weinschenken, die Weinbecher in den Händen haltend verfluchten sie die Henotiker, d. h. die Anhänger der Union, und leerten sie zu Ehren des Bildes der Gottesmutter, sie anflehend, die Stadt zu schützen und zu schirmen, und wie sie einst gegen Chosroes, Chagan und die Araber gekämpft, so nun gegen Muhammed zu streiten. Wir brauchen keine Hülfe von den Lateinern, schrien sie, wir brauchen keine Union, fern von uns sei der Cult der Azymiten!

„Die in der Sophienkirche versammelten Christen aber, nachdem sie Gott ihre Bitten dargebracht und eine Rede des Cardinallegaten angehört, stimmten der Union bei, jedoch unter der Bedingung, daß, wenn die von den Türken drohende Gefahr vorüber und die Ruhe wiedergekehrt sei, geeignete und bewährte Männer das Unionsdecret prüfen und falls es für nothwendig erachtet würde, verbessern sollten. Nachdem so die Eintracht hergestellt, kam man überein, daß Lateiner und Griechen gemeinsam in der Sophienkirche die hl. Messe feiern, wobei des Papstes Nicolaus wie auch des exilirten Patriarchen Gregor in den Diptychen Erwähnung geschehen sollte. Zur Feier dieser Union wurde der 12. Dezember 1452 gewählt. Viele aber enthielten sich der consecrirten Gaben, weil sie das Opfer, nach dem unirten Ritus gefeiert, für unrein und verwerflich hielten. Der Cardinal indessen, der die Gesinnungen und Absichten der Griechen genau durchschaute, erkannte wohl ihre Tücke und Verschlagenheit, da er jedoch aus demselben Volke stammte, machte er, freilich lässig genug, einige Versuche, der Stadt Hülfe zu bringen. Was den Papst anlangt, so haben die folgenden Ereignisse ihn hinlänglich gerechtfertigt, das übrige blieb Gottes hl. Willen vorbehalten, der alles zum allgemeinen Besten zu lenken weiß.

„Der wilde Pöbel, alles Edle hassend, von Uebermuth aufgeblasen, strotzend von eitler Einbildung, leeren Hochmuthes voll, die Hefe des griechischen Volkes, der selbst am verächtlichsten, alle übrigen Völker verachtet, dieser

---

1) † Georg war zu Florenz für die Union thätig gewesen, seine zu ihren Gunsten verfaßten drei Reden siehe bei Harduin l. c. p. 446—550. Nach der Rückkehr nach Constantinopel war er bald wieder zu den Unionsfeinden übergetreten.

Pöbel hielt all das Verübte für ungeschehen. Ja selbst jene, welche der Union beigestimmt, erklärten den Schismatikern: „Wartet nur bis Gott den großen Drachen, der unsere Stadt zu verschlingen droht, vernichtet hat, dann werdet ihr sehen, ob wir mit den Azymiten Freundschaft haben.“

„Bei diesen Worten, bemerkt Ducas, erinnerten sich die Elenden nicht der so vielen von ihnen zur Befestigung des Friedens und der Einheit der christlichen Kirchen geschworenen Eide, wie sie solche zu Lyon unter dem ersten der Paläologen und zu Florenz unter dem letzten dieses Stammes und ganz neulich wieder während des heiligsten Opfers abgelegt; sie erinnerten sich nicht, sage ich, daß wegen dieser so oft wiederholten und ebenso oft gebrochenen Eidschwüre, die sie im Namen der heiligsten Dreieinigkeit abgelegt, in Bälde ihr Andenken von der Erde verschwinden sollte und mit ihnen das ihrer Stadt. Elende, was nährt ihr in eueren Herzen eitle Gedanken! Siehe, deine Priester, deine Mönche und Nonnen, deine Tempelwärter und Wärterinnen, welche den Leib und das Blut des Erlösers aus den Händen der griechischen Priester, die das hl. Opfer nach dem Ritus der orientalischen Kirche feierten, nicht empfangen wollten, unter dem Vorwande, ihre Opfer wären entweiht und nicht christlich, die den Segen der Priester verschmäht und ihre Heiligthümer für heidnische Altäre hielten, morgen schon werden sie in die Hände der Barbaren überliefert und an Leib und Seele entehrt und geschändet werden. Ich habe nämlich mit eigenen Augen eine Nonne gesehen, die in den hl. Schriften unterrichtet worden ist, wie sie nicht nur Fleisch gegessen und sich nach Art der Barbaren gekleidet, sondern selbst dem Pseudopropheten Opfer gebracht und diesen fluchwürdigen Frevel mit unerhörter Schamlosigkeit öffentlich bekannt hat.“ [1])

In solcher Weise schildert uns Ducas die Bereitwilligkeit der Griechen zur Union mit der abendländischen Kirche zu der Zeit, da sich Muhammed II. anschickte ihre Stadt zu erobern und ihr Reich zu zerstören. Um eine ähnliche Verblendung zu finden, muß man in der Weltgeschichte bis zur Belagerung Jerusalems unter Vespasian und Nabuchodonosor zurückgehen. Bei der einen verschmähten die Juden die Warnungen Jeremias, bei der anderen die Mahnungen Christi selbst, um auf die Träumereien ihres eigenen Herzens und die Visionen ihrer falschen Propheten zu hören. Zu Constantinopel wies man die Warnungen des Stellvertreters Christi und seine Friedensangebote zurück, und schenkte Lügenpropheten sein Vertrauen.

61. In den ersten Monaten des Jahres 1453 bemächtigten sich die Türken mehrerer Punkte um Constantinopel; es war dies der Anfang des schauerlichen Endes.

„Unter fortwährenden kleineren Scharmützeln nahte der Frühling und die Zeit der Fasten, aber es nahte kein Ende des kirchlichen Zwistes, derselbe dauerte fort, ja vergiftete sich immer mehr durch den Fanatismus der Beichtväter. Diese fragten nämlich die zu ihnen kommenden Beichtkinder, ob sie mit den Excommunicirten Gemeinschaft gehabt und an dem Opfer eines unirten Priesters Theil genommen. Bejahten sie dies, so wurden ihnen die härtesten Bußwerke aufgelegt und erst nach geleisteter Buße, wurden sie des Leibes und Blutes des Herrn für würdig erachtet, ihnen aber unter den schwersten Strafen verboten, die hl. Geheimnisse aus der Hand eines unirten Priesters zu empfangen, weil er kein wahrer Priester und seine Opfer unheilig seien. Wurden sie zu einer Beerdigung oder den Todtengebeten gerufen und es erschien ein unirter Priester, so legten sie sofort die Stola ab und flohen,

1) † Ducas cp. 36.

wie vor einer Feuersbrunst. Die Sophienkirche galt ihnen als Höhle der Dämonen und heidnischer Opfertempel. Nirgends brannten Kerzen, nirgends Lampen, überall schauerliche Finsterniß, und Niemand gab es, der sie zerstreut hätte. Das Heiligthum war verlassen, eine schaurige Oede, ein Bild der schrecklichen Verwüstung, der es in wenigen Tagen, unserer Sünden und Missethaten wegen verfallen sollte. Gennadius predigte von seiner Zelle aus und schleuderte den Fluch gegen die Vermittler des Friedens." [1])

Endlich in den ersten Tagen des Monat April 1453 [2]) erschien Muhammed II. vor den Thoren Constantinopels mit einer Armee von 260,000 Mann und einer Flotte von 420 Segel. Constantin Dragases hatte nach der vom Geschichtsschreiber Phranzes während der Belagerung angefertigten Musterrolle 4973 Mann. Dazu kamen 2000 Fremde und 300 oder 500 Genuesen, unter Anführung des edlen und tapfern Giustiniani, auf zwei Galeeren der untergehenden Stadt zur letzten Hülfe gesandt. Die Flotte im Hafen bestand aus zweimal sieben Segel. Die Griechen, anstatt gegen den äußeren, mächtigen Feind in geschlossener Einheit zusammenzustehen, waren in sich selbst zerrissen, wie sie sich vom Mittelpunkt der katholischen Einheit getrennt.

„Seit der Unionsfeier in der Sophienkirche, sagt Ducas, mieden die Einwohner dieselbe wie eine jüdische Synagoge, kein Gottesdienst wurde gefeiert, kein Opfer, kein Rauchwerk dargebracht. Geschah es einmal an einem großen Festtag, daß ein Priester die hl. Geheimnisse feiern wollte, dann wohnten die Andächtigen der Feier stehend an, bis man zur Opferung kam, dann aber entfernten sich alle rasch, Männer und Frauen, Mönche und Nonnen. Wozu noch mehr der Worte? Sie betrachteten diese Kirche wie einen heidnischen Tempel und die hl. Geheimnisse wie ein Opfer des Apollo. Darum gelten ihnen die Worte des Propheten Isaias: „Siehe, zum Verwundern will ich mit diesem Volk verfahren, die Weisheit seiner Weisen will ich zu Schanden machen und seiner Klugen Klugheit werde ich vernichten. Wehe denen, die tief vor Gott verbergen wollen ihre Anschläge und im Dunkeln verrichten ihre Werke und denken: wer sieht uns und wer kennet uns und unsere Werke. Wehe abtrünnige Söhne! spricht der Herr, ihr fasset Rathschluß, doch nicht aus mir, und zettelt Gewebe, doch nicht in meinem Geiste, um Sünde auf Sünde zu häufen." [3])

„Gennadius polterte unablässig gegen die Union und suchte den gelehrten und heiligmäßigen Thomas von Aquin und Demetrius von Cydone der Ketzerei zu beschuldigen. Mit ihm vereinigte sich im Hasse gegen die Lateiner der Großherzog Notaras, der mächtigste Mann des unmächtigen Reiches, der die Schamlosigkeit so weit trieb, daß er beim Herannahen der furchtbaren türkischen Kriegsschaaren erklärte: lieber würde er den Turban der Türken, als die Tiara der Lateiner in der Stadt herrschen sehen. Die Griechen aber, als sie jeden Hoffnungsstern schwinden sahen, riefen: „Wollte Gott, die Stadt käme in die Gewalt der Lateiner, die doch Christus und die Gottesmutter verehren, und wir würden nicht den Händen der Gottlosen überliefert." Dem Großherzog aber galten die Worte, die einst Isaias zu Ezechias gesprochen: „Höre die Stimme des Herrn der Heerschaaren! Siehe, Tage kommen, wo man alles in deinem Hause plündern wird, und wegführen wird man nach Babylon alle Reichthümer, die deine Väter gesammelt. Die Kinder, die du hast und noch zeugen wirst, wird man wegnehmen und sie werden Eunuchen sein im Palaste des Königs von Babylon." [4])

---

1) † Ducas cp. 37. — 2) † Es war Freitag nach Ostern, 6. April. — 3) † Isaias cp. 29. v. 14 u. 15 u. cp. 30. v. 1. — 4) † Isaias cp. 39, 5 u.

* 62. Nach mehreren gegenseitigen Kämpfen, in denen die Türken keineswegs stets Sieger blieben, ließ Muhammed auf den 29. Mai einen allgemeinen Sturm ausrufen.[1]) Freudenfeuer, die durch das ganze Lager angezündet wurden, beleuchteten von außen die unglückliche Stadt, in deren Innerem trostlose Finsterniß herrschte. Anfangs vermutheten die Griechen einen Brand im feindlichen Lager, aber nur zu bald überzeugte sie der Jubel und die Freudentänze, daß es die Vorfeier des Sieges und die Todtenklage ihrer Stadt sei. Die Gewißheit der Nähe des allgemeinen Sturmes rief in den Kriegern das erlöschende Feuer des Muthes noch einmal zur hellen Flamme wach; das Volk aber eilte in weibischer Muthlosigkeit in den Gotteshäusern umher und ließ sich durch die wahnwitzigen Hirngespinste der unglückseligen Mönche fanatisiren. Anstatt sich zu muthigem und männlichem Kampfe zu rüsten, vertrauten sie auf das Bild der Panhagia, die schon einmal die stürmenden Türken zurückgeschreckt habe, und nun seit der Osterwoche auf der Akropolis ausgestellt war. Man betete, weinte, beichtete, „aber keiner beichtete seine Feigheit, dieses Verbrechen, für das kein Nachlaß ist bei einem Volk, das keinen Patriotismus hat."

Der Kaiser jedoch handelte als Mann und flocht in dieser dunklen Stunde den lichten Kranz unsterblichen Ruhmes um sein Haupt. Noch in der Nacht half er Giustiniani die Breschen ausbessern und einen Wall aufwerfen, dann versammelte er seine Großen noch einmal in seinem Palast, feuerte sie zum Muth an in der Stunde der Gefahr und erinnerte sie an ihre Pflicht gegen Vaterland und Angehörige. Dann eilte er zum letztenmal in die Sophienkirche, um die hl. Communion zu empfangen und in der Religion der Väter Muth und Todesweihe zu gewinnen. Hierauf nahm er zärtlichen Abschied von den Seinen, bat alle um Verzeihung, warf sich dann auf sein Roß und sprengte auf den Wall zum letzten Kampf.

Beim Tagesgrauen, am 29. Mai 1453, gab der Sultan das Zeichen zum Angriff. Wie wild tobende Brandung tönte es zu den Griechen herüber: „Allah ist Gott und außer ihm keiner;" 18 Batterien spien zugleich ihren Kugelregen gegen das kleine Häuflein der Vertheidiger, wie ein Sturm brauste das feindliche Heer von allen Seiten heran. Die Abwehr war besonnen und todesmuthig. Die Türken fallen zu tausenden und füllen mit ihren Leibern die Gräben, — der erste Sturm war abgeschlagen. Nun naht in tiefem Schweigen die Hauptmacht, 260,000 Mann. Neuer rasender Kampf. Die Kugeln der Griechen reißen ganze Reihen der Feinde nieder, das griechische Feuer richtet entsetzliche Verheerungen an. Die Sturmkolonne hält inne, schwankt, kehrt um, — der zweite Sturm war abgeschlagen. Nun erbitten sich die 20,000 Janitscharen den Sturm, in diesem Augenblick wird Giustiniani an der Hand verwundet. Er bittet den Kaiser auszuharren, während er sich aufs Schiff verfüge, um die Wunde zu verbinden. „Mein Bruder,

---

6. Ducas cp. 37. Leonardus von Chios sagt von Notaras und Georg Scholarius, daß sie sich zu Florenz vor dem Papst als die eifrigsten Freunde der Union gerirt hätten, um von ihm belobt und geehrt zu werden. Note zu Ducas cp. 37. sub. fin. — 1) † Quellenberichte über Constantinopels Belagerung und Fall sind die byzantinischen Geschichtsschreiber Ducas, Phranzes (er war Protovestiar und kam mit Weib und Kindern als Sklave an den Oberststallmeister des Sultan, fand aber Mittel nach dem Peloponnes zu entfliehen, während Sohn und Tochter in den Harem des Sultan kamen) und Chalcondylas, der bei der Republik Ragusa freundliche Aufnahme fand und sich dann nach Italien begab. Nicolo Barbaro, Giornale dell' Assedio di Constantinopoli 1453. ed. E. Cornet, Wien 1856. Von Bearbeitungen vgl. Mordtmann, Belagerung und Eroberung von Constantinopel, Stuttgart 1858.

ruft der Kaiser ihm zu, deine Wunde ist leicht, halte aus! verlaß uns nicht in dieser Noth, auf dir beruht das Heil der Stadt, kehre nach deinem Posten zurück! Wohin willst du?" „Dorthin, entgegnete Giustiniani, wohin Gott selbst den Türken den Weg geöffnet," und entwich nach Galata, früheren Ruhmes und künftiger Schmach uneingedenk.[1]) In der Verwirrung, die hiedurch entstand, erstiegen die Türken die Mauern und bald ertönte der Ruf: „Die Stadt ist genommen." Während dessen waren die Feinde noch auf einer anderen Seite, durch die Kerkoporta eingedrungen und kamen den Vertheidigern in den Rücken. Immer lichter werden die Reihen um den Kaiser; „Ich will lieber sterben als leben," ruft er, wirft den Purpurmantel weg und stürzt den anstürmenden Feinden entgegen. Als er sich von all den Seinen, die die Flucht ergriffen, verlassen sah, ruft er wehmüthig: „Ist kein Christ da, der mir das Haupt abschlage?" Keiner mehr erweist ihm diesen traurigen Dienst, in demselben Augenblick fällt er unter den Streichen zweier Türken und sinkt unerkannt unter die Haufen der Leichen.

„Bei der ersten Nachricht, die Türken seien in die Stadt gedrungen, wollten die Weiber, die sich in den Straßen befanden, dies nicht glauben, als sie aber die Griechen einen nach dem andern von den Wällen in ihre Häuser flüchten sahen, bedeckt von Blut und Staub, da erkannten sie den nahenden Zorn Gottes. Männer, Frauen, Mönche, Nonnen, alles stürzte in Haufen nach der Sophienkirche. Wer Kinder hatte, trug sie auf den Armen, und ihre Häuser verlassend suchten sie Rettung am Fuße der Altäre. Die Straßen dahin sind von dichten Schaaren angefüllt. Aber warum drängt sich denn alles so hastig nach der Sophienkirche? Vor vielen Jahren hatten falsche Propheten verkündet, eines Tages würden die Türken in die Stadt eindringen, die Griechen niedermetzeln und bis zur Säule Constantins vordringen, hier aber würde ein Engel vom Himmel steigen und einem an der Säule sitzenden armen und niedrigen Mann ein gezücktes Schwert mit den Worten übergeben: „Nimm dieses Schwert und räche das Volk Gottes." Sofort würden dann die Türken die Flucht ergreifen und von den Griechen unter großem Blutbad verfolgt, nicht nur aus dem Abendland, sondern auch aus Kleinasien vertrieben und bis an die Grenzen des Perserreiches, an einen Ort, Monodendrium genannt, zurückgedrängt werden. So wogte denn die Menge nach der Hagia Sophia in dem Glauben, nun würde sich diese Prophezeihung erfüllen und in dem festen Vertrauen, wenn sie die Säule des Kreuzes erreicht, würden sie dem Zorn des Himmels entgehen. Innerhalb einer Stunde war die weite Kirche sammt allen Vorhallen, Gängen und Gallerien mit Menschen dicht angefüllt, die hier bei verschlossenen Thüren ihr Lebensheil zu finden hofften, wo sie seit der Kircheneinigung das Seelenheil zu suchen verschmähten. Der Gottestempel, der wegen des Henotikons seit langem leer gestanden, war nun mit Menschenbeute für die Türken vollgepfropft."

„Unglückliche, elende Griechen! ruft Ducas aus, jetzt, da Gottes Zorn auf euch ruht, flüchtet ihr in diese Kirche, als in einen Hafen des Heils, in diese Kirche, die ihr noch vor zwei Tagen wie eine Räuberhöhle gemieden, wo keiner von euch eintreten wollte, um nicht befleckt zu werden durch die Gemeinschaft mit jenen, die zur Einigung gerathen. Doch selbst diese schrecklichen Strafgerichte des Himmels, die euch getroffen, sind nicht im Stande, euere Verstocktheit zu brechen und zum Frieden umzustimmen. Wäre mitten

1) † Giustiniani, der seinen strahlenden Ruhm durch diese feige Flucht selbst verdunkelt, gieng nach Galata und von da nach Chios, starb aber bald darauf an den erhaltenen Wunden und an Gram und Reue.

in dieser schrecklichen Lage ein Engel vom Himmel gekommen und hätte euch angeboten: wenn ihr den Frieden und die Einigung annehmet, will ich die Feinde aus der Stadt treiben, ihr hättet nicht zugestimmt, und wenn ihr es gethan, so wäre es leere Heuchelei gewesen. Jene, die vor wenigen Tagen erklärt, es sei besser in die Hände der Türken als der Lateiner zu fallen, wissen wohl, daß ich die Wahrheit sage." [1])

Indessen waren die Türken plündernd und mordend zu der Hagia Sophia gekommen; mit Beilen erbrachen sie die verschlossenen Thore und machten die gesammte hier versammelte Menge zu Sklaven. Eine volle Stunde war nothwendig um alle zusammenzubinden; Männer, Frauen, Mönche, Nonnen, ohne Unterschied des Alters, Standes und Geschlechtes, wurden paarweise zusammengebunden und wie eine Viehheerde weggeführt. Die Kirche wurde geplündert und auf die entsetzlichste Weise entweiht.

Nachdem Ducas uns ein Bild dieses Greuels der Verwüstung gegeben, fährt er also fort: „Alles, was ich bisher erzählt, geschah von der ersten Stunde des Tages bis zur achten. Jetzt, da alle Gefahr und Furcht vorüber, begab sich der Tyrann mit seinen Vessiren und Satrapen, umgeben von zahlreicher Leibwache nach der Stadt. Vor der Sophienkirche angekommen, sprang er vom Pferd und trat in das Heiligthum. Dann rief er einen seiner gottlosen Priester, hieß ihn auf den Ambo steigen, um dort seine fluchwürdigen Gebete zu verrichten, indessen der Sohn des Verderbens, der Vorläufer des Antichrists, selbst auf den Altar stieg, um dort sein Dankgebet zu sprechen. O des Jammers, des entsetzlichen Greuels! wehe mir, wohin sind wir gekommen, was haben wir gesehen! Einen Türken auf dem hl. Altar, wo die Reliquien der Apostel und Martyrer ruhen. Einen Türken an hl. Stätte, wo das Lamm Gottes, das Wort des Vaters, geopfert und genossen, aber nicht verzehrt wird. Wahrlich, zu Bastarden und Abtrünnigen sind wir geworden und unserer Vergehen wegen wird unser Heiligthum den Heiden zur Verhöhnung preisgegeben. Dieser Tempel zu Ehren des Wortes und der Weisheit Gottes erbaut und geweiht, Tempel der hl. Dreieinigkeit, neues Sion genannt, heute ist er zum Altar der Barbaren, zum Hause Muhammeds geworden. Herr, deine Gerichte sind gerecht." [2])

Von der Sophienkirche zog der Sieger nach dem kaiserlichen Palast, dessen Schönheit, Oede und Trauer ihn ergriff; die Schauer der Vergänglichkeit umwehten ihn hier und er citirte den Vers eines persischen Dichters: „Die Spinne spinnt ihr Gewebe in dem kaiserlichen Palast, und die Eule singt ihren Wächtergesang auf den Thürmen von Afrassijab." Dann ließ er den gefangenen Großherzog Notaras vor sich führen und redete ihn also an: „Siehe dein schönes Werk der verweigerten Uebergabe, in dem Haufen der Erschlagenen, in der Zahl der Gefangenen." Notaras erwiderte: „In dieser Stadt hatte Niemand, weder der Kaiser, noch viel weniger ich, so viel Macht, dir dieselbe zu übergeben! „Wo ist der Kaiser? fragte der Sultan, ist er wohl zu Schiff entflohen?" Notaras entgegnete es nicht zu wissen, da er die Hut eines Thores gehabt, während der Kaiser sich an einem anderen befand. In diesem Augenblick brachten zwei türkische Soldaten den Kopf des Kaisers, den Notaras erkannte. Muhammed ließ ihn an die Porphyrsäule anheften, die Constantin der Große seiner Mutter Helena zu Ehren errichtet. Hier blieb er ausgestellt bis zum Abend, dann ließ ihm der Sultan die Haut abziehen, sie ausstopfen und als Siegestrophäe an die Fürsten Asiens senden.

Hierauf hieß er den Großherzog sich setzen und gab ihm tröstliche Worte, er ließ sogar seine Frau und Kinder im Lager und auf der Flotte

1) † Ducas cp. 39. — 2) † Ducas cp. 40.

suchen, und als sie herbeigebracht waren, gab er jedem 1000 Aspern, sandte sie in ihr Haus zurück und sprach zu Notaras: „Ich werde dich zu größeren Ehren erheben, als du sie unter dem Kaiser besessen, sei also gutes Muthes!" Hiedurch gekirrt gab der Elende Muhammed ein Verzeichnis der wichtigsten Hof- und Staatsbeamten, welche dieser nun alle aufsuchen, und denen, welchen sie als Beute zugefallen, je 1000 Aspern für den Kopf ausbezahlen ließ. Am folgenden Tage ritt Muhammed wieder in die Stadt, gerade zum Palast des Großherzogs, der ihm zum Gruß entgegeneilte. Da seine Gemahlin krank war, begab sich der Sultan an ihr Krankenlager und sprach zu ihr: „Sei gegrüßt Mutter, mögest du dich über die Schrecken der letzten Tage nicht allzusehr betrüben, ich kann dir mehr als das Verlorene zurückgeben; trage darum vor allem für deine Gesundheit Sorge." Dann ließ er sich die Kinder des Großherzogs vorstellen, die sich ihm dankbar zu Füßen warfen. Hierauf durchritt er die Stadt, die eine einsame Wüste geworden, wo es weder Menschen noch Thiere gab.

In der Nähe des herzoglichen Palastes hatte Muhammed ein großes Fest gegeben, bei dem er sich unmäßig dem Weine überließ. Halbtrunken gab er dem Oberstverschnittenen den Befehl: „Gehe in das Haus des Großherzogs und sag ihm, der Fürst befiehlt, daß du deinen jüngeren Sohn (er war schön von Angesicht und 14 Jahre alt), zum Gastmahl sendest." Der Vater des Jünglings, entsetzt ob der Botschaft des Tyrannen, sagte zum Eunuchen: „Unsere Religion gestattet nicht, daß mein Sohn von mir selbst der Schändung preisgegeben werde; lieber möge er den Henker senden, um mir das Haupt abschlagen zu lassen." Mit dieser Antwort kehrte der Eunuch zu Muhammed zurück, der voll Wuth den Befehl gab: „Nimm den Henker mit dir, führe mir den Sohn des Herzogs hieher, der Henker aber bringe diesen selbst und seine übrigen Kinder." Angekommen an dem Eingang des Palastes, führte der Eunuch den Jüngling zum Sultan, den Außenstehenden aber brachte er das Todesurtheil zurück. In diesem Augenblick fand Notaras die verlorene Würde der Seele wieder, er ermahnte seine Söhne als Christen zu sterben und endete seine Rede mit den Worten: „Gerecht bist du, o Herr." Die Söhne wurden vor den Augen des Vaters gemordet und dann der Vater selbst enthauptet, nachdem er noch in einer nahen Kapelle sein Gebet verrichtet, so daß er auf die noch zuckenden Leichname seiner Kinder fiel.[1]) Bei dieser Gelegenheit ließ Muhammed auch alle Hof- und Staatsbeamten ermorden, deren Namen er von Notaras erfahren hatte, von deren Töchtern und Frauen aber wählte er sich die schönsten für seinen Harem aus. So befand sich in Constantinopel kein einziger Bewohner mehr, alle lagen in Ketten im türkischen Lager, um als Gefangene nach Adrianopel geführt zu werden.

Der Cardinallegat Isidor befand sich gleichfalls mitten in den Schrecknissen der Hauptstadt. Um dem Tode zu entrinnen, hatte er einen Leichnam mit seinen Insignien bekleidet, diesem hieben die Türken auch wirklich den Kopf ab und brachten ihn mit dem rothen Hut dem Sultan, während Isidor als gewöhnlicher Gefangener in die Vorstadt Galata verkauft wurde, von wo er Mittel fand zu entkommen und Italien zu erreichen. Von hier aus schrieb er dann an alle christlichen Fürsten und schilderte ihnen in Flammenschrift die schrecklichen Greuel und entsetzlichen Profanationen, deren er Zeuge gewesen und forderte sie alle auf, ihre Kräfte gegen die Ottomanen zu vereinigen.[2])

---

1) † Ducas cp. 40. Es ist dies derselbe Notaras, der erklärt, lieber den Turban als die Tiara in Constantinopel zu sehen, und dem der Patriarch Gregor sein und seiner Kinder Ende vorausgesagt. — 2) † Raynald ad ann. 1453. no. 5 und 6.

† 63. Bei der Nachricht von der Eroberung Constantinopels durchzitterte das ganze Abendland ein Schreck- und Schamgefühl. Der Papst brach bei der ersten Kunde in Thränen aus, dann erließ er im September desselben Jahres eine Kreuzbulle gegen den Sultan, den Vorläufer des Antichrists. Allein jene Arme, die einstens in der Ebene von Clermont unter dem Rufe: „Gott will es!" „Gott will es!" das Schwert gezogen und sich das Kreuz angeheftet, waren längst vermodert. Das Abendland war zu sehr in sich gespalten, der Ruf des Papstes verhallte in der Wüste. Aeneas Sylvius schrieb unter dem 12. Juli 1453 an den Papst: „Ich schäme mich des Lebens, wären wir doch vor dem Falle Constantinopels gestorben! Italien, Deutschland, Frankreich und Spanien erfreuen sich des Friedens, und haben, o Schmach! die berühmte Stadt Constantinopel den weibischen Türken zur Beute werden lassen. Glauben und Lehre sehe ich zu Grunde gehen durch unsere Trägheit, die wir nur für das vor Augen Liegende Sinn haben. Besäßen wir einen größeren christlichen Eifer, dann wäre diese schmachvolle Niederlage uns nicht widerfahren. Vor allem aber, redet er den Papst an, mußtest du dieses Unglück beklagen. Der Schreiber der päpstlichen Annalen wird nach Erwähnung deiner großen Thaten am Schlusse beifügen: „Aber zu seiner Zeit ist die Kaiserstadt Constantinopel von den Türken eingenommen und geplündert worden." So wird dein Ruf büßen, ohne deine Schuld; denn obwohl du alle Mühe aufwandtest, der unglücklichen Stadt Hülfe zu bringen, vermochtest du doch die christlichen Fürsten nicht zu bewegen, für die gemeinsame Sache des Glaubens die Waffen zu ergreifen. Sie versicherten, die Gefahr sei nicht so groß, als man sie schildere, die Griechen seien Lügner, es sei ihnen nur um Geld zu thun. Du hast gethan, was du konntest. Nichts kann dir zur Last gelegt werden, wiewohl die Unwissenheit der Nachwelt dies thun wird." Die schwachen Versuche, die da und dort zu einem energischen Aufraffen gemacht wurden, blieben alle erfolglos. Es blieb bei schönen, begeisternden, ja oft erschütternden Worten, zu Thaten kam man nicht.[1])

* 64. Nachdem Muhammed die herrliche Stadt ihrer Bewohner völlig beraubt, dachte er nun daran, dieselbe wieder zu bevölkern, denn nicht wollte er sie vom Erdboden vertilgen, sondern zum Herrschersitz des großen Sultan erheben. So ließ er denn am vierten Tage, nachdem die Flotte mit reicher Beute abgesegelt, bekannt machen, daß alle Bewohner, die sich aus Furcht versteckt, frei und unbelästigt hervorkommen und alle Flüchtlinge zurückkehren möchten. Außerdem wurden aus den umliegenden Provinzen Asiens und Europas, aus Serbien und Kleinasien, aus Morea, Albanien und von den Ufern des schwarzen Meeres Bewohner nach der entvölkerten Stadt versetzt. Zugleich sollte auch die kirchliche Ordnung für die Griechen wieder hergestellt werden. Aus eigener Erfahrung, während seines Aufenthaltes in Constantinopel unter der Regierung seines Vaters, wußte Muhammed, daß die Griechen

---

1) † Cfr. Raynald ad ann. 1453 und 1454. Der einzige abendländische Fürst, der zum Schwert greifen wollte, war Herzog Philipp von Burgund. Er begab sich sofort auf den Weg nach Wien, um mit Kaiser Friedrich den Operationsplan zu verabreden. Dieser aber ließ ihm sagen: die Sache sei nicht so gefährlich, daß der Herzog deßhalb einen so beschwerlichen Weg machen sollte. Imperator, cui cordi non erat expeditio in Turcas, misit in occursum ejus (Philippi) qui dicerent, illum aegrotare, nihilque esse, cur se tanto vexaret labore, ut ipsum viseret. Ita frustratus Dux rediit in Burgundiam. Nescio, quonam fato tunc principes nostros, imprimis Fridericum, tanta ignavia socordiaque obsedit. Nihil animi Fridericus habuit, nihil magni, nihil gloriosi cogitare potuit. Mayer in Annal. Flandriae l. 16. p. 362.

einen Patriarchen haben; er fragte daher etwas unwillig, warum dieser kirchliche Würdenträger nicht vor ihm erscheine, um seine Huldigung darzubringen. Die versammelten Cleriker erwiderten, daß sie seit langer Zeit keinen Patriarchen mehr haben; der frühere habe sein Amt niedergelegt, und während der Wirren der letzten Zeit hätten sie keinen mehr erwählt. Der Sultan erkundigte sich, in welcher Weise unter den Kaisern die Besetzung des Patriarchates vor sich gegangen, und wollte dieselbe im Wesentlichen beibehalten wissen. Unter den christlichen Kaisern wurde dem neu erwählten Patriarchen ein goldenes, mit Edelsteinen und Perlen besetztes Scepter und ein Pferd aus dem kaiserlichen Marstall zugeschickt, auf dem er in feierlicher Procession von den Clerikern aus dem Palast des Kaisers in das Patriarchat geleitet wurde. Hier wurde er vom Kaiser in seine neue Würde eingesetzt mit den Worten: „Die hl. Dreifaltigkeit, welche mir das Kaiserthum geschenkt, verleihe dir das Patriarchat des neuen Rom." Nachdem nun die anwesenden Cleriker den Georg Scholarius, auch Gennadius[1]) genannt, zum Patriarchen gewählt, lud Muhammed diesen zu sich zur Tafel und empfieng ihn sehr ehrenvoll. Als die Zeit des Aufbruchs vom Palaste gekommen, übergab er ihm ein kostbares Scepter, mit den Worten: „Quod faustum ac felix sit, sei Patriarch, genieße unsere Freundschaft in allem Nöthigen, besitze die Rechte und Privilegien, wie sie die früheren Patriarchen vor dir ausgeübt. Nimm Besitz von dem Tempel der Apostel, der deine Residenz sein soll." Dann geleitete er ihn bis in den Hof und befahl den Großen des Reichs, ihn nach dem Patriarcheion zu geleiten. So ritt der neue Patriarch auf dem bereitstehenden Pferde zur Apostelkirche. Der bisherige Patriarchalsitz, die Hagia Sophia, war zur Moschee umgewandelt worden. In Bälde verlegte Gennadius aber das Patriarchat von der Apostelkirche nach der Muttergotteskirche Pammacarista. Da das Stadtviertel, in welchem die Apostelkirche lag, öde und verwüstet war, und Gennadius eines Tages im Vorhofe der Kirche einen erschlagenen Türken fand, hielt er sich nicht mehr für sicher in dieser Gegend und bat um Uebertragung des Patriarchates. Muhammed gewährte die Bitte und erbaute an der Stelle der Apostelkirche die nach ihm benannte Moschee. Der Sultan ließ sich sogar vom neuen Patriarchen über die christliche Religion unterrichten und zeigte sich sehr erstaunt über die Wahrheiten und Wunder dieser Lehre. Er fertigte dem Patriarchen ein Diplom aus des Inhaltes: „Daß ihn keiner belästige und störe, daß er ungekränkt, unbesteuert, unerschüttert von allen Gegnern, mit allen ihm untergebenen Erzpriestern für alle Zeiten von Steuern und Abgaben frei sei." Der schlaue Politiker wußte durch dieses Prunken mit einer scheinbaren Toleranz die Griechen zu beruhigen, um sich die noch übrigen Provinzen um so leichter unterwerfen zu können.

Nach Verfluß von fünf Jahren legte Gennadius, der vielen entstandenen Streitigkeiten überdrüssig, auf einer Versammlung von Priestern und Laien sein Amt nieder und zog sich in ein Kloster zurück. Es wurde nun in aller Ruhe Isidor, ein alter Mönch, gewählt, der aber kurze Zeit darauf starb.

Die dritte Wahl fiel auf Josephus, mit dem Beinamen Cusas oder Coccas. Die vielen widerlichen Streitigkeiten und Zerwürfnisse unter den Christen alterirten den unglücklichen Patriarchen dermaßen, daß er sich in einen Brunnen stürzte, um sich zu ertränken. Er wurde zwar wieder heraus-

---

1) † Es ist dies derselbe Georg Scholarius, den wir zu Florenz als Unionsfreund und bald nachher als giftigen Gegner der Union kennen gelernt haben. Caryophilus und Leo Allatius wollen zwei verschiedene Gregorii Scholarii annehmen, Renaudot aber hat die Identität beider überzeugend nachgewiesen. cfr. Hist. patriarch. const. AA. SS. Aug. T. I. p. 197.

gezogen und durch die Sorge der Aerzte gerettet, aber nur um neue und größere Kränkungen zu ertragen.

Um diese Zeit war auch das Reich Trapezunt den Schlägen Muhammeds unterlegen, und manche Christen kamen nach der Einnahme der Stadt nach Constantinopel. Einer derselben, früher Protovestiar von Trapezunt, sah eines Tages eine junge Griechin von seltener Schönheit, die Tochter des Fürsten von Corinth. Sofort wurde er in das Mädchen sterblich verliebt, und obwohl selbst verheirathet und Vater mehrerer Kinder, beschloß er die junge Griechin zu ehelichen. Zur Verwirklichung seiner Absicht bedurfte er der Auflösung der bisherigen Ehe, allein der Patriarch weigerte sich dessen ganz entschieden, und erklärte die Bestimmungen der Kirche nicht verletzen zu wollen. Der Protovestiar beklagte sich bei Muhammed über den Widerstand des Patriarchen, worauf dieser vom Sultan eine entehrende Strafe erhielt. Es wurde ihm der Bart geschoren und zugleich dem zweiten kirchlichen Würdenträger, dem Großecclesiarchen, zur heilsamen Einschüchterung des Clerus die Nasenlöcher gespalten.

An die Stelle des so entsetzten Patriarchen wurde Marcus mit dem Beinamen Xylocarabus gewählt, ein geborner Byzantiner, der in Bälde das Opfer einer niederträchtigen Verschwörung wurde. Eine Partei der Trapezuntiner Christen wollte einen ihnen besonders werthen Mönch Namens Simeon auf den Patriarchalstuhl bringen. Sie ersannen nun eine lügenhafte Anklage gegen Marcus, indem sie das Gerücht in Umlauf zu bringen wußten, er habe sich die Gunst des Sultan um ein Geschenk von 1000 Ducaten erkauft. Sofort schrie man, daß der Patriarch ein Simonist sei, daß er excommunizirt und ein anderer an seine Stelle ernannt werden müsse, nämlich Simeon von Trapezunt, der dem Sultan gleichfalls 1000 Ducaten offeriren werde. Muhammed lächelte anfangs bei diesen Reden der griechischen Christen, dann blieb er einige Zeit nachdenklich stehen, er mochte sich wundern über die Thorheit, wie über die Schamlosigkeit solcher Menschen. Sofort aber ergriff er die Gelegenheit und gieng auf ihr Verlangen ein.

Marcus wurde excommunizirt und Simeon an seine Stelle erhoben, aber auch dieser blieb nicht lange in ruhigem Genuß seiner Stelle. Eine gewisse Maria, die Mutter einer der Lieblingsfrauen Muhammeds, begab sich zu ihrem Schwiegersohn mit einem Geschenk von 2000 Ducaten. „Was willst du, meine Mutter, mit diesem Geld?" fragt der Sultan. „Ich habe einen mir lieben Mönch, entgegnete die Frau, den ich mir durch Euere Majestät zum Patriarchen erbitte." Muhammed nahm das Geld und sandte den Griechen den Befehl, den gegenwärtigen Patriarchen, auf dem die schwere Schuld lastete, nur 1000 Ducaten offerirt zu haben, zu entsetzen, und denjenigen an seine Stelle zu wählen, der das Antrittsgeld verdoppelte, es war dies Dionys von Philippopolis.

So wurde der fünfte Patriarch, der den simonistischen Handel um das Patriarchat, das bisher von aller Simonie frei geblieben, veranlaßt, seiner Würde entsetzt. Nach Verfluß von acht Jahren wurde auch der neue Patriarch Dionysius beschuldigt, daß er beschnitten worden von den Moslim, die ihn einst als Sklaven gekauft. Da seiner gegentheiligen Versicherung nicht geglaubt wurde, mußte er in einer öffentlichen Versammlung von Bischöfen und anderen kirchlichen Würdenträgern sich einer Ocularinspection unterwerfen. Voll Scham hierüber warf er den Hirtenstab weg und schloß sich in ein Kloster ein. Sofort rief man den früheren Patriarchen Simeon zurück, wählte ihn zum zweitenmal und ließ ihn nochmals 2000 Ducaten bezahlen.

Doch all das war noch nicht genug. Nachdem Simeon 3 Jahre lang in Ruhe sein Amt verwaltet, entstand neues Aergernis. Ein gewisser Mönch, Namens Raphael, von Geburt ein Serbe, der des Griechischen nicht mächtig

war, ein unverbesserlicher Trunkenbold, verkehrte viel mit den kaiserlichen Palastbeamten. Von diesen erhandelte er sich den Hirtenstab. Er erklärte, falls er zum Patriarchen ernannt würde, das übliche Ingreßgeld von 2000 Ducaten jährlich entrichten zu wollen. Der Sultan nahm dieses Anerbieten freudig an, auf seinen Befehl wurde Simeon ein zweitesmal entsetzt und der Serbe Raphael auf seine Stelle erhoben. Er führte einen geradezu schamlosen Lebenswandel, niemals konnte er nüchtern getroffen werden, stets fand man ihn betrunken; das Unglaubliche und fast Unsagbare aber ereignete sich am hl. Charfreitag, wo der Patriarch bei der Passionsfeier des Herrn so voll des Weines erschien, daß er auf seinem Thron einschlief und ihm der Hirtenstab entfiel. Trotz dieses gräßlichen Aergernisses blieb er doch ein volles Jahr auf seinem Stuhl, die Verlegenheit erschien für ihn erst bei Beginn des zweiten Jahres, als er das bestimmte Sündengeld von 2000 Ducaten wieder bezahlen sollte. Das erstemal wußte er die Summe zusammenzubriugen, das zweitemal aber sah er sich außer Stande und wagte sich nicht an die Christen zu wenden. Doch was thun die Türken? Sie nehmen den Patriarchen, binden ihm einen Strick um den Hals und zwingen ihn so, von einem Türken begleitet, in den Straßen der Stadt, die dem Sultan schuldige Summe zu erbetteln. Unter dieser Schmach beschloß er sein ruhmloses Leben.

Nach seinem Tode wurde die Patriarchenwahl wieder frei unter der Bedingung, daß 2000 Ducaten jährlicher Tribut und 500 Ducaten einmaligen Ingreßgeldes bezahlt werde. Um diesen Preis erhielten die Griechen ihr Patriarchat wieder zurück. Man erhob nun einen frommen Mönch Namens Maximus, einen tüchtigen und würdigen Mann, und von da an erfreute sich die Kirche von Constantinopel während der letzten Jahre Muhammeds II. einer verhältnismäßigen Ruhe.[1])

So weit hatten es die Griechen mit ihrem blinden Haß gegen Rom und das Abendland gebracht, daß sie vom Todfeind der christlichen Sache, vom grausamen Knechter ihrer Nation, die Ernennung zur höchsten geistlichen Würde erbetteln und erkaufen mußten. Der Patriarch, der mit dem Stellvertreter Christi keine Gemeinschaft haben wollte und die Anerkennung seiner Oberhoheit als einen unsühnbaren Frevel ansah, erröthete nicht, aus den Händen eines Muhammed den Hirtenstab zu empfangen. Ist eine größere Selbstentehrung und eine entwürdigendere Erniedrigung für Christen denkbar! Aber die Griechen wollten lieber den Turban, als die Tiara, und noch heute ist ihnen der türkische Säbel und die russische Knute erwünschter, als der Hirtenstab des hl. Petrus.

---

1) † Vorliegende Schilderung des griechischen Patriarchates nach dem Falle von Constantinopel, ist der bereits erwähnten Historia Patriarch. const. der Bollandisten Aug. T. I. p. 197 ff. entnommen. Diese selbst fußt auf der Historia Turco-Graeciae libri 8. des Martinus Crusius, Basel 1584.

Drittes Kapitel.

Die moderne sogenannte macchiavellistische Politik in Deutschland, — Frankreich, — England — und den übrigen europäischen Staaten.

† 65. Wenden wir uns von diesem beklagenswerthen Zustande der griechischen Kirche wieder nach dem Abendlande, so dürfte vor allem das Staatsleben der occidentalischen Völker eines flüchtigen Einblickes nicht unwerth sein. Gegen Ende unseres Jahrhunderts fand nämlich in den meisten west- und mitteleuropäischen Staaten eine fundamentale Umwälzung statt, so daß man mit vollem Recht von Beginn des sechszehnten Jahrhunderts eine neue Periode der Staatsgeschichte datiren kann. Solche politische Wandlungen sind aber nicht selten auch für das kirchliche Leben von tiefgreifender Bedeutung, und verdienen darum auch in der Kirchengeschichte die entsprechende Berücksichtigung. Gerade in unserer Periode dürfte der Einfluß der politischen Umwälzung auf den Gang des kirchlichen Lebens ein viel folgenschwererer gewesen sein, als man auf den ersten Blick glauben möchte; ja wir glauben, daß gerade in ihr der eigentliche Schlüssel liegt zum vollen Verständnis der religiösen Bewegungen und Wirren und deren schließlichen Endresultate, welche zu Anfang des folgenden Jahrhunderts die abendländischen Staaten durchtobten. Jedem muß auffallen der ganz verschiedene Verlauf und Erfolg, den die Reformation in den einzelnen abendländischen Staaten gehabt. Deutschland spaltet sich in zwei feindliche Hälften, England fällt der Trennung ganz anheim, Spanien bleibt ganz verschont, in Frankreich behält nach heftigen Kämpfen der Katholicismus die Oberhand. Woher diese seltsame Erscheinung? Jene, welche die gesammte katholische Kirche aller Länder einer völligen Entartung und Degeneration verfallen sein lassen, werden nicht leicht eine befriedigende Antwort zu geben vermögen. Nicht ungern nimmt man seine Zuflucht zur religiösen Veranlagung des deutschen Volkes, eine Ausflucht, die in sich selbst unwahr und sophistisch ist. In Wahrheit liegt der letzte Grund berührter Verschiedenheit in der veränderten Staatsform, mit der die verschiedenen Länder in das neue Jahrhundert hinübergetreten sind. Es dürfte nicht allzu schwer halten, den Nachweis zu liefern, daß, wenn Luther in irgend einem anderen europäischen Staat aufgetreten, nur nicht in Deutschland, oder hier zur Zeit anderer Staatsverhältnisse, sein und seines Werkes Schicksal ein völlig anderes gewesen wäre; dies aber nicht des Unterschiedes der religiösen Veranlagung der Deutschen vor anderen europäischen Völkern, sondern der Staatsverfassung der einzelnen Länder wegen.

Am gründlichsten ward die Feudalmonarchie gebrochen in Spanien und in England; dort durch kluge Politik der Krone und die Hülfe der Inquisition, hier durch die blutigen Rosenkriege, welche die meisten und vor allem die mächtigsten Häupter des Adels abgeschlagen. Erschöpft durch Blut und Greuel lag das Land zu den Füßen des noch übrigen letzten Sprossen des Herrscherstammes. Sehr geschwächt, aber nicht völlig gebrochen und beseitigt sehen wir

den Feudalstaat in Frankreich, während er in Deutschland mächtig, ja, auf Kosten der fast gänzlich machtlosen Königsgewalt, übermächtig dasteht.

Ein gemeinsamer Zug findet sich in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts im politischen Leben sämmtlicher europäischer Staaten ohne Ausnahme, es ist dies die Selbstsucht, der Eigennutz, der Staatsegoismus, das Streben nach Macht. Zwar wird sich dieses Streben in jedem gesunden Staatswesen in gewissem Grade finden müssen, sofern es ein integrirender Bestandtheil des Selbsterhaltungstriebes ist, das unserer Zeit Charakteristische aber ist, das Ungemessene dieses Strebens, das sich über alle Vorschriften von Religion und Sittlichkeit hinwegsetzen zu dürfen glaubt, und unbekümmert um Recht und Pflicht, erlaubte wie verwerfliche Mittel ohne Scheu anwendet, falls sie nur zum gewünschten Ziele führen. Diese sogenannte moderne Politik finden wir gleichmäßig in allen Staaten wieder, nur mit dem Einen großen Unterschied, während sie in den übrigen europäischen Staaten von der Krone zur Festigung ihrer Macht und zur Schwächung und Niederhaltung des übermächtigen Feudaladels geübt wird, sehen wir sie in Deutschland von den Vasallen zur Schwächung der Königsgewalt in Anwendung gebracht. Die Folge ist, daß die anderen Staaten geeinigt und stark in das neue Säculum hinübergehen, Deutschland aber gespalten und machtlos; Grund dieser bedauerlichen Erscheinung ist, daß in der entscheidenden Zeit nicht ein thatkräftiger und energischer Herrscher Deutschlands Königskrone getragen.

† 66. Friedrich III., oder, wenn Friedrich der Schöne mitgezählt wird, Friedrich IV., wurde am 2. Februar 1440 zu Frankfurt einstimmig zum deutschen König gewählt.[1]) Er war ein Fürst von häuslichen Tugenden und frommer Gesinnung, aber von geringen Herrschergaben. Sebastian Frank sagt in seiner Chronik von Deutschland: „Er war ein schöner, wohlgestalter Fürst, eines stillen, niederen Gemüthes, einer scharfsinnigen Vernunft, eines guten Gedächtnisses, der Geistlichkeit ein sonder Liebhaber, des Friedens und Ruhe über die Maaßen begierig. Ausgezeichnete Menschen, die vor Anderen Etwas waren oder konnten, oder an Tugenden vorschienen, hatte er besonders lieb, legt und wendet viel auf sie. Er hatte Lust, schöne Gebäude aufzuführen und lieber mit Fried zu bauen, denn durch Krieg zu brechen. Lustgärten und Edelgestein hatte er etwas mehr lieb denn ihm billig geachtet ward, und in seinen Händeln war er etwas hinlässig und träg. Er ward von vielen karg gescholten."[2]) Unter anderen Zeitverhältnissen wäre ein solcher Mann sicherlich ein trefflicher Regent gewesen, sich und sein Volk beglückend, unsere Zeiten aber forderten andere Eigenschaften. Dreier Aufgaben wegen war Friedrich

---

1) † Rohrbacher gibt über die politischen Zustände Deutschlands unter Friedrich III. und Maximilian I. weiter nichts, als die dürftigen Notizen aus dem berühmten Mauriner-Werk: „l'art de verifier les dates des faits historiques." Paris 1750. Ueber die reiche Quellenliteratur unserer Zeit vgl. Gräße: Allgemeine Literärgeschichte II. Bd. 3. Abth. 2. S. 1128 ff. — Kurz, Oesterreich unter Kaiser Friedrich IV. 2. Thl. Wien 1812. Voigt, Enea Silvio da Piccolomini als Papst Pius II. und sein Zeitalter. Berlin 1856. — 2) † Bonfinius († 1502) der „ungarische Livius" sagt von ihm (Dec. IV. l. IV.): hic otii et quietis amator, quin et plus aequo negligens, desidiosus et tardus . . . . non modo parcus et frugi, sed avarus et plus pecuniarum, quam honoris appetens. Campanus, episcopus Interamnensis († 1477) sagt: Caesarem dubii et latebrosi consilii hominem nihil ad communem salutem, omnia ad suam utilitatem revocare. Campanus, der als päpstlicher Legat auf dem Reichstag zu Regensburg 1454 anwesend war, wo über die Türkenfrage berathen werden sollte, schreibt über Friedrich in seinem cp. 13: „Wenn er einst so gut kämpft, als er jetzt schläft, ist der Sieg unser."

von den deutschen Fürsten zum König gewählt worden: um der Türkennoth zu steuern, die Kirchenreformation weiterzuführen, und den Frieden im Reiche zu stiften. Die letztere der drei Aufgaben ließ er sich in vorzüglicher Weise angelegen sein, aber ohne seine Bemühungen mit glücklichen Erfolgen gekrönt zu sehen; es mangelte ihm auch hier die Entschiedenheit und Energie. Stets wählte er den friedlichen Weg der Verhandlungen, der Bündnisse, der Verträge, anstatt da, wo es nothwendig war, mit fester Hand zum Schwert zu greifen, die inneren Aufstände niederzuschlagen und den äußeren Feinden muthig die Stirne zu bieten. So hat er 53 Jahre hindurch in zurückhaltendem Abwarten die folgenreichsten Ereignisse und Bewegungen an sich vorüberziehen lassen, ohne daß er entscheidend in den Gang der Dinge eingegriffen hätte. Er war der Cunctator auf dem deutschen Kaiserthron,[1]) und leider zu einer Zeit, wo es mehr denn je eines thatkräftigen und energischen Mannes bedurft hätte. Gleich in der kirchlichen Reformfrage und dem Schisma zeigte er sein unglückliches Zaudersystem. Anstatt sich sofort offen und entschieden für den rechtmäßigen Papst zu erklären und die nothwendigen Reformbedingungen zu stellen, zu deren Annahme eben jetzt der günstigste Zeitpunkt war, zog er die Entscheidung von einem Reichstag zum andern, bis er sich schließlich 1445 den offenen Anschluß durch 100,000 Goldgulden und eine Menge Privilegien abkaufen ließ,[2]) die wohl momentan seine persönliche Macht erhöhten, die Reformfrage aber nicht nur nicht lösten, sondern noch acuter gestalteten. Bei jenem Anlaß war Friedrich auch die Kaiserkrone versprochen worden, und sie zu holen zog er ohne Heer, mit bloßem militärischem Gefolge über die Alpen, unbekümmert um den Aufstand, der unter Cillys und Eizingers Leitung hinter ihm aufloderte. Sein Erscheinen in Italien machte nicht mehr den Eindruck früherer Jahrhunderte, der Glanz und Zauber des Kaiserthums war geschwunden und Friedrich war nicht der Mann, ihn wieder neu aufleben zu lassen. Am 9. März 1452 zog er in Rom ein, am 16. wurde er zum König der Lombarden gekrönt und mit Eleonora, der 16jährigen portugiesischen Infantin, vermählt,[3]) am 19. desselben Monats wurde er und seine Gemahlin mit der Kaiserkrone[4]) geschmückt, der letzte deutsche Kaiser, der in Rom gekrönt wurde. Als Friedrich in seine Stammlande zurückkehrte, stand alles in hellem Aufruhr, der Kaisername, den er mitbrachte, hatte seine Macht verloren und konnte den Sturm nicht bändigen. Wenig fehlte und der Kaiser wäre in Neustadt den Aufrührern in die Hände gefallen; er sah sich gezwungen nachzugeben und den Ungarn und Böhmen den Sohn Albrechs, den 12jährigen Ladislaus, aus der Vormundschaft zu entlassen. Für die Einbuße an Macht

---

1) † Albert Krantz († 1517) sagt, Saxonia l. XI. c. 33: „Fridericus nimium quietus toleravit omnia, cunctator, ut diu habebatur, salutaris, quod maturitati dabatur, sed ille nunquam pervenit, ut vim ostenderet. Quoties enim apud illum fieret rerum exploratio, quod haec et illa fierent, haec et illa timerentur, ferunt respondisse: necdum esse tempus, illa emendandi. — 2) † Das Genauere über die Wiener und Frankfurter Verhandlungen, sowie die sog. Fürstenconcordate siehe Bd. 22. Das Wiener Concordat folg. Cap. Ueber die fortwährenden Verhandlungen auf deutschen Reichstagen und mit deutschen Fürsten cfr. Düx, Cardinal Cusa I. 3. Buch. Chmel Gesch. Kaiser Friedrichs IV. Band II. S. 382 ff. Das Werk geht nur bis 1452. — 3) † Der gewandte Vermittler dieser Heirath, wie auch der ganzen Kaiserkrönung war Aeneas Sylvius, der eben auf dieser Reise (1450) von Nicolaus V. zum Bischof seiner Vaterstadt Siena ernannt wurde. Hier traf Friedrich mit seiner Braut Eleonora zusammen. — 4) † Die oratio gratulatoria in coronatione Friderici III. imp. Romae sub Nicolao V. pontif. facta ad utrumque ap. Freher scr. rer. Germ. ed. Struwe III. p. 9. Cfr. auch Raynald ad ann. 1452 n. 1 ff.

und moralischem Ansehen suchte sich der Kaiser dadurch zu entschädigen, daß er 1453 seine Stammlande zum Erzherzogthum erhob. Schon 1457 starb der junge König Ladislaus eines plötzlichen Todes, als er sich eben mit Margaretha, der Tochter Karls VII. von Frankreich vermählen wollte. Kurz zuvor hatte er noch Ladislaus Hunyadi, den tapfern Sohn des ruhmreichen Siegers von Belgrad, enthaupten lassen, weil dieser den heimtückischen Intriganten Ulrich von Cilly niederhauen ließ. Durch Ladislaus' raschen Tod waren zwei Kronen zumal erledigt, die böhmische und die ungarische; durch Friedrichs Saumseligkeit giengen für Oestreich vorerst beide verloren. Wohl erhob er machtlose Ansprüche und legte sich sofort den Titel eines Königs von Ungarn und Böhmen bei, konnte sich aber nicht entschließen, sofort mit starker Hand nach dem wichtigen Erbe zu greifen. Während er zögerte hatten die Böhmen und Ungarn andere Könige gewählt, jene den Hussitenfreund Georg Podiebrad, diese Matthias Corvinus, den Sohn von Hunyadi, des Siegers von Belgrad. Kaiser Friedrich blieb die Krone des hl. Stephanus, die er seit der Vormundschaft über Ladislaus noch in Händen hatte, bis er sie 1464 um 60,000 Goldgulden an Matthias auslieferte, wofür er den Titel eines Königs von Ungarn und das Recht eventueller Nachfolge zugesichert erhielt. Wie im Osten, so zeigte sich Friedrichs Kaisermacht auch im Süden und Westen des Reiches als unmächtig. In Mailand hatte sich der Condottiere Franz Sforza vom Köhlerknaben zum Herzog aufgeschwungen, ohne daß Friedrich die Oberlehenshoheit des Reiches anders geltend zu machen suchte, als daß er sich in Rom die lombardische Krone aufs Haupt setzen ließ. Zwar anerkannte er Sforza in seiner angemaßten Würde nicht, trotzdem aber vererbte dieser das Herzogthum wie ein angestammter Fürst auf seinen Sohn Galeazzo. Der Versuch Friedrichs, die ehemaligen habsburgischen Besitzungen in der Schweiz wieder an sein Haus zu bringen, diente nur dazu, des Kaisers Macht und Ansehen im Reich noch mehr zu schwächen. Die „Armagnaken," die er hiezu als Söldner geworben, hausten unter dem französischen Dauphin in deutschen Reichslanden, namentlich im Elsaß, wie in Feindesland, und Friedrich sah sich außer Stande, dem wilden Treiben Halt zu gebieten. So wurde aller Haß und Unwille des verzweifelnden Volkes auf ihn, als den Urheber solcher Leiden abgeladen. Den heftigen Vorwürfen, die dieserhalb auf dem Nürnberger Reichstag 1444 verlautbarten, wußte sich der Kaiser nur durch beschämende Flucht zu entziehen. Die Eidgenossen aber, die sich heldenmüthig vertheidigten, wurden Kaiser und Reich nur noch mehr entfremdet.

Noch weniger erfolgreich vermochte Friedrich dem kühnen Herzog Karl von Burgund entgegenzutreten, der immer frecher seine Hand nach deutschem Reichsgebiet ausstreckte. Da er stets ohne Armee und ohne Geld war, konnte er einen Waffengang mit dem kriegserfahrenen und wohlgerüsteten Vasallen nicht wagen, er verlegte sich daher auch hier auf friedliches Unterhandeln. Karl sollte König und seine Erbtochter Maria die Gattin Maximilians werden, aber plötzlich brach der Kaiser die Verhandlungen aus unbekannten Gründen ab, und verließ unvermuthet Trier am 25. Nov. 1473. Nach Karls Tod kam aber die wichtige Verbindung doch zu Stande und Maria wurde Maximilians Gemahlin am 20. August 1477. Selbst im entfernten Norden erlitt das Kaiserreich Einbuße, indem der Ordensstaat Preußen unter polnische Lehenshoheit kam, obwohl die Ordensritter deutschen Stammes waren.

Zeigte sich so die Kaisermacht überall unfähig, das Reich nach Außen kräftig zu vertreten und dessen Rechte entschieden zu wahren, so waren Ansehen und Macht nach innen von noch geringerer Bedeutung. Eine Schilderung, die uns ein Zeitgenosse von dem damaligen Zustand des Reiches macht, zeigt uns das Trostlose der inneren Lage in den grellsten Farben. „Die Fürsten

führen mit den Städten, sagt Martin Mayr, die Städte mit den Fürsten unaufhörlich Krieg und Niemand ist so niedrigen Standes, daß er seinem Nachbar nicht die Fehde ansagen könnte. Es gibt daher in ganz Deutschland keinen ruhigen Winkel; wohin man sich wendet, hat man sich vor Nachstellung, Raub und Mord zu hüten; die Geistlichkeit genießt keinen Frieden, der Adel keine Ehren. Obgleich wir uns nach Ruhe sehnen, treffen wir keine Anstalten, den Frieden herzustellen. Denn der Friede gedeiht nur durch die Rechtspflege und das Recht gilt nur, wenn eine bewaffnete Macht da ist, welche die Willkür in Schranken hält; da nun keine da ist, so ist jeder sich Herr und König." Welch trostlose, „kaiserlose, schreckliche Zeit!" Wer möchte beim Lesen solchen Berichtes noch glauben, daß ein Kaiser an der Spitze des Reiches gestanden. Leider war es Friedrich III.; hätte ein Friedrich I. das Scepter geführt, Deutschlands innere Verhältnisse hätten wohl eine andere Wendung genommen. Thatsächlich lagen die Dinge in Deutschland für einen entschlossenen und zielbewußten Herrscher günstiger denn je. Falls er es verstand im rechten Augenblick mit Kraft und Energie aufzutreten, so mußten es ihm die fortwährenden Kämpfe zwischen den Städten und Fürsten, sowie die Eifersucht unter letzteren nicht allzu schwer machen, eine starke Königsmacht zu schaffen. Wenn er in der wilden Faust- und Fehdezeit als Kaiserlicher Herr, als Schützer des Rechts und Schirmer des Friedens mit starker Macht erschien, eilten ihm Tausende freudig und dankbar zu. Vor allem legte es sich nahe, auf Seite der mächtigen und reichen Städte zu treten, um mit ihrer Hülfe die übermächtigen und immer mehr sich völlig unabhängig machenden Vasallen zu beugen, wie Ludwig XI. in Frankreich gethan. Gewiß hätten sich diese in ihrem Verzweiflungskampf gegen die erdrückende Macht des Adels, freudig und hülfbereit an eine starke Kaisermacht angeschlossen. So wäre es wohl möglich geworden, eine neue Reichsverfassung auf Grund einer starken Königsgewalt anzubahnen, vielleicht schon durchzuführen, und Deutschland vor namenlosem Unheil und Verderben zu bewahren.

Statt all dessen sah der Kaiser den vielen blutigen Fehden und fast ununterbrochenen inneren Kämpfen völlig unthätig und theilnamslos zu, als ob sie in einem ihm völlig fremden Lande ausgefochten würden. Fünf Jahre, 1444—49, wüthete in Westfalen ein verheerender Krieg zwischen Erzbischof Dietrich II. von Köln und der Stadt Soest und ihren Verbündeten. Der streitlustige Markgraf Albrecht von Brandenburg-Ansbach, der deutsche Achilles, lag in blutigem Kampfe mit Nürnberg und den ihm verbündeten Städten, wo binnen Jahresfrist weit über 200 Dörfer und Flecken eingeäschert wurden. In Sachsen wüthete fünf Jahre hindurch, 1446—51, zwischen Churfürst Friedrich und Herzog Wilhelm wilder Bruderkrieg, während die Gegenden am Rhein und Neckar durch die „Pfälzerfehde" verwüstet und verödet wurden. In dem verheerenden Streit zwischen Wittelsbach und Hohenzollern und der beiderseitig Verbündeten, zwischen Herzog Ludwig von Baiern und dem Pfalzgrafen Friedrich dem Siegreichen einer- und dem Markgrafen Albrecht andererseits giengen über 600 Ortschaften in Flammen auf, und die Bauern bekamen es schrecklich zu fühlen, wie entsetzlich es ist, wenn die Fürsten in Fehde liegen. Die siegreichen Schlachten zu Giengen an der Brenz und zu Seckenheim (1462) entschieden zu Gunsten der bairischen Fahne. All diesen Greueln blieb der Kaiser ferne, hielt es nicht einmal für nöthig, ins Reich zu kommen. Wie sollte er freilich in dem weiten Reiche Ordnung schaffen, wenn er in den eigenen Stammlanden seine Autorität nicht aufrecht zu halten wußte. Zeigte er doch 1460 in dem revoltirenden Wien eine Schwäche, daß sich selbst seine Gemahlin Eleonora in ihrem fürstlichen Gefühle verletzt fühlte; es ist darum nicht zu wundern, wenn er dasselbe schließlich seinem unruhigen Bruder Albrecht überlassen mußte. Wohl befreite ihn in Bälde der Tod von diesem

gefährlichen Rivalen (1463), allein seine Lage konnte sich nicht bessern, da seine Herrschereigenschaften sich nicht änderten. Vor allem war es der heldenmüthige Ungarkönig Matthias Corvinus, den die Schwäche seines Nachbarn nicht zur Ruhe kommen ließ. Bald nach dem Oedenburger Frieden (1464) brachen die Feindseligkeiten aufs neue aus, weil Friedrich nach Podiebrads Tode (1471) die Ansprüche des Ungarn auf Böhmen nicht unterstützte, sondern sich für den Polenprinzen Wladislaus erklärte. Die ungarischen Reiterschaaren verheerten und brandschatzten die österreichischen Lande weithin, und auch der Gmunder Frieden (1477) brachte keine dauernde Ruhe, sondern nur zeitweiligen Waffenstillstand. Der Salzburger Metropolitanstreit entzündete die Kriegsfackel aufs neue (1481). In raschem Siegeslauf eroberte Matthias alles Land unter der Enns; Friedrich mußte aus Wien fliehen, um es nie wieder zu sehen. Nur dem muthigen Feldhauptmann, Georg von Stahremberg, ist es zu danken, daß nicht auch Oberöstreich dem Feinde ganz in die Hände fiel. Am 1. Juni 1485 mußte sogar Wien, das sich bis dorthin heldenmüthig vertheidigt hatte, dem Sieger die Thore öffnen. Diese Trauerkunde vernahm der Kaiser mit den Worten: das größte Glück sei das Vergessen unwiederbringlicher Dinge. So hatte der Kaiser thatsächlich fast alles verloren, nur Eines war ihm geblieben, die unerschütterliche Hoffnung auf Oestreichs Glück, die ihn nie, auch in der äußersten Noth nicht, verließ.[1]) Wohl war diese Hoffnung begründet, aber sie ruhte nicht auf dem kraft- und energielosen Kaiser, sondern auf seinem heldenmüthigen, trefflichen Sohne Maximilian, seit 1477 Herzog der burgundischen Lande.

† 67. Max war zu Wiener Neustadt am 22. März 1459 geboren, und hatte in den damaligen wirren Zeiten eine bewegte Jugend durchgemacht. Vom Vater besaß er den hellen Verstand, das staunenswerthe Gedächtnis, die glückliche Gabe des Witzes, von der portugiesischen Mutter das Feuer des Südens, die glänzende Phantasie, den erhabenen Seelenschwung. Er war ein Bild männlicher Schönheit, von offenem, ehrlichem Gemüth, leutselig, voll Vertrauen und Muth. Er war der kühnste Bergsteiger, der beste Jäger, der tüchtigste Held, im Turnier sowohl, als auf dem Schlachtfeld. Es war darum nicht zu wundern, wenn die Edelsten und Besten der Nation in der trostlosen Zeitlage hoffnungsvoll ihre Augen auf den herrlichen Kaisersohn warfen. Einstimmig wurde er auf dem Reichstag zu Frankfurt am 16. Februar 1486 zum deutschen König gewählt, man hoffte von dieser glücklichen Wahl den Anbruch einer neuen Zeit. Die Aufgabe, die des jungen Königs im Reiche sowohl, wie in den eigenen ausgedehnten Ländern harrte, war keine geringe. Sofort erließ er Mahnschreiben an die Oestreicher, muthig auszuhalten, in Bälde werde er als Erlöser vom Ungarjoch erscheinen. Auf sein Betreiben wurde sofort ein kräftiger Anfang mit der so oft und so viel besprochenen Reform des Reiches gemacht, durch Gründung des schwäbischen Bundes, dessen Stiftungstag der 14. Februar 1488 ist. Nachdem er die Bewegung in Belgien glücklich bewältigt, Tyrol, das der leichtsinnige Herzog Sigismund bereits an Baiern verschrieben, wieder an das Haus Habsburg gebracht (1490), eilte Max nach Wien, das ihm freudig die Thore öffnete. Am 29. August 1490 wurde die Burg erstürmt. Da Matthias am 4. April desselben Jahres gestorben, konnte Max sogar hoffen, König von Ungarn zu werden. Er ver-

---

1) † Es scheint, als ob er das Glück Oestreichs in den Sternen gelesen. Zwischen den gewöhnlichen Aufzeichnungen seines Tagebuches fand sich fortwährend sein Wahlspruch eingezeichnet: A. E. I. O. U., was gewöhnlich also gedeutet wird: Austriae est imperium orbis universi.

mochte zwar seine Ansprüche nicht durchzusetzen, Ladislaus von Böhmen wurde zum König gewählt, doch erzwang sich Max im Frieden zu Preßburg 1491 die Anerkennung seiner Erbansprüche.

Seit 1493 war Max Kaiser des deutschen Reiches, da sein Vater am 19. August dieses Jahres in Linz gestorben. Die letzten Tage seines Lebens verbrachte Friedrich III. mit Beten, Goldmachen und astronomischen Träumereien in völliger Abgeschlossenheit. Kein Kaiser hat länger, keiner aber auch unglücklicher regiert.

Allgemein war die Ueberzeugung im ganzen deutschen Reich, daß man an einem Wendepunkt der Dinge angekommen, daß Deutschland sich endlich auf sich selbst besinnen, daß eine Aenderung seiner inneren Lage herbeigeführt werden müsse, wenn es nicht den ringsum sich sammelnden Mächten zum Opfer und zur Beute werden solle. Ein wichtiger Schritt zu dieser allerorts ersehnten Besserung wurde gemacht auf dem ersten Reichstag, den Maximilian nach Worms berufen 1495.[1]) Das Haupt der Reformpartei war Churfürst Berthold von Mainz, auf sein Betreiben kamen drei Punkte zur Verhandlung. Vor allem mußte ein Landfrieden publizirt werden, damit endlich das eigenmächtige Fehdewesen großer und kleiner Raubritter aufhöre. Sollte diese Verordnung nicht todter Buchstabe bleiben, so mußte eine Behörde geschaffen werden, welche über die Beobachtung des Landfriedens wachte und die Zuwiderhandelnden bestrafte. Es wurde daher das Reichskammergericht errichtet, mit dem Sitz in Frankfurt, später nach Speier und Worms, zuletzt nach Wetzlar verlegt. Das Gericht bestand aus einem vom Kaiser zu ernennenden Präsidenten und 16 Beisitzern, 6 von den Churfürsten und 10 von den übrigen Ständen. Es urtheilte über alle Rechtssachen der Reichsunmittelbaren und war höchste Instanz für die Reichsmittelbaren. Da hiedurch die kaiserliche Macht nicht unwesentlich beschränkt wurde, errichtete Max 1501 den Reichshofrath in Wien, zunächst für östreichische Angelegenheiten, bald aber auch mit der Reichsgerichtsbarkeit concurrirend. Um Mittel zu schaffen zur Unterhaltung eines Heeres, zur Handhabung des Landfriedens und zur Execution der kammergerichtlichen Erkenntnisse, wurde eine neue Steuer, der „gemeine Pfennig" eingeführt. Die 1000 Gulden besitzen, bezahlen jährlich 1 Gulden, 500 Gulden $1/2$; alle, die weniger besitzen, bezahlen je 24 zusammen, Männer und Frauen, Laien und Priester, kurz alle, die über 15 Jahre alt sind, 1 Gulden. Auf diesem Reichstag wurde auch die Grafschaft Württemberg zum Herzogthum erhoben.

Zum Unglück für sich und das Reich warf Maximilian zu früh seine Augen wieder über die Alpen, ehe das Reich nach Innen gestärkt und gefestigt. Deutlich genug zeigten sich seine Absichten durch Eingehung einer zweiten Ehe mit Blanka, der mailändischen Herzogstochter. Wie früheren deutschen Kaisern brachten die italienischen Züge auch Maximilian nicht viel Glück und Ehre, und bald genug hatte er Grund, sich über die wälsche Treulosigkeit zu beklagen, welche seine und des Reiches beste Kräfte aufzehrte.

So blieb der Ausbau der Verfassung, den man in Worms glücklich begonnen zu haben vermeinte, auf halbem Wege stehen. Der Abschluß der Verfassungskrisis und die endliche Consolidirung des Ganzen war nicht wohl möglich bei der vielfachen Abwesenheit des Kaisers. Solch vitaler Proceß eines großen Organismus erfordert unerläßlich die dauernde Gegenwart, die

---

1) † Die Reformthätigkeit unter Maximilian behandelt der I. Band von Rankes deutscher Geschichte. Für die verfassungsgeschichtlichen Fragen geben die Rechtsgeschichten von Eichhorn, Walter, Philipps u. a., sowie die betreffenden Artikel in Bluntschlis Staatswörterbuch Aufschluß.

volle, ungetheilte Kraft und das fortwährende lebendige Eingreifen des Hauptes. Die Ordnung und Festigung einer weitausgedehnten Hausmacht und die Neugestaltung eines Kaiserreichs sind Aufgaben, welche die ganze Kraft des tüchtigsten Herrschers beanspruchen, ohne daß er sich durch auswärtige Verwicklungen schwächen darf. Das geringste Mißgeschick nach Außen mußte die Mißstimmung und Opposition im Innern steigern, und diese wieder die Kraft nach Außen lähmen; so entstand eine unheilvolle Wechselwirkung, nach zwei Seiten hin verderblich. Die weitaus schauenden Pläne, die Maximilians ritterlichen Geist erfüllten, hätten wohl ihre Verwirklichung finden können, wenn er von seinem Vater eine gut geordnete und fest gegründete Herrschaft überkommen, so aber war seine Politik eine zu ideale. Die alten Klagen klingen weiter und erscheinen auf jedem folgenden Reichstag aufs neue. Es ist ein fortwährendes Ringen zwischen territorialer Abschließung und einheitlicher Reichsverfassung, zwischen ständischem Regiment und monarchischer Herrschaft. Je nachdem der Kaiser im Reich sich festigt oder in Italien seine Kräfte schwächt, neigt sich der Sieg nach der einen oder der anderen Seite. Um die Reichshülfe für die auswärtigen Pläne zu erhalten, mußte Max vielfach eine Schwächung seiner königlichen Rechte im Innern zugestehen, ohne daß er sich aber hiedurch so kräftige Hülfe zu erkaufen vermochte, um etwas Entscheidendes erreichen zu können. Wie die Wormser Beschlüsse im Frieden zu Basel 1499 für die Schweizer außer Wirksamkeit gesetzt wurden, wodurch diese faktisch vom Reiche ausschieden, so fanden sie auch im übrigen Reich nur unvollständige Nachachtung und fast auf jedem folgenden Reichstag abermalige Aenderung. Namentlich hatte sich im Kampf mit Frankreich und der Schweiz die Unzulänglichkeit des Kriegswesens gezeigt, weßhalb man auf eine Art Aushebung verfiel, und als auch diese auf Widerstand stieß, wieder zur Matrikel zurückgriff. Auf dem Kölner Reichstag 1512 wurde das ganze Reich zur besseren Durchführung des Landfriedens in zehn Kreise eingetheilt, jeder mit einem Kreishauptmann und einigen Räthen, um Recht und Frieden zu schirmen und die Urtheile des Kammergerichts zu vollstrecken. In Wirksamkeit trat aber auch diese Einrichtung erst auf dem Wormser Reichstag 1521.

Die Folge solch jahrelanger Unsicherheit und fortwährenden Schwankens der ganzen Staatsverfassung war nothwendig große Unordnung, tiefe und allgemeine Mißstimmung im ganzen socialen Leben. Dazu kam noch eine seit langem fortgährende Bewegung auf kirchlichem und religiösem Gebiete. Nicht selten waren die kirchlichen und social-politischen Klagen nahe mit einander verwandt, stammten aus derselben Quelle oder liefen in gemeinsamen Strom zusammen, und so kann es nicht auffallend scheinen, wenn die unbedeutendste Veranlassung den reichlich angehäuften Brennstoff zu heller Flamme entzünden konnte. Die Schreckensröthe des entsetzlichen Brandes schaute Max I. noch, die Bekämpfung und Bändigung desselben sollte seinem Enkel, dem jugendlichen Karl, überlassen bleiben. Er selbst war am 11. Januar 1519 zu Wels aus dem Leben geschieden, zu einer Zeit, wo sofortiges, kräftiges, kaiserliches Eingreifen von höchster Bedeutung war, falls die begonnene Bewegung zu wirklicher Reformation und nicht zur kirchlichen Revolution werden sollte. Voll banger Ahnung für sich und das Reich hatte Max den Augsburger Reichstag 1518 verlassen, leider sollte sie nur zu begründet sein.

* 68. Die Herrscher, in deren Händen in unserer Periode Frankreichs [1]) Scepter ruhte, waren in vielfacher Hinsicht unwürdige Söhne des hl. Ludwig.

---

1) † In dem Abschnitt über die französische Geschichte gibt Rohrbacher größere oder kleinere wörtliche Auszüge aus unten aufgeführten Werken, die ziemlich

Statt wie dieser das ewige Sittengesetz und den Willen des Höchsten zum leitenden Gedanken auch in allen ihren Staatshandlungen zu machen, und in erster Linie Gottes Ehre und das Heil des christlichen Volkes im Auge zu behalten, suchte man überall, und oft weit rücksichtsloser als selbst die Ungläubigen, zuerst den eigenen Nutzen, unbekümmert um die Vorschriften der christlichen Moral. So lösten sich die hl. Bande, mit denen das Christenthum Fürst und Volk und die Völker unter sich verbinden möchte, und mehr als ein Blatt der französischen Geschichte füllte sich mit Bluttaten, mit Verbrechen und Schande.

Die sog. moderne Politik des Eigennutzes und der Selbstsucht, die sich bei ihrem Handeln nicht an die Grundsätze des Christenthums halten zu müssen glaubt, bildete sich gerade in unserer Periode und zunächst bei den romanischen Völkern, und hier wieder zuerst in Frankreich zu einem förmlichen System aus. Diese ganze Staatsweisheit gipfelt in dem Einen Grundsatz, daß der Herrscher ein ethisches Doppelwesen sei, daß er als Privatmann religiös, und als Staatslenker religionslos sein könne und dürfe. Während er in allen seinen Privathandlungen streng an die Forderungen des christlichen Sittengesetzes gebunden, sollen ihm in der Politik List und Verstellung, Heuchelei und Betrug, Meineid und Bestechung, Wortbruch und Meuchelmord straflos erlaubt sein. Das erste und gleich das vollendetste Muster solcher Staatskunst tritt uns in Ludwig XI. entgegen.

Uebrigens war auch diese Weisheit nicht neu auf Erden; es sind dies nichts anderes, als die Grundsätze, wie sie der Geist Gottes schon in der hl. Schrift gebrandmarkt: „Es sei unsere Gewalt das Gesetz der Gerechtigkeit! denn was schwach ist, erweist sich als unnütz. Vergewaltigen wir den Armen, den Gerechten, und schonen wir nicht der Wittwe, und scheuen wir nicht des Greises jahrereiches, graues Haar. Legen wir Hinterhalt dem Gerechten! denn er ist uns unbequem, widerwärtig unserem Thun, und rückt uns vor Sünden am Gesetze und bringt ins Geschrei wider uns die Sünden unseres Wandels." [1]) Kraft dieses Gesetzes sahen wir die Leiter des jüdischen Volkes den Gerechtesten, der je auf Erden gewandelt, zum Tode verurtheilen. Kraft dieses Gesetzes haben die römischen Cäsaren, Kaiser, Oberpriester und Götter zugleich, das Christenthum drei Jahrhunderte hindurch dem Henkerschwert überliefert. Dieses Gesetz hat die byzantinischen Kaiser berechtigt, die Kirche Christi zu vergewaltigen, zu knechten und zu zerreißen, und auch manche deutsche Kaiser haben sich kraft dieses Gesetzes für unumschränkte Herrscher, für die alleinige Quelle alles Rechts erklären zu dürfen geglaubt und haben die Päpste, die solche Grundsätze nicht sanctioniren wollten, aufs heftigste verfolgt. Das Ende dieser Klugheit der Welt war aber immer und überall dasselbe. Sie hat mit der Zerstörung Jerusalems und dem Untergang des jüdischen Volkes geendet, wie sie den Fall des römischen und griechischen Kaiserreiches und den Sturz

---

mosaikartig aneinander gereiht werden. Wir haben die Abschnitte der betreffenden Werke selbst durchgegangen, manchmal den Rohrbacherschen Auszug verkürzt, oft etwas erweitert und nicht selten nur den Gedanken herübergenommen, ohne daß diese Aenderungen jedesmal angegeben worden wären, um durch solche, zu oft wiederkehrende Zeichen nicht zu stören. Eines der interessantesten Quellenwerke für unsere Zeit sind die Memoiren von Comines und die Chronik von Jean de Troyes auch chronique scandaleuse genannt. Beide in Nouvelle collection des mémoires depuis le XIIIe siècle jusqu' à la fin du XVIIIe par M. Michaud et Poujoulat. Paris 1837. T. IV. Histoire de France par Michelet T. VI. Histoire des Français par Sismondi, Paris 1831. T. 13, 14 und 15. Duclos, Histoire de Louis XI. Paris 1806. Barante, Histoire des ducs de Bourgogne. 3e ed. Paris 1825. — 1) † Weisheit II. 10, 11 und 12.

aller jener Dynastien herbeigeführt, welche die Träger solchen Systemes waren.

Philipp der Schöne betrachtete diese Politik als ein Vorrecht der französischen Krone, und bald genug sollte sie ihre Früchte tragen. Wenn der König als Herrscher über dem Gesetze Gottes steht, dessen Wächterin die Kirche ist, wenn er gewissenlos nur das eigene augenblickliche Interesse zur alleinigen Richtschnur seines Handelns machen darf, dann werden solche Grundsätze bald genug auch bei den Fürsten, den Vasallen und den einzelnen Familienhäuptern Eingang finden, kurz die ganze Nation wird dem Beispiel ihres Hauptes folgen. Wir werden mit der Zeit die Folgen solch verderblicher Grundsätze schauen in den schrecklichsten Revolutionen, welche die Grundfesten der Gesellschaft erschütterten. Was die Fürsten auf den Thronen begonnen, endigte bei dem Pöbel auf der Straße. Kurze Zeit nach Philipp dem Schönen sahen wir, wie die Fürsten, die sich von Treue und Glauben losgesagt, sich gegenseitig verrathen und in mörderischem Bruderkampf Frankreich an den Rand des Verderbens gebracht haben. Eine zarte Jungfrau, von der Vorsehung berufen, rettet das Land aus den Händen des Erbfeindes, aber noch sind die Fürsten nicht gesunden von ihrer neuen Politik, als Fürsten sind sie ja dem Gesetze Gottes nicht unterworfen. Trotz der Lehensverfassung und der geschworenen Eide conspiriren sie gegen einander, und mit einander gegen ihren König, oder besser gesagt, gegen das Reich, um es zu zertrümmern, an das Ausland zu verrathen oder sich selbst Stücke desselben anzueignen.

69. Wir haben gesehen, wie anfänglich die militärische Verfassung auf dem Feudalwesen beruhte. Der König war der Oberfeldherr, die Herzöge, Grafen und Barone waren die Generäle und Hauptleute mit ihren mittelbaren und unmittelbaren Dienstmannen. In diesem Sinn ist das Wort feudale Anarchie ein innerer Widerspruch. Aber mit der Zeit, als das Königthum immer mehr erblich wurde, traf es sich mehr als einmal, daß der Oberfeldherr ein Kind oder ein unfähiger Mann war. Diese Gelegenheit machten sich dann die Herzöge und gleichfalls erblich gewordenen Generäle zu Nutzen, um sich auf Kosten des Oberfeldherrn zu vergrößern, namentlich seitdem das Princip in Aufnahme gekommen, daß die Politik sich nicht nach den Grundsätzen der Religion und Moral, sondern einzig nach dem eigenen Interesse zu richten habe. Ein abschreckendes Beispiel solcher Staatsweisheit bietet uns der Vertrag von Arras vom 21. September 1435. Philipp der Gute, Herzog von Burgund, ein Prinz von königlichem Geblüt, hatte den Bürgerkrieg in Frankreich entflammt, den Fremden ins Land gerufen, ihm die Hauptstadt überliefert und ihn daselbst zum König ausgerufen, hatte ihm die Retterin des Vaterlandes verkauft, um sie auf dem Scheiterhaufen sterben zu lassen, und nun erzwang er sich von dem legitimen König, Karl VII., als Lohn dieser langen Felonie und schmählichen Verrathes, die Abtretung von einem Dutzend Grafschaften, Lehensgüter und Städte, mit der seltsamen Klausel, daß er für die Zeit seines Lebens von aller Lehenspflicht entbunden sein sollte, so daß er völlig unabhängiger Herrscher war und seine Unterthanen auf den Ruf Frankreichs und zu dessen Vertheidigung die Waffen nicht zu ergreifen brauchten.

Die Politik sollte von den Forderungen der Religion und Moral entbunden sein und lediglich dem eigenen Interesse dienen, ja selbst die Justiz verfiel der Willkür des Herrschers. Sobald es der König oder Fürst im eigenen oder Staatsinteresse gelegen fand, daß ein Unterthan für straffällig erklärt, zu Güterconfiscation oder zum Tode verurtheilt werde, sei es mit oder ohne processualisches Verfahren, so war auch allen Rechtsforderungen Genüge

gethan. Gesetzt, ein Fürst stand unter der Herrschaft seiner Concubinen oder Günstlinge, so waren es diese Hofschranzen und Maitressen, die nach Gutdünken über Ehre, Glück und Leben eines jeden Unterthanen verfügten. Beispiele finden sich aus den letzten Jahren Karls VII. Eine seiner Maitressen, Agnes Sorel, war am 9. Februar 1450 gestorben; die Günstlinge waren lüstern nach den unermeßlichen Besitzungen des königlichen Münzmeisters Jacques Coeur, und der um König und Reich hochverdiente Mann wurde des Giftmordes, begangen an der königlichen Concubine, beschuldigt. Zwar wurde er von der völlig unbegründeten Anklage freigesprochen, allein die goldgierigen Hofschranzen wußten andere Verbrechen zu erdichten und Coeur wurde, trotz der dringenden Fürsprache des Papstes, des Hochverrathes schuldig erklärt und seine Güter den „Hunden des Hofes," wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, zur Beute überlassen. Coeur entkam zwar aus der Haft und gieng zum Papst, von dem er ehrenvoll empfangen und im Seekrieg gegen die Türken verwendet wurde, allein er starb schon im folgenden Jahr 1456 auf Chios, gebrochen durch die schrecklichen Erfahrungen, die er gemacht. In ähnlicher Weise wurde 1450 ein anderer Finanzbeamte verurtheilt und seine Güter zwischen dem König und seinen Höflingen getheilt. Im nämlichen Jahre wurde ein Neffe des Königs, Gilles von der Bretagne, trotz seiner Appellation an den König, seinen Oheim, auf Befehl seines Bruders Franz II., Herzogs von der Bretagne, zwischen zwei Matratzen erstickt. Gilles sollte im Gefängnis Hungers sterben, aber eine arme Frau, die sein Jammern gehört, reichte ihm nächtlicherweile durch das Gitter Brod und Wasser. Da er so den Günstlingen des Bruders zu lange lebte, ließen sie ihn schließlich am 25. April 1450 ersticken. Als sich der Herzog, der Bruder des Ermordeten entfernte, um sich zur Ruhe zu begeben, trat ein Franciscanermönch auf ihn zu, nahm ihn auf die Seite und eröffnete ihm, daß er soeben des Grafen Gilles, seines Bruders, Beicht gehört. Die arme Frau, die dem Gefangenen Brod gebracht, führte in der Nacht auch einen Beichtvater zu ihm in den Schloßgraben des Gefängnisses. Der Franciscaner wußte alles, was Gilles auf Befehl seines Bruders hatte erdulden müssen, er erzählte, wie er gehört, daß er den Herzog, seinen Herrn und Bruder, auf den vierzigsten Tag vor den Richterstuhl Gottes geladen zur Verantwortung seiner Verbrechen. Von Schrecken und Gewissensbissen gefoltert, kam Franz in völliger Erschöpfung und düsterer Melancholie nach Vannes. Bald erschien sein Zustand höchst bedenklich. Am 16. Juli machte er sein Testament und ernannte seinen Bruder Petrus, sodann seinen Oheim Arthur von Richemont, und endlich seinen Vetter Franz, Graf von Etampes, zu Nachfolgern im Herzogthum mit Uebergehung seiner Töchter, die nur im Fall des Aussterbens der männlichen Linie erbberechtigt sein sollten. Am genannten Tag ergieng sich der Herzog noch in seinem Zimmer, aber der Kummer, der an seinem Herzen nagte, hatte die Lebensquelle bereits ausgetrocknet, er verschied am 19. Juli 1450 mit den Zeichen tiefster Reue.

70. Der älteste Sohn des Königs Karl VII., der Dauphin Ludwig, machte kein Hehl aus seiner tiefen Verachtung gegen die Maitressen- und Günstlingswirthschaft seines Vaters. Er fürchtete von ihr dasselbe Loos, wie es die drei genannten Personen getroffen, deßhalb entfernte er sich vom Hofe und eilte in sein Fürstenthum, die Dauphiné, wo er als völlig unabhängiger Souverain schaltete. Er schaffte Mißbräuche ab, setzte die Finanzen in guten Stand und sammelte sich ein Heer. Am 8. März 1451 schloß er eine zweite Ehe mit der Herzogstochter von Savoyen.[1]) Das Schreiben des Vaters, das

1) † Es war dies Charlotte von Savoyen. Die erste Gemahlin, die reizende und geistreiche Margaretha von Schottland, war schon 1445 gestorben.

gegen solche Verbindung Einsprache erhob, öffnete er erst nach stattgehabter Trauung. Als 1456 die Räthe des Vaters mit einem Heere gegen die Dauphiné heranzogen, um den Thronfolger mit Gewalt an den Hof zu bringen, floh Ludwig an den herzoglichen Hof nach Burgund. Von St. Claude aus gab er seinem Vater diesen Plan schriftlich kund, zugleich schrieb er auch an die französischen Bischöfe, um sich ihrem Gebet zu empfehlen, daß eine Aussöhnung mit dem Vater zu Stande kommen möge; ebenso wandte er sich an den Herzog von Burgund und bat um ein Asyl in seinem Lande. Dieser nahm den flüchtigen Königssohn freundlich auf und lud ihn nach Brüssel.

71. Die französische Literatur unserer Periode, deren Hauptgönner und Beschützer die Herzoge von Burgund waren, schildert uns ein französischer Geschichtsschreiber folgendermaßen: „Die französische Literatur blieb während dieses Jahrhunderts weit hinter der anderer Nationen zurück, höchstens folgte sie der Anregung, die von Außen kam. Zweifelsohne war der Verkehr zwischen den französischen Schriftstellern und jenen, die während dieser Periode in Italien, Deutschland und Spanien blühten, ein ziemlich lebhafter und blieb wohl auch nicht ohne allen Einfluß auf die französischen Werke, aber man entdeckt nicht die geringste Spur, daß ein neuer Geist sie durchweht, oder eine Umwandlung im Gebiet der Wissenschaft sich vollzogen hätte. Dieses Urtheil, das im folgenden seine Begründung finden soll, erstreckt sich gleichmäßig auf das vierzehnte, wie fast das ganze fünfzehnte Jahrhundert.

„Die eigentlich literaturgeschichtlichen Werke, welche seit Beginn des vierzehnten Jahrhunderts in französischer Sprache geschrieben wurden, und die allein einigen Einfluß auf das französische Publikum ausübten, lassen sich nach wenigen Rubriken classificiren: Ritterromane, Fabliaux und Erzählungen, allegorische und lyrische Poesie, Mysterien und Memoiren. Letztere bilden eine eigenthümliche Literaturgattung, die Mitte haltend zwischen romantischer Ritterdichtung und pragmatischer Geschichtsschreibung. Die wenigsten dieser zahlreichen Werke tragen die Namen ihrer Verfasser, von beiden Jahrhunderten ist nicht Ein großer Name auf uns gekommen.

„Sinn und Geschmack für Literatur, lange Zeit ausschließliches Eigenthum der Mönche und Geistlichkeit, war allmählich allgemeiner geworden im Kreis der vornehmen Welt d. h. an den Fürstenhöfen und auf den Burgen und Schlössern der Ritter. Edle und Damen lasen oder ließen sich vorlesen und bildeten so das neue Publikum, für das diese Literaturgattung ins Leben gerufen wurde. Es war dies ein Publikum, das nur an Einer Literaturgattung Geschmack finden konnte: an spannenden Erzählungen von Kämpfen und Abenteuern. Für dieses Publikum wurden im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die ersten Ritterromane geschrieben; da aber die Edeln jener Zeit nicht selbst lasen, oft nicht lesen konnten, wurden die Romane in Versen abgefaßt, damit sie die Dichter und Sänger leichter im Gedächtnis behalten könnten. Als es die Edelleute aber einmal über sich gewinnen konnten, sich vorlesen zu lassen oder gar selbst zu lesen, fand man die Romane in Versen bald langweilig und einförmig, die große Arbeit des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts war es nun, diese Romane in die Prosa und die Volkssprache umzusetzen. Der Roman von der „schönen Melusine", der Stammmutter des Hauses Lusignan, war dem König Johann als Kronprinz, also vor 1350 gewidmet. Die interessantesten Abenteuer desselben wurden in verschiedenen Formen an dem burgundischen Hofe reproduzirt. Die Romane „Hüon von Bordeaux", „Ogier der Däne" und der anderen Paladine Karls des Großen wurden verfaßt oder übersetzt unter Karl VI. und VII. Wahrscheinlich, daß auch die Romane von der „Tafelrunde" und des „Königs Artus," wie jene von dem „kleinen Artus" von Bretagne unter Karl VII. entstanden,

aber in jenen Provinzen, die wie die Normandie und Bretagne auf Englands Seite standen, so daß Vaterland und Parteistellung des Romandichters daran zu erkennen ist, ob der Sitz der Ritterlichkeit an den Hof von Artus oder an den Karls des Großen verlegt wird. Philipp von Burgund hatte Isabella, Tochter Johanns von Portugal, geheirathet und die Romandichter seines Hofes übersetzten den Amadis von Gallien aus dem Portugiesischen,[1]) sowie andere portugiesische Romane. Dieser dreifache Ursprung an den drei Höfen Karls VII., Heinrichs VI. und Philipps erklärt die Dreitheilung des Ritterromans in drei Klassen, von denen keine mit der anderen in Beziehung steht.

„Diese Romane übten einen nicht geringen Einfluß auf das Denken des Jahrhunderts, wie auf das Handeln der Großen. In allen Geschichtsaufzeichnungen spiegeln sich diese Sagen wieder, zum deutlichen Beweis, daß sie in aller Gedächtnis waren. Kein Kriegsmann dachte vom Krieg, kein Fürst von der Politik anders, als wie er es in diesen Romanen fand. Selbst die alte Geschichte wurde im Geiste des Ritterthums aufgefaßt. Der Graf von Charolais, Sohn Philipps von Burgund, las neben Romanen auch Geschichtserzählungen, die als neuer Wissenszweig Modesache zu werden begannen. Auch die wichtigsten Ereignisse aus der Geschichte Roms ließ er sich vorlesen und hatte großes Interesse an den Thaten der Römer. Gerade der Graf von Charolais nahm als Fürst die Ritterromane zur Richtschnur seines ganzen Verhaltens.

„Die Fabliaux waren ursprünglich wie die Ritterromane Eigenthum der Dichter und Sänger, die sie an den Tafeln der Großen und auf den Burgen der Edlen vortrugen, um dadurch die Festlichkeiten zu erheitern. Es waren gereimte Erzählungen von Liebes- oder Narrenabenteuern, manchmal auch religiöse Sagen oder Sittenbilder, in das Gewand der Sage gekleidet. Der Sprache nach stammten die meisten dieser Erzeugnisse aus dem 12. oder 13. Jahrhundert, ja waren selbst noch älter. Alle diese Fabliaux waren nämlich in Versen abgefaßt, die Versmacher aber schienen der Meinung gewesen zu sein, daß veraltete und außer Gebrauch gekommene Worte, dem Stil ein gewisses poetisches Colorit verleihen. So waren diese Fabliaux, wenn auch nicht ohne Natürlichkeit und Anmuth, doch fast gänzlich unverständlich wegen der veralteten Sprachwendungen, und dieser alterthümliche Anstrich war zudem fast ihr einziges poetisches Verdienst. Mit Uebersetzung der Ritterromane begann man auch die Fabliaux zu übersetzen oder besser zu sammeln, um mit solchen Sagen- und Märchensammlungen die Mußestunden der Ritter und Edeldamen angenehm auszufüllen. Die „hundert neue Erzählungen" wurden auf Befehl des Dauphin Ludwig gesammelt, „als Märchen, die sehr unterhaltlich und in jeder anständigen Gesellschaft zur Erheiterung erzählt werden dürfen." Wirklich sind sie auch dem Dauphin, dem Herzog von Burgund, den Herren von Laroche, St. Pol und anderen Großen des burgundischen Hofes gewidmet. Solche Sammlungen wurden in diesem und dem folgenden Jahrhundert noch viele veröffentlicht. Es scheint, daß die Sitte des Lesens und Erzählens auf den Schlössern an den Höfen der Großen und in allen Versammlungen der besseren Gesellschaft in allgemeine Aufnahme gekommen ist. Fast alle diese Novellen sind ausgelassen und leichtfertig und haben nicht einmal den poetischen Werth der Ritterromane, sie bewegen sich

---

1) † Sismondi huldigt der allerdings gewöhnlichen Ansicht, die pyrenäische Halbinsel sei die Heimath des Amadisromans, den man dem Portugiesen Vasco de Lobeira zuschreibt; die Verbreitung dieses Romans ist aber eine so gleichzeitige in den andern Ländern, daß die Ehre der Priorität angestritten wird. Ueber die Amadisromane, ihren Werth u. ihre literargeschichtliche Bedeutung vgl. die gründliche Abhandlung in den Wiener Jahrbüchern der Literatur. Jahrg. 1826. Bd. 33.

fast ausschließlich in Liebeshändeln und schlüpfrigen Ehezwistigkeiten der Bürger und Ritter. Sie geben ein äußerst ungünstiges Bild von dem damaligen Sittenzustand, sowohl durch die Derbheit der Schilderungen selbst, als durch den Mangel an Schamhaftigkeit der Frauenwelt, die solche Erzählungen mitanhörte. Die Ritterromane und Liebesnovellen bilden den Anfang der Volksliteratur im 14. und 15. Jahrhundert, und beide Literaturgattungen fanden sich in reichem Maße auf allen Burgen und in allen Städten. Der Roman von „der Rose", im 13. Jahrhundert von Wilhelm von Lorris begonnen und im 14. durch Jean de Meung fortgesetzt, hatte die Geschmacksrichtung der Franzosen verdorben, indem er sie daran gewöhnte, eine lange, nicht selten schlüpfrige, mit gewissen philosophischen und moralischen Sentenzen und allem möglichen Wissenskram untermischte Allegorie für ein Meisterwerk anzusehen. Der Roman von der Rose wurde selbst von Pasquier der großartigen Dichtung Dantes an die Seite gestellt und im 14. und 15. Jahrhundert fand derselbe eine Menge Nachahmer. „Die Pilgerfahrt" von Guilleville, „das tugendhafte Feld des guten Lebens," das „Evangelium der Frauen" von Jean Dupin," „die Todesfrist" von Jean Lefèvre, galten damals für gelehrte und geistreiche Allegorien, für äußerst instructive Werke. Sie waren sehr umfangreich und wurden darum nur bewundert ohne gelesen zu werden, weßhalb ihr Einfluß auf die Geschmacksbildung, den sie übrigens nur verderben konnten, nicht sonderlich groß war.

„Auch die lyrische Poesie fand ihre Pflege in dieser Periode, aber sie blieb noch ausschließliches Eigenthum der vornehmen Gesellschaft. Ihr Beginn liegt im 13. Jahrhundert, in den ritterlichen Zeiten Ludwig des Heiligen; man bewahrte die Lieder oder besser 5-strophigen Oden von Thibaut, König von Navarra, von Brule, Coussy, Thierry von Soissons und anderen Edeln, welche in den letzten Kreuzzügen noch mitgestritten. Im 14. Jahrhundert kamen die Pastourelles, die Rondeaux und Virelais in Aufnahme durch Froissart. Im 15. erlangte der unglückliche Königssohn Karl, Herzog von Orleans, durch seine lange Gefangenschaft und seine Balladen eine Berühmtheit, die nicht ohne Einfluß blieb auf die Politik. Seine Gedichte bezeichnen vielleicht am besten den Fortschritt der Sprache und des Geschmackes. Seine Sprache ist leicht verständlich, die Reime sind sorgfältig, gekreuzt und zeigen oft großes Geschick; sie sind so ziemlich den heutigen Regeln conform mit wenig überschlagenden Versen und seltenem Hiatus. Nur das stumme e scheint schärfer betont worden zu sein als heute, da es nicht selten die Cäsur trägt. Die Gedichte selbst sind fast lauter tändelnde Liebeslieder, namentlich Madrigale in drei Stanzen und einer Widmungsstrophe. Auch König René von Anjou ist unter den fürstlichen Sängern dieses Jahrhunderts. Seine Verse zeigen, wie die seines Vetters, des Herzogs von Orleans, den Fortschritt der Sprache und Versbildung. Talent und Geist aber mangeln René in der Dichtkunst, wie in der Musik, Malerei und Regierungskunst. Es haben sich von ihm mehrere langweilige und pedantische Allegorien erhalten, ohne jede Natürlichkeit und Empfindung. Dürfte man an die Aechtheit der Gedichte von Clotilde de Surville glauben, deren Leben gleichfalls in unsere Periode verlegt wird (1405—1495), so würde man hier freilich einen ganz anderen Fortschritt finden an Gedankenreichthum und edlen Empfindungen, wie sie die Poesie zur Erzieherin des Menschengeschlechtes machen. Allein einige Verse von Clotilde mit jenen verglichen, die wirklich im 15. Jahrhundert entstanden, genügen zu dem Erweis, daß sie ein Werk unserer Zeit sind. Zu den lyrischen Dichtern des 15. Jahrhunderts rechnet man auch Olivier de la Marche und Georges Chatelain, die gleichzeitig am burgundischen Hofe blühten; dann Martin Frank, Secretär des Gegenpapstes Felix V., und Alain Chartier, Secretär Karls VII. Von letzterem, der sehr häßlich war, erzählt man, daß

ihm die anmuthige Margaretha von Schottland, erste Gattin Ludwigs XI., als sie ihn einstens schlafend getroffen, einen Kuß gegeben mit den Worten: „Man müsse den Mund ehren, aus dem so viele schöne Worte und tugendhafte Reden hervorgegangen.“ Was übrigens von ihm auf uns gekommen, sein „Streit der zwei Glücklichen der Liebe,“ das Buch „der vier Damen“ u. s. w. rechtfertigen in ihrer Plattheit solches Lob in keiner Weise. 1431 wurde Franz Villon geboren, dessen Werke der Dichter Marot gesammelt und von dem Boileau rühmend sagt, daß er der erste gewesen, der die französische Sprache und Verskunst geregelt. Solches Lob, einem Trunkenbold gespendet, dessen Verse nur durch ihre frivole Lascivität und bittere Satyre einigen Erfolg hatten, mit dem er selbst über den Galgen witzelte, zu dem er verurtheilt war, zeigt, welcher Mangel damals an ächten Dichtern war. Villon kann als Vater der burlesken Dichtung angesehen werden; Coquillart und andere ahmten ihn nach.

„Zur vollen Charakteristik der Dichtkunst des 15. Jahrhunderts erübrigten noch die Volksschauspiele, in denen der Anfang unserer heutigen Theater zu sehen ist. Wir haben schon anderwärts erwähnt, wie Karl VI. die Passionsbruderschaft beschützte und ihr selbst beitrat. Bald darauf verfaßten unbekannte Dichter die Mysterien von der „Empfängnis“ und der „Auferstehung“, weiter erhielten mehrere Heiligenleben eine dramatische Bearbeitung. Die Darstellungen auf Schaubühnen mit reichen Costümen, wobei oft bei einem einzigen Mysterium mehrere hundert Personen mitwirkten, wurden anfänglich als völlig religiöse Spiele angesehen, und Niemand, weder Laie noch Priester, nahm Anstoß an ihrer Ungebundenheit, wiewohl diese bisweilen weit über das erlaubte Maß hinausgieng. Man glaubte, das Laster in seiner nackten Gestalt werde die Zuschauer abschrecken und lachte unbedenklich solchen Bildern Beifall. Bald darauf begannen die „Moralitäten“ und Possen der Bazoche. Der Stoff dazu wurde den Mysterien entnommen, derselbe aber im Geschmack der Zeit durch moralisch-allegorische Deutung und Nutzanwendung umgearbeitet. Die jungen Leute, welche solche Stücke darstellten, vermeinten das Publikum zu ergötzen, ähnlich wie die Priester durch Possen ihren Zuhörern moralische Unterweisungen geben zu können glaubten. Nicht nur Gegenstände, wie die Vermählung der Seele mit Jesus, wobei Liebe, Wahrheit, Erleuchtung der Seele, die 7 Todsünden, die Gerechtigkeit, Jesus und die Töchter Sions vorkommen, wurden in diesen Stücken abgehandelt, andere zeigen das menschliche Leben im Widerstreit mit guten Vorsätzen und bösen Neigungen. Da erschienen dann Reichthum, Lüsternheit, Begierde, Uebermuth, Stolz, Schönheit, Stärke, und führten Streitreden gegen die personifizirten Tugenden. Allenthalben wurden an den Straßenecken der Städte solche Schaubühnen aufgeschlagen, namentlich vermeinte man die Herrscher beim Einzug in die Städte durch solche Darstellungen ehren zu können.

„Die Geschichtsschreiber unserer Periode suchten sich in ihren Aufzeichnungen völlig dem Geschmack der Zeit anzubequemen. Es waren nicht mehr die Mönche, welche in ihre Klosterchroniken die Weltereignisse einzeichneten, für die sie meistens wenig Interesse und noch weniger Verständnis hatten. Von nun an sind die Geschichtsschreiber Leute, die als Herolde oder Kriegsleute im Hof- und Ritterwesen aufwuchsen, und so unbegrenzte Verehrer der Fürsten waren. Sie lebten meistens der Ueberzeugung, daß der Adel eine vom bürgerlichen Stande völlig verschiedene Menschengattung sei, und daß er allein einige schonungsvolle Rücksicht verdiene, daß es zu einem ehrenwerthen Charakter genüge von adeligem Blute herzustammen. Diese Historiker, deren Hauptaufgabe die Unterhaltung der Ritter und Edelfrauen war, werden, sobald sich Gelegenheit bietet, zu Romandichtern. Sie berichten und verherrlichen

alle Waffenthaten der Helden ihrer Werke, sie schildern die Hoffeste und namentlich die Turniere viel eingehender und aufmerksamer als die Staatsumwälzungen. Für die Politik zeigen sie ein Unverständniß, für die Sittlichkeit eine Gleichgültigkeit und für Freiheit und Menschlichkeit eine Geringschätzung, daß wir sie noch weit niedrigerer taxiren müssen als die Mönchschroniken vorangegangener Jahrhunderte. Vater und Muster dieser neuen historischen Schule war Froissart. Monstrelet, der weder seine Einbildungskraft noch seinen dichterischen Geschmack besaß, ahmte nur seine Fehler nach und erzählt ebenso geschmacklos und langweilig, wie jener begeistert. Der Wappenkönig Berry schrieb seine Chronik in dem wahren Geiste seines Handwerks, aufrichtig bestrebt, die ritterlichen Großthaten der Nachwelt zu überliefern.

„Jean Chartier, von Karl VII. zum Hofhistoriographen ernannt, wußte nur einen Soldatenpanegyrikus eines Königs zu schreiben, der nichts weniger war als Soldat. Jacques du Clercq und Math. de Coussy suchten alles, was zu ihrer Kenntnis kam, wahrheitsgetreu aufzuzeichnen. Namentlich ersterer berichtet nicht nur über Kriegsereignisse und Hofgeschichten, sondern auch über Sitten und Gebräuche, Gesetze und Einrichtungen, Künste und Wissenschaften und gibt zugleich einen merkwürdigen Bericht über die grausame Verfolgung der Waldenser in Arras.

„Olivier de la Marche hat seine Memoiren gleichfalls als Ritter und mit allen Vorurtheilen seines Standes geschrieben, doch betrachtet er die Ereignisse, an denen er selbst thätigen Antheil genommen, von einem höheren Gesichtspunkt, während Wilhelm Gruel, Schildknappe und Page des Grafen Arthur von Richemond, in der Lebensbeschreibung dieses mächtigen Connetable oft in die Lakaienrolle verfällt, dem mehr daran gelegen, seinen Herrn zu verherrlichen, als sich der Wahrheit der erzählten Ereignisse zu versichern. Eine mehr pragmatische Geschichtsschreibung finden wir bei Comines, dessen „Denkwürdigkeiten“ auf einem tiefern Unterbau ruhen, so daß sie die Ueberzeugung von einer göttlichen Vorsehung und einer ewigen Weltordnung durchblicken lassen, nach welcher Ursache und Wirkung in vernünftiger Wechselbeziehung stehen und Schuld und Strafe ihre Ausgleichung finden.

Die gewöhnliche Geschichtsschreibung unserer Periode konnte keinen allzu günstigen Einfluß auf die Zeitgenossen ausüben. Diese Geschichtsschreiber verwirrten vollständig das Urtheil über alle Kriegsereignisse, indem ihnen an Stelle der historischen Wirklichkeit immer nur das Ideal eines eingebildeten Ritterthums vor Augen schwebte. Kämpfen und Ströme Blutes vergießen galt ihnen als einziger Kriegsruhm, ohne daß sie sich zu einem sittlichen Urtheil erschwingen konnten, das ihnen einen Zweck des Kampfes vor Augen gestellt, oder zu einer Kriegskunst, welche sie die Kämpfe nutzbar zu machen gelehrt hätte. Statt die Regungen der Freiheit und der Menschenwürde, die allmählich in den Massen zu gähren begonnen, zu unterstützen, machten sie sich zur Aufgabe sie zu discreditiren, wohingegen sie dem Gepränge der Könige, den ausschweifenden Festlichkeiten, den Turnieren das Wort redeten, wo in wenigen Tagen die Finanzen der größten Fürsten verschleudert wurden, so daß dann für die nothwendigsten Staatsbedürfnisse die Mittel fehlten. Weit entfernt die Sittlichkeit zu heben, vergifteten sie dieselbe immer mehr, theils durch ihre äußerst lüsternen Gedanken und Bilder, theils durch die Grundsätze, denen sie huldigten, wornach alle Arten von Laster, Grausamkeit und Wortbruch, Treulosigkeit und schamlose Sinnlichkeit unschädlich und straflos werden könnten. Karl VII. und sein Sohn, der Dauphin Ludwig, der Herzog von Burgund und sein Sohn, der Graf von Charolais

wurden von allen zeitgenössischen Geschichtsschreibern als die frömmsten und religiösesten Fürsten gepriesen und verherrlicht" [1]).

72. Ueber Philipp den Guten spricht sich Sismondi folgendermaßen aus: „Das geringste Unrecht des guten Philipp von Burgund war das große Aergernis, das er durch Standeserhöhung seiner 16 Bastarde gab. Seine Grausamkeit, seine Racheakte, seine Treulosigkeit, seine maßlose Verschwendung, wozu die Mittel durch willkürliche und unerhörte Steuern aufgebracht werden mußten, seine grenzenlose Nachsicht gegen die Kriegsleute und sein blindes Vertrauen auf seine Günstlinge, all das war für seine Unterthanen die Quelle zahlloser Bedrückungen. Seine tyrannische Willkür gieng sogar soweit, daß er über die Verheirathung der Frauen verfügte." Der Chronist Jacques du Clercq berichtet, daß wenn der Herzog oder sein Sohn ein reiches Mädchen oder eine reiche Wittwe wußten, sie dieselben gewaltsam an ihre Hofdiener verheiratheten, falls sie sich nicht um Geld das Recht der freien Heirath erkauften.

Herzog Philipp von Burgund, bei dem der Dauphin von Frankreich ein Asyl vor seinem Vater gesucht, lebte mit seinem Sohne gleichfalls in Unfrieden. Am 17. Februar 1457 kam es zwischen beiden zu einem so heftigen Auftritt, daß der Herzog den Degen zog und seinen Sohn erstochen haben würde, wenn nicht die Herzogin dazwischen getreten wäre. Nach vielen Versuchen gelang es endlich dem Dauphin und dem Bischof von Lüttich Vater und Sohn, wenigstens zum Schein zu versöhnen. Uebrigens verzieh es Philipp seiner Gemahlin nie mehr, daß sie Partei für den Sohn genommen und verbannte zwei Diener Karls, die ihm besonders verhaßt waren, nach Frankreich; auch überließ er sich mehr denn je der Herrschaft seiner Günstlinge, der Herren von Croy, die auch die Ursache des Familienzwistes gewesen waren.

73. Der Graf St. Pol, Lehensträger des Herzogs von Burgund und des Königs von Frankreich, suchte beide Fürsten in fortwährendem Mißtrauen und Unfrieden zu erhalten, um sich beiden unentbehrlich zu machen. Eine ähnliche Politik befolgten auch die anderen Großen Frankreichs, indem sie den Dauphin Ludwig vom Throne zu verdrängen suchten, in welchem Sinne auch die Maitressen des Königs thätig waren. Ludwig, wirkliche Enthronung befürchtend, wandte sich in einem sehr ergebenen Schreiben an seinen Vater, dieser aber forderte als Probe des versprochenen Gehorsams die Rückkehr an den Hof. Ludwig, der die Maitressen- und Günstlingsherrschaft seines Vaters zu gut kannte, wagte nicht, sich ihm anzuvertrauen. So waren die Dinge schon so weit gediehen, daß Karl VII. dem Papst Pius II. gegenüber die Absicht aussprach, seinen zweiten Sohn Karl mit Uebergehung des Erstgebornen zum Nachfolger zu ernennen. Der Papst aber widerrieth solches Vorhaben mit dem Hinweis auf die schrecklichen Bürgerkriege, welche die nothwendige Folge solch außergewöhnlicher Abweichung vom Reichsgesetze sein müßten. Um eben diese Zeit verfiel Karl VII. in eine Art Geisteszerrüttung, er hielt sich nicht mehr für sicher und fürchtete überall Vergiftung. Es bildete sich ein schmerzhaftes Zahngeschwür, das er für die Folge beigebrachten Giftes hielt, so daß er sich nun hartnäckig weigerte, Nahrung zu sich zu nehmen. Alle Mahnungen und Bitten der Verwandten und Freunde waren fruchtlos. Obwohl sein jüngster Sohn Karl alle Gerichte zuerst vor seinen Augen kostete, war er nicht mehr zu bewegen Speise zu sich zu nehmen, und starb so am

---

1) Sismondi l. c. t. 13. cp. 11.

22. Juli 1461 des Hungertodes im 58sten Lebensjahre [1]). Sein Leichnam kam am 5. August nach Paris, wo am 6. die Leichenfeierlichkeiten abgehalten und er Tags darauf nach St. Denys überführt wurde. Ein Herold senkte das Scepter über die Gruft und rief: „Betet für die Seelenruhe des erlauchten, mächtigen und siegreichen Fürsten, König Karl den Siebenten seines Namens.“ Nach Verlauf eines Vaterunsers erhob er das Scepter mit dem Ruf: „Es lebe der König.“ Es ist dies der erste beglaubigte Fall, wo anläßlich dieser Ceremonie der Grundsatz ausgesprochen wurde: in Frankreich stirbt der König nie.

Der neue König war Ludwig XI., der erste vollendete Herrscher nach modernen Regierungsgrundsätzen. Er besaß weder die Tugenden noch die Laster, weder die Leidenschaften noch die Schwächen seiner unmittelbaren Vorgänger. Geboren am 3. Juli 1423 hatte Ludwig bereits das achtunddreißigste Lebensjahr hinter sich; er war in der Schule des Lebens gereift, die Unbesonnenheit und der Feuereifer der Jugend lag hinter ihm. Sein Vater und Großvater hatten einen Zug von Güte und Milde in ihrem Charakter, was sie aber nicht hinderte die größten Grausamkeiten verüben zu lassen, oder selbst zu begehen. Ludwig dagegen kannte weder Liebe noch Zuneigung, war aber auch nicht unversöhnlich haß- und rachgierig. Schlecht war er nur aus Selbstsucht, freilich galt ihm der geringste Nutzen als hinlänglicher Entschuldigungsgrund für die größte Gewaltthat. Karl VI. und VII. konnten sich ihre Unfähigkeit nicht verhehlen, dieses Bewußtsein, verbunden mit Indolenz und Scheu vor jeder ernsten Anstrengung, mußte sie zu willenlosen Werkzeugen ihrer Umgebung machen. Ludwig aber war selbstbewußt, aufgeweckt und thatkräftig, voll Argwohn gegen Jedermann und fest entschlossen, Niemandem sein Vertrauen zu schenken, sondern alles selbst zu leiten. Die lange Günstlingswirthschaft seiner Vorgänger hatte ihm einen tiefen Widerwillen eingeflößt; er war fest entschlossen nicht in die Fehler zu verfallen, die ihm so viel Leid bereitet; um ihnen sicher zu entgehen, befolgte er fast immer die entgegengesetzte Politik seiner Vorfahren. In seinem Exil zu Genappe in Brabant hatte er viel gelesen, in der Dauphiné hatte er häufigen Umgang mit jenen, die an den Höfen der italienischen Gewaltherrscher verkehrt, von ihnen hatte er gelernt, dem Adel zu mißtrauen und sich dem Volke mehr zu nähern. Sein Lehrmeister war Franz Sforza, der Herr von Mailand, sein Zeitgenosse und Freund, der durch Muth und Gewandtheit, durch militärisches Geschick und Verrath sich fast die ganze Lombardei unterworfen. Dieser Fürst, auch sonst nicht ohne treffliche Eigenschaften und von gewaltigem Geist war sein Muster und Vorbild, von ihm lernte Ludwig, daß die Politik eine Wissenschaft, und daß ein Staat mit Berechnung und nicht nach den augenblicklichen Eingebungen der Laune und Leidenschaft zu regieren sei. In allen seinen Handlungen und in der ganzen Politik verfolgte Ludwig immer einen bestimmten Zweck und einen festen Plan, der manchmal freilich schlecht entworfen, bisweilen auch ungeschickt ausgeführt, stets aber unverrückt im Auge behalten wurde. Das eben war der große Umschwung in der nationalen Politik, daß nun überall Ein leitender Geist sich bemerklich machte. Mit Einem Wort, Ludwig XI. war in Theorie und Praxis der ausgesprochenste Vertreter einer Politik, von der ein Mann desselben Jahrhunderts, Nicolaus Machiavelli, nur die theoretischen Grundsätze entworfen. Es ist jene Politik, die sich über Religion und Moral hinwegsetzt und die rücksichtsloseste Selbstsucht zum Ideal erhoben, wo jedes Mittel, auch Religion und Moral, gut genug ist, sobald es zur Erreichung des gewünschten Zieles führt.

---

1) Raynald ad ann. 1461 n. 37.

Karl VII. hatte sich vor den Augen des Volkes ängstlich verborgen, freilich mehr aus Indolenz als aus Mißtrauen. Ludwig XI. aber, weit mißtrauischer und von weniger gewinnendem Wesen als jener, suchte geflissentlich mit Leuten jedes Standes zu verkehren und knüpfte mit jedermann vertrauliche Gespräche an, um in lebhafter Unterhaltung ihre Gesinnung und ihren Charakter kennen zu lernen. Die vornehme Zurückhaltung anderer Fürsten war ihm fremd, den ganzen hohlen, äußeren Prunk, an dem seine Vorfahren so großes Gefallen gefunden, verschmähte er; nicht durch leeren Schein, durch äußeren Flitter, durch Gold, Seide und Edelstein, sondern durch eigene Tüchtigkeit wollte er glänzen[1]).

74. Ludwig XI. wurde zu Rheims am 15. August 1461 gekrönt. Der Herzog von Burgund, der ihm als erster Reichsvasall die Krone aufgesetzt, bat ihn fußfällig um eine allgemeine Amnestie; Ludwig versprach sie mit Ausnahme von acht Personen, die er aber nicht nannte. Nach Paris zurückgekehrt entfernte er die meisten Beamten seines Vaters, ein Fehler, den er nachher einsah und wieder gut zu machen suchte. Ueberhaupt wußte sich kaum je ein anderer Mann mit solchem Geschick aus den Verlegenheiten herauszuziehen, die er sich selbst bereitet, wie Ludwig. Freigebig gegen alle, die ihm nützlich oder schädlich werden konnten, verschleuderte er geradezu sein Geld. Ludwig hatte anfänglich Verminderung der Steuern hoffen lassen; da sich dieselben statt dessen vermehrten, entstanden an verschiedenen Orten Aufstände, die blutig niedergeschlagen wurden. Um den Papst auf seine Seite zu ziehen, verzichtete der König am 27. November 1461 auf die pragmatische Sanction, die ohne Zustimmung des hl. Stuhles erlassen worden. Da ihn aber die Gegenleistungen des Papstes nicht befriedigten, ließ er sich den Widerstand des Parlaments und des französischen Clerus gefallen und die Kirche Frankreichs blieb bis zum Concordate Franz I. in einem schwankenden Zustande. Seinem jüngeren damals fünfzehnjährigen Bruder Karl, dem seine Feinde die Krone hatten verschaffen wollen, verlieh er das Herzogthum Berry.

Ludwig war fast beständig auf Reisen. Am 3. Mai 1462 hatte er eine Zusammenkunft an der spanischen Grenze mit König Johann von Aragon, in dessen Streitigkeiten er sich schlau einzumischen wußte, um von ihm gegen das Versprechen militärischer Hülfe die Abtretung von Roussillon und Cerdagne zu erlangen. Das unstäte Leben machte natürlich jeden Luxus in Wohnung und Kleidung unmöglich, und es hat wohl kaum je ein Souverän weniger für die eigenen Bedürfnisse aufgewandt, und sich seinen Unterthanen in einfacherem Costüme gezeigt, als Ludwig. Nicht nur waren seine Anzüge von gewöhnlichstem Stoff verfertigt, er ließ auch so selten wie möglich neue machen. Die königlichen Kammerausgaben weisen eine Rechnung auf von 20 Sous für neue Aermel an ein altes Wamms. Selten wird ein Souverän in so dürftigem Aufzug, fast ohne Begleitung und ohne jegliches königliche Gefolge einhergezogen sein, selten auch in solch vertraulicher Weise mit Leuten jedes Standes verkehrt haben. Diese rastlosen Reisen durch das ganze Reich sollten ihm aber nur dazu dienen, alle Personen und Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen, um sich über alles ein eigenes, selbstständiges Urtheil zu bilden und alles seiner persönlichen Autorität zu unterwerfen. Um Guyenne, das so lange in Besitz der Engländer gewesen, zu gewinnen, bestätigte er alle seine Privilegien, die sein Vater aufgehoben hatte, und errichtete in Bordeaux ein Parlament, dessen Gerichtskreis sich fast

1) Sismondi, l. c. Bd 14 cp. 12.

über das ganze alte Aquitanien erstreckte. Gegen Ende April 1467 hatte er eine Zusammenkunft an der Bidassoa mit dem König von Castilien, Heinrich IV., dem „Unmächtigen", der seine unansehnliche Gestalt und seine Geistlosigkeit durch Entfaltung außerordentlichen Prunkes zu verhüllen suchte. Ludwig aber, anstatt hierin mit dem Castilianer zu wetteifern, trug geflissentlich eine auffallende Einfachheit zur Schau. Er trug ein Kleid von gewöhnlichem braunen Tuch und einen alten Hut mit einem bleiernen Madonnabild daran. Nach Paris zurückgekehrt wußte er die im Vertrag von Arras verpfändeten Städte der Picardie, Amiens, Abbeville, St. Quentin um 400,000 Goldthaler vom Herzog von Burgund zurückzukaufen. So war es Ludwig XI. in den zwei ersten Jahren seiner Regierung gelungen, ohne Schwertstreich die Grenzen seines Reiches im Süden und Norden zu erweitern und zu sichern durch die Erwerbung von Roussillon und Cerdagne, und durch den Rückkauf der festesten Punkte des Reiches, welche die Somme beherrschen.

Diese außerordentliche Thätigkeit Ludwigs stand im auffallendsten Gegensatz zu der gleichgültigen Stumpfheit seiner Vorgänger. Ludwig bekümmerte sich um die geringsten Einzelheiten und rief Leute jeder Stellung in seine Nähe, selbst Dorfgeistliche verwandte er zum Briefschreiben, die er ihnen über Staatsangelegenheiten dictirte; nebenbei aber überwachte er die Großen sorgfältig. Er glaubte nicht an Treue und Glauben und traute den Menschen überhaupt nur soweit, als Egoismus oder Eigennutz dabei ins Spiel kam. Sein scharfes Auge hatte erkannt, wie die damalige Welt sich von den allgemeinen sittlich-religiösen Grundsätzen losgeschält und nur den Impulsen des Augenblicks hingegeben war. Eigennutz war nach seiner Anschauung die Triebfeder aller menschlichen Handlungen. Darum betrachtete er seine Umgebung stets mit dem größten Mißtrauen. Uebrigens wollte er der Rathgeber nicht entbehren, er besprach sich mit den gewandtesten und erfahrensten Männern aufs eingehendste über Staatsangelegenheiten, handelte aber stets nach eigenem Ermessen und verrieth niemals den Plan, den er sich entworfen. Auch in seinen Schreiben wußte er einen zutraulichen und einschmeichelnden Ton anzuschlagen, so daß die Adressaten sich seiner ganz besonderen Zuneigung versichert halten mußten.

75. Die Höflinge und Barone, die bisher gewohnt waren, den Hof und das Reich für ihre Privatzwecke auszunutzen, sahen mit Verdruß und Erstaunen, daß der König „den ganzen Rath auf seinem Pferde mit sich führe". Die großen Kronvasallen ahnten nur zu gut, daß des Königs Streben dahin gehe, sie unschädlich zu machen, ihre Feudalmacht für immer zu brechen. Sie schlossen daher unter sich einen geheimen Bund, „Ligue für das öffentliche Wohl" genannt, ein Name im Sinn des Zeitgeistes. Eine ehrenvolle Fahne sollte den engherzigen Egoismus verhüllen: das öffentliche Wohl waren die eigensten Standesinteressen; hätte ihnen der König das Volk zur brutalsten Knechtung überlassen, sie hätten nie den Namen „öffentliches Wohl" in den Mund genommen. Der geschäftigste Leiter des Bundes war der Graf St. Pol, das verborgene Haupt aber der Graf von Charolais, Sohn des Herzogs von Burgund. Auch Johann II., Herzog von Bourbon, der Schwager des Königs, schloß sich der Ligue an, wie auch der eigene Bruder Karl, Herzog von Berry, der sich vom Hofe seines Bruders, wo er in anständiger Gefangenschaft gehalten wurde, zum Herzog von Bretagne geflüchtet, dessen Hof der eigentliche Mittelpunkt der Verschwörung wurde. Hier fand sich auch der alte Graf Dunois ein, und mehrere andere, welche die

Hauptstützen im Rathe Karls VII. gewesen; aber auch andere, wie der Herzog von Alençon, der zum Tode verurtheilt und von Ludwig wieder in Freiheit gesetzt worden war, traten der Verschwörung bei. Ebenso Graf Johann V. von Armagnac und dessen Vetter Jakob, Herzog von Nemours, denen Ludwig sich nicht weniger gnädig erwiesen. Die Verschworenen kamen verkleidet, mit bestimmten Erkennungszeichen in Notre Dame in Paris zusammen, aufs sorgfältigste ließ Ludwig alle Versammlungen durch Spione überwachen und doch erhielt er von dieser Verschwörung erst Kunde, als sie ausbrach, Mitte März 1465; allein er verlor weder den Kopf noch die Zeit. Vor allem galt es, die Vereinigung der feindlichen Streitkräfte zu hindern, um sie vereinzelt zu schlagen und die Hauptstadt für sich zu gewinnen, denn Paris war gleichbedeutend mit dem Besitz der Krone. Sofort sandte er seine Vertrauten nach der Hauptstadt, um die Bürger durch freundliche Versprechungen zu gewinnen. Er selbst zog an der Spitze von 20,000 Streitern in das Herzogthum Berry, seinen Feinden entgegen. Durch milde und versöhnliche Behandlung der unterworfenen Städte, durch entgegenkommendes Verhandeln über die erhobenen Beschwerden und durch strenge Mannszucht, die seine Soldaten beobachten mußten, gewann er bald fast das ganze Land für sich. Mitte Mai war er im Besitz eines guten Theils von Berry und von Bourbonnais, so daß die Herzöge von Bourbon und Nemours sowie der Graf von Armagnac um Waffenstillstand baten, der ihnen auch am 4. Juli zu Riom gewährt wurde.

Nun eilte Ludwig nach Paris, um die Verbindung des Grafen von Charolais und des Herzogs von der Bretagne zu verhindern. Bei Montlheri kam es am 16. Juli 1465 zur Schlacht zwischen den Königlichen und den Burgundern. Je der linke Flügel wurde geschlagen, während der rechte Flügel beiderseits siegte. Karl, der mit zu großem Ungestüm vorgerückt, mußte fallen oder gefangen werden, wenn nicht der französischer Seits befehligende Graf von Maine, sei es aus Verrath oder aus panischem Schrecken geflohen wäre. So behauptete der Burgunder das Schlachtfeld, obwohl er mehr Mannschaft verloren als Ludwig. Dieser eilte zunächst nach der Hauptstadt, um sie in der Treue zu bestärken, dann gieng er nach der Normandie, um Verstärkung und Lebensmittel an sich zu ziehen. Während dessen waren die Verbündeten mit einem Heere von 50,000 Streitern aller Waffengattungen vor Paris erschienen und verlangten Einlaß. Schon unterhandelte die reiche Bürgerschaft der Stadt, allein die große Masse zeigte eine solch drohende Haltung, daß man keinen Vertrag abzuschließen wagte. Bald kehrte Ludwig mit Mannschaft und Zufuhr aus der Normandie zurück, rettete die Stadt und damit sein Reich.

Auf den Rath seines Freundes und Lehrmeisters, Franz Sforza, suchte der König vor allem unter den Gegnern Zwietracht zu stiften und einige auf seine Seite zu bringen, mußte sich aber von den eigenen Leuten verrathen sehen. Am 21. September übergab der Befehlshaber von Pontoise diese Festung an den Herzog von der Bretagne, am 27. fiel Rouen in die Hände des Herzogs von Bourbon. Während dieser Kämpfe wurde fortwährend beiderseits unterhandelt und Ludwig zeigte in dieser schwierigen Lage eine seltene Ausdauer und Geistesstärke.

Selbst Proben von Ritterlichkeit und Edelmuth fehlten nicht. Bei einer Zusammenkunft, die er mit dem Grafen von Charolais der Friedensunterhandlungen wegen hatte, waren beide im lebhaften Gespräch unvermerkt in das Weichbild der Hauptstadt gekommen. Schon fürchtete der Graf, Ludwig möchte diese Gelegenheit benutzen und sich seiner Person bemächtigen. Statt

dessen ließ ihn der König unter einer Eskorte von 40 oder 50 Reitern wohlbehalten ins Lager hinausbegleiten [1]).

Durch Uebergabe der Stadt Rouen war Ludwig zum Nachgeben gezwungen, denn dadurch war der Verkehr auf der Seine gesperrt und Paris der Gefahr einer Hungersnoth preisgegeben. Nach langen Verhandlungen zu Conflans bei Charenton willigte der König endlich in alle Forderungen der Liguisten, wohl mit dem festen Vorsatz keines der gegebenen Versprechen ehrlich zu halten. Der Graf von Charolais und seine Erben erhielten die jüngst erworbenen Städte an der Somme mit dem einzigen Vorbehalt für die französische Krone, sie nach dessen Tode von den Erben um 200,000 Goldthaler zurückkaufen zu dürfen. Außerdem erhielt er noch die Städte Boulogne, Guines, Roye, Péronne und Montdidier. Seinem Bruder Karl von Berry verlieh Ludwig die Normandie als selbstständiges Herzogthum mit der Lehenshoheit über die Bretagne, Alençon und Eu. Der Herzog von Calabrien, Regent von Lothringen, erhielt Monzon, Menehould, Neufchatel nebst dem Sold für 500 Lanzen auf sechs Monate. Der Herzog von der Bretagne erhielt die volle Souverainität und die Herrschaften in der Auvergne, 100,000 Thaler baar und Sold für 300 Lanzen. Der Herzog von Nemours wurde zum Gouverneur von Paris und Isle de France ernannt mit einer Pension und Sold für 200 Lanzen. Den Grafen von Dunois und Dammartin wurden alle früheren Würden, Besitzungen und Einkünfte zurückgestellt und außerdem noch Sold für 100 Lanzen gegeben. Der Herr von Albret erhielt mehrere Herrschaften an der Grenze, Marschall Lohéac, Admiral Beuil und die übrigen Herren wurden in ihre Aemter, Ehren und Herrschaften wieder eingesetzt. Außerdem mußte der König einwilligen, daß eine Commission von 36 angesehenen Männern, je zwölf vom Adel, Clerus und Parlament aufgestellt werde, um die Mißbräuche im Reich abzuschaffen. Das war das „öffentliche Wohl" im Sinn der französischen Großen, zu dessen Vertheidigung sie sich gegen die Krone verschworen.

76. Es war dies eine harte Schule für Ludwig XI., aber er hatte in ihr gelernt. Anfänglich hatte er alle Diener seines Vaters entlassen, hatte aber jetzt die Erfahrung gemacht, daß manche seiner Feinde an Geist und Geschick seinen Getreuen weit überlegen seien, er nahm daher keinen Anstand den einen nach dem anderen wieder in seine Dienste zu ziehen. Mit Recht sagt Comines: „Er war der klügste König, um sich aus einer Verlegenheit zu ziehen, der demüthigste in Worten und Benehmen und mehr als jeder andere bestrebt, jeden zu gewinnen, der ihm nützlich oder schädlich sein konnte. Er wurde nicht ungeduldig, wenn man ihn abwies, sondern fuhr fort, reichlich zu versprechen und wirklich Geld und Güter hinzugeben, von denen er wußte, daß sie gern angenommen wurden. Jene, die er in Zeiten des Glückes von sich gestoßen, erkaufte er gern und theuer, wenn er ihrer bedurfte und trug ihnen vergangene Sachen nicht nach" [2]). So begann denn Ludwig mit der Geduld und dem Fleiß einer Ameise die Arbeit von Neuem. Mit einer Berechnung und Verschwiegenheit legte er alle seine Pläne an, die kaum ihres Gleichen gefunden. Wenn er wüßte, sagte er, daß seine Mütze eines seiner Geheimnisse verrathen könnte, würde er sie sogleich ins Feuer werfen.

Zunächst wußte er die verlorene Normandie wiederzugewinnen. Der

---

1) Comines, Mémoires cp. 13 in Nouvelle collection des Mémoires par Michaud et Poujoulat. Paris 1837. T. IV. p. 25. — 2) Comines lib. I. cp 10. l. c. p. 20.

Herzog von der Bretagne und Karl von der Normandie hatten sich schon beim Abzug entzweit und die Bretonen besetzten einige feste Punkte der Normandie. Rasch benutzte Ludwig diesen Zwischenfall, wußte den Herzog von der Bretagne abzufinden und rückte mit einem Heere in der Normandie ein, wo Karl seinem königlichen Bruder keinen Widerstand entgegensetzen konnte. Schon im Januar 1466 war er wieder Herr des Landes, das er für untrennbar mit dem Reiche verbunden erklärte. Durch einen Meisterstreich wußte er auch das Volk in das Interesse zu ziehen. Auf den 1. April 1468 berief er die Reichsstände nach Tours, die im Sinn des Königs einstimmig erklärten, daß die Sicherheit des Reiches die Annexion der Normandie verlange, und daß der König um keinen Preis der Welt in deren Lostrennung einwilligen dürfe; Karl sei mit Geldentschädigung abzufinden. Bezüglich des Herzogs von der Bretagne wurde beschlossen, daß er die annectirten Städte herausgeben und seinen Bund mit England lösen müsse, im Weigerungsfall sei er mit Gewalt dazu zu zwingen und für diesen Fall boten die Stände dem König Gut und Blut an. Dem festen Willen Ludwigs XI. und dieser Entscheidung der Stände von 1468 verdankt Frankreich seine heutige in sich abgeschlossene politische Einheit, während die französichen Großen im Bunde mit England dasselbe zu zerstückeln suchten. Von da an arbeitete Ludwig unermüdet an der Einigung des Reiches. Einheit der Gesetze und Gebräuche, Einheit von Maß und Gewicht, Unabsetzbarkeit der Richter, all dies sollte die Einheit fördern und festigen.

77. Diese Einheit aber hatte gefährliche Feinde, da die Ligue immer noch fortbestand. Der Bruder des Königs, Karl, und die Herzöge von Burgund und Bretagne unterhandelten fortwährend unter sich und mit England. Die beiden Herzöge rüsteten sich bereits offen zum Krieg, aber Ludwig wußte ihnen zuvorzukommen. Im Jahre 1468 sah sich Franz II. von der Bretagne, zu dem Karl von der Normandie geflüchtet, unvermuthet von zwei königlichen Heeren angegriffen und wurde zum Friedensschluß gezwungen. Um auch den Burgunder zu einem solchen zu vermögen, erbat sich Ludwig eine Zusammenkunft mit Karl dem Kühnen, der dem zu Brüssel am 15. August 1467 gestorbenen Philipp dem Guten im Herzogthum gefolgt war. Der verwegene Burgunder wollte von einem friedlichen Ausgleich nichts wissen, sondern, da er nun einmal sein Heer gesammelt, die Streitfrage mit der Schärfe des Schwertes lösen; gab aber schließlich doch die Einwilligung zu einer Zusammenkunft in Péronne und versprach auf Ehre und Treue sicheres Geleit und sichere Rückkehr, am 8. Oktober 1468. Mit wenigem Gefolge, dem Connetable St. Pol, dem Cardinal Balue, dem Herzog von Bourbon und einigen anderen Großen begab sich der König in die Falle seines Feindes, nach Péronne. Man umarmte sich und zum Zeichen herzlichen Zutrauens legte Ludwig öfters seine Hand auf Karls Schultern. Zu gleicher Zeit mit Ludwig war aber auch eine burgundische Heeresabtheilung durch ein anderes Thor in Péronne eingezogen und außerdem fanden sich daselbst mehrere aus Frankreich verbannte Feinde des Königs ein. Nun begann Ludwig allmählich seine Unklugheit zu bereuen und für seine Sicherheit zu fürchten. Zu größerer Vorsicht nahm er seine Wohnung im alten Schloß, einem ominösen Ort, da Karl der Einfältige hier in Haft gesessen. Der Herzog gestand diese Aenderung bereitwillig zu und die Verhandlungen begannen.

Ludwig vertraute auf seine Ueberredungskunst, auf seine List und auf die Macht des Goldes, das er freigebig unter die Räthe Karls vertheilen ließ. Diesmal aber hatte sich der schlaue Reinecke selbst gefangen im Netze des Isegrimm, denn eben jetzt gieng eine Mine los, die Ludwig gegen Karl gelegt. Durch die Agenten des Königs aufgereizt, waren die Bewohner von

Lüttich vom Herzog von Burgund abgefallen und unter dem Ruf „es lebe der König von Frankreich“ in Tongern eingezogen. Auf die Nachricht hievon gerieth Karl außer sich vor Zorn und erklärte, trotz Eid und Gelöbnis den König für gefangen. Die Lage Ludwigs war äußerst gefährlich, in seiner Zorneswuth war vom Herzog das Aeußerste zu befürchten. Glücklicherweise gelang es einem seiner Vertrauten, Philipp von Comines, ihn etwas zu besänftigen, zugleich aber ließ dieser Ludwig wissen, wie gefährlich es im Augenblick wäre, irgend welche Forderung des Herzogs abzuschlagen. Der König ließ nun vor allem die Minen der Bestechung springen; 15,000 Goldthaler wurden unter die Diener des Herzogs vertheilt; so gelang es, Karl zu einem Vertrag zu bestimmen, den Ludwig bedingungslos unterzeichnete. Alle früheren Verträge waren darin aufs neue bestätigt, des Königs Bruder sollte statt der Normandie Champagne und Brie erhalten nebst einigen benachbarten Herrschaften. Außerdem versprach der König den Herzog auf seinem Zug gegen Lüttich zu begleiten mit einer vom letzteren zu bestimmenden Anzahl von Truppen. Dieser Vertrag wurde auf das sogenannte Kreuz Karls des Großen, worin ein Splitter vom hl. Kreuz eingeschlossen war, beschworen; man glaubte, ein Meineid auf dieses Kreuz geschworen, bringe binnen Jahresfrist den Tod.

78. Ludwig war weniger über das Unglück der ihm befreundeten Stadt betrübt, als über die Schmach und den Spott, daß er sich in der eigenen Schlinge gefangen, er wagte sich nicht den spottsüchtigen Parisern zu zeigen. Eines Tages ließ er alle Elstern, Häher und Raben erwürgen, denen man den Namen Péronne auszusprechen gelehrt hatte. Uebrigens fing er den abermals zerstörten Bau unverdrossen von neuem an. Zunächst versöhnte er sich mit seinem Bruder und gab ihm, statt der Champagne und Brie, das viel beträchtlichere Herzogthum Guyenne, wodurch er einen Hauptplan des Burgunders durchkreuzte. Dieser trug sich nämlich mit dem stolzen Gedanken, sich ein großes, unabhängiges Zwischenreich zu gründen zwischen Frankreich und Deutschland, von der Mündung des Rheins bis zu der der Rhone reichend, mit der Hauptstadt Nancy. Holland, Belgien und ganz Burgund besaß er bereits und es mußte für ihn von größtem Interesse sein, daß das Mittelglied, die Champagne, in der Hand eines befreundeten und unfähigen Fürsten sei. Außerdem machte er sich Hoffnungen auf die Provence und auf Lothringen, auch die Schweiz und Italien vermeinte er sich unterwerfen zu können, ja selbst der französische Thron schien ihm nicht zu hoch, seitdem er die Schwester des englischen Königs, Eduards IV., geehelicht. 1469 hatte ihm überdies der Herzog Sigismund von Oesterreich die Landgrafschaft Elsaß nebst den vier rheinischen Waldstädten verpfändet. Was that nun Ludwig in dieser Gefahr?

Er hatte zu oft die Treulosigkeit der Großen erfahren, um nicht endlich zu der Ueberzeugung zu kommen, daß seine festeste Stütze im Volke zu suchen sei, weßhalb er dieses an sich zu ketten suchte. Er zeigte große Freundlichkeit gegen die Bürger, besuchte sie sogar in ihren Häusern und entzückte sie durch seine Herablassung und seine witzigen Einfälle. Unter seinen Truppen hielt er strengste Mannszucht und unterwarf alle Ausschreitungen derselben gegen die Bürger den betreffenden Ortsgerichten.[1]) Den Parisern stellte er ihre Innungen wieder her und gab ihnen eine militärische Organisation;[2]) bei einer Musterung zählte man 80,000 Bewaffnete; dagegen befreite er sie von

1) Ordonnanz von Amboise vom 13. Mai 1470. — 2) Ordonn. von Chartres, Juni 1467.

dem Vor- und Nachbann, dem die anderen Unterthanen des Reichs unterworfen waren.

Das sicherste Mittel die Bedeutung des Bürgerstandes zu heben, war zweifelsohne die Bewaffnung desselben, allein Ludwig blieb dabei noch nicht stehen, er gab verschiedenen Städten auch eine municipale Administration. Zu Troyes z. B. mußten sich die Bürger auf den Schall der Glocken versammeln, um 36 Deputirte zu wählen, die aus ihrer Mitte wieder zwölf Schöffen bestellten, während die 24 übrigen Municipalräthe blieben. Aehnliche Rechte erhielten die Städte Poitiers, Tours, Niort, Fontenai; die Handelsstadt Larochelle erhielt außerdem noch das wichtige Privilegium des unmittelbaren Handelsverkehrs mit England, selbst zur Zeit des Krieges. Die Bürger dieser privilegirten Städte erhielten das Recht, sich adelige Lehen zu erwerben und zu behalten. Orleans, Amiens und eine große Zahl anderer reicher Communen wurden von Ludwig XI. mit solchen Prärogativen beschenkt. Zugleich aber erkannte der König ganz richtig, daß die Macht und Unabhängigkeit des Bürgerstandes vor allem auf dem Handel beruhe, weßhalb er diesen auf jede Weise zu heben suchte. Die Jahrmärkte wurden vermehrt und mit bestimmten Rechten ausgestattet, die Zünfte organisirt und das Münzwesen verbessert. Trotz mancher Vorurtheile, in denen die nationalökonomische Wissenschaft damals noch befangen war, waren die meisten dieser Ordonnanzen gerecht und heilsam.

79. Im Jahre 1470 berief Ludwig infolge eines gewaltigen Umschlages im Rosenkriege Englands, 61 der angesehensten geistlichen und weltlichen Herren und Beamte zu einer Notablenversammlung nach Tours und legte ihnen alle seine Klagen gegen den Herzog von Burgund vor. Derselbe habe mitten im Frieden die Häfen der Normandie durch seine Flotte angreifen lassen, habe daselbst mehrere Landungen versucht, habe beschimpfende Worte gegen den König geäußert, den Hosenbandorden seines Feindes Eduard IV. und sein Abzeichen, das rothe Kreuz, öffentlich getragen; habe seine Vasallen, die Unterthanen der Krone gegen Jedermann, den König nicht ausgenommen, eidlich in Dienst genommen, habe die Güter der Franzosen, die auf den Markt nach Antwerpen gekommen, trotz der Freiheiten, die er selbst bewilligt, hinwegnehmen lassen; endlich habe er mehrere Bedingungen, zu denen er sich im Vertrag von Péronne verpflichtet, nicht erfüllt. Diese Klagepunkte wurden eingehend besprochen, und schließlich erklärte die Versammlung einstimmig: der König sei durch die Illoyalität des Herzogs von allen Zusagen des Péronner Vertrages entbunden, ja sogar verpflichtet, mit Waffengewalt alles wieder rückgängig zu machen, wozu alle Anwesenden dem König mit Leib und Blut beistehen zu wollen erklärten. Diesen Beschluß sanctionirte Ludwig am 3. December zu Amboise und ließ nun den Herzog im Namen des Parlaments nach Paris zur Verantwortung vorladen. Karl erhielt die Vorladung zu Gent und gerieth darüber in solchen Zorn, daß er den Gerichtsboten ins Gefängnis werfen ließ. Er glaubte wohl nicht an ein ernstes kriegerisches Vorgehen von Seite des Königs, allein dessen Truppen rückten nun rasch in die Picardie ein und die Städte St. Quentin und Amiens fielen im ersten Anlauf. Zu gleicher Zeit entstand ein sehr erbitterter Federkrieg, indem beide Fürsten sich gegenseitig moralisch zu verdächtigen suchten durch compromittirende Schriftstücke und Complotte, die man beiderseits fabriziren ließ.

Ein neuer Umschwung in England übte den größten Einfluß auf den Gang der Dinge in Frankreich, er fand zu Ungunsten Ludwigs statt. Der König sah sich auf einmal von ganz Europa verlassen, von allen Seiten, von außen und von innen, durch Feinde bedroht; die Ligue erhob drohender denn je ihr feindliches Haupt und dachte bereits an die völlige Zerstücklung Frank-

reichs. Triumphirend sagte der Burgunder zu Comines: „Ich liebe das Königreich über alles, denn statt Eines Königs, möchte ich deren sechs dort herrschen sehen.“ Selbst der Bruder des Königs gieng wieder zu seinen Feinden über, und alle Bitten und Versprechungen Ludwigs vermochten ihn nicht bei der Fahne des Königthums festzuhalten. Der schwache Fürst wollte selbst König sein und unterhandelte nun alles Ernstes um die Hand der burgundischen Herzogstochter Maria. Ludwig war in schlimmer Lage, so daß er in Paris Prozessionen und öffentliche Gebete veranstalten ließ. Beim Schall der Mittagsglocke sollte Jedermann auf die Knie sinken und dreimal den englischen Gruß beten für den Frieden des Reiches. Da trat ein Ereignis ein, das die Lage der Dinge gänzlich änderte. Der Herzog von Guyenne war, an langsamem Fieber hinsiechend, am 24. Mai 1472 zu Bordeaux kinderlos aus der Welt gegangen.

Dieser Todesfall kam so gelegen für den König, daß man allgemein an Vergiftung glaubte und fast glauben mußte. Der Franzose Anquetil schreibt: „Man kann nicht in Abrede stellen, daß die Lage Ludwigs XI. sehr beunruhigend war; aber der Himmel oder die Hölle stand ihm bei; der Himmel, wenn sein Bruder eines natürlichen Todes starb, die Hölle, wenn eines gewaltsamen.“ Vor allen tobte der Burgunder bei dieser Todesbotschaft, denn sie warf alle seine Pläne erbarmungslos über den Haufen. Offen beschuldigte er den König des Verrathes, der Giftmischung, des Brudermordes.[1]) Brantome, ein Geschichtserzähler aus dem folgenden Jahrhundert, weiß von einem Hofnarren Ludwigs XI. zu erzählen, der den König vor einem Madonnenbilde belauscht haben wollte, wie er der seligsten Jungfrau sein Verbrechen bekannt, und sie um ihre Fürsprache bei Gott angefleht habe. Es läßt sich nicht leugnen, daß ein solches Vergehen nach den Regierungsgrundsätzen eines Ludwig XI. nicht undenkbar war, allein eine gerechte Geschichtsschreibung darf nicht mit Probabilitätsconstructionen operiren. Ohne sichere Belege darf man einem Fürsten solch schweres Verbrechen nicht ohne weiteres imputiren, solche aber liegen nicht vor. Alle Angaben sind entweder Ergüsse feindlichen Hasses, oder spätere Vermuthungen. Thatsache aber ist, daß der Herzog von Guyenne geistig und körperlich von gebrechlicher Constitution war, daß er nicht plötzlich und unvermuthet, sondern an längerem Fieber dahinsiechend hinwegstarb.

Auf die Nachricht vom Tode des Bruders ließ Ludwig Guyenne sofort besetzen und das Parlament zu Bordeaux wieder herstellen. Der Burgunder aber, außer sich ob dieses Zuwachses der königlichen Macht, brach wuthschnaubend in die Picardie ein und drohte jede Festung oder Stadt, die Widerstand leiste, in Asche zu legen. Die erste Festung, die seiner Wuth zum Opfer fiel, war Nesle. Nicht nur die Besatzung, auch die wehrlosen Einwohner wurden niedergemacht und die Häuser in Brand gesteckt; selbst in den Kirchen war des Schlachtens kein Ende. Man erzählt, daß der Herzog beim Eintritt in eine solche gesagt habe: „Ich sehe hier ein recht schönes Schauspiel und habe viele tüchtige Schlächter bei mir.“ Von da an wurde Karl der „Schreckliche“ genannt.

Um sich mit dem Herzog von der Bretagne zu verbinden, zog Karl nun mit seiner stolzen Armee vor Beauvais, das durch die Fahrlässigkeit des Connetable St. Pol fast ohne Besatzung war. Allein die Bewohner der Stadt vertheidigten sich mit heroischem Muth, sie schlugen mehrere Stürme ab und selbst die Frauen wetteiferten an Heldenmuth mit den Männern. Eine Jungfrau, Johanna Lainé, mit dem Beinamen Hachette, ergriff eine burgundische Fahne in dem Augenblick, als sie auf dem Walle aufgepflanzt wurde, und

---

1) Cfr. Sismondi, l. c. Bd. 14. S. 356.

eilte mit ihr triumphirend in die Dominicanerkirche. Endlich kamen Verstärkungen und Lebensmittel vom König, und der Herzog, rasend über seinen Mißerfolg, zog sengend und brennend durch die Normandie an das Meer, in der Hoffnung, sich hier mit dem Bretonen verbinden zu können. Dieser aber war von Ludwig bereits am 18. October zu einem Waffenstillstand genöthigt worden, und so schloß denn auch Karl einen solchen zu Senlis am 23. desselben Monats. Bei dieser Gelegenheit verließ der Herr von Lescun den Herzog von der Bretagne und Comines den Burgunder und beide schlossen sich an Ludwig XI. an, eine nicht geringe moralische Eroberung für letzteren.

80. Dieser Waffenstillstand bezeichnet eine Wendung, wie im Glücke Ludwigs, so in der Politik Karls des „Kühnen." Er war Vasall, wie des Königs von Frankreich, so auch des Kaisers, dessen Oberhoheit er nun in gleicher Weise abzuschütteln suchte, wie die des französischen Königs. Mit derselben Hast, mit der er sich bisher auf Frankreich geworfen, warf er sich nun auf Deutschland, um sich ein großes, unabhängiges Reich zu gründen.

Am 7. December 1472 kaufte Karl von dem alten Herzog Arnolf von Geldern um den Preis von 300,000 Gulden das Herzogthum Geldern und die Grafschaft Zutphen, da der Herzog seinen Sohn Adolf, der ihn sieben Jahre lang in einem engen unterirdischen Kerker in grausamer Haft gehalten, von der Erbfolge ausgeschlossen. Im September 1473 fand zu Trier die berühmte Zusammenkunft zwischen Karl und dem Kaiser Friedrich III. statt, wobei der Herzog eine kaiserliche Pracht entfaltete. Gegenstand der Verhandlung war die Erhebung Burgunds zum Königreich und die Verlobung des 15 jährigen Sohnes des Kaisers, Maximilian, mit der burgundischen Erbtochter Maria. Karl schien am Ziele seiner Hoffnungen zu sein; am 4. November huldigte der Herzog dem Kaiser feierlich für die Länder vom Reiche und erhielt die Belehnung mit Geldern. Schon war der Tag der Königskrönung bestimmt und alle Vorbereitungen hiezu bereits getroffen, als Friedrich plötzlich am Vorabend der Krönung auf einer Barke heimlich nach Cöln entfloh. Veranlassung dieser sonderbaren Abreise des Kaisers sollen französische Spione Ludwigs gewesen sein, die Friedrich Mißtrauen gegen Karl einzuflößen wußten, daß er es mit der Verlobung seiner Tochter nicht ehrlich meine, da er sie bereits mehreren als Lockspeise hingehalten.

Im wildesten Zorn über diese Behandlung von Seite des Kaisers that Karl im ersten Augenblick alles, was diesem zuwider war. Er knüpfte Verbindungen mit Herzog René II. von Lothringen an, um die ersten Schritte zu thun, dieses Herzogthum für sich zu gewinnen. Dann besuchte er eben jetzt seine Pfandlande im Elsaß und am Oberrhein, die er vom Herzog Sigismund von Oestreich gegen 80,000 Gulden erhalten. Er hatte daselbst einen eingebornen Edelmann, Peter von Hagenbach, als Landvogt aufgestellt, der mit einer Brutalität und Tyrannei hauste, welche die Einwohner zur Verzweiflung bringen mußte. Nicht nur, daß er das Land mit unerschwinglichen Abgaben und Erpressungen aller Art drückte, keine Frau und kein Mädchen war vor ihm sicher. All diese Gewaltthaten seines Landvogts billigte Karl und trug eine geflissentliche Verachtung des deutschen Stammes zur Schau. Ebenso behandelte er die Schweizer, die Gesandte an ihn abgeordnet, um sich über Hagenbachs freventlichen Muthwillen zu beklagen. Ohne die Gesandten vorzulassen, führte er dieselben mit sich nach Dijon, wo er am 23. Januar 1474 einzog.[1]) Bei einem Mahle daselbst sprach er von einem alten Königreich Burgund, das die Franzosen widerrechtlich zerstückelt, und davon

1) Sismondi l. c. Bd. 14. S. 405 u. Barante l. c. Bd. 10.

nur noch ein Herzogthum übrig gelassen hätten. Eben jetzt vermochte er René von Anjou, ihm seine Erbschaft käuflich abzutreten, die Provence, das Herzogthum Bar und Anjou, sowie die Ansprüche auf die Kronen von Sicilien, Jerusalem und Aragon. So trat die Absicht des Herzogs deutlich genug hervor, seinen Lieblingsplan ins Werk überzusetzen, sich ein großes Königreich zu gründen, dessen Hauptader der Rhein werden sollte. Die Verwirklichung erforderte aber noch die Unterwerfung der Schweizer und mehrerer oberdeutscher Stämme, eine Arbeit, die nicht so leicht war, als Karl in seinem süßen Traum sich einbilden mochte. Unterdessen traf beim Herzog die Nachricht ein, daß sein Landvogt Hagenbach gefangen, processirt und enthauptet worden sei. Durch Vermittlung Ludwigs von Frankreich hatten nämlich die Schweizer und Erzherzog Sigismund zu Constanz im April 1474 ein Bündniß geschlossen, die „ewige Richtung.“ Die Pfandsumme von 80,000 Gulden wurde durch freiwillige Beiträge aufgebracht, worauf sich die Pfandländer sofort vom Burgunder lossagten, Hagenbach in Breisach einschlossen und zur Uebergabe nöthigten. Der Landvogt wurde wegen seiner vielen Gewaltthaten zum Tode verurtheilt und das Urtheil am 9. Mai 1474 vor den Thoren Breisachs vollzogen. Karl außer sich über diesen kühnen Schachzug, schloß sofort ein Bündniß mit Eduard IV. von England und sammelte in Luxemburg eine gewaltige Armee, mit der er in kürzester Zeit alle seine Feinde niederzuwerfen hoffte. Bevor die Elsässer und Schweizer seine furchtbare Rache fühlen sollten, wollte er die Sache des Churfürstenthums Cöln austragen.

81. Hier hatte der Streit des Erzbischofs Ruprecht mit seinem Domcapitel und den Landständen 1473 zu einer Neuwahl geführt. Der abgesetzte Ruprecht rief Karl von Burgund zu Hülfe und dieser erschien im Juli 1474 mit 60,000 Mann vor der Feste Neuß, wo sich der neue Erzbischof Hermann von Hessen eingeschlossen hatte. Karl hoffte hier auf keinen, oder nur geringen Widerstand zu stoßen, allein er hatte sich gewaltig verrechnet. Wilhelm von Aremberg, genannt der Eber der Ardennen, wußte mit einer Armee auf dem rechten Rheinufer die Burgunder in Schach zu halten, im August wurde der Reichskrieg gegen Karl beschlossen und im November erschien der Kaiser mit einer Armee von 60,000 Mann auf dem linken Rheinufer. Herzog René von Lothringen rückte in das Luxemburgische ein, die Schweizer drangen über den Jura und schlugen bei Haricourt am 25. October 1474 ein burgundisches Heer, während Karl hartnäckig sich den Kopf blutig rannte an den Wällen des kleinen Neuß. Er verlor 16,000 Mann, den Kern seines Heeres, und mit dem demoralisirten Rest vermochte er keinen neuen Feldzug zu beginnen. Im Mai 1475 trat er in Unterhandlungen mit Friedrich III. und am 27. Juni hob er die Belagerung von Neuß auf. Unterdessen war Eduard von England mit einem herrlichen Heere an der französischen Küste gelandet, um dem Uebereinkommen gemäß in Verbindung mit Karl Frankreich zu erobern. Dieser aber wagte nicht ihm die Trümmer seines entmuthigten Heeres zu zeigen. Er gieng daher zunächst nach Lothringen, um von da zur Krönung Eduards nach Rheims zu kommen. Diese Zwischenzeit wußte Ludwig trefflich zu Unterhandlungen zu benutzen, es kam zum Frieden von Pequigny vom 3. August 1475, worin Eduard mit seinen Ansprüchen durch Geld abgefunden wurde. Im selben Jahre noch sah sich auch Karl zum Abschluß eines 9jährigen Waffenstillstandes genöthigt, der später in einen Frieden übergieng.

82. Hiedurch bekam Karl nun freie Hand gegen Lothringen, wo er sofort im Monate September mit seinem Heere einrückte. Nancy ergab sich am 30. November 1475 und obgleich es sich muthig und hartnäckig vertheidigt, gewährte er ihm eine äußerst milde Capitulation. Er wollte nicht als Er-

oberer des Landes, sondern als rechtmäßiger Herzog erscheinen, deßhalb versprach er alle Rechte und Freiheiten aufrecht erhalten zu wollen. Nancy, das herrlich gelegen, erschien ihm weit geeigneter zur Hauptstadt seines künftigen großen Reiches, als Dijon, weßhalb er die Einwohner für sich und sein Interesse zu gewinnen suchte.

Von Nancy gieng es sofort weiter. Die Schweiz, die das nächste Object seines Waffenganges sein sollte, sollte nur eine Zwischenstation bilden. Die Schweizer galten für tapfere Krieger, um so besser für seinen Ruhm; sie sollten zuerst geschlagen, dann gebrandschatzt und unterjocht werden. Hierauf stand Savoyen und die Provence offen, dessen schwacher König René ihn selbst herbeigerufen. Der junge Herzog von Savoyen und seine Mutter waren bereits gewonnen durch den eigenen Oheim des Kindes, Jakob von Savoyen, Marschall von Burgund. War Karl so Herr des Landes diesseits der Alpen, so war es ein leichtes über den Gebirgskamm hinüberzusteigen, wo ihm der damalige trostlose Zustand Italiens leichtes Spiel bot. Der Sohn des Königs von Neapel, aus dem Hause Aragon, auch einer seiner zukünftigen Schwiegersöhne, stand treu zu ihm. Andererseits hatte er ergebene italienische Diener aus dem Hause Anjou, wie z. B. Campobasso. Der Herzog von Mailand, wenn er einmal den Papst, Neapel und Venedig auf der Seite des Burgunders sieht, wird sich ehestens beeilen, um nicht isolirt zu werden, Allianz anzubieten. Also nirgends Hindernisse, der Weg Hannibals steht offen, ja weit glücklicher als dieser, hat Karl die Römer nicht zu bekämpfen, sondern wird von ihnen selbst gerufen.

Die ersten Schritte waren erfolgreich, aber ruhmlos. Nachdem Yverdon überrumpelt und Orbe weggenommen, langte Karl mit 50,000 Streitern vor der kleinen Stadt und Burg Granson an, wo 800 Schweizer als Besatzung lagen. Ein erster Sturm wurde zurückgeschlagen, ein zweiter machte die Burgunder zu Herrn der Stadt, aber nicht der Burg. Zehn Tage hindurch wurde diese ununterbrochen beschossen, ohne daß es gelang der Besatzung Lebensmittel zuzuführen. Nun kamen schlechte Dirnen aus dem feindlichen Lager, um die tapfere Mannschaft zu entnerven. Zugleich mit ihnen erschien ein den Schweizern bekannter und von ihnen geschätzter burgundischer Edelmann auf dem Schloß, um die Besatzung zur Uebergabe zu bewegen. Er bewunderte ihren Heldenmuth, beklagte aber ihre Vertrauensseligkeit, als ob sie von der Eidgenossenschaft noch Hülfe erwarten könnten: Freiburg sei verbrannt, Bern und Solothurn hätten die Schlüssel übergeben, die Eidgenossenschaft sei gesprengt. „Ihr allein noch widersteht dem Herzog, dem solcher Muth zwar gefällt, er achtet euere Tapferkeit, allein treibet die Sache nicht aufs äußerste. Eben sprach er mit großer Bewunderung von euch, und wir haben alle für euch intercedirt. Er beauftragte mich, euch freien Abzug anzubieten. Das ist eine Gnade, und er hofft, daß ihr mir Dank dafür wißt, denn ich bin euer Retter.“ Die Schweizer erinnerten an einen Fall, wo der Herzog sein Wort gebrochen. Der Unterhändler verbürgte sich ihnen auf seine Mannesehre. Nun trauten die Schweizer, bezahlten ihm für seine Judasdienste 100 Goldthaler zum Zeichen ihrer Erkenntlichkeit und verließen die Burg. Sobald sie das Lager betreten, wurden sie zu 10 und 20 zusammengebunden und dem Hohne des ganzen Heeres preisgegeben. Als sie vor Karl geführt wurden, rief er aus: „Beim hl. Georg, was sind das für Leute?“ „Gnädiger Herr, entgegnete der burgundische Edelmann, das ist die Besatzung, die sich euerer Gnade empfiehlt.“ „Ich habe ihnen nichts versprochen,“ antwortete Karl und übergab sie dem Nachrichter, der die einen an den nächsten Bäumen aufknüpfen, die anderen im See ersäufen ließ. Der Muth und die Standhaftigkeit, mit der alle in den Tod giengen, erfüllte die Feinde mit Schrecken. Dieser Tag war der letzte für Ehre und Glück Karls von Burgund.

83. Am 13. März 1476 hatten die Krieger von Luzern in der Frühe eine hl. Messe angehört und marschierten dann, nachdem sie aus dem Canton Zürich und von anderwärts noch einige Verstärkung erhalten, von Neuenburg aus, der burgundischen Armee bei Granson entgegen. Sobald Karl hievon benachrichtigt wurde, setzte er sich sofort in Bewegung und rief: „Frisch los auf diese Bauernlümmel, obwohl sie unser nicht werth sind.“ In diesem Augenblick fielen die Schweizer, nachdem sie in Mitte der Weinberge, die sich dem See entlang hinziehen, angekommen, nach Väter Sitte auf die Knie zum Gebet. Die Burgunder, welche glaubten, sie flehten schon um Barmherzigkeit, stießen ein grimmiges Hohngelächter aus. Sofort stürzten sie sich auf das längliche Viereck der Schweizer, das von Hellebarden starrte. Festen, sicheren Schrittes drangen diese vor und alle Tapferkeit und alle Anstrengungen der Burgunder, deren Reihen zu durchbrechen, waren vergeblich. Die edelsten und tapfersten der burgundischen Armee fielen um diesen Eisenwall.

So erschöpften sich die Burgunder erfolglos an der kaltblütigen Tapferkeit der Eidgenossen, bis Nachmittags 3 Uhr plötzlich neues Kriegsvolk auf den benachbarten Höhen erschien; es waren die Streiter von Uri und Unterwalden, die dem Feinde den Tod verkündeten. Panischer Schrecken ergriff die Burgunder beim Schall des „Uristieres“; umsonst suchte Karl die Fliehenden wieder zu sammeln und zum Stehen zu bringen, überall wo die Gefahr am stärksten war, stürzte er hin, allein auf allen Seiten eilte alles in wilder Flucht davon, und Karl selbst wurde mit fortgerissen. Schon rücken die ersten Reihen der Schweizer in sein Lager, seine Soldaten sind schon über Granson zurückgewichen, da besteigt Karl endlich, an der Rettung der Seinen verzweifelnd, seinen besten Renner und eilt davon in die Feste Joigne im Jura. Die ungeheuren Reichthümer, womit der Herzog so eitel geprunkt, fielen schlichten Bürgern zur Beute, die deren Werth gar nicht kannten. Die drei größten Diamanten der Christenheit wurden um Spottgeld verkauft,[1]) die silbernen und goldenen Geschirre wurden als zinnerne und kupferne taxirt, und die herrlichen flandrischen Teppiche wie rohes Tuch in einem Kramladen ausgemessen.

Der Herzog hatte viel und wenig verloren, wenig Leute, die Zahl belief sich kaum auf 1000, aber er hatte seinen ganzen Schatz, seinen Ruhm verloren, er war geflohen, besiegt von denselben Feinden, die er so verächtlich behandelt. Er hatte fast den Verstand verloren durch diesen ihm völlig unglaublich und unmöglich geschienenen Schicksalsschlag. Er zog sich in die Einsamkeit zurück, ließ den Bart wachsen und griff, er, der früher niemals Wein getrunken, zu dem Becher. Er wurde ernstlich krank vor Gram und Schande. Nach einiger Zeit jedoch gewann er wieder seine Fassung und entfaltete eine fieberhafte Thätigkeit; Rache war sein einziger Gedanke. Sein Benehmen war von nun an noch herrischer und unbändiger; unter Todesstrafe wurde allen seinen Dienern der Vollzug seiner Verordnungen anbefohlen; niemand wagte mehr ihm einen Rath zu ertheilen, er selbst ermangelte der früheren Vorsicht in seinen Handlungen und des oft bewährten Feldherrentalentes.

---

1) † Der größte Diamant wurde anfangs als werthloses Glas von einem Krieger weggeworfen, dann um einen Gulden verkauft. Später kam er um 5000 fl. in die Hände der Genuesen, von diesen um 11,000 Ducaten an Herzog Ludovico Moro Sforza von Mailand, und von hier an Julius II., der ihn der päpstlichen Tiara einfügte. Einen zweiten Diamant kaufte Jakob Fugger von den Siegern um 5000 fl., von diesem kam er an Heinrich VIII., und von ihm durch Maria, seine Erstgeborne, an Philipp II., und befindet sich jetzt in der Schatzkammer zu Wien. Ein dritter endlich wurde gleichfalls um 5000 fl. verkauft, kam dann in die Hände der Könige von Portugal und von da in die Schatzkammer von Paris. Cfr. Johannes von Müller, „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft.“

* 84. Mitte Mai 1476 hatte sich seine Streitmacht wieder gesammelt; zu Lausanne hielt er Heerschau, er zählte 60,000 wohlgerüstete Krieger. Nach dem Unglück von Granson hatte Karl in den devotesten und freundlichsten Ausdrücken an Ludwig XI. geschrieben, nun er sich wieder an der Spitze einer mächtigen Armee sah, zeigte er den alten trotzigen Stolz, er übersandte dem König eine Drohung, falls er sich nicht vergleiche mit dem Papst bezüglich der Besitzungen des hl. Stuhles in der Provence. Der Rachezug Karls bewegte sich zunächst nach Murten, das von 2000 Eidgenossen unter dem bewährten Führer Adrian von Bubenberg vertheidigt wurde. Zehn Tage hindurch folgte Sturm auf Sturm, aber völlig erfolglos. Murten galt als die Vormauer von Bern, und hier sammelte sich die Armee der Eidgenossen und ihrer Verbündeten, etwa 34,000 Mann. Unter letzteren befand sich auch der junge 25jährige Herzog René II. von Lothringen, ein schöner, stattlicher und ritterlicher Fürst. Nachdem er von Karl seines Landes beraubt, hatte er sich zu Ludwig XI. begeben, aber bei ihm nichts als schöne Worte gefunden. Andere, die nicht Könige waren, zeigten sich edelmüthiger gegen den landesflüchtigen Herzog. Als er im Gefolge Ludwigs nach Lyon kam, bildete sich daselbst eine Ehrenwache in lothringischer Uniform, die ihn zu seiner Wohnung und zur Kirche geleitete. Es waren junge Deutsche, die sich geschäftshalber in Lyon aufhielten und auf solche Weise ihre Anhänglichkeit an den unglücklichen Fürsten bezeugen wollten. Seine Großmutter, Maria von Harcourt, Gemahlin des Grafen Anton von Vaudémont, die er auf ihrem Todesbett noch besuchte, gab ihm ihre Prachtgewänder und sämmtliches Silber. Einige Zeit verweilte er zu Joinville bei seiner Mutter, Jolante von Anjou, ältester Tochter des Königs René von Sicilien und Wittwe Ferris II. von Vaudémont. In Bälde erhielt er eine Einladung von den Schweizern und Deutschen, die ihm ein Commando in ihrer Armee anboten. René schrieb hierüber an Ludwig XI., der ihm einiges Geld und 400 Lanzen übersandte, mit denen er durch Lothringen zog, wo bereits einige feste Orte das burgundische Joch abgeschüttelt hatten. In St. Nicolaus, zwischen Nancy und Luneville, wo der Herzog einer feierlichen Messe anwohnte, ließ ihm die Frau des alten Gautier eine Börse mit 400 Gulden in die Tasche gleiten mit den Worten: „Gnädiger Herr, als Unterstützung zu unserer Befreiung." Dankend verneigte sich der Herzog. Außerdem wird manch schöner Zug von ihm erzählt. Einstens beklagte sich ein burgundischer Gefangener, daß er seit 24 Stunden kein Brod erhalten. „Wenn du gestern kein Brod erhalten," erwiderte der Herzog, so ist das deine Schuld, hättest du es mich wissen lassen. Sollte es dir in Zukunft fehlen, so wäre das meine Schuld." Obgleich Lothringen in letzter Zeit viel gelitten, so mangelte es ihm und seiner Schaar doch an nichts. Zu Sarburg wohnte der Herzog, die französischen Befehlshaber und Herren in der Stadt, ihre Truppen aber in den benachbarten Ortschaften. Man bewirthete sie drei Tage hindurch aufs reichlichste mit Wein und Fleisch. Nicht weniger gastfreundlich war die Aufnahme zu Straßburg. Hier erschien eine Gesandtschaft der Schweizer, mit der René über Zürich nach Murten reiste am 22. Juni 1476.

Am Vorabend der Schlacht waren die Züricher gegen Abend in Bern angekommen, wo alles in den Kirchen auf den Knien um Sieg flehte. Die ganze Stadt war beleuchtet, vor jedem Haus waren Tische aufgeschlagen, um die Krieger zu bewirthen. Nach einigen Augenblicken der Ruhe, brach man um 10 Uhr auf unter den innigsten und heißesten Wünschen der Zurückbleibenden und unter Absingung von Kriegsliedern. Es war eine düstere Nacht, der Regen fiel in Strömen, als der Morgen graute, war man in Murten.

Karl seinerseits stellte seine Truppen unter strömendem Regen in Schlachtordnung. Die Bogensehnen erschlafften, die Pulverwagen wurden

naß; nachdem man lange so in Bereitschaft gestanden, glaubte Karl schließlich der Angriff wäre auf den folgenden Tag verschoben, und wollte schon ins Lager zurückkehren. Diesen Augenblick benutzten die Schweizer und erschienen plötzlich außerhalb der bewaldeten Anhöhen, wo sie sich verborgen gehalten. Sie verrichteten ihr Gebet, als eben die Sonne durch die Wolken brach und vor ihnen den See, die Ebene und den Feind beleuchtete. In Eilschritten und unter dem Ruf: „Granson, Granson," stiegen sie die Anhöhen herab. Der Kampf war fürchterlich. Dem Herzog von Lothringen wurde das Streitroß unter dem Leibe getödtet. Endlich wurden die burgundischen Schlachtreihen durchbrochen, 15 bis 20,000 fielen auf der Wahlstatt, im See oder auf der Flucht. Die Schweizer, welche diesesmal 4000 Reiter hatten, verfolgten den Feind aufs heftigste. Karl, der abermals die Schlacht verloren, seine Armee vernichtet und sein Lager in Feindeshand sah, floh voll Wuth und Rache mit 3000 Reitern, aber nur etwa mit 12 Gefährten langte er an den Ufern des Lemanischen Sees an. Die Sieger kehrten auf das Schlachtfeld zurück, wo sie zuerst auf den Knien Gott dankten. Der Schall der Trompeten und der Glocken, und lorbeerbekränzte Boten verkündeten der ganzen Eidgenossenschaft den glorreichen Sieg. Nach Vätersitte bewachten sie drei Tage lang das Schlachtfeld, um zu sehen, ob niemand ihnen den Sieg streitig machen wolle.[1])

85. Dem Herzog von Lothringen gaben die Schweizer die Zelte Karls und einen Theil des Artillerieparkes, der im Lager war; außerdem versprachen sie, sowie auch die anderen Verbündeten, ihn wieder in sein Herzogthum einzusetzen. Inzwischen begab sich René nach Straßburg, dessen Einwohner ihm viel Liebe und Anhänglichkeit bezeugten. Die lothringischen Großen aber nahmen eine Stadt nach der andern und begannen schließlich mit der Belagerung Nancys. Herzog René kam ihnen mit mehr als 2000 straßburgischen und lothringischen Streitern zu Hülfe. Der burgundische Commandant Anton von Rubempré und Bièvre, mit beiden Herzögen durch Bande der Verwandtschaft verbunden, übergab die Stadt am 6. October 1476. Als er mit seinen Angehörigen unter dem Thore der Stadt erschien, stieg René vom Pferd und verneigte sich vor ihm. Bièvre wollte gleichfalls absteigen, allein René hinderte ihn daran und sagte: „Herr Oheim! ich danke euch verbindlichst, daß ihr mein Herzogthum so gütig verwaltet. Beliebt es euch, bei mir zu bleiben, so sollt ihr ebenso gehalten werden, wie ich selbst." Rubempré war nämlich sehr gütig und menschenfreundlich, und hatte das Land sehr rücksichtsvoll behandelt, so daß er bei Jedermann beliebt war. Er dankte verbindlichst und erwiderte: „Mein Herr! ich hoffe, daß Sie mir dieses

---

1) † Die Leichen wurden in ein großes Grab gebettet u. darüber eine Kapelle mit einem Beinhaus errichtet, das unter anderem folgende Verse von Haller trug:

„Steh still, Helvetier, hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel, und Frankreichs Thron erbebte.
Nicht unserer Ahnen Zahl, nicht künstliches Gewehr,
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte.
Lernt Brüder, euere Kraft: sie ist in euerer Treu.
Ach, würde sie noch jetzt bei jedem Leser neu."

1798 wurde das Beinhaus von einem französischen Revolutionsheer zerstört; der an der Stelle gepflanzte Freiheitsbaum aber schlug keine Wurzeln. Seit 1822 steht unmittelbar an der Straße ein 19 m. hoher Marmorobelisk mit der Inschrift: Victoriam XXII. Jun. MCCCCLXXVI, patrum concordia partam, novo signat lapide Resp. Friburg. MDCCCXXII.

Krieges wegen nicht zürnen. Ich hätte sehr gewünscht, mein Herzog hätte ihn nie begonnen und fürchte sehr, daß er schließlich ihm und uns zum Verderben werden wird."

Drei Tage nach der Uebergabe von Nancy erschien Karl von Burgund in Toul. Von Murten war er sprachlos davon geeilt und ohne Unterbrechung zwölf Stunden lang fortgeritten bis nach Morges, von da gieng er nach Gex, wo die Herzogin Jolante von Savoyen mit ihren Kindern weilte und ihn freundlich empfieng. Der Herzog aber, wild und mißtrauisch, verlangte, daß sie ihn in die Freigrafschaft begleite. Auf ihre ausweichende Antwort auf dieses völlig rechtlose Verlangen, ließ er sie sammt den Kindern vor den Thoren der Stadt aufheben, allein Einer entkam, und zwar gerade jener, auf den es Karl vor allem abgesehen, nämlich der Erstgeborne, der junge Herzog, den sein Hofmeister in einem Getreidefeld versteckt hatte. Diese Hinterlist brachte dem Burgunder weder Ehre noch Glück. Alle seine Unterthanen weigerten sich gegen die neuen Forderungen von Mannschaften und Geld, und Flandern behielt seine einzige Tochter als Geisel. Die Herzogin von Savoyen, Schwester Ludwigs XI., entkam mit Hülfe ihres Bruders aus der Haft. Karl errichtete ein Lager, aber Niemand stellte sich ein, als einige schlecht gerüstete Recruten; was bei ihm einlief, war nur Hiobspost über Hiobspost: dieser Verbündete war abgefallen, jener Getreue hatte den Gehorsam gekündigt, eine lothringische Stadt um die andere kapitulirte. Bei all dem blieb Karl stumm, er verkehrte mit Niemand, er schloß sich einsam ein. Als man ihm aber meldete, daß er Gefahr laufe, Nancy zu verlieren, die zukünftige Hauptstadt seines burgundischen Reiches, da erwachte er aus seiner Letargie, raffte rasch zusammen, was er an Truppen finden konnte, und eilte nach Nancy, — drei Tage zu spät, die Stadt war in den Händen des Lothringers; doch bestand noch die Möglichkeit, sie zurückzuerobern, war sie ja noch nicht hinlänglich verproviantirt.

Nach der Schlacht von Murten hatten die oberdeutschen und schweizerischen Verbündeten René von Lothringen Unterstützung versprochen zur Wiedergewinnung seines Herzogthums. Nun erschien er und bat um Einlösung des Versprechens, damit seine Hauptstadt nicht wieder dem Burgunder in die Hände falle. Allein die Hülfe wurde von einem Tag auf den anderen verschoben, und doch hatte es Eile, da Nancy, der Munition und Lebensmittel völlig entblößt, in großer Noth war. Endlich auf inständiges Drängen erhielt der Herzog die Erlaubnis der Werbung unter den Eidgenossen zu monatlich vier Gulden für den Mann. Das war alles. Allein es meldeten sich so viele, daß man die Zahl der Ausziehenden beschränken mußte. Zur Bezahlung des Soldes verwendete René all sein Besitzthum, selbst sein Tafelgeschirr wurde verkauft oder verpfändet. Nach Comines sandte ihm auch Ludwig XI. unter der Hand Geld.

Der Winter jenes Jahres war ein furchtbar strenger; im burgundischen Lager erfroren einzig in der hl. Nacht 400 Mann, viele verloren Hände und Füße, die Pferde crepirten und der noch übrige Rest war krank und erschöpft. Und doch! sollte man die Belagerung aufheben, da jeden Tag die Entscheidung fallen mußte? Ein gascognischer Ueberläufer aus der Stadt berichtete, daß man bereits alle Pferde verzehrt und sich von Hunden und Katzen ernähre. Der Bericht war nur zu wahr. Das Entsetzliche der Lage steigerte sich noch durch die Ungewißheit, da René, dem die Belagerten ihre schreckliche Noth gemeldet, weder Hülfe noch Nachricht sandte. Endlich erschien ein Holzhacker mit einem Reisbüschel bei den burgundischen Posten, diese wollten ihm dasselbe abkaufen, allein er erklärte, es sei bereits an die englischen Posten verkauft, die in der Nähe des Thores lagerten. Daselbst angelangt, benutzte er einen günstigen Augenblick und schwang sich auf den unteren Wall mit

dem Ruf: „Lothringen, Lothringen." Er wurde in die Stadt eingelassen und eilte in die Kirche, um Gott für den glücklichen Erfolg seines Unternehmens zu danken. Es war Thierry, der vom Herzog René mit der Kunde kam, daß er in wenigen Tagen von Basel mit 10,000 Schweizern aufbrechen werde, um Nancy zu entsetzen. Durch Glockengeläute wurde diese Botschaft kundgegeben und verbreitete in der Stadt und im ganzen Lande eine unbeschreibliche Freude. Als René nach St. Dié kam, hielt sich jeder für glücklich, wenn er nur den Schweif seines Pferdes berühren konnte. In St. Nicolaus schlossen sich seinem Schweizer Heer noch 4000 bewaffnete Lothringer an und in Ogéville, nahe bei Luneville, hatten ihn einige Tausend Hülfstruppen der verbündeten Elsässer und oberdeutschen Städte erwartet. Außerdem wurde seine Armee noch von einer stattlichen Zahl adeliger französischer Ritter verstärkt und belief sich nun auf etwa 20,000 Mann.

Es war Sonntag den 5. Januar 1477, am Vorabend von Epiphanie, als sich beide Theile zum Kampfe rüsteten. Die Bewohner von Nancy waren durch Feuerzeichen auf der Höhe von St. Nicolaus während der Nacht von der nahenden Hülfe benachrichtigt worden; hier hatte sich das ganze Entsatzheer gesammelt. Nachdem man in der Frühe die hl. Messe gehört, und reichliches Frühstück genommen, wurde aufgebrochen. Es war ein häßlicher Wintertag. Der Herzog von Burgund erwartete die Feinde in Schlachtordnung; als er zu Pferd gestiegen, fiel seine Helmzier, ein goldener Löwe, auf den Sattelknopf. Hoc est signum Dei, das ist ein Zeichen von Gott, sagte er ahnungsvoll, gab einem Diener versiegelte Befehle für den Fall seines Todes und stürzte fort in die Schlacht. Er hatte sein Heer günstig aufgestellt, allein sein Schlachtplan war den Gegnern bereits verrathen durch Campobasso, der zu ihnen übergegangen, obwohl er noch unter Karls Banner in die Schlacht zog, da die Schweizer sich weigerten, an der Seite eines Verräthers zu kämpfen. In der Mitte war das Fußvolk aufgestellt, von ihm selbst befehligt, auf der Seite die Reiterei, die Straße, auf der die Schweizen anrücken mußten, war von der Artillerie bestrichen. Allein die Eidgenossen machten gegen das Gros Karls nur einen Scheinangriff, und umgiengen, von zwei verbannten Schweizern, die in burgundische Dienste getreten, geführt, auf Seitenwegen die Hauptmacht, und kamen von einer Anhöhe herab den Burgundern in die Flanke. Zu gleicher Zeit ertönte auf der Rechten der Stier von Uri und Unterwalden, der wie bei Granson und Murten, nun von der Höhe von Malgrange Tod und Verderben verkündete. Der Kampf war erbittert, das Blutbad schrecklich. Die Burgunder vermochten der Uebermacht nicht Stand zu halten. Herzog Karl der Kühne, der früher überall unberechtigt Verrath gewittert, war hier, wo er es nicht glaubte, wirklich überall von Verrath umgeben. Gegen ihn und die übermächtigen feindlichen Kräfte war aller Heldenmuth, den er und seine Getreuen entfalteten, machtlos. Der Herzog benahm sich in dieser entsetzlichen Stunde wie ein Feldherr und Held, ruhmvoll ist er und in ihm das burgundische Fürstenhaus untergegangen. Von einem Kolbenschlag betäubt und von einem Getreuen gerettet, der das Opfer seiner Hingebung wurde, gab er noch Befehl zum Rückzug nach Luxemburg. Die Flucht war allgemein, aber nur wenige entkamen, denn eben jetzt entfaltete der Verräther Campobasso die lothringische Fahne und sperrte bei Bouxières die Rückzugslinie, machte die Fliehenden nieder oder jagte sie in den Fluß. Weithin war das Schlachtfeld mit Leichen bedeckt, die burgundische Macht lag zerschlagen am Boden. Am Abend des Schlachttages noch zog Herzog René triumphirend in seiner Hauptstadt ein, von Volk und Besatzung mit Jubel empfangen. Zuerst gieng er in die Georgskirche, um Gott seinen Dank abzustatten, dann begab er sich in seinen Palast, wo die Einwohner ein eigenthümliches Siegeszeichen errichtet, indem sie alle Pferds-,

Esels-, Hunds-, Katzen- und Rattenköpfe aufgeschichtet, die sie während der Belagerung verzehrt. Was war aber aus Karl dem Kühnen geworden? Man fand ihn nicht auf dem Schlachtfeld, man hörte nicht, wohin er geflohen. Da wurde ein gefangener Edelknabe aus dem römischen Geschlechte der Colonna von Campobasso herbeigeführt und er zeigte an einem Graben die Stelle, wo er seinen Herrn unter den Streichen der Verfolger hatte sinken sehen. Die umherliegenden Leichen mehrerer burgundischer Großen ließen erkennen, daß hier ein letztes blutiges Ringen stattgehabt. Nach langem Suchen entdeckte man in der Tiefe des Grabens halb eingefroren einen nackten, durch geronnenes Blut zur Unkenntlichkeit entstellten Körper mit drei schweren Wunden. Dieser war der Herzog von Burgund, Karl der Kühne, der Fürst mit weitausschauenden Plänen, der unglückliche Gründer eines neuen Kaiserreichs. Er wurde erkannt von seinen zwei Halbbrüdern, seinen Aerzten, seinen Kammerdienern und einer Wäscherin, die ihm das Bad zu bereiten pflegte. Herzog René ließ ihn aufs feierlichste bestatten. In reichstem Todtenschmuck blieb der Leichnam drei Tage hindurch ausgestellt, wo ihm seine Freunde und Verwandten die letzte Liebe und Verehrung erwiesen. Unter ihnen war auch Herzog René. Tiefgerührt und unter Thränen sprach der junge und edle Fürst, indem er die Hand des Todten erfaßte: „Du brachtest viel Kummer und Sorge über mich, theurer Vetter, Gott möge deiner Seele gnädig sein.“ Karl wurde in der Georgskirche zu Nancy beigesetzt, wo er ruhte, bis Karl V. 1550 die Gebeine nach Brügge überführen ließ. Die Stelle, wo der Herzog erschlagen aufgefunden wurde, bezeichnet noch jetzt ein einfaches steinernes Kreuz. An der Stelle, wo Karl bei Beginn der Schlacht sich mit seiner Hauptmacht aufgestellt, ließ René alle Erschlagenen, deren man 3900 zählte, ohne die im Fluß, in den Wäldern und auf der Brücke bei Bouxières Gefallenen, in großen Massengräbern bestatten und darüber eine Kapelle zu Maria-Hilf erbauen. Stanislaus, König von Polen und letzter Herzog von Lothringen, ließ sie 1738 in dem Zustand, wie sie heute noch ist, wiederherstellen. Er selbst fand dort mit seiner Gemahlin die letzte Ruhestätte.[1])

† Es dürfte nicht unpassend sein, hier das Urtheil anzufügen, das der zeitgenössische Geschichtsschreiber und langjährige treue Diener des unglücklichen Herzogs über ihn fällt: „Gott möge ihm seine Sünden verzeihen,“ schreibt Comines,[2]) „ich habe ihn gekannt als einen großen und ehrenwerthen Fürsten, und einige Zeit hindurch war er von seinen Nachbarn mehr geachtet, als irgend ein Herr in der ganzen Christenheit. Ich kann nicht absehen, warum ihn Gottes Zorn getroffen, es sei denn darum, weil er seinem eigenen Verdienst und nicht der Gottheit alle Gnaden und Ehren beigemessen. Er hatte gute und tugendhafte Seiten. Kein Fürst trachtete mehr, Männer von hohem Rang zu schützen, zu leiten und zu lohnen. Seine Wohlthaten waren nicht allzu bedeutend, weil er jedem etwas gönnen wollte. Keiner gab seinen Dienern freundlicheres Gehör. Die ganze Zeit hindurch, wo ich ihn kannte, war er nicht grausam, — kurz vor seinem Tode wurde er es, ein Zeichen kurzer Dauer. Er war allzusehr prachtliebend, in den Kleidern sowohl als in allem andern. Gesandten und Fremden erwies er hohe Ehren; sie wurden stets ehrenvoll bei ihm aufgenommen. Er selbst dürstete nach Ruhm und nur aus Ruhmbegierde stürzte er sich in seine Kriege, er wollte jenen Fürsten der

---

1) † Heute ist Maria-Hilf ein Collegiatstift für Emeriten aus der Diöcese Nancy. Täglich sieht man hier, Morgens und Abends, die geistlichen Veteranen Lothringens ihre Gebete verrichten über der gemeinsamen Ruhestätte der lothringischen, burgundischen und polnischen Herrscher. — 2) † Comines mémoires lib. 5 cp. 9. l. c. p. 115.

Vorzeit gleichen, von denen nach ihrem Tode so viel Redens war, und er war so kühn und verwegen, als irgend ein Mann seiner Zeit. Nun ist es mit allen seinen Gedanken zu Ende, und alles ist ihm zur Schmach und Schande geworden; denn wer gewinnt, trägt immer die Ehre davon."

86. Am meisten Gewinn zog Ludwig XI. von Frankreich aus dem tragischen Ende des mächtigen Herzogs von Burgund. Sobald sich dieser mit seiner Macht gegen Deutschland gewandt, benutzte der Franzose sofort die günstige Gelegenheit, um sich der Reihe nach an den französischen Großen, die ihm schon so viel Verlegenheit bereitet, zu rächen und sie unschädlich zu machen.

Der erste war Johann II., Herzog von Alençon, der schon 1458 wegen Hochverrath zum Tode verurtheilt, von Karl VII. aber zu Gefängnis begnadigt worden war. Ludwig XI. hatte ihm volle Amnestie gewährt bei seiner Thronbesteigung, allein bald finden wir den Herzog wieder bei allen Conspirationen betheiligt gegen den Thron, namentlich auch bei der Ligue „für das öffentliche Wohl." Auch mit dem Burgunder stand er in Unterhandlungen, um ihm sein Herzogthum Alençon zu verkaufen. Sobald daher Ludwig vor letzterem einige Ruhe hatte, ließ er 1473 den Herrn von Alençon verhaften und vor das Parlament stellen, das ihn zum Tode verurtheilte. Der König verwandelte das Urtheil in lebenslängliches Gefängnis und zog das Herzogthum Alençon ein.

Der zweite Prinz von Geblüt, der niedergeworfen werden sollte, war Johann V., Graf von Armagnac. Wie der Herzog von Alençon, so hatte auch er sich durch die schändlichsten Vergehen, durch Verrath und schwarze Undankbarkeit gegen Ludwig, dessen vollen Zorn zugezogen. „Von seiner Thronbesteigung an hatte ihm Ludwig große Gunst erwiesen und ihm alle seine Verbrechen nachgesehen, wodurch er sich selbst des Verbrechens schuldig machte. Unbekümmert um Recht und Gerechtigkeit hatte der König diesem entsetzlichen Menschen, der des Mordes und der Münzfälschung überwiesen, und öffentlich mit seiner Schwester verheirathet war, volle Amnestie angedeihen lassen. Dafür hätte derselbe innerhalb eines Jahres alle seine Plätze in die Hände der Engländer übergeben, hätte nicht der König die Schlüssel zu denselben in Händen gehabt." [1]) Wirklich hatte der Graf von Armagnac zwei Frauen, wovon eine seine eigene Schwester, die er auf Grund einer angeblichen päpstlichen Dispens geheirathet. So in blutschänderischer Doppelehe lebend, machte er sich ein Geschäft aus dem Raubhandwerk und Verrath. Im Jahre 1473 überfiel er die Stadt Lectoure und deren Commandanten Pierre de Beaujeu, Schwager des Königs. Um ihn hiefür zu züchtigen, sandte Ludwig die Seneschalle von Toulouse und Beaucaire mit den Truppen der Languedoc und Provence, unter der Leitung des Cardinals von Albi. Armagnac vertheidigte sich aber tapfer und glücklich, so daß, um endlich Beaujeu aus seinen Händen zu befreien, Verhandlungen und Ausgleichungsversuche angeboten werden mußten. Während der Präliminarverhandlungen drangen plötzlich die Truppen in die Stadt, plünderten und mordeten überall, und der Graf selbst wurde unter den Augen seiner Frau erdolcht.

Die einzige zeitgenössische Quelle, aus der man Berichte über dieses düstere Ereignis schöpfen kann, ist die Klage gegen Ludwig XI., welche die Armagnacs im Jahre 1484 den Generalstaaten unterbreiteten. Aus dieser Selbstvertheidigung hat man bisher stets geschöpft, allein ihre volle Glaub-

---

1) Michelet, Histoire de France t. 6. p. 96.

würdigkeit ist verdächtig. So versichert sie z. B., daß man der Frau des Armagnac einen vergifteten Trank gereicht, in Folge dessen sie nach zwei Tagen verstarb. Nun weiß man aber aus den Parlamentsbeschlüssen von Toulouse, daß sie drei Jahre nach dem Ereignis, nämlich im Jahre 1476, gerichtlich die Ausbezahlung der Jahresrente verlangte, die ihr der König auf die Güter ihres Gatten angewiesen.[1])

Auch der Connetable von St. Pol mußte ähnlich fallen. Er war ein Muster fortwährender Verrätherein; dreimal drohte dem König Verderben durch ihn. Zuerst bei Montlehéry; zum Lohne erhielt er die Würde eines Connetable. Ludwig suchte ihn nun durch Gunstbezeugungen zu gewinnen; er verheirathete ihn mit der Schwester seiner Gemahlin, begüterte ihn in der Picardie und ernannte ihn zum Statthalter der Normandie. Hier aber suchte er seine Verbündeten Dinant und Lüttich zu Grunde zu richten. In der schwersten Noth des Jahres 1472 vertraute sich der König dem Connetable und übergab ihm die Vertheidigung der Somme, Beauvais und Paris; alles wäre verloren gewesen, wenn nicht Ludwig in größter Eile den Grafen Dammartin gesendet hätte. Nun wandte sich der Burgunder von Frankreich gegen Deutschland und St. Pol fürchtete den Lohn seiner Treulosigkeit von Ludwig zu erhalten. Er floh zum Burgunder, wurde aber von ihm an den König ausgeliefert. Das Parlament erklärte ihn des Hochverraths schuldig, und so wurde er auf dem Grève-Platz in Paris enthauptet, 19. Dec. 1475; es war Blut, das den Manen der Jungfrau von Orleans floß; um Judaslohn hatte sein Oheim die Retterin Frankreichs an die Engländer ausgeliefert.

Einige Jahre nach Johann von Armagnac erfuhr dessen Vetter, Jakob von Armagnac, Herzog von Nemours, ebenso treulos und wankelmüthig wie der erstere, ein noch schmachvolleres Ende als jener. Eben war er wieder im Begriff zu den Engländern abzufallen, als ihn der König 1476 plötzlich verhaften und in die Bastille werfen ließ. Das Parlament erklärte ihn des Hochverraths für schuldig und ließ ihn am 4. August 1477 enthaupten.

87. Während der Kriege Karls gegen die Schweizer und in Lothringen hielt sich Ludwig in Lyon auf; auf dem Schlosse Plessis les Tours erhielt er die Nachricht von dem Tode seines muthigsten Gegners, und es galt nun den größtmöglichen Nutzen aus der für ihn so ausnehmend günstigen Lage zu ziehen. Auf den Rath Comines' ließ der König sofort die Freigrafschaft und das Herzogthum Burgund, dann die Picardie und die Grafschaft Artois besetzen. Erzherzog Maximilian, dem die verwaiste und vielumworbene Herzogstochter Maria am 20. August 1477 zu Gent die Hand zum ehelichen Bund gereicht, wußte zwar dem listigen Reineke mit seinem kräftigen Schwert bei Guinegate am 17. Aug. 1479 ein entschiedenes Halt zu gebieten. Schon mußte Ludwig über Rückgabe der widerrechtlich besetzten Provinzen mit Maximilian unterhandeln, als dem ländergierigen König abermals ein unerwarteter Todesfall aus der Verlegenheit heraushalf. Maria von Burgund, die bei Volk und Adel aufrichtig geliebte und verehrte Herzogin, war am 27. März 1482 durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde so schwer verletzt worden, daß sie nach drei Wochen starb mit Hinterlassung eines Sohnes Philipp (geb. 20. Juli 1478) und einer Tochter Margaretha (geb. 10. Jan. 1480). Die flandrischen Stände, des Krieges müde, trafen ohne Wissen Maximilians, den sie nicht als Vormund seiner Kinder anerkannten, mit dem König von Frankreich das Abkommen von Arras 23. Dez. 1482. Margaretha von Burgund sollte mit dem Dauphin Karl verlobt und zur Erziehung an den

---

1) Michelet, l. c. p. 362. note 3.

französischen Hof gebracht werden. Als Heirathsgut erhielt sie Artois und Burgund nebst fünf Grafschaften, die ihr und ihren Kindern aus der Ehe mit dem Dauphin verbleiben sollten; würde die Ehe nicht vollzogen oder kinderlos bleiben, dann sollten diese Besitzungen an Philipp zurückfallen, dessen Vormundschaft in den Händen der Niederländer verblieb.

Das Jahr zuvor hatte Ludwig außerdem noch die Provence mit der Krone vereinigt. René von Anjou, Titularkönig von Sicilien und Herr von der Provence war am 10. Juli 1480 72 Jahre alt, geistig und körperlich gebrochen, gestorben. Er war ein willenloses Werkzeug in der Hand des Herrn von Forbin und ebenso sein zum Erben eingesetzter Neffe Karl IV. Als dieser schon am 11. Dezember 1481 starb, setzte er auf Betreiben Forbins den König von Frankreich testamentarisch als Erben aller seiner Besitzungen ein. René II. von Lothringen, Sohn der Jolante, Tochter Renés von der Provence, legte umsonst Verwahrung ein; auf Betreiben des von Ludwig völlig erkauften Forbin wurde seine Herrschaft im ganzen Reiche anerkannt. Es war dies eine Erwerbung, welche für die Zukunft Frankreichs von der allergrößten Bedeutung war.

* 88. Doch Ludwig sollte sich seiner Triumphe, der Früchte seiner List und Verschlagenheit nicht lange mehr erfreuen. Der Tod, der ihm so oft als Bundesgenosse beigestanden, ihn von so manchem Widersacher befreit, streckte die Hand nun auch über seine mehr von Arbeit und Sorgen, als von den Jahren gefurchte Stirn. Schon 1481 gab ihm ein Schlaganfall die erste Mahnung an sein Ende. Er erholte sich wieder und entließ jetzt den Cardinal Balue, den er 14 Jahre lang gefangen gehalten, aus dem Gefängnis. Das Uebel erneuerte sich, die Kräfte schwanden und damit steigerte sich die entsetzliche Todesfurcht des Königs, sowie eine ganz ungewöhnliche Menschenscheu. Er schloß sich in Plessis les Tours ein, und dieses Lustschloß, im „Garten Frankreichs" gelegen, wurde für ihn eine entsetzliche Folterkammer, wo ihn die Geister der Angst und des Schreckens fortwährend umschwebten, und bei Tag und bei Nacht ihm keine ruhige Stunde gönnten. „Man müßte an der göttlichen Gerechtigkeit verzweifeln, schreibt ein französischer Schriftsteller, wenn sie Ludwig XI. beschieden hätte, sein Leben in sanfter Ruhe zu beschließen. Mitten im Schimmer, der seine Krone umstrahlte, im Innern seines Palastes, unter dem Schwarm kriechender Diener, verfolgte ihn ein Henker, unbarmherziger als diejenigen, welche auf das leiseste Zeichen seine Blutbefehle vollzogen. Dieser Henker war sein Gewissen. Seine Qual zerriß und peinigte seine Seele durch das Bild der Vergangenheit und durch das Gespenst der Zukunft." Die Volksphantasie hat den Ort, wo Ludwig XI. in der letzten Zeit seines Lebens mit seinen Henkern hauste, mit den schauerlichsten Schreckensbildern ausgemalt, allein schon das Bild, das die Geschichtsschreiber, und selbst der Vertraute, Comines[1]), von dem Schlosse Plessis les Tours und seinem unheimlichen Bewohner entworfen, ist düster und schrecklich genug. Um das Schloß waren 10,000 Fußangeln und Fallen gelegt, zwischen denen sich eine lange Reihe von Galgen erhob, an welchen die Leichen der Ermordeten hingen. In und um das Schloß herrschte unheimliche Stille, die nur durch die Jammertöne der Gefolterten und in eisernen Käfigen Eingeschlossenen unterbrochen wurde. Die Wache war Schweizern und Schotten anvertraut, da der König Franzosen nicht traute. Die Erholung bestand in dem Anblick von großen Ratten, die von Katzen verfolgt wurden, sowie in dem seltener Hunde, die er überall um theures Geld aufkaufen ließ. Bisweilen

1) Mémoires lib. 6. cp. 7 ff.

ließ er sich auch durch Landleute Tänze aufführen. Als alle Heilmittel erfolglos blieben, griff er endlich zur Religion. Wallfahrten wurden gelobt, Stiftungen gemacht und alle frommen Personen, von denen man Kunde erhielt, wurden angehalten für den König zu beten. Von allen Orten ließ er Reliquien zusammenbringen. Sixtus IV. sandte ihm solche von Rom, Bajazet II. von Constantinopel, auch die hl. Krönungsflasche von Rheims wurde zum kranken König gebracht.

Selbst den hl. Franz von Paula, von dem er gehört, daß er Wunder wirken könne, hatte er aus Italien kommen lassen. Er empfing ihn mit der größten Ehrfurcht, fiel vor ihm auf die Knie und bat flehentlich um Verlängerung des Lebens. „Ich habe weder die Macht noch den Auftrag hiezu, antwortete Franz, ich kann nichts für das Heil eueres Leibes thun. Euer Seelenheil aber hängt von euch ab und es ist hohe Zeit, daß ihr euch damit beschäftigt.“ Nun gab Ludwig alle Hoffnung auf Rettung auf, verlangte selbst die heiligen Sterbsakramente und bereitete sich zum Tode vor. Er ließ seinen Sohn Karl kommen, gab ihm Rathschläge für die Regierung des Reiches und mahnte ihn nicht seine Wege zu wandeln. Da er noch ein unerfahrener Knabe war, bestellte Ludwig seine Tochter Anna und deren Gemahl, den Herrn von Beaujeu, zur eigentlichen Leitung der Regierung. Als er die Nähe des Todes fühlte, sandte er seinem Sohne die Siegel, die Leibwache, die Großwürdenträger und verschied dann am 30. August 1483.

Das Urtheil, das die Geschichte über Ludwig XI. fällen muß, ist ein hartes. Seine Verdienste um Frankreichs Größe freilich sind groß, er hat den Feudalstaat niedergeworfen und das absolute Königthum auf dessen Trümmern errichtet, hat Frankreich vor der drohenden Zerstückelung in verschiedene kleinere Staaten bewahrt und das Reich seiner Abrundung innerhalb der natürlichen Grenzen um einen guten Schritt näher gerückt. Auch für Entwickelung des Handels und die Blüthe der Städte, und damit für Hebung des Nationalwohlstandes hat er Sorge zu tragen gewußt. Allein neben diesen materiellen Erfolgen, stehen tiefe Schattenbilder, die moralischen Nachtheile, die seine Regierung über das Land gebracht. Ludwig XI. hat den Glauben an Recht und Gerechtigkeit vernichtet, die Religion zur ehrlosen Heuchlerin herabgewürdigt, an ihre Stelle den Götzen des Erfolgs erhoben und so Frankreichs Seele für lange Zeit gebrochen. Sein persönlicher Charakter erscheint gleichfalls in äußerst ungünstigem Licht. Ludwig XI. war ein unedler Mann, er liebte gemeine Umgebung, ein Barbier, den er zum Grafen von Meulan erhoben, war sein Vertrauter, den Henker nannte er seinen Gevatter und Freund, Lakaien übertrug er Gesandtschaften. In der Wahl der Mittel war er nie wählerisch, die einzige Rücksicht bildete bei ihm der Erfolg. Die Zahl der Menschen, die er hinrichten ließ, berechnet man auf 4000. Gewaltthat, List, Heuchelei, Ausschweifung und Frömmelei waren die hervorstechenden Eigenschaften dieses Herrschers, ihn den großen Männern beizählen wollen, wäre eine Versündigung gegen diese selbst.

* 89. Gegen die Regentschaftsbestellung Ludwigs XI. erhob Ludwig, Herzog von Orleans, später Ludwig XII. Einsprache, allein die Ständeversammlung von Tours bestätigte dieselbe trotzdem 1484, und so blieb factisch Anna, die Schwester des Königs vorerst Regentin. Der Herzog von Orleans gab sich zwar noch nicht zufrieden, suchte vielmehr in Verbindung mit dem Herzog von Bretagne einen Bürgerkrieg zu erregen, allein das königliche Heer unter Tremville gewann bei St. Aubin einen glänzenden Sieg, 27. Juli 1488 und Orleans wurde gefangen genommen.

Nachdem im Jahre 1491 durch die Initiative Karls VIII. eine völlige Aussöhnung in der Königsfamilie stattgefunden, vermählte sich der König

noch im selben Jahre mit der 15 jährigen Herzogin Anna von Bretagne, der Erbtochter des verstorbenen Herzogs Franz II. Dieser Ehebund, der für Frankreich so bedeutungsvoll, war für den deutsch-römischen König Max eine tödtliche Beleidigung. Anna war nicht nur mit Maximilian verlobt, sondern durch den Grafen von Nassau per procurationem bereits getraut; andererseits wurde ihm hiedurch seine Tochter Margaretha, die seit 9 Jahren mit Karl verlobt und am französischen Hofe erzogen worden war, zurückgeschickt[1]). Diese doppelte Kränkung, die ihm als Bräutigam und Vater zugefügt wurde, wollte der ritterliche Max mit dem Schwert in der Hand rächen. Zwar zeigte das Reich nicht viel Verständnis für die Schmach, die seinem Haupte zugefügt worden, allein Max begann ohne weiteres den Krieg und war siegreich. In dem Frieden von Senlis 23. März 1493 mußte Frankreich die Freigrafschaft Burgund, die Grafschaften Artois und Charolais und einige andere Besitzungen an das Herzogthum Burgund zurückstellen. Mit den anderen Mächten, die sich mit Max zum Kampfe gegen Karl verbunden, hatte sich letzterer bereits vorher abgefunden, mit England durch eine Geldsumme, mit Spanien durch Abtretung von Roussillon und Cerdagne.

Nachdem so überall im Reiche Frieden geschlossen, zog der schwächliche mit romanhaften Heldenideen erfüllte König auf Eroberungen aus, zunächst von Ludovico von Mailand gerufen nach Italien, um alte Ansprüche auf Neapel und Sicilien geltend zu machen. Ohne viel Widerstand zu finden durchzog Karl Italien; am letzten Tag des Jahres 1494 hielt er seinen Einzug in Rom, wo ihm Alexander VI. Dschem, den flüchtigen Bruder des Sultan Bajazet II., übergab und schon am 22. Februar 1495 zog er unter ungeheuerem Jubel der Bevölkerung in Neapel ein. Das unerhörte Glück der französischen Waffen rief rasch einen Umschwung der politischen Gestaltung hervor; der Papst, der Kaiser, Ferdinand von Aragon, Ludovico von Mailand und die Venetianer traten schon am 31. März 1495 in Venedig zu einer Ligue zusammen, die Karl zu schleuniger Räumung Italiens zwang. Nach einer ruhmreichen Schlacht bei Fornovo gegen ein weit überlegenes Heer der Verbündeten, eilten die Franzosen über die Alpen zurück. Karl VIII. starb schon am 7. April 1498 auf dem Schlosse Amboise. Sein einziger Sohn war ihm im Tode bereits vorausgegangen und so kam eine Seitenlinie der Valois auf den französischen Thron, nemlich Ludwig Herzog von Orleans, der Enkel des Bruders von Karl VI. als König Ludwig XII. Hochherzig erklärte er: „Der König von Frankreich gedenkt nicht der Streitigkeiten des Herzogs von Orleans."

* 90. Ludwig war mit Johanna[2]) von Valois, der Tochter Ludwigs XI. und Karolinas von Savoyen, geb. 1464, vermählt. Wegen ihrer Mißgestalt wurde sie von ihrem Vater zurückgesetzt, dennoch aber mit ihrem Vetter Ludwig von Orleans 1476 vermählt. Als dieser nahe daran war von Karl VIII. wegen Empörung zum Tode verurtheilt zu werden, rettete ihm Johanna durch inständige Fürbitte bei ihrem Bruder das Leben. Trotzdem konnte dieser seine Abneigung gegen die edle Gemahlin nicht überwinden, Johanna trug diese

---

1) † 1497 wurde Margaretha mit dem Kronprinzen von Spanien vermählt, nach dessen baldigem Tod mit Herzog Philibert von Savoyen. Nach zwei Jahren abermals Wittwe, wurde sie Regentin der Niederlande. — 2) † Moulinet Th., Vie de la b. Jeanne de Valois, duchesse de Berry, fondatrice de l'Annonciade, d'après les manuscrits, les auteurs contemporains et les monuments authentiques du procès de béatification (1464—1505) Paris 1856. 264 S. Falaize, C. Jeanne de Valois. Limoges 1869. Cfr. auch: AA. SS. Febr. I.

harte Prüfung in christlicher Geduld und Ergebung. Als nun Ludwig nach dem Tode Karls König von Frankreich geworden, suchte er Mittel und Wege, sich scheiden zu lassen, um die Wittwe seines Vorgängers, die Erbin der Bretagne, heirathen zu können. Als Scheidungsgrund führte er die Unfreiheit des Consenses an, da er von Ludwig XI. zu dieser Verbindung gezwungen worden sei. Die Angelegenheit kam an Alexander VI., der Bevollmächtigte zur Untersuchung sandte. Das Urtheil fiel nach dem Wunsch des Königs aus und die Ehe wurde für nichtig erklärt.

Johanna empfing die Nachricht mit völliger Ergebung, zeigte sich sogar erfreut, nun wieder in einem Stande zu sein, in welchem sie Gott ungetheilt zu dienen vermöchte. Der König hierüber erfreut, wies ihr zum Unterhalt das Herzogthum Berry-Pontoise sammt allen dazu gehörigen Ländereien an. Die heiligmäßige Frau, nun aller Verbindlichkeit frei, zog sich nach Bourges zurück, wo sie sich nur in einfacher, ärmlicher Kleidung zeigte und Werken der Buße und Frömmigkeit lebte. Die beträchtlichen Einkünfte wurden zu guten Werken verwendet. Im Jahre 1500 gründete sie, nach der Anweisung ihres Beichtvaters, den Orden von der Verkündigung Marias, der durch die Päpste Alexander VI. 1501, Julius II., Leo X., Paul V. und Gregor XV. bestätigt wurde. Johanna selbst nahm im Jahre 1504 das Ordenskleid, durfte es aber nicht lange tragen, denn schon am 4. Februar 1505 starb sie im Ruf der Heiligkeit. Ihre Gebeine wurden von den Hugenotten 1562 verbrannt. In Bourges wurde sie vom Volk gleich nach ihrem Tode als Heilige verehrt, aber erst von Papst Clemens XII. 1738 in die Zahl der Heiligen aufgenommen. Die Ordensfrauen, bekannt unter dem Namen „Annuntiaden", tragen einen schwarzen Schleier, einen weißen Mantel, ein rothes Scapulier, ein graues Kleid, ein Kreuz und einen Strick als Gürtel. Die Oberin nennt sich aus Demuth Mutter-Magd. Der Zweck, den Johanna in der Gründung dieses Ordens verfolgte, war die Nachahmung der zehn Haupttugenden, als deren vollendetstes Muster die seligste Jungfrau in den verschiedenen Mysterien erscheint, welche die Kirche jedjährlich feiert.

* 91. Ludwig XII. vermählte sich nun 1499 mit der Wittwe Karls VIII., Anna, wodurch das letzte große Lehen, die Bretagne, definitiv mit der französischen Krone vereinigt wurde. Nachdem die wichtigsten Angelegenheiten im Innern geordnet, nahm Ludwig sofort die italienische Politik seines Vorgängers wieder auf: Mailand und Neapel zu erwerben. Auf ersteres erhob er Anspruch wegen seiner Abstammung von Valentina Visconti, seiner Großmutter; Neapel aber sollte durch Aussterben der Anjouanischen Linie an die Valois gefallen sein. Innerhalb zwanzig Tagen waren die Franzosen Herren des ganzen Herzogthums Mailand, und schon am 6. October 1499 zog Ludwig XII. im Triumph in Mailand ein. Ludovico Moro bemächtigte sich zwar nochmals seiner Besitzungen, fiel aber in kurzem durch Verrath der Schweizer in die Hände der Franzosen, und endigte in harter Gefangenschaft. Sofort streckte Ludwig nun seine starke Hand auch nach dem Süden. Am 11. November 1500 wurde zu Granada zwischen Frankreich und Spanien ein Vertrag geschlossen, der beide Nationen gleichmäßig entehrt, am meisten aber den König Ferdinand, indem er ehrlos den bei ihm Schutz und Hülfe suchenden König Friedrich von Neapel opferte, und sein rechtmäßiges Erbe als herrenloses Gut mit Ludwig XII. theilte. Bald aber kamen die Franzosen und Spanier unter sich in Streit über die Theilung der Beute. Unter der ausgezeichneten Führung des trefflichen Gonzalo Fernandes de Cordova, des Großcapitäns, drängten die Spanier die Franzosen immer mehr zurück uud bemächtigten sich nach und nach des ganzen Königreichs. Die Schlacht bei

Seminara 21. April 1502 gieng für die Franzosen verloren, auch bei Carignola, unweit des alten Kannä, erfocht Gonzalo einen herrlichen Sieg am 18. April 1503. Der Herzog von Nemours, der letzte Armagnac fiel, und damit erlosch dieses Haus, das seinen Stamm auf die Merovinger zurückführte. Nach einer abermaligen Niederlage am Garigliano, 28. December 1503, übergaben die Franzosen am 3. Januar 1504 den letzten Besitz in Neapel Gaëta an Gonzalo und schlossen, um wenigstens Mailand zu retten, mit Spanien einen Waffenstillstand.

Auf Betreiben Margarethas, der Regentin der Niederlande, wurde am 10. December 1508 zwischen Ludwig XII. und Kaiser Maximilian die Ligue von Cambrai geschlossen zur Theilung der venetianischen Continentalbesitzungen. Auch Papst Julius II. und Ferdinand von Aragon als König von Neapel traten dem Bunde bei. Nach der schweren Niederlage von Agnadello 14. Mai 1509, wußten die Venetianer den Bund geschickt zu sprengen, indem sie den Papst und König Ferdinand durch Abtretung einiger Gebiete und Städte befriedigten; in Bälde vernahm die Welt die Kunde vom Abschluß der heiligen Liga zwischen Venedig, Spanien und Julius II., der überdies auch noch den jungen König Heinrich VIII. von England zum Beitritt zu bestimmen wußte; der gemeinsame Feind war Frankreich. Ludwig XII. wandte seine Waffen vor allem gegen den Papst, den er auch geistig zu bekämpfen suchte. Er berief die Bischöfe seines Reiches auf den 14. September 1510 nach Tours, um ihnen seine Klagen gegen Julius II. vorzulegen. Zugleich wurde der Krieg in Italien mit aller Entschiedenheit geführt und die französischen Waffen waren anfänglich nicht ohne Glück, so daß Ludwig sogar ein angeblich allgemeines Concil nach Pisa berufen konnte auf den 1. Sept. 1511. Dasselbe war aber in seinem Anfang, wie in seinem Ende kläglich. Unter dem trefflichen Feldherrn Gaston de Foix, den Ludwig nach Italien gesandt, verrichteten die Franzosen Wunder der Tapferkeit. Am 11. April 1512 errangen sie bei Ravenna einen herrlichen Sieg über das päpstlich-spanische Heer. Es war aber der letzte, ein Pyrrhussieg; denn Gaston, der geniale Feldherr, war daselbst gefallen. „Möchten meine Feinde ähnliche Siege erringen, rief Ludwig bei der Trauerkunde aus, sie wären bald unrettbar verloren." Er hatte Recht, denn mit diesem Sieg war seine Sache in Italien definitiv verloren. Die Franzosen wurden nun rasch von Stadt zu Stadt, von Feste zu Feste bis über die Alpen zurückgedrängt. Mailand kam wieder an Maximilian Sforza, den Sohn des gefangenen Ludovico Moro. Nochmals versuchte Ludwig, da sich beim Tode Julius II. die Liga aufgelöst, das Verlorene wieder zu gewinnen. Er versöhnte sich mit Venedig und rückte rasch mit einem starken Heere in das Mailändische; allein die Schweizer schützten den Herzog Maximilian und das französische Heer wurde bei Novara aufs Haupt geschlagen, am 6. Juni 1513. Kurz zuvor waren auch die Engländer im Norden Frankreichs gelandet und hatten in Verbindung mit den Deutschen unter Kaiser Maximilian die sog. Sporenschlacht bei Guinegate gewonnen.

Im Jahre 1514 den 9. Januar starb Ludwigs zweite Gemahlin Anna von Bretagne und hinterließ dem König nur zwei Töchter. Sehnsüchtig hatte dieser einen Sohn gewünscht und hoffte vielleicht in einer dritten Ehe noch einen Leibeserben zu erhalten. Daher vermählte er sich mit der sechszehnjährigen Maria, Schwester Heinrichs VIII. von England. Es war dies zugleich eine politische Heirath, denn sie sollte nicht nur Frieden schließen zwischen Frankreich und England, sondern beide Staaten zu einem Schutz- und Trutzbündnis vereinigen. Schon am 1. Januar 1515 aber erlag Ludwig XII. einem bösartigen Fieberanfall und es folgte ihm sein Schwiegersohn Franz I.

Ludwig's XII. Regierung war für Frankreichs inneres Leben eine glückliche. Wenn auch die Kämpfe wegen Italiens den Kriegslärm nie recht verstummen ließen, so hatten doch die unheilvollen, inneren Kämpfe ihr Ende gefunden, Der König war aufrichtig geliebt von seinem Volk und im Ernst le père du peuple genannt. Sein Wahlspruch war: „Lieber will ich die Höflinge über meine Sparsamkeit lachen, als das Volk über meine Verschwendung weinen sehen."

* 92. Das Blut Johannas, der Jungfrau von Orleans, der edlen gottbegeisterten Retterin Frankreichs, die so schmählich verrathen und ehrlos hingemordet wurde, dieses schuldlose Blut sollte sich entsetzlich rächen an ihren Mördern, den Engländern. Die Flammen, die am 30. Mai 1432 auf dem Altmark von Rouen aufloderten, haben nicht nur dem englischen Namen untilgbare Male der Schmach eingebrannt, sie bezeichnen auch einen Wendepunkt in der englischen Geschichte. Von da an ist das Glück von den englischen Fahnen gewichen, Parteiungen, die im eigenen Lager entstanden, zehrten die Kraft des Volkes auf[1]). Heinrich VI., in dessen Namen Johanna auf den Scheiterhaufen geführt worden, endigte unter den Mörderhänden der eigenen Verwandten, und dieser Königsmord war von zahllosen anderen begleitet. 30 Jahre hindurch war England der Schauplatz gräßlicher Blutthaten, 80 königliche Prinzen und elfmalhunderttausend Engländer fanden in diesen furchtbaren Kämpfen den Tod; so hoch schätzt der Zeitgenosse Comines die Zahl der Opfer des englischen dreißigjährigen Krieges, des Krieges der beiden Rosen, des Hauses Lancaster (rothe Rose) und des Hauses York (weiße Rose).

Der König Heinrich VI. war eine jener unselbständigen Naturen, die niemals von sich aus handeln, sondern immer vom Willen anderer abhängig sind; im übrigen war er fromm, milde, ohne Laster und gerechtigkeitsliebend. Von höchster Bedeutung war daher die Wahl einer Gemahlin, da sie voraussichtlich den König beherrschen würde. Während der Minderjährigkeit Heinrichs, der beim Tode des Vaters 1422 neun Monate zählte, leitete sein Oheim, der Herzog von Glocester, als Protektor des Königreichs, die Staatsangelegenheiten, während die Erziehung einem anderen Oheim, dem Cardinal von Winchester, übertragen wurde. Der Günstling des letztern, Graf von Suffolk, vermittelte die Heirath Heinrichs mit Margaretha, der Tochter des Königs René von Sicilien und Jerusalem, einer Dame, die sich, wie durch Schönheit, so auch durch Schärfe des Verstandes und Energie des Willens vor allen Frauen ihrer Zeit auszeichnete. 1444 fand die Vermählung statt und in Kurzem beherrschte Margaretha den König vollkommen. Suffolk blieb der Günstling des Hofes, während die beiden Oheime des Königs uneins wurden. Der Cardinal zog sich in seine Diözese zurück, Glocester aber wurde am 11. Februar 1447 unter der Anklage des Hochverrathes verhaftet. Am 28. Februar fand man ihn todt in seinem Bett, ohne jedes Zeichen eines gewaltsamen Todes, obwohl man solchen vermuthete; er war wohl aus Gram gestorben. Wenige Wochen nach ihm, am 11. April starb auch der Cardinal von Winchester, 84 Jahre alt. Damit waren zwei mächtige Stützen des Hauses Lancaster gebrochen. Die Heirath Heinrichs mit Margaretha hatte den Verlust von zwei festländischen Provinzen, Maine und Anjou, im Gefolge, da diese nun ihrem rechtmäßigen Besitzer, dem Schwiegervater des Königs, nicht wohl vorenthalten werden durften; bald darauf traf auch die Nachricht von dem Verluste Rouens und der Normandie ein. Nun warf sich der ganze Haß des Volkes auf Suffolk, den Rath und Günstling der Königin, als der

1) † Rohrbachers Ausführung stützt sich auf Lingard, Geschichte von England, Bd 5. Deutsch von Salis. Frankfurt 1827.

einzigen Ursache dieser schmerzlichen Verluste. 1450 wurde Suffolk von dem Parlament des Hochverraths und anderer Staatsverbrechen angeklagt, um ihn zu retten, sandte ihn der König auf fünf Jahre ins Exil. Seine Feinde wollten sich aber das Opfer nicht so leicht entwischen lassen. Als sich der Herzog nach Calais eingeschifft, wurde er von einem nachgesandten Kaperschiff angehalten, nach der Insel zurückgebracht und hier ohne jeden Proceß enthauptet.

Dieser Mord, weit entfernt, die tobende See zu beruhigen, war nur der Vorbote furchtbarer Stürme. Nun trat Herzog Richard von York, wohl bisher der geheime Leiter der Bewegung und die eigentliche Ursache der Ermordung Suffolks, offener mit seinen Ansprüchen an die Krone hervor. Von mütterlicher Seite stammte er vom zweiten Sohne Eduards III. Lionel, von väterlicher vom vierten, Edmund, während die herrschende Linie Lancaster vom dritten Sohn Johann abstammte. An die Stelle Suffolks trat der Herzog von Sommerset, auf den auch der Haß der Parteien übergieng. Der Aufstand von John Cade, der sich für den Sohn von Mortimer ausgab, sollte dazu dienen, dem Volke die Ansprüche Yorks in Erinnerung zu bringen, er selbst verließ ohne Erlaubnis seine Statthalterschaft Irland und erschien 1452 mit einem Heere vor London, das ihm aber die Thore verschloß. Doch kam es diesmal noch zu einem Vergleich, und York kehrte in seine Statthalterschaft zurück.

Das Jahr 1453 erregte den Parteihader aufs neue. Am 18. October genaß die Königin eines Sohnes Eduard; hiedurch sahen die Yorkisten, die auf eine kinderlose Ehe des Königs gehofft, ihre Erwartungen auf einmal enttäuscht und nun begann Bürgerkrieg. Der Graf von Salisbury, gleichfalls ein Abkömmling der Plantagenet und sein Sohn, der Graf von Warwick, erklärten sich für den Herzog von York. Am 31. Mai 1455 kam es bei St. Albans zur Schlacht; der König wurde geschlagen, gefangen genommen und von York nach London geführt, wo letzterer vom Parlament zum Protektor des Reiches ernannt wurde. Es folgten ein paar Jahre der Ruhe, aber beide Parteien standen sich mit den Waffen in der Hand gegenüber. Im ganzen Lande herrschte die Schwüle vor dem Gewittersturm. Das Versöhnungsfest in der Paulskirche 1458 war nur eine Comödie, das Blut von St. Albans schrie um Rache. Am 10. Juli 1460 kam es abermals zur Schlacht, und abermals ward das königliche Heer von Graf Warwick bei Northampton geschlagen. Der König fiel in die Hände der siegreichen Yorkisten, die Königin aber entkam mit ihrem Sohne, dem Prinzen von Wales, und floh nach Durham. Während in London durch Parlamentsakte zwar Heinrich VI. die Krone für seine Lebensdauer gesichert, dagegen seine Nachkommen übergangen und die Yorkische Partei für erbberechtigt erklärt wurde, sammelte die Königin, heldenmüthiger als ihr schwacher Gemahl, im Norden ein Heer, um ihr und ihres Kindes gutes Recht mit den Waffen zu vertheidigen. Bei Wakefild kam es am 21. December 1460 zur Schlacht, wo die Yorkische Partei an Haupt und Gliedern niedergeworfen wurde. York selbst fiel, und sein zweiter Sohn wurde von Clifford niedergestoßen; Salisbury und andere Großen endigten auf dem Schaffot. Die siegreiche Königin zog gegen London, wo sie bei St. Albans auch Warwick besiegte und ihren Gatten befreite. Der älteste Sohn des gefallenen Herzogs von York, Eduard, verlor trotzdem den Muth nicht, er trat das Erbe seines Vaters an, marschierte gegen London, wo er anfangs März 1461 triumphirend einzog, von Volk und Parlament als Eduard IV. zum König ausgerufen. Sofort eilte er nach Norden, wo sich die feindliche Hauptmacht um das Banner der rothen Rose geschart. Zu Towton kam es zu einer furchtbar blutigen Schlacht, die zwei Tage dauerte und gegen 40,000 Engländern das Leben kostete. Eduard blieb schließlich Sieger und eilte nun

sofort nach London zurück, um sich in der Westminsterabtei feierlich krönen zu lassen. Das Parlament bestätigte das Geschehene bereitwilligst und erklärte alle Herrscher der Lancastrischen Linie für Usurpatoren. Margaretha war mit ihrem Gemahl nach Schottland entkommen, von wo sie sich hülfeflehend in ihr Mutterland über den Canal begab.

1463 erschienen Heinrich VI. und Margaretha abermals im Feld und sofort sammelte sich wieder eine stattliche Zahl von Anhängern um ihre Fahne, das Kriegsglück aber war ihnen nicht hold. Bei Hexham erlitten sie von Montague, dem Bruder Warwicks, eine neue Niederlage. Heinrich, der sich einige Zeit verborgen gehalten, fiel durch Verrath in die Hände Warwicks, der den unglücklichen König auf einem alten Klepper mit zusammengebundenen Füßen unter dem Hohngeschrei des Pöbels nach London führte und ihn abermals in den Tower warf. Margaretha hatte sich in einem Walde versteckt, wurde hier von Räubern ihrer Pretiosen beraubt, gelangte aber doch an den Meeresstrand, von wo sie eine Barke nach Flandern hinübertrug. Der Herzog von Burgund empfing sie freundlich und entließ sie zu ihrem Vater, König René.

Das Jahr 1465 brachte in die Yorkische Partei selbst Spaltung. Während Warwick auf dem Festland für Eduard IV. um die Hand Annas von Savoyen warb, ließ sich dieser in aller Stille mit Elisabetha Wodeville trauen, der schönen und geistreichen jungen Wittwe des Lancastriers Thomas Grey, die seinen Verführungskünsten standhaft widerstand. Bitter gekränkt hiedurch kehrte Warwick mit finsteren Rachegedanken gegen Eduard nach England zurück. 1469 begann er die Ausführung seines Planes, denjenigen vom Throne zu stoßen, den er selbst dorthin erhoben. Zu diesem Zweck hatte er auch seine Brüder, den Erzbischof von York und den Marquis von Montague, ja selbst den Bruder des Königs, den Herzog von Clarence, zu gewinnen gewußt. Um letzteren fest an sich zu ketten, hatte er ihm seine Tochter Isabella vermählt. Von seiner Statthalterschaft Calais aus suchte er nun geschickt einen Bauernaufstand in der Provinz Kent in Scene zu setzen. Der königliche Feldherr, Herzog von Pembrock, wurde geschlagen und hingerichtet, Vater und Bruder der Königin gefangen und enthauptet. Warwick kam dem König in dieser Noth scheinbar zu Hülfe, thatsächlich aber war er der Herr der Lage und der König in seiner Gewalt. Zum Scheine erfolgte nun eine Aussöhnung, um welchen Preis ist nicht bekannt. Einen zweiten Bauernaufstand wußte Eduard durch seine Energie zu unterdrücken und in der Untersuchung ergab sich, daß Clarence und Warwick eigentlich die Leiter der Empörung gewesen. Eduard fühlte sich stark genug, beide als Hochverräther zu erklären und zu verurtheilen. Sie flohen nach Frankreich und Ludwig XI. gelang es, den mächtigen Grafen, der dem Hause Lancaster so viel Unglück bereitete, mit der gleichfalls flüchtigen Königin Margaretha auszusöhnen, so daß diese sogar ihren Sohn, den Prinzen von Wales, mit einer Tochter Warwicks vermählte. Im September 1470 giengen nun Clarence und Warwick nach England zurück und sahen in Bälde eine Armee von 60,000 Mann um sich versammelt. Eduard wurde von seinen Truppen verlassen und vermochte sich nur durch schleunigste Flucht zu seinem Schwager Herzog Karl von Burgund zu retten. Im Triumph zog der „Königsmacher" Warwick Anfangs October in London ein und führte Heinrich VI. aus dem Tower, wo er seit sieben Jahren geschmachtet, auf den Thron zurück. Das Parlament bestätigte willfährig all das Geschehene und erklärte nun Eduard für einen Verräther und Usurpator.

Allein dieser war nicht unthätig geblieben. Von Karl dem Kühnen mit Geld und Soldaten unterstützt landete er am 14. März 1471 in England, versöhnte sich mit seinem Bruder, Herzog von Clarence und zog schon

am 11. April wieder in London ein. Heinrich VI. wanderte abermals in den Tower. Dann eilte Eduard seinen Feinden entgegen, am Ostertage 1471 kam es bei Barnet zu einer blutigen Schlacht, die für Warwick und seinen Bruder Montague verloren gieng; beide fielen. Um eben diese Zeit landete auch Margaretha mit ihrem Sohne und die letzten Reste der Lancastrier sammelten sich um ihre Fahne. Rasch eilte ihnen Eduard entgegen und am 4. Mai kam es bei Tewksbury zum letzten Entscheidungskampf. Das Kriegsglück entschied sich definitiv gegen das Haus Lancaster. Margaretha und ihr 18jähriger Sohn wurden gefangen und letzterer auf der Wahlstatt von dem Bruder des Königs niedergestoßen. Die Königin wurde in den Tower geworfen, bis es Ludwig XI. 1475 gelang, ihr um 50,000 Gulden die Freiheit zu erkaufen. Am 22. Mai, am Vorabend des Himmelfahrtsfestes hielt Eduard seinen Einzug in London und am Abend desselben Tages starb der unglückliche König Heinrich VI. durch die Hand Richards von Glocester.

Nun war Eduard im unbestrittenen Besitz der Krone und überließ sich jetzt wieder in gewohnter Weise seinem ausschweifenden unthätigen Leben. Die Regierung lag in den Händen der Wodeville, der Verwandten der Königin. Damit des Elendes kein Ende werde, gerieth nun die Yorkische Partei unter sich in Streit. Der Herzog von Clarence hielt sich bei Vertheilung der Beute des Lancastrischen und Warwickschen Nachlasses benachtheiligt; überdies war er eifersüchtig auf den großen Einfluß der Wodeville. Auf Grund zweideutiger, unehrerbietiger Reden gegen den König wurde er in den Tower gebracht und zum Tode verurtheilt. Nach dem Berichte einiger Schriftsteller soll ihm die Wahl des Todes freigestellt worden sein. Clarence habe gewünscht, in einem Faß Malvasierwein ersäuft zu werden, eine Gnade, die ihm auch gewährt worden 1478. Diese Blutthat überlebte Eduard noch 5 Jahre; erschöpft durch das Uebermaß der Ausschweifungen starb er am 9. April 1483, 41 Jahre alt.

Sein Sohn Eduard V. war beim Tode des Vaters 12 Jahre alt und wurde sofort zum Könige ausgerufen. Einer der ersten, der den Eid der Treue schwor, war der Oheim des jungen Königs, Richard von Glocester. In dem kleinen, häßlichen Leib wohnte aber eine verworfene, unedle Seele. Richard bemächtigte sich seines Neffen, führte ihn nach London und zeigte ihn entblößten Hauptes dem Volke als König. Während er aber Vorbereitungen treffen ließ zur Krönung, hatte der treulose Mann schon alles zum Sturze der Familie eingeleitet. Er ließ sich zum Protektor des Reiches ernennen und zwang die Königin, welche sich vor dem blutdürstigen Ungeheuer in die Westminsterabtei geflüchtet, ihm auch ihren zweiten Sohn Richard auszuliefern, der zu seinem Bruder in den Tower gebracht wurde. Sofort ließ nun der Protektor ehrenrührige Gerüchte über die Geburt der Prinzen ausstreuen, wobei er selbst seine eigene Mutter nicht schonte, um auch seinen Bruder Eduard als illegitim brandmarken zu können. Die schändliche Intrigue gelang ihm auch wirklich, Eduard V. wurde der Krone für unwürdig erklärt, Richard zum König ausgerufen und am 6. Juli als Richard III. gekrönt. Der Thron, der durch Verbrechen erworben, mußte auch durch Verbrechen gestützt werden. Auf Befehl Richards wurden die beiden königlichen Prinzen im Tower im Bette erstickt. Der Herzog von Buckingham, der die Rettung und Befreiung der unglücklichen Kinder versucht, wurde enthauptet und dadurch die anderen Verschworenen eingeschüchtert. Doch Blut vermochte das lose Gefüge dieses Herrscherthrones nicht zu festigen. Das anfänglich betäubte Rechtsgefühl erwachte wieder in einem Theil des englischen Volkes; man wandte sich entsetzt von dem blutbefleckten Scepter des grausamen Herrschers, und bot die Krone Heinrich Tudor, Grafen von Richemond an, der mütterlicherseits von der Linie Lancaster abstammte, unter der Bedingung, daß er Elisabeth, die Tochter

Eduards IV., eheliche und so die beiden feindlich getrennten Häuser wieder vereinige und versöhne.

Heinrich nahm das Anerbieten freudig an und landete, von Karl VIII. von Frankreich unterstützt, Anfang August 1485 mit 2000 Normannen in einer Bucht der Waliser Küste. Mit Jubel wurde er aufgenommen und freudig scharten sich die Wälschmänner um die Fahne des „Abkömmlings von König Artus." Richard zog dem Prätendenten entgegen und lieferte ihm am 22. August bei Bosworth die Entscheidungsschlacht. Sie gieng für ihn verloren, er suchte und fand den Tod auf der Wahlstatt. So war es Richard III. noch vergönnt ein ruchloses Leben, voll Frevel und Blutschuld ritterlich auf dem Schlachtfeld zu enden. Mit ihm erlosch der männliche Stamm des Hauses Plantagenet, das in den letzten Decennien unsägliche Blutschuld auf sich geladen. Noch auf der Wahlstatt von Bosworth wurde Heinrich zum König ausgerufen, seines Namens der Siebente. Am 18. October wurde er feierlich gekrönt und am 18. Januar des folgenden Jahres verehelichtete er sich mit Elisabeth, der Tochter Eduards IV.

* 93. Heinrich VII. lag sichtlich vor allem daran, sich und seinen Nachkommen die Krone in vollgültiger und rechtlicher Weise zu sichern und sich den Besitz in denkbar feierlichster Form sanctioniren zu lassen. Er holte sich daher nicht nur päpstliche Ehedispens, obwohl er nur im fünften Grade mit Elisabeth blutsverwandt war, sondern ließ sich durch Innocenz VIII. in der Dispensationsbulle feierlich bestätigen, daß die Krone nicht nur nach Kriegsrecht, sondern auch gemäß gesetzlicher Erbfolge, durch Wunsch und Wahl aller Prälaten, des gesammten Adels und ganzen Volkes, sowie durch Parlamentsakte der drei Stände auf ihn übergegangen sei. Weiter heißt es in der Dispensationsbulle, daß die Krone Englands in Heinrichs Nachkommenschaft erblich sein soll, auch wenn diese nicht aus der Ehe mit Elisabeth von York abstammen würde. Sodann ermahnt der Papst alle Unterthanen Heinrichs, wessen Standes sie auch sein möchten, nicht neue Unruhen erregen zu wollen und bedroht jeden ohne Unterschied, und wäre er auch herzoglichen oder noch höheren Ranges mit der Excommunication, falls er, unter was immer für einem Vorwand, die Ruhe und den Bestand des Reiches gefährden, oder die Rechte Heinrichs und seiner Nachkommen anstreiten sollte. Durch diese Bulle vom 27. März 1486 [1]) auf den Wunsch des Königs und des englischen Parlaments erlassen, war die Erhebung der Tudor auf Englands Thron feierlich sanctionirt. Heinrich VII. schätzte diese Bulle sehr hoch und ließ sie von allen Kanzeln des Reiches verlesen.

Noch ein direkter Nachkomme der Plantagenet der Linie York lebte, Eduard, der 15jährige Sohn des Herzogs von Clarence, Graf von Warwick; er wurde in den Tower gebracht, wo seiner ein jammervolles Loos wartete. Unter dem Namen dieses unglücklichen Prinzen entstanden mehrere revolutionäre Bewegungen. Schon gegen Ende 1486 machte ein Yorkist, ein Priester aus Oxford, Namens Richard Simon, den Versuch, Heinrich zu stürzen. Hiezu bediente er sich des zehnjährigen Söhnchens eines Bäckers, Lambert Simnel, eines Knaben von feinen, intelligenten Zügen. Dieser mußte die Rolle des unglücklichen Prinzen spielen, sich Graf von Warwick nennen, der, wie man sagte, glücklich aus dem Tower entronnen. Bald sammelte sich eine ansehnliche Partei in Irland um den vermeintlichen Prinzen, und der Graf von Lincoln, mütterlicherseits ein Neffe Eduards IV., wie mehrere Barone ließen Lambert unter großem Jubel des Volkes in der Kathedrale von Dublin zum

1) Raynald ad ann. 1486. n. 46—49.

König krönen und setzten nach England über. Heinrich zog ihnen entgegen und schlug sie am 6. Juni bei Stoke. Simnel wurde gefangen genommen und mußte als Küchenjunge den Bratspieß drehen, später nahm ihn Heinrich auf sein Wohlverhalten hin unter seine Falkoniere auf. Die Königin-Wittwe Elisabeth, die Schwiegermutter des Königs, stand bei diesem in Verdacht des geheimen Einverständnisses mit diesem Complott, weßhalb sie in ein Kloster verwiesen und ihre Güter eingezogen wurden.

Die verwittwete Herzogin Margaretha von Burgund, Schwester der drei Yorks, war eine Todfeindin Heinrichs VII., des glücklichen Erben der Lancaster, und suchte deßhalb einen neuen Aufstand anzuzetteln. Sie überredete einen jungen Mann von gefälligem Aeußern und gewandtem Geist, Petrus Osbeck aus Tournai, gewöhnlich Perkin Warbeck genannt, die Rolle eines Herzogs von York zu übernehmen. Auf Betreiben Margarethas sammelten sich nach und nach mehrere malcontente Engländer, selbst Männer von Rang um den vorgeblichen Herzog. Nachdem eine Landung in England mißglückt, begab sich dieser zu Jakob IV. nach Schottland, der ihn freundlich aufnahm und sogar mit einer Verwandten des Königshauses vermählte 1496. Bald kam es zum Krieg mit England; die Schotten fielen in Northumberland ein, verwüsteten das Land und kehrten beutebeladen nach Haus zurück. Doch war man des abenteuerlichen Spieles bald satt, und sah es nicht ungern, als Warbeck 1498 nach Cornwallis segelte, um sich an die Spitze eines Volksaufruhrs zu stellen. Als Richard IV. rief er die Engländer zu seinen Fahnen, als aber ein königliches Heer erschien, zerstreuten sich seine Haufen. Perkin floh in das Asyl eines Klosters, mußte sich aber dem König ergeben und wurde in den Tower gebracht. Als er hier mit dem unglücklichen, durch lange Haft fast blödsinnig gewordenen Prinzen Warwick einen Fluchtversuch vorbereitete, wurden beide zum Tode verurtheilt. Warbeck starb am Galgen, Warwick unter dem Henkerbeil 1499. Dies waren die letzten Zuckungen der blutigen Rosenkriege, eines der greuelvollsten, den die Weltgeschichte kennt.

Am 14. November 1501 vermählte Heinrich VII. seinen erstgeborenen Sohn Arthur, geb. 1486, mit Catharina von Aragon, geb. 1485, der Tochter Ferdinands und Isabellas, die ihm eine Mitgift von 200,000 Goldgulden beibrachte. Der junge Prinz starb aber schon nach fünf Monaten und der König verlobte nun die junge und reiche Wittwe, um deren große Mitgift nicht wieder zurückgeben zu müssen, mit Dispens des Papstes Julius II. vom 26. December 1503[1]) mit seinem zweiten Sohn Heinrich. Im gleichen

1) † Raynald ad ann. 1503 n. 22. Die damaligen Theologen stritten sich alles Ernstes, ob dem Papst das Recht der Dispensation auch zustehe und stützten sich dabei auf 3. Mos. 20. 21. Von theologischem Standpunkt aus aber war eine Dispens gar nicht nothwendig und konnte höchstens die Bedeutung einer höheren Sanction haben. Auch angenommen jenes Gebot im Leviticus wäre nicht reines Ceremonialgesetz, sondern auch für die Christen verbindlich, so kann es nur den Sinn haben, daß eine Verbindung mit der Frau des Bruders bloß bei dessen Lebzeiten oder aber bei dessen Ableben, falls die erste Ehe mit Kindern gesegnet war, verboten sein sollte. War die Ehe kinderlos, so war ja der überlebende Bruder geradezu verpflichtet, die Wittwe zu heirathen. 5. Mos. 25. 5. Nach kirchlicher Ehegesetzgebung aber wird durch ein matrimonium ratum non consummatum die eigentliche Affinität gar nicht perfekt, ja eine solche Ehe kann aus wichtigen Gründen selbst durch päpstliche Dispens wieder gelöst werden. Eine solche Ehe aber lag zwischen Arthur und Catharina thatsächlich vor, wie letztere eidlich versicherte und Heinrich selbst zugestand. Wenn vorliegende Verbindung dennoch so unheilvoll werden sollte für die englische Kirche, so läßt sich nur sagen, daß die Ursache hievon

Jahre vermählte der König seine älteste Tochter Margaretha mit Jakob IV. von Schottland. Infolge dieser Verbindung kam die Krone Englands später an das Haus Stuart.

Am 22. April 1509 folgte Heinrich VII., durch das Uebermaß von Arbeit, Sorgen und Anstrengungen vor der Zeit aufgerieben, seiner schon 1503 verstorbenen Gemahlin Elisabeth. Er wurde in der von ihm erbauten und nach ihm benannten herrlichen Kapelle der Westminsterabtei beigesetzt, die noch heute wegen ihrer reichen Ornamentik in Skulptur und Architektur ein Gegenstand der Bewunderung ist. Heinrich VII. gehört unstreitig zu den edelsten Herrschern des Inselreiches, sein ganzes Streben gieng dahin, sein durch die Schrecken und Greuel der letzten Jahrzehnte zerrüttetes Vaterland wieder zu geordneten und rechtlichen Verhältnissen zurückzuführen, und ihm unter den europäischen Staaten wieder einen seiner würdigen Platz zu erringen. Er war stets behutsam und nüchtern, wortkarg und doch leutselig, haushälterisch, ohne da, wo es die Würde des Staates verlangte, kärglich zu sparen. Der Kirche gegenüber zeigte er sich gerecht und wohlwollend, viele Stiftungen danken seinem religiösen Sinn ihr Entstehen, um unter seinen Nachfolgern sofort wieder zusammengeschlagen zu werden.

Sein Sohn Heinrich VIII. war bei seiner Thronbesteigung 18 Jahre alt. Am 7. Juni 1509 vermählte er sich mit der Wittwe seines Bruders Arthur, dessen Ehe aber nach eidlicher Versicherung Catharinas nie consummirt worden, wie auch Heinrich selbst zugestand, daß er Catharina als Jungfrau geehelicht. Am 24. Juni wurden beide feierlich gekrönt.

94. Im Jahre 1513 war Heinrich VIII. als Mitglied der hl. Liga in Frankreich gelandet, um in Verbindung mit Kaiser Maximilian die nördlichen Provinzen anzugreifen. Während seiner Abwesenheit machte Jakob IV. von Schottland einen Einfall nach England, verlor aber gegen den englischen Feldherrn Lord Howard am 6. September 1513 bei Flodden Schlacht und Leben. Jakob war einer der größten Könige Schottlands; an Tapferkeit, Seelengröße, Weisheit, Frömmigkeit, kurz an allen edlen Eigenschaften übertraf er alle seine Vorgänger. Mörder und Räuber vor allem fanden an ihm einen strengen Beschützer des Rechts. Ihm folgte sein erst zweijähriger Sohn Jakob V., der später Maria von Lothringen heirathete, aus welcher Verbindung die unglückliche Maria Stuart stammte, die ihrem Vater im Alter von acht Tagen auf dem Thron folgte 1542.

95. In Skandinavien zerrissen mit dem Tode des kinderlosen Christof III. 1448 die schlaffen Bande der Calmarer Union, und es folgte eine lange Reihe von Kämpfen. Zum König von Dänemark wurde Christian I. gewählt und ihm schloß sich auch Norwegen an. 1481 folgte sein Sohn Johann, und diesem 1513 dessen Sohn Christian II. Das Streben aller drei Könige gieng dahin, nicht nur Norwegen beim Reiche zu behalten, sondern auch Schweden noch zu gewinnen, und zeitweilig schien sich ihr Plan auch verwirklichen zu wollen. 1448 war in Schweden Karl Knut zum König erhoben worden, der seine Hand auch nach der norwegischen Krone ausstrecken wollte. Christian I. von Dänemark aber entriß sie ihm wieder und zwang ihn 1457

---

nicht die völlig rechtskräftige Ehe, sondern die maßlose Sinnlichkeit des englischen Königs gewesen. Hätte er diesen Grund nicht gehabt, so hätte er einen anderen zu finden gewußt. Er wollte seine zügellose Sinnlichkeit befriedigen, und sollte ihn der Weg dazu auch über Berge von Leichen und ein Meer von Jammer und Elend seiner Unterthanen hinwegführen.

sogar zur Flucht aus Schweden, worauf jener, wenigstens nominell auch als König von Schweden anerkannt wurde. Nach Karls Tode erhob sich der Sohn seiner Halbschwester, Sten Sture, ein erprobter Feldherr, als Reichsverweser bis zur neuen Königswahl. Christian, in der Schlacht am Brunkeberg geschlagen, floh nach Dänemark, um nie wieder den schwedischen Boden zu betreten. Sten Sture blieb Reichsverweser bis zu seinem Tode 1503, wo ihm sein Freund Svante Sture, und als dieser 1512 unvermuthet starb, dessen Sohn, Svante Sture der Jüngere, als Reichsverweser folgte. Alle Versuche der dänischen Könige, die schwedische Krone wieder zu erringen, scheiterten an dem kräftigen Widerstand der Sture.

* 96. Die Russen[1]) waren den Tataren von Kasan noch tributpflichtig, allmählich aber suchte sich das Großfürstenthum von Moskau zu stärken, das Theilfürstenthum zu überwinden und ähnlich wie in den westeuropäischen Staaten, das monarchische Princip zur Herrschaft zu bringen. Mit Glück wurde dieser Weg angebahnt durch Iwanowitsch 1362—89, und dann von seinem Sohne Wasilji I. 1389—1425 muthig weiter verfolgt. Das Ziel dieser Politik war die endliche Abschüttelung des Mongolenjochs, zu diesem Zweck sollten die Kräfte Rußlands im Großfürstenthum Moskau allmählich gesammelt werden. Dies aber erforderte vor allem die Fixirung der Thronfolge und das Aufgeben des gefährlichen Theilungssystems. Schon unter Wasilji II. 1425—62 war die Einheit und Macht des Großfürstenthums so gefestigt, daß sie trotz der fortwährenden Angriffe von Seite des Oheims und Vetters nicht mehr gestört werden konnte. Schon Iwan Wasiljiwitsch 1462 bis 1505 konnte mit Glück den Kampf gegen die Mongolen aufnehmen und sie sogar tributpflichtig machen. Bedeutungsvoll für die Culturentwicklung wie auch für die religiöse Gestaltung des Reichs war die Ehe Iwans mit Sophia, der Tochter von Thomas Paläologus, Bruder des letzten byzantinischen Kaisers. Bei dem Tode Iwans 1505 folgte sein ältester Sohn Wasilji III.

* 97. Bei vorausgehendem kurzen Ueberblick über die europäischen Staaten hat sich gezeigt, wie in unserer Zeit fast in der gesammten europäischen Politik Grundsätze in Aufnahme kamen, die fern vom Geiste des Christenthums und losgelöst von den Grundsätzen der Religion und Moral, allein den Erfolg zur Richtschnur des Handelns und zum obersten Grundsatz aller Staatsweisheit machen. Dieser unchristlichen, ja völlig widerchristlichen Politik hat man den Namen eines italienischen Gelehrten und Staatsmannes gegeben, des Nicolo Machiavelli (1469—1527)[2]) und man hat ihn als

---

1) † Ueber die Geschichte Rußlands im allgemeinen gibt das Werk von Herrmann: „Geschichte des russischen Staates," in der Heeren-Ukertschen Sammlung näheren Aufschluß. Hamburg 1832. 5 Bde. — 2) † Ueber Machiavelli vgl. neben dem unten verzeichneten Werk von Artau, besonders P. Villari, Nicolo Machiavelli und seine Zeit, I. Band übersetzt von Mangold, II. Band übersetzt von M. Heusler. Rudolfstadt. Hartung und Sohn 1882. Machiavelli wurde geboren am 3. Mai 1469 zu Florenz aus alter Familie. Sein Vater war Rechtsanwalt, aber wenig bemittelt, seine Mutter war eine Freundin der Wissenschaft und Poesie. In seinem 16. Jahre verlor er den Vater und vollendete nun seine Studien unter Vormundschaft der Mutter und der Leitung des Marcellus Virgilius. Besondere Aufmerksamkeit wurde namentlich dem klassischen Alterthum gewidmet. Als mit dem Tode Lorenzo des Prächtigen in Florenz die republicanische Partei die Oberhand erhielt, trat auch Machiavelli in den Staatsdienst und wurde 1499 Staatssekretär. Als solcher wurde er bei den wichtigsten Angelegenheiten des Freistaates verwendet.

Erfinder solch ehrloser und sittlich verwerflicher Grundsätze gebrandmarkt. Mit welchem Recht kann aus vorausgehender Darstellung entnommen werden. Nicht Machiavelli hat diese unchristlichen Grundsätze erst erfunden, nein er fand sie in seiner Zeit bereits in Anwendung, wie er sie ja auch an verschiedenen fürstlichen Beispielen der Zeit illustrirte. Das Verdienst oder Mißverdienst Machiavellis bestand nur darin, daß er diese verwerflichen Maximen in ein System gebracht, daß er die einzelnen Strahlen wie in einem Spiegel zu einem Gesammtbild vereinigte in seinem Buche von den Fürstenthümern, das er in 26 Kapiteln im Jahre 1515 Lorenzo von Medici gewidmet. Machiavelli selbst schreibt hierüber an seinen Freund Vettori: „Ich untersuchte, was eine fürstliche Regierung sei, wie viel Arten derselben es gebe, wie sie erworben werden und zu Grunde gehen. Einem Fürsten, und namentlich einem neuen, dürfte dieses Buch angenehm sein.“

„Caput. 1. Alle Staaten, alle Regierungen, die über die Menschen Gewalt hatten oder haben, waren oder sind entweder Republiken oder Fürstenthümer. Letztere sind entweder angestammte, d. h. solche, wo eine Familie lange Zeit im Besitz der souverainen Gewalt ist, oder sie sind neue.“

„Caput. 2. Die Republiken laß ich hier außer Betracht, da ich über sie anderwärts (in seinen Discorsi) eingehender gesprochen und werde mich einzig mit der Monarchie beschäftigen, indem ich die oben genannten Arten beschreiben und zeigen werde, wie dieselben dauerhaft zu machen sind. In einer Erbmonarchie, wo die Gewalt in einer Familie erblich ist, ist es weniger schwer, dieselbe fortzuerhalten, als in einer neuen. Dort genügt es, die Ueberlieferungen der Vorfahren festzuhalten und bei unvorhergesehenen Fällen etwas zuzuwarten. Auf solche Weise wird sich ein Fürst von nur mäßigem Geschick leichtiglich in seiner Macht erhalten, wofern sie ihm nicht durch einen außergewöhnlichen Gewaltstreich entrissen wird. Selbst in diesem Falle aber wird er sie bei dem ersten Mißgeschick, das den Usurpator trifft, wieder zurückerobern können.

„Der angestammte Fürst hat weniger Veranlassung und Grund zu verletzen, woher es kommt, daß er auch mehr geliebt wird. Falls nicht außerordentliche Laster ihn verächtlich und hassenswerth machen, ist es ganz natürlich, daß ihn seine Unterthanen lieben. In dem unvordenklichen und ununter-

---

23mal wurde er als Gesandter abgeordnet für Gegenstände von höchster Wichtigkeit. Die Berichte, die er über seine Legationen abgefaßt, sind von höchster Wichtigkeit und zeigen von dem scharfen, durchdringenden Geist des großen Staatsmannes. Das Jahr 1512 brachte die verbannten Medicis wieder nach Florenz und damit eine Aenderung der Staatsverfassung. Machiavelli wurde aus der Stadt verbannt und beschäftigte sich nun mit Schriftstellerei. Die wichtigsten Werke außer dem Principe sind: Historie fiorentine, 8 Bücher, von der Völkerwanderung bis 1492. Die Discorsi über die 10 ersten Bücher des Livius, 3 Bücher. I sette libri dell' arte della Guerra. Auch in der Dichtkunst suchte der geistvolle Mann Trost in der unfreiwilligen Einsamkeit. Der Asino d'oro ist eine Satyre über die Zeitgenossen. In dem Decennale primo e secondo werden die Ereignisse Italiens von 1494 bis 1514 behandelt. Die Eroberung Roms durch die Kaiserlichen 1527 wirkte auch auf Florenz zurück. Machiavelli hoffte wieder Staatssekretär zu werden, allein die republicanische Partei wollte nichts mehr von ihm wissen, da er den Medicis seine Dienste angeboten. Der Gram hierüber beschleunigte seinen Tod. Machiavelli starb am 22. Juni 1527, nachdem er einem Priester reumüthig gebeichtet. Einer seiner Söhne schrieb seinem Bruder: „Unter Thränen benachrichtige ich dich, daß unser Vater am 22. dieses Monats gestorben ist, an Unterleibsschmerzen, die ihm eine Arznei verursachte, welche er am 20. eingenommen. Er hat dem Bruder Matthäus gebeichtet, der ihm bis zum letzten Augenblick beigestanden. Unser Vater hat uns, wie du weißt, in völliger Armuth hinterlassen.“

brochenen Besitz der Macht hat sich das Andenken und die Veranlassung der Umwälzungen verwischt; denn jede Umwälzung läßt Gärstoff zu einer neuen zurück.

„Caput. 3. In einer neu gegründeten Monarchie dagegen finden sich die größten Schwierigkeiten." Im folgenden Verlauf des Werkes wird nun gesagt, wie eine solche dauerhaft zu machen sei, nämlich durch Gesetze und durch Waffen. Die Kriegsmacht besteht aus Miethsoldaten, Hülfstruppen oder eigenen Unterthanen. Die Miethtruppen sind unbrauchbar und gefährlich, auch die Hülfstruppen wird ein kluger Fürst verschmähen und lieber mit dem eigenen Heer zu Grunde gehen, als mit einem fremden siegen; denn der Sieg durch Fremde ist höchst gefährlich. Nur die Kriegsmacht ist zuverlässig, die aus den eigenen Unterthanen des Fürsten besteht.

Im 14. Kapitel heißt es: „Was die Bildung des Geistes anlangt, so muß der Fürst die Geschichte kennen und darin die Thaten großer Männer studiren. Er soll untersuchen, wie sich diese in den Kriegen benommen, was den Sieg errungen und was die Niederlage veranlaßt, um letztere vermeiden zu können. Er soll dem Beispiel der großen Feldherrn folgen, die ihrerseits den Helden nachgeahmt, die vor ihnen lebten, wie man ja sagt, daß sich Alexander den Achilles, Cäsar den Alexander, Scipio den Cyrus zum Vorbild genommen."

In Caput 17 handelt Machiavelli von der Milde und der Grausamkeit eines Fürsten und stellt die Frage: „Ist es besser, geliebt als gefürchtet zu sein, oder ist es zuträglicher gefürchtet zu werden, als geliebt zu sein." Die Antwort lautet: man sollte nach beiden zugleich trachten. Da sich aber beides nicht wohl vereinigen läßt, dürfte es sicherer sein, wenn man auf eines von beiden verzichten muß, sich eher gefürchtet, als geliebt zu machen. Im allgemeinen läßt sich von den Menschen sagen, daß sie undankbar, unbeständig, heuchlerisch, feige, gewinn- und selbstsüchtig sind. So lange du ihnen Wohlthaten erweist, sind sie dir treu ergeben, sie bringen dir Hab und Gut, Blut und Leben zum Opfer, aber wohlgemerkt, nur so lange die Gefahr ferne ist, naht sich diese, dann ändert sich ihre Gesinnung. Ein Fürst, der sich auf ihre Worte verlassen, ohne eine andere Sicherheitsmaßregel zu treffen, ist verloren. Eine Ergebenheit, die man mit Geld erkauft und nicht durch Seelengröße und Seelenadel, hat man sich wohl verdient, aber man besitzt sie nicht und kann im Augenblick der Noth nicht über sie verfügen. Die Menschen entschließen sich weit eher den zu beleidigen, der nur geliebt wird, als jenen, der gefürchtet ist. Die Liebe verbindet durch das Band der Erkenntlichkeit, das aber, weil die Menschen schlecht sind, bei jeder für sie vortheilhaften Gelegenheit zerreißt. Furcht dagegen gründet auf Angst vor Züchtigung und diese schwindet nicht so leicht.

Uebrigens soll sich ein Fürst in der Weise gefürchtet machen, daß er, wenn er sich auch die Liebe nicht erwirbt, doch nicht gehaßt wird, denn man kann gefürchtet sein, ohne gehaßt zu werden. Dies wird ein Fürst erreichen, wenn er seine Unterthanen nicht beraubt und ihre Frauen nicht entehrt.

Muß ein Fürst gegen irgend jemand mit Todesstrafe einschreiten, so geschehe es nur, wenn die Schuld völlig erwiesen und die Gerechtigkeit es verlangt. Dabei hüte er sich aber, andere des Besitzthums zu berauben, denn die Menschen vergessen weit eher den Tod ihres Vaters, als den Verlust ihres Vermögens. An Gründen zur Güterconfiscation fehlt es nicht, und wer sich darauf verlegen will, andere zu berauben, wird um Gründe nie verlegen sein; viel seltener sind dagegen die Veranlassungen zur Fällung eines Todesurtheils und Gründe hiezu fehlen weit eher.

Um auf die Frage zurückzukommen: „Ist es besser gefürchtet, als geliebt zu werden," so haben wir gefunden, daß die Liebe zu Gunsten der

Unterthanen, die Furcht aber zum Vortheil des Fürsten ist. Ein weiser Fürst wird sich aber eher auf das verlassen, was zu seinen Gunsten, als was zum Vortheil anderer ist, nur wird er sich hüten, sich nicht verhaßt zu machen.

Das 18. Kapitel, das berüchtigste von allen, handelt von der Treue der Fürsten, worüber sich Machiavelli folgendermaßen äußert: „Jeder begreift, wie lobenswerth es an einem Fürsten ist, wenn er das gegebene Wort treu hält und ein Leben führt unbescholten und truglos.

„Nichtsdestoweniger haben wir es in unseren Tagen erlebt, wie Fürsten, die auf ihr gegebenes Wort nicht viel gehalten und es verstanden, die Menschen verschmitzt zu hintergehen, in ihren Unternehmungen glücklich gewesen sind, und schließlich jene besiegt, die auf ihre Treue sich verlassen.

„Es gibt also zwei Kampfesarten, die eine nach den Gesetzen, die andere auf Grund der Gewalt; erstere eignet dem Menschen, letztere der wilden Bestie, da aber erstere oft nicht ausreicht, bedarf man auch der letzteren. Ein Fürst hat also nothwendig, sowohl Thier als Mensch zu sein. Diesen Grundsatz haben schon die alten Schriftsteller in etwas verhüllter Weise dadurch angedeutet, daß sie berichten, wie Achilles und viele andere der alten Fürsten vom Centauren Cheiron erzogen und unterrichtet wurden. Einen Erzieher haben, der halb Thier halb Mensch ist, will nichts anderes sagen, als daß ein Fürst beider Naturen bedarf, und daß die eine ohne die andere nicht dauerhaft ist. Ist ein Fürst nun in der Lage zu dem Kampfmittel des Thieres seine Zuflucht zu nehmen, so muß er Löwe und Fuchs zugleich sein. Denn der Löwe versteht es nicht, vor den Fallstricken und Schlingen sich zu hüten, der Fuchs kann sich gegen die Wölfe nicht vertheidigen. Er muß also Fuchs sein, um die gelegten Schlingen zu erkennen, und Löwe, um sich der Wölfe erwehren zu können. Jene, die nur Löwen sind, verstehen sich nicht auf ihren Vortheil. Ein kluger Herrscher wird daher das gegebene Wort nicht halten, wenn solche Treue zu seinem Schaden ausschlägt, und die Gründe, die ihn zu seiner Zusage vermocht, hinweggefallen sind.

„Wären die Menschen alle ehrlich, dann wäre solcher Grundsatz verwerflich; nun sind sie aber treulos und würden auch dir das Versprechen nicht halten, also brauchst auch du es ihnen nicht zu halten.

„Einem Fürsten wird es niemals an Entschuldigungsgründen mangeln, womit er seinen Wortbruch beschönigen kann. Es ließe sich eine ganze Unmasse von Beispielen aus der neuesten Zeit anführen, um zu zeigen, wie zahllose Friedensschlüsse und Versprechungen null und nichtig waren wegen der Treulosigkeit der Fürsten, und wie der den größten Vortheil errungen, der es am besten verstanden, den Fuchs zu spielen. Diese Eigenschaft aber muß man stets durch Heuchelei und Verstellung zu verdecken suchen. Die Menschen sind einfältig und von der gegenwärtigen Nothwendigkeit so abhängig, daß es immer Leute gibt, die sich betrügen lassen. Unter den neuesten Beispielen möchte ich vor allem eines nicht mit Stillschweigen übergehen. Alexander VI. hat die Leute immer hintergangen, stets dachte er hieran und fand auch immer Mittel hiezu; es hat nie einen Menschen gegeben, der etwas entschiedener betheuert, heiliger versprochen und doch weniger gehalten hätte. Alle seine Betrügereien aber giengen ihm nach Wunsch, weil er sich trefflich darauf verstand.

Es ist also nicht nothwendig, daß ein Fürst alle obengenannten Eigenschaften besitze, wohl aber muß er den Schein erwecken, als ob er sie besitze. Ja, ich möchte sogar behaupten, daß, sie wirklich zu haben und stets zu üben, gefährlich, sie nur scheinbar zu haben aber nützlich ist; d. h. man muß sanftmüthig, treu, menschenfreundlich, gewissenhaft und redlich scheinen und sein, aber man muß in der Geistesverfassung sein, daß man nöthigenfalls auch die umgekehrte Rolle zu spielen versteht. Man beachte wohl, ein Fürst, und

namentlich ein neuer Fürst, kann nicht alles beobachten, was den Ruf eines rechtschaffenen Menschen begründet, denn zur Rettung des Staates kann er oft in die Lage kommen, gegen sein gegebenes Wort, gegen die Liebe und Menschlichkeit, ja gegen die Religion handeln zu müssen.

„Er muß also von geschmeidiger Natur sein, um sich je nach den Winden und dem Stande seines Geschickes richten zu können, oder, wie ich oben gesagt, er darf sich des Guten nicht entschlagen, falls er es thun kann, wird es aber nothwendig, so muß er auch das Schlechte zu thun wissen. Ein Fürst hüte sich daher wohl, daß ihm ja keine Aeußerung entschlüpfe, die nicht die oben genannten fünf Eigenschaften besitze, d. h. dem äußeren Scheine nach sei er ganz liebreich, treu, menschenfreundlich, ehrlich und ganz gewissenhaft. Letztere Eigenschaft vor allem muß er zu haben scheinen, weil die Menschen im allgemeinen nur nach dem Scheine und nicht nach der Wirklichkeit urtheilen. Jeder sieht, wie der Fürst scheint, wenige aber durchschauen ihn, wie er ist, und diese wenigen haben nicht den Muth, der Meinung der Mehrzahl, die in ihren Augen die Macht repräsentirt, zu widersprechen. Die Handlungen aller Menschen, und namentlich der Fürsten (über denen es keinen Richterstuhl gibt, an den man appelliren könnte), werden nach dem Erfolg beurtheilt.

„Versteht es daher ein Fürst zu siegen und die Macht zu behaupten, so werden die Mittel hiezu von jedem stets für ehrlich und lobenswerth gehalten werden, denn der Pöbel, und auf der Welt gibt es ja fast nichts als Pöbel, geht immer nach dem Schein und nach dem Erfolg. Ein Fürst unserer Zeit (Ferdinand von Aragon), dessen Namen zu nennen nicht angezeigt ist, predigt nichts als Friede und Treue, und der eine wie die andere, wenn er sie beobachtet hätte, würden ihn um Ruhm und Macht gebracht haben."

Gewiß sind dies verwerfliche Grundsätze, und mit Recht haben sie stets die schärfste Verurtheilung aller ehrlich denkenden Menschen gefunden. Wie sollte die menschliche Gesellschaft Bestand haben, wenn die Grundlage ihrer Existenz, Treue und Glaube vernichtet werden? Unserer Zeit aber, die in sittlicher Entrüstung über Macchiavelli und sein Werk den Stab brechen möchte, hält ein französischer Diplomat in folgender sarkastischer Weise den Sittenspiegel vor Augen: „Lassen wir Machiavelli und sein Werk einen Augenblick bei Seite, sagt er, und versetzen wir uns der Reihe nach in die verschiedenen Diplomatenversammlungen, wo man unter anderem, inmitten eines ungeheuren Papierberges von Allianz- und Freundschaftsverträgen über das Schicksal Polens, Venedigs, der deutschen säcularisirten Fürsten und Genuas entscheidet. Hier sind andere Männer als Macchiavelli, die das Wort führen; es sind nicht begeisterte Lehrer, Männer, die vom Hunger gequält werden, nicht berechnende Denker, die in manchen Punkten im Banne ihrer Irrthümer stehen, nein es sind feine, kalte, gemessene Herren, die gute Tafel haben; in aller Ruhe verhandeln sie über das Theilungsobjekt, das auf schwarzem Marmor vor ihnen liegt, kaltblütig zerstückeln sie es, schneiden eine allzu große Portion hinweg, geben eine Zulage von Seelen, verlangen einen Fluß als Ersatz für einen Berg, und finden es ganz in der Ordnung, daß man seines Besitzes beraubt werde, weil man sich in stürmischen Versammlungen nicht einigen konnte, weil man eine Macht besessen, die in Zeiten barbarischer Einfälle gegründet worden. Sie bestimmen, daß Herrschaften mit altverjährtem Besitztitel an das nächste Glied eines neuen Bundes verliehen werden, das die meisten Truppen und Hülfsmittel versprechen kann. Ich stelle mir diese hohen Herren vor, wie die einen mit Urkunden ihre Pfeifen anzünden, die anderen zu beweisen suchen, daß die Menschen von Natur aus revolutionär und unruhig sind, und so unter sich der schwachen Menschheit tausendmal mehr Beleidigungen ins Angesicht schleudern, als dies von dem rücksichtslosen Staatssecretär von Florenz geschehen. Ihre Tendenz ist auf

nichts anderes gerichtet, als auf Umwälzung des alten Bestandes. Bei verschlossenen Thüren proclamiren sie ganz andere Grundsätze als die des Florentiners sind, und berufen sich, falls es nothwendig wird, gerade auf seine Doctrin. Nach Abschluß des Geschäftes scheiden sie mit den Worten: „Es ist zu bedauern, daß es zum Aeußersten kommen mußte, aber solche Bestimmungen waren durchaus nothwendig. Die Staatsraison hat es so verlangt, wir haben nur nach ihren Forderungen entschieden. Bewahren wir nun gegenseitiges Stillschweigen über die Gründe, die uns bestimmt, ersparen wir der Menschheit die Schmach einer Veröffentlichung der Grundsätze, die bei Leitung der Staaten maßgebend sein müssen. Erforderlichen Falls werden wir uns zum selben Zweck wieder sehen, und falls wir nicht mehr am Leben sein sollten, werden unsere Schüler und Nachfolger die schwere Mission der Politik übernehmen.“ [1])

---

1) Artaud, Macchiavel, son génie et ses erreurs. t. 2. c. 47. p. 318 ff.

Viertes Kapitel.

Geschichte der Päpste. — Wissenschaft, religiöses Leben und Kunst. — Gelehrte und Heilige.

† 98. Achtzehn Tage nach Unterzeichnung der Frankfurter oder Fürstenconcordate starb Eugen IV., am 23. Februar 1447. Vor seinem Tode hatte er noch strenge Befolgung der Dekrete von Lyon und Vienne über die Papstwahl angeordnet. Das Cardinalscollegium bestand damals aus 24 Mitgliedern, wovon 18 in Rom anwesend sich im Kloster bei Santa Maria sopra Minerva am 4. März zum Conclave versammelten. Unter den Custoden des Conclaves befand sich auch der kaiserliche Gesandte Aeneas Sylvius, der uns das Detail der Wahl beschrieben.[1]) Die Zeitumstände riethen zu rascher Verständigung und schon am folgenden Tag, den 5. März, wurde auf den Vorschlag des Cardinalerzbischofs von Tarent der Cardinalbischof von Bologna, Thomas von Sarzana, zum Papst gewählt. Aus Pietät gegen seinen langjährigen Gönner und Freund, den Cardinal Nicolaus Albergati, nannte er sich Nicolaus V.

Nach gewöhnlicher Annahme wurde der neue Papst 1398 von wenig begüterten Eltern[2]) zu Pisa geboren. Sein Familienname war Parentucelli, da er aber schon mit 9 Jahren den Vater verlor und sich von da an in dem Heimathsort der Mutter aufhielt, erhielt er von diesem den Beinamen „von Sarzana." Während einer gefährlichen Krankheit des Knaben hatte die Mutter einen Traum, in der ihr dessen künftige Größe prophezeit wurde. Sie sorgte so gut es ihre Verhältnisse gestatteten für den Unterricht ihres Sohnes, der schon mit 15 Jahren die Universität Bologna beziehen konnte. Drei Jahre lag er hier mit größtem Eifer dem Studium ob und hatte bereits den Magistergrad erworben; da seine Mittel erschöpft waren, gieng er nach Sarzana zurück. Seine Mutter, die sich unterdessen wieder verheirathet hatte, vermochte ihn jedoch nicht weiter zu unterstützen. So war er auf sich selbst angewiesen, er gieng nach Florenz und unterrichtete hier zwei Jahre lang die Söhne des Rinaldo Albizzi und Palla Strozzi. Dieser Aufenthalt in Florenz war für

---

1) † In seinen Commentarii rer. memorab. ap. Freher, script. rer. germ. ed. Struve II. 81—170. — 2) † Aeneas Sylvius bestreitet die gewöhnliche Behauptung, eum vili genere natum fuisse; daß aber seine Vermögensverhältnisse kärglich waren, beweist hinlänglich die Art und Weise, wie er sich seine Ausbildung verschaffen mußte. Von den Biographen Nicolaus V. verdienen Erwähnung Manetti: vita Nicolai V. bei Muratori Script. rer. ital. T. III. P. II. p. 907 ff. Dann die kürzere, aber sehr schöne und lehrreiche vita Vespasiano's, Muratori l. c. T. XXV. p. 269 ff. Von den Neuern hat Georgii vita Nicolai V. ad fidem veterum monim. Romae 1742 durch die Benutzung vaticanischer Handschriften ihren Werth. Dasselbe gilt von: Zanelli, Il Pontifice Nicolo V. ed il Risorgimento delle lettere, delle arti e delle science in Italia. Roma 1855. Zur Charakterisirung ist hier namentlich Vespasiano benutzt. Reumont l. c. III. a. 110 ff. Gregorovius l. c. VII. 100 ff.

sein späteres Leben von höchster Bedeutung, hier am eigentlichen Musensitz kam er mit den berühmtesten Gelehrten der Zeit in Berührung. Mit dem erübrigten Geld gieng er nach Bologna zurück, um seine Studien, namentlich in der Theologie, fortzusetzen. Nachdem er den Magistergrad in der Theologie erworben, nahm ihn der Bischof von Bologna, Nicolaus Albergati, in seinen Dienst, dem er 20 Jahre hindurch ein unzertrennlicher Begleiter und Helfer geworden ist. Diese Stellung bei Albergati mußte für den jungen Gelehrten von dem weitgehendsten Einfluß sein. Albergati verband mit der Sittenstrenge des Carthäusermönchs den Eifer des Seelenhirten und die Gewandtheit des Diplomaten, zugleich war er auch ein Gönner der neu aufblühenden Wissenschaft. Von Martin V. zum Cardinal erhoben, wurde er von Eugen IV. zu verschiedenen Legationen nach Frankreich, Deutschland und in Italien verwendet. An all diesen Reisen und Unterhandlungen nahm auch Thomas Theil und zeigte dabei vielfach seine Gewandtheit. Auf diesen Reisen bereicherte er zugleich seine Kenntnisse durch Umgang mit Gelehrten und Staatsmännern und sammelte Handschriften und alte Werke. Als Eugen aus dem aufrührerischen Rom nach Florenz flüchten mußte, begleitete Thomas auch seinen Cardinal dahin und kam so wieder mit seinen früheren Florentiner Freunden zusammen. Nach Abschluß der griechischen Union wurde der in den Vätern wohlbewanderte Thomas vom Papst zu den weiteren Unterhandlungen gebraucht, und entledigte sich des Auftrags mit viel Gewandtheit und Geschick. Er erhielt nun die Stelle eines apostolischen Subdiacon mit 300 Ducaten und ein Archidiaconat in Ferrara. Nach dem Tode Albergatis, 9. Mai 1443, verlieh ihm Eugen das Bisthum Bologna, von dem er aber nicht Besitz nehmen konnte, da die Stadt im Aufruhr gegen den Papst war. Sofort wurde Thomas zu Legationen nach Florenz, Neapel und Deutschland verwendet. Auf einer der letzteren nahm er mit Carvajal und Cusa an den September-Verhandlungen des Reichstags von Frankfurt 1446 Theil, welcher den Churfürstenbund[1]) sprengte und eine Verständigung zwischen Deutschland und der Curie anbahnte. Den zurückkehrenden Legaten sandte der Papst den rothen Hut nach Viterbo entgegen, damit sie feierlich als Cardinäle in Rom einziehen könnten. Zwei Monate darauf starb Eugen IV. und Thomas hielt ihm die Leichenrede. Er war eine reichbegabte, glückliche Natur, klein von Gestalt, gelehrt und beredt, schlagfertig in seinen Antworten und verlangte, auch von anderen rasch verstanden zu sein. Für sich selbst war er haushälterisch, gegen andere aber freigebig. Geiz und Kleinlichkeit waren ihm unbekannt, selbst damals, als sein Einkommen noch kärglich war. Er vertraute stets auf sein gutes Glück und glaubte, es könne ihm nie das Nöthige mangeln. Er pflegte zu sagen, wenn er je zu Wohlstand komme, werde er für zwei Dinge Geld ausgeben, für Bücher und Bauten. Von seinen Legationsreisen außerhalb Italiens kehrte er nie zurück ohne Bücher mitzubringen, auch ließ er sich so viel wie möglich Abschriften besorgen, und zwar mußten diese immer trefflich sein. Er selbst schrieb eine sehr schöne Hand und versah seine Bücher mit reichlichen Anmerkungen. Von der Literatur hatte er ausgedehnte Kenntnisse und keiner verstand sich gleich ihm darauf, eine Bibliothek zu ordnen. Sein außergewöhnliches Gedächtnis verhalf ihm zu einem Wissen, das die ganze damalige Bildung umfaßte, so daß Aeneas von ihm sagte: „Was ihm unbekannt ist, liegt außerhalb der menschlichen Wissenschaft." Ueber politische und administrative Dinge besaß er ein so scharfes und treffendes Urtheil, als ob er von Kindheit an hiezu erzogen worden wäre. Wenn er mit jemandem über

1) † Vergleiche hierüber: Pückert, die churfürstliche Neutralität während des Basler Concils. Leipzig 1858.

eine Angelegenheit sprach, schien es, als ob er sich nie mit etwas anderem beschäftigt.

Ein Feind von Aeußerlichkeiten und Ceremonien, wurde er rasch mit den Leuten vertraut. Er war und blieb stets anspruchslos, gerade, offenherzig, ein Gegner aller Heuchelei. Nie sagte er etwas, was ihm nicht Ernst war. Gegen alle war er freundlich, stets heiter und gesprächig, so daß man nie unbefriedigt von ihm schied. Zu Dienern verwendete er nur Deutsche und Franzosen, die Italiener sagte er, hätten ihren Sinn stets auf Höheres gerichtet, während Franzosen und Deutsche sich mit dem begnügten, wozu man sie verwende und um anderes sich nicht bekümmerten, und auch im niedrigsten Dienste zufrieden und treu wären.

Dies war der Mann, der zur Verwunderung vieler, vor allem seiner eigenen, da er einer der jüngsten Cardinäle war, ohne alles Parteigezänk als Papst aus dem kurzen Conclave hervorgieng. Am 19. März wurde er von Prospero Colonna vor der vaticanischen Basilika gekrönt, worauf er auf weißem Zelter in glänzender Prozession nach dem Lateran zog. Die Glückwunschaudienzen dauerten längere Zeit; zuerst kamen die Botschafter des deutschen Königs, dann jene der übrigen Fürsten, zuletzt die italienischen. Der Aufgaben des neuen Papstes waren viele und schwierige, vor allem galt es, das Verhältnis zu den italienischen Staaten zu ordnen, und den Kirchenstaat, der unter dem vorigen Pontificat fast beständig in Gährung gewesen, zu pacifiziren. Unter den Huldigungsgesandtschaften waren solche von Venedig, Mailand und Genua, von Florenz und Siena, auch Bologna und Perugia hatten solche gesandt. Besonderer Auszeichnung erfreute sich die Florentiner Gesandtschaft, aus den angesehensten Männern bestehend und mit ausgesuchter Pracht erschienen. Die Rede, welche Gianozzo Manetti hielt, dauerte über eine Stunde. Der Papst war während derselben so in sich gekehrt, daß er zu schlafen schien, als aber Manetti geendet, erwiderte ihm Nicolaus sofort Punkt für Punkt mit großer Gewandtheit. Tags zuvor hatte er zu seinem Florentiner Freund Vespasiano gesagt: „Vespasiano, würden sich die Florentiner haben träumen lassen, daß der arme Priester Papst werde.“ „Ich erwiderte, sagt Vespasiano, das Volk werde glauben, es sei seiner Tugenden wegen geschehen und damit Italien den Frieden wieder erhalte.“ Hierauf er: „Ich bete zu Gott, daß er mir seine Gnade verleihe, das ins Werk zu setzen, was meine Seele erfüllt, und daß ich während meines Pontificates keine andere Waffe gebrauchen müsse, als die, welche mir Christus zu meinem Schutze gegeben, sein hl. Kreuz.“ [1]) In der That zeigte sich Nicolaus V. in allem als Friedensfürst in vollem Sinn des Wortes. Durch kluge Nachgiebigkeit suchte er sich mit den verschiedenen Lehensträgern des apostolischen Stuhles zu verständigen und wenn er auch nicht alle Feinde zu gewinnen vermochte, trat doch vorerst im Innern verhältnißmäßige Ruhe ein. Von den italienischen Streitigkeiten, die namentlich der Umschwung in Mailand verursachte, suchte sich der Papst möglichst fern zu halten, um seinem Lande den Frieden zu bewahren. Mit dem Tode Philipp Marias 1447 waren die Visconti ausgestorben und der geniale Condottiere Franz Sforza, der sich mit der natürlichen Tochter des letzten Visconti, Blanca Maria vermählt, hatte die Macht an sich gerissen. Trotz der verschiedensten Feinde wußte er sich doch zu behaupten. Der Vertrag von Lodi, 1454 abgeschlossen zwischen Venedig, Mailand und Florenz, dem dann auch Nicolaus V. und Alfons von Aragon beitraten, brachte endlich diese Wirren zur Ruhe.

Die zweite nicht weniger wichtige Aufgabe war, die Ruhe und Einheit

---

1) † Muratori T. XXV. p. 279.

in der Kirche wiederherzustellen. Hier fand aber Nicolaus den Weg durch seinen Vorgänger bereits gebahnt. Schon am Tage der Wahl hatte Nicolaus versprochen, die von Eugen abgeschlossenen Fürstenconcordate getreulich zu beobachten und wiederholte am 28. März die Versicherung, daß alle der deutschen Nation gemachten Concessionen aufrecht erhalten werden sollen. Nicolaus war für die mancherlei Klagen der Kirche keineswegs taub, er hatte auf seinen verschiedenen Legationsreisen, namentlich in Deutschland das Berechtigte mancher Forderungen wohl erkannt und wollte nun, zur höchsten Macht gelangt, aufrichtig die Hand zur Abhülfe bieten. Offen gestand er, daß seiner Ansicht nach die früheren Päpste die Rechte der Bischöfe zu sehr beschränkt,[1]) daß aber ein Extrem immer das andere hervorrufe, weßhalb die Basler dem apostolischen Stuhl die Hände zu sehr gebunden. Auf Grund der mit den deutschen Fürsten bereits eingeleiteten Verhandlungen, sollte der Kirchenfriede endlich zum Abschluß gebracht werden. Nicolaus hatte bereits den Kaiser und die meisten deutschen Fürsten zur Obedienzerklärung vermocht, und ersterer hatte den Baslern am 20. Juli 1447 das freie Geleite gekündigt und die Bürger von Basel aufgefordert, die Synodisten nicht weiter in der Stadt zu dulden. Wenn auch das kaiserliche Ansehen nicht mehr so groß war, daß ein solches Gebot sofort Nachachtung gefunden hätte, so konnten sich die Basler doch nicht länger verhehlen, daß ihre Stunde geschlagen und daß es Zeit sei, daran zu denken, möglichst ehrenvoll aus der Sackgasse herauszukommen. Amadeus oder Felix V. hatte Basel schon 1442 verlassen und sich nach Lausanne zurückgezogen, im Juni 1448 folgte ihm auch die Synode dahin nach. Karl VII. von Frankreich und die deutschen Churfürsten von Cöln, Trier, Sachsen und der Pfalz, die Eugen noch nicht Obedienz geleistet, traten in Berathung, wie dem langjährigen kirchlichen Streit endlich ein Ende zu machen wäre. Im Juli 1447 versammelten sich genannte Fürsten auf dem Convent zu Bourges, der bald nach Lyon verlegt wurde, zugleich hatten sich auch Abgesandte von England, Sizilien, Savoyen und Basel eingefunden. Es wurde beschlossen, Felix solle resigniren, Nicolaus aber in bestimmten Punkten den Baslern nachgeben und in Bälde ein neues Concil in eine französische Stadt berufen. Dieser Beschluß wurde durch englische Gesandte überbracht, aber weder Nicolaus noch Felix giengen darauf ein.

† 99. Zu gleicher Zeit mit dem Congreß zu Lyon tagte eine Versammlung der deutschen Fürsten, die bereits Obedienz geleistet, zu Aschaffenburg (Juli 1447). Dieser Fürstentag faßte den Beschluß: Nicolaus solle überall in Deutschland als rechtmäßiger Papst verkündet werden, dagegen müsse er die von seinem Vorgänger abgeschlossenen Concordate bestätigen. Zur völligen Ausgleichung solle in Bälde ein neuer Reichstag in Nürnberg gehalten und von diesem insbesondere auch die öfters erwähnte Entschädigung des Papste

---

1) † Ego, inquit, quae cum natione Germanica meus antecessor fecit non solum approbare confirmareque volo, sed exequi et manutenere omnia. Nimis, ut mihi videtur, Romani Pontifices fimbrias suas extenderunt, qui nihil jurisdictionis ceteris episcopis reliquerunt. Nimis quoque Basilienses apostolicae sedis manus abbreviaverunt. Sed ita evenit. Qui facit indigna, ut injusta ferat oportet. Arborem quae in unam partem pependit qui volunt erigere in partem adversam trahunt. Nobis sententia est, in partem sollicitudinis qui vocati sunt episcopos suo jure minime spoliare. Sic enim jurisdictionem nostram nos denique servaturos speramus, si non usurpaverimus aliena. Aeneas Sylvius in seiner oratio de morte Eugenii IV. et coronatione Nicolai V. bei Baluz. Miscell. VII. p. 555.

für entgehende Einkünfte bestimmt werden, wenn nicht unterdessen mit seinem Legaten ein Vertrag hierüber geschlossen sein würde.[1])

Cardinal Carvajal aber wartete nicht auf den Reichstag von Nürnberg, sondern hielt es für angezeigter mit König Friedrich III. privatim zu verhandeln. Dieser beauftragte Aeneas Sylvius mit den Unterhandlungen, und so wurde zu Wien am 17. Februar 1448 im Namen der deutschen Nation unter Zustimmung der Churfürsten (consensibus accedentibus plurimorum electorum) ein allgemeines Concordat geschlossen. Diese Vereinbarung war in der Geschichte als Aschaffenburger Concordat bekannt, weil man sie in letzterer Stadt abgeschlossen glaubte, bis Koch[2]) nachgewiesen, daß Wien der Ort der Vereinbarung gewesen. Das Concordat beginnt[3]): „Im Namen des Herrn, Amen. Im Jahre 1448, den 17. Februar, sind zwischen unserem hl. Vater und Herrn, Papst Nicolaus V., dem apostolischen Stuhl und der deutschen Nation durch den Cardinallegaten Johannes, für die deutsche Nation durch König Friedrich mit Zustimmung (consensibus accedentibus) der meisten Churfürsten und anderer geistlichen und weltlichen Fürsten dieser Nation, nachstehende Concordate beschlossen und angenommen worden.“

I. „Um für gute Besetzung der Kirchenstellen zu sorgen und aus anderen Ursachen reserviren wir uns nach dem Vorgang einiger Vorfahren, nach dem Rathe unserer Brüder, der Cardinäle, und in apostolischer Autorität: Alle Patriarchal-, erzbischöflichen und bischöflichen Kirchen, Klöster, Priorate, Dignitäten, Personate und Aemter, Canonikate, Präbenden, Kirchen und kirchliche Beneficien, mit oder ohne Seelsorge, seculare und regulare, wer sie auch sonst zu vergeben pflegte, welche jetzt apud sedem Apostolicam auf irgend eine Art vacant sind oder vacant werden, a) durch von uns ausgehende Deposition, Privation oder Versetzung, b) durch Cassirung der Wahl oder Verwerfung der Postulation, c) durch eine von uns angenommene Renuntiation oder, d) durch den Tod eines Cardinals oder Curialbeamten, nämlich eines Vicekanzlers, Kämmerers, eines der 7 Notare, der Auditores literarum contradictarum und der auditores causarum S. Palatii, der Correktoren, der 101 Scriptoren der literae Apostolicae und der 24 Scriptoren der Pönitentiarie, der 25 Abbreviatoren der wirklichen Commensalen des Papstes, seiner 25 Kapläne, die auf der Tafel eingeschrieben sind, aller Legaten und Collektoren, der Rectoren im Kirchenstaat, der Schatzmeister und Abgesandten aller Art, wo immer diese Legaten oder Collektoren ꝛc. vor ihrer Rückkehr zur Curie sterben mögen, ebenso e) die Beneficien derjenigen, welche wegen eines Geschäftes zur römischen Curie reisen oder von ihr zurückkehren und an Orten sterben, die nicht mehr als zwei gesetzliche Tagreisen (von je 4 deutschen Meilen) von ihr entfernt sind, ebenso f) die Pfründen aller Curialbeamten, welche aus irgend einem Grunde verreisen und in einer Entfernung von nicht mehr als 2 Tagreisen sterben, ferner g) die Klöster, Priorate, Decanate, Dignitäten, Personate, Administrationen, Aemter, Canonikate, Präbenden, Kirchen und Beneficien, seculare und regulare, mit oder ohne Seelsorge, welche im Besitz von Solchen waren, die der Papst auf Patriarchal-, erzbischöfliche und bischöfliche Kirchen oder Abteien promovirte, oder welche dadurch vacant sind, oder werden, daß ihre bisherigen Inhaber in den ruhigen Besitz anderer, mit den ersten unvereinbaren Priorate, Personate ꝛc. durch den Papst unmittelbar gelangten, ausgenommen wenn sie durch gratiae exspectativae in eine Stelle kamen.“

---

1) † Hefele C.-G. VII. S. 838. — 2) † Koch Guil. Sanctio pragmatica Germanorum illustrata Argentor. 1789 und mit der Sylloge Documentorum. — 3) † Der Text am besten bei Koch l. c.

II. „Bei den Metropolitan- und Kathedralkirchen, auch bei denen, die nicht unmittelbar unter dem hl. Stuhl stehen, und bei den dem apostolischen Stuhl unmittelbar untergebenen Klöstern, sollen canonische Wahlen statthaben, die dann Behufs der Bestätigung an den Papst zu bringen sind und zwar in der durch die Constitution Cupientes von Papst Nicolaus III. bestimmten Frist. Werden ihm die Wahlen nicht rechtzeitig angemeldet oder waren sie nicht canonisch, so soll der Papst die Besetzung vornehmen. Waren sie aber canonisch, so soll der Papst sie bestätigen, wenn er nicht aus einem wichtigen und evidenten Grund und nach dem Rath der Cardinäle durch eine würdigere und geeignetere Person zu sorgen für gut findet. Dabei ist vorausgesetzt, daß auch die vom Papst Confirmirten und Ernannten den Metropoliten und anderen Obern den schuldigen Eid und anderes, was das Recht verlangt, leisten. Bei Klöstern, welche dem apostolischen Stuhl nicht unmittelbar unterworfen sind, und bei anderen Regularbeneficien, in Betreff deren bisher wegen der Confirmation oder Provision der Recurs an den apostolischen Stuhl nicht üblich war, sind die Gewählten oder jene, denen eine Stelle verliehen werden soll, nicht verpflichtet, zur Curie zu kommen, um Confirmation oder Provision zu erhalten, auch dehnen sich die gratiae exspectativae nicht auf besagte Regularbeneficien aus. Wo aber bei Klöstern bisher üblich war, an die römische Curie zu kommen oder zu schicken, da soll der Papst nicht anders bestätigen oder verleihen, als oben rücksichtlich der Kathedralkirchen gesagt ist. Ueber Frauenklöster wird der Papst nicht verfügen, wenn sie nicht exemt sind, und dann durch eine Commission in partibus."

III. „Ueber die genannten Reservationen hinaus wird derselbe heiligste Herr rücksichtlich der übrigen Dignitäten und aller Secular- und Regularbeneficien, — mit Ausnahme der höheren Dignitäten, nach den bischöflichen, an den Kathedral- und der ersten Dignitäten an den Collegiatkirchen, welche[1]) jure ordinario durch die inferiores, denen es zusteht, vergeben werden, — durch keine Reservationen hindern, daß über diese Stellen in den Monaten Februar, April, Juni, August, October und December frei verfügt werde durch diejenigen, denen die collatio, provisio, praesentatio, electio oder sonst welche Disposition zusteht. Wenn aber bei Beneficien, die in den Monaten Januar, März, Mai, Juli, September und November vacant werden und der Disposition des apostolischen Stuhles reservirt sind, der vom Papst Ernannte nicht binnen dreier Monate von dem Tage an, wo die Erledigung bekannt wurde, am Ort des betreffenden Beneficiums erscheint, so darf der Ordinarius oder wer sonst berechtigt ist, frei darüber disponiren. Diese Bestimmung in Betreff der Alternirung bei nicht reservirten Beneficien mag in der ganzen Nation verkündet werden, damit jeder, der will, davon Gebrauch machen kann; für den apostolischen Stuhl aber tritt sie mit dem nächsten Juni in Kraft und bleibt darin, wenn nicht ein künftiges Concil mit Zustimmung der Nation anders verfügt."

---

1) † Diese Stelle ist Gegenstand heftiger Controverse geworden. In der Bestätigungsbulle Nicolaus V. lautet sie also: De ceteris vero dignitatibus et beneficiis quibuscunque . . . majoribus dignitatibus post pontificales in cathedralibus . . . exceptis, jure ordinario provideatur per illos inferiores (d. h. niedriger als der Papst), ad quos alias pertinet. Alle Exemplare des Concordates aber, und selbst die Bestätigungsbulle im römischen Bullarium haben nach exceptis die Worte de quibus, wodurch die Vergebung der höheren Dignitäten den gewöhnlichen Collatoren zugeschrieben wird, während sie nach ersterer Fassung dem Papst reservirt wären.

IV. Von allen vacanten und vacant werdenden Kathedralkirchen und Mannsklöstern sollen statt der fructus primi anni gewisse Geldsummen bezahlt werden, welche in den Büchern der apostolischen Kammer taxirt sind und communia servitia genannt werden. Sind sie zu hoch taxirt, so soll eine neue Taxation[1]) vorgenommen und für die beschwerten Gegenden gesorgt werden, der Papst wird zu dieser neuen Taxation Commissäre in partibus bestellen. Diese Taxen sind zur Hälfte im ersten, zur Hälfte im zweiten Jahr der friedlichen Besitzergreifung zu bezahlen. Wird eine Stelle binnen Jahresfrist mehrmals vacant, so ist doch die Taxe nur einmal zu bezahlen, und der Nachfolger tritt nicht in die Schuld ein. Von den übrigen Dignitäten, Personaten, Aemtern und Beneficien, secularen und regularen, welche durch den Papst vergeben werden, ausgenommen durch gratiae exspectativae oder durch permutatio, müssen bezahlt werden die Annaten oder medii fructus nach üblicher Taxe binnen eines Jahres von der Besitzergreifung an, und die Schuld geht nicht auf den Nachfolger im beneficium über. Von Beneficien aber, welche 24 Kammergulden nicht überschreiten, ist nichts zu bezahlen, und dies bleibt fortan in Kraft, wenn nicht ein künftiges Concil mit Zustimmung der Nation eine Aenderung vornimmt."

V. „Rücksichtlich anderer Punkte, welche Papst Eugen IV. für besagte Nation bis zur Abhaltung des künftigen allgemeinen Concils gewährt und bestätigt hat, wird diesmal, soweit sie der heutigen Concordia nicht widersprechen, nichts geändert."

VI. „Der Legat will, daß jeder Metropolit besagter Nation Allen, die es nöthig haben, sigillirte Abschriften hievon geben dürfe."

Dieses Concordat ruht ganz und gar auf dem zu Constanz mit der deutschen Nation abgeschlossenen Concordat, ja es ist in Punkt 1—4 oft nur die wörtliche Wiederholung desselben; der große Unterschied aber ist der, daß das Constanzer Concordat nur auf fünf Jahre, das Wiener aber für immer Giltigkeit haben sollte. Durch Bulle vom 19. März 1448 wurde die Vereinbarung päpstlicherseits sanctionirt.

Ueber Werth und Bedeutung dieses Concordats ist viel und Verschiedenes geschrieben[2]) und auch wohl manches allzuharte Urtheil über dasselbe und seine Abschließer gefällt worden. Bei objectiver Beurtheilung der ganzen Zeitlage wird man sagen müssen, daß die Vereinbarung den Zeitbedürfnissen nicht entsprach. Sie war keine Lösung der schwierigen Fragen, aber auch keine Vertagung, sie war eine große Selbsttäuschung. Die ganze Vereinbarung gieng über die Verhandlungen von 1418 gar nicht hinaus, somit waren all die vielen und mühsamen Arbeiten seit drei Decennien als nicht geschehen bei Seite geschoben. Nun war aber bereits zu Constanz allgemein zugestanden worden, daß jene Bestimmungen nur der Anfang, aber nicht der Schluß der beabsichtigten Reform, daß sie nur interimistischer Nothbehelf für fünf Jahre, nicht aber feststehende Norm für immer sein sollten. Konnte man jetzt nach all den gemachten Erfahrungen wirklich glauben, durch einfache Sanctionirung jener Präliminarien, die hochwichtige Frage befriedigend gelöst und damit Staat und Kirche einen wahren Dienst erwiesen zu haben? Es mag sein, daß Aeneas Sylvius, denn er ist der eigentliche Vater dieses Con-

1) † Eine solche Taxrolle der päpstlichen Kammer von allen sogenannten Consistorial-Beneficien, etwa um das Jahr 1460 entstanden, veröffentlichte Döllinger in: Materialien zur Geschichte des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts II. p. 1—296. Aus dieser Taxrolle ergibt sich, „daß die deutsche Kirche die reichste der ganzen Christenheit gewesen ist." — 2) † Einen Theil der Literatur siehe Düx l. c. I. S. 373 Anm.

cordates, wirklich dieses Glaubens war, dann beweist dies aber nur, daß er für die Bedürfnisse der deutschen Kirche nicht das richtige Verständniß besaß, eine Behauptung, die er selbst hinlänglich verdocumentirt in seinen Schriften, vor allem in der an den Mainzer Kanzler Martin Mayer gerichteten unter dem Titel: de moribus Germaniae. Nur Ein Punkt soll hier ausgehoben werden, freilich einer der wichtigsten. Immer wieder kommt er hier auf sein Hauptthema zurück, daß vor allem die Söhne der deutschen Fürsten zu den hohen Kirchenstellen befördert werden müssen. Er scheut sich nicht die Reservationen der höheren Kirchenpfründen für die Curie gerade damit zu rechtfertigen, weil sonst keine Sprößlinge aus fürstlichen und altadeligen Häusern, sondern nur gemeine Leute dran kämen [1]). Ja Aeneas bezeichnet die Befolgung solchen Grundsatzes adeligen Monopols geradezu als feststehende Tradition der römischen Curie[2]) und findet darin nicht nur nichts Tadelnswerthes, sondern sogar einen großen Vorzug. Welcher Nutzen nicht nur der deutschen, sondern der Kirche überhaupt aus solchem, dem kirchlichen Geist und den kirchlichen Canonen direct zuwiderlaufenden Grundsatz erwachsen mußte, sollte sich leider in allzu trauriger Weise zeigen. Wer ein wirkliches Verständnis für die Bedürfnisse der Kirche hatte, mußte gerade gegen solchen Mißbrauch mit allem Freimuth und fester Entschiedenheit auftreten, ihn aber nicht zu befestigen suchen. Es mag hier noch das Urtheil eines gewiegten Kirchenhistorikers über die Bedeutung unseres Concordates eine passende Stelle finden. Döllinger[3]) sagt: „An sich muß die Verfügung über eine Menge kirchlicher Stellen aus so weiter Ferne und bei mangelhafter Kenntnis der Personen wie der örtlichen Verhältnisse unzweckmäßig erscheinen, aber bei dem in den deutschen Kapiteln bereits herrschend gewordenen Kastengeist und Adelsstolz [4]) hätte sie für die deutsche Kirche wohlthätig werden können; daß sie es

---

1) † Dür l. c. I. S. 376. Ganz anderer Ansicht war der treffliche Geiler von Kaisersberg; in seinem „Narrenschiff" sagt er: „Die fünfte Schelle ist, wenn man nur nach dem Adel des Blutes wählt. Ein Zeichen großer Narrheit ist es, diejenigen vorzuziehen, die durch den Adel des Blutes ausgezeichnet sind, mit Hintansetzung der rechtschaffenen und weisen Männer. Dieser Narrheit ist ganz Deutschland vor allem voll, da hier zu Bischöfen nicht die Gelehrten u. Frömmern, noch zu bürgerlichen Vorstehern die Klügern gewählt werden, sondern nur diejenigen, welche edler sind dem Blute nach und die, wie man sagt, zu den Geschlechtern gehören. Nicht so war es bei den Alten. Jetzt befördert man zur Regierung der Kirche Unwissende, Vergnügungssüchtige, Ungelehrte, nur allein um ihres Adels und hoher Verbindung willen." Auch andere Stimmen ließen sich in ähnlicher Weise vernehmen. Thomas Murner singt:

Aber seit der Teufel hat
den Adel bracht in Kirchenstaat,
seit man kein Bischof mehr will han,
er sei denn ganz ein Edelmann,
der Teufel hat viel Schuh zerrissen,
eh daß er solches durchgebissen,
daß der Fürsten Kinder all,
die Inful tragen soll'n mit Schall.

Histor. pol. Blätt. Bd. 48. S. 962. — 2) † Dür l. c. 333. — 3) † Lehrbuch der Kirchengeschichte. Regensburg 1838. II. 1. S. 388. — 4) † Nach obigen Aeußerungen des Aeneas Sylvius wäre es stehende Tradition der Curie gewesen, diesen Adelsstolz und Kastengeist nicht nur nicht zu brechen, sondern nach Möglichkeit noch zu festigen und zu fördern. Wenn Aeneas Sylvius sagt: „Gegen einen Unwürdigen, den der Papst zu einer Stelle ernannt, wolle er immer tausend rohe, dumme und ganz untaugliche Menschen aufführen, die von den Capiteln und Ordinarien seien befördert worden," so ist dies abgesehen von der gewaltigen Uebertreibung, immerhin eine sehr zweifelhafte Rechtfertigung der Vereinbarung.

nicht wurde und daß siebenzig Jahre später, als der Sturm der neuen Lehre über Deutschland hinbrauste, hunderte auch der von Rom beförderten Pfründner wie dürre Blätter vom Baume geschüttelt, abfielen, davon lag die Schuld großentheils an dem Gebrauche, den die meisten der folgenden Päpste in gedankenloser Sicherheit von ihrem Rechte machten."

† 100. Der Abschluß des Wiener Concordates bezeichnet das Ende des Basler Schismas. Nun wagten die Synodisten und die Basler Bürger nicht mehr länger dem kaiserlichen Befehl Trotz zu bieten. Unter Begleitung von 500 Bewaffneten zogen sie nach Lausanne, wo die Unionsverhandlungen rasch ihrem Ende entgegengiengen. Die Vermittlung hatte der französische König Karl VII. übernommen, der von Nicolaus V. hiezu die nöthigen, ja die weitgehendsten Vollmachten erhalten [1]). Auf einer Genfer Conferenz Ende 1447 wurde beschlossen, Felix soll resigniren und von Nicolaus mit Geld entschädigt werden. Er soll erster Cardinal werden und als päpstlicher Legat die Jurisdiction über Savoyen, Lyon, die Bisthümer Constanz, Chur, Basel Straßburg und Wallis erhalten. Auch der Cardinal von Arles soll seine Würden und Aemter wiedererhalten und ähnlich andere. Felix erklärte nun seine Geneigtheit zu resigniren und Nicolaus hob durch feierliche Bulle vom 18. Januar 1449 alle gegen Felix, die Basler und ihre Anhänger, sowie gegen ihre Güter und Würden von ihm oder seinem Vorfahrer verhängten Confiscationen, Suspensionen, Excommunikationen und Strafen aller Art vollständig auf. Hierauf unterzeichnete Felix in der zweiten Sitzung zu Lausanne am 7. April 1449 seine Cessionsurkunde [2]), und die Synode wählte nun unter der Fiction, der päpstliche Stuhl sei erledigt, am 19. April 1449 Thomas von Sarzana auch ihrerseits zum Papst. Am 25. April desselben Jahres sodann erklärte sie sich selbst in ihrer fünften und letzten Sitzung für aufgelöst. Felix begab sich nach Ripaille, wo er zwei Jahre hindurch ein gottseliges Leben führte und 1450 im Rufe großer Frömmigkeit starb [3]). Er war der letzte Gegenpapst, den die Welt gesehen.

Das zweite Haupt der Basler, Cardinal Ludwig Alemann, Erzbischof von Arles, ein Mann von ebenso großer Energie als Frömmigkeit, wurde in allen seinen Würden und Aemtern anerkannt. Er starb in demselben Jahre 1450 im Ruf der Heiligkeit und wird auch als Heiliger verehrt.

† 101. Zur Feier der glücklichen Wiedervereinigung wurden in Rom große Festlichkeiten veranstaltet und 1450, das zugleich ein Friedensjahr war, hielt Nicolaus ein glänzendes Jubiläum. Die Zahl der nach Rom wallenden Pilger war so groß, daß Manetti sie mit den Zügen der Staaren und den Schwärmen der Bienen und Ameisen vergleicht [4]). Am 19. December entstand auf der Engelsbrücke ein solches Gedränge, daß gegen 200 Personen umkamen. Zwei Kapellen, welche Nicolaus am Aufgang der Brücke zu beiden Seiten errichten ließ, erinnerten an das tragische Ereignis. Trotz pestartiger Krankheiten, die an verschiedenen Orten Italiens und auch in Rom sich zeigten, so daß der Papst schließlich aus Rom floh und sich in Fabriano ängstlich von allem Verkehr abschloß, war doch der Fremdenzufluß ein ungeheurer. Durch die reichen Opfergaben der zahlreichen Pilger kamen die zerrütteten päpstlichen Finanzen wieder in Blüthe und verschafften Nicolaus die Mittel zu seiner umfassenden Thätigkeit auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiet. [5])

---

1) † Raynald ad ann. 1447 n. 19. — 2) † Raynald ad ann. 1449 n. 3. — 3) † Raynald ad ann. 1450. n. 20. — 4) † Muratori, script. rer. Ital. III. 2 p. 924. — 5) † Manetti spricht von einer maxima ac fere infinita

Das Jubiläum sollte nach dem Willen des Papstes zugleich auch eine Regeneration des kirchlichen Lebens im Gefolge haben und es zeigt dies aufs neue von dem durchaus richtigen Verständnis und dem guten Willen Nicolaus V. Zur Ausführung dieses Planes suchte er tüchtige Männer zu gewinnen, und in seinem Auftrage zogen sofort durch Weisheit und Eifer erprobte Legaten zu den einzelnen Nationen. Nach Frankreich wurde der Cardinal d'Estouteville gesandt; Nicolaus von Cusa sollte im deutschen Vaterland das kirchliche Leben und vor allem die Klöster einer durchgreifenden Reform unterwerfen, zugleich auch als Kreuzzugsprediger gegen die Türken wirken. Im Anfange des Jahres 1451 trat der Legat von Rom aus prunklos, auf einem Maulthiere sitzend, die wichtige Reise an, kein anderes Abzeichen seiner Würde tragend, als ein silbernes Kreuz, ein Geschenk des Papstes. Unscheinbar war dieser Zug, und doch konnte möglicherweise unendlich viel von ihm abhängen.[1])

Cusa war sich des hohen Ernstes seiner Aufgabe wohl bewußt, das beweist sein Auftreten überall; daß seine wohlmeinende Warnungsstimme nicht gehört wurde, daß der gute Same, den er mit sorgender Hand ausgestreut, keine Frucht getragen, ist seine Schuld nicht. Das schwere Werk der Reformation begann der Legat in Salzburg mit Abhaltung einer Provinzialsynode im Februar 1451 [2]). In richtiger Würdigung der Sache, richtete er sein Hauptaugenmerk auf die Klöster, die nach seinen Aeußerungen vielfach zum Zerrbild ihrer idealen Bestimmung geworden waren. Sollte es besser werden, so mußte hier vor allem die bessernde Hand angelegt werden. Cusa drang vornemlich darauf, den Mißbrauch der geistlichen Güter und der Privilegien abzustellen und die strenge Beobachtung der drei wesentlichen Gelübde: Armuth, Keuschheit und Gehorsam einzuschärfen. Von Salzburg reiste er nach Wien, wo er mehrere tüchtige Benedictineräbte zu apostolischen Visitatoren bestellte, dann über Freising, Regensburg nach Nürnberg und Bamberg, in welch letzterer Stadt er einen ärgerlichen Streit zwischen Secularclerikern und Mendicanten beilegte.[3]) Am 23. Mai ist Cusa in Würzburg, wo er im dortigen Stephanskloster einem Provincialkapitel der Benedictineräbte präsidirte. Es waren 70 Aebte aus den Diözesen Mainz, Bamberg, Würzburg, Halberstadt, Hildesheim, Eichstädt, Constanz, Augsburg, Straßburg und Speier erschienen. Nicolaus ließ nach gehaltenem feierlichen Hochamt sämmtliche Aebte eidlich versprechen, binnen Jahresfrist die Reform einzuführen. „Sie schworen zwar alle, sagt Trithemius[4]), aber wenige nahmen die Observanz binnen Jahresfrist an; auf diese Weise wurden mehrere eidbrüchig." Von Würzburg reiste Cusa über Halle, wo er mit dem dortigen Augustinerpropst Johannes Busch zusammentraf, nach Magdeburg. Hier verweilte er vom 13. bis 28. Juni, und weihte seine Thätigkeit in erster Linie der Klosterreform, die auch den Hauptgegenstand des daselbst abgehaltenen Provinzialconcils bildete. Auf dem Gebiet der Klosterreform traf Cusa bereits eine rege Thätigkeit an, die Reformconcilien von Constanz und Basel waren in dieser Beziehung nicht ohne Erfolg geblieben, es hatte sich die Windesheimer- und Bursfelder-Congregation gebildet, jene für den Augustiner-, diese für den Benedictinerorden,

---

argenti et auri copia. Muratori l. c. — 1) † Cfr. die Legationsreise des Cardinals Nicolaus von Cusa durch Norddeutschland im Jahre 1451 von Dr. K. Grube. Histor. Jahrbuch I. p. 393 ff. — 2) † Harzheim, Concilia Germaniae T. V. p. 923 ff. Dalham, Concilia Salisb. p. 221. — 3) † Die Uebergriffe der Mendicanten dauerten in Deutschland fort, so daß Sixtus IV. 1478 eine eigene Bulle gegen sie erlassen mußte. Raynald ad ann. 1478 n. 49. — 4) † Trith. annal. Hirs. T. II. p. 424.

in denen beiden das Klosterleben in alter Reinheit und Erhabenheit aufzublühen begann.

† 102. Die Windesheimer Congregation verdankt ihr Entstehen dem Gründer der vita communis oder der Vereinigung der Fraterherren[1]), Gerhard Groote. Zwar wurde die erste Niederlassung erst drei Jahre nach dessen Tod 1386, von seinem Freunde, dem vielberühmten Florentius Radewyn, zu Windesheim gegründet, aber auf seinen Rath und nach seiner Anordnung. Die Mitglieder sollten der Welt vollständig absterben, die drei Mönchsgelübde strengstens beobachten und mit Gebet und Betrachtung körperliche und wissenschaftliche Arbeit verbinden. Sie nahmen die Regel des hl. Augustinus an und schon unter dem zweiten Propst Johannes Voß, der 1424 im Ruf der Heiligkeit starb, entstanden zwei Filialen; bald traten auch ältere Augustinerklöster mit Windesheim in Verbindung und reformirten sich nach seinem Geist. So entstand die Windesheimer Congregation, die sich von 1400 an auch nach Deutschland verpflanzte. Eines der eifrigsten Mitglieder und der größte Förderer dieser Congregation war Johannes Busch.[2]) Er war 1400 zu Zwoll geboren und erhielt von den Eltern eine sorgfältige Erziehung. Der erste wissenschaftliche Unterricht wurde ihm an der starkbesuchten Lateinschule zu Zwoll ertheilt, die er mit 17 Jahren absolvirt hatte. Nach dem Wunsche der Eltern sollte er nach Erfurt ziehen, um an dortiger Universität Jurisprudenz zu studiren und durch Erwerbung des Doctorgrades sich den Weg zu Ehren und Aemtern zu bahnen. Der junge Johannes aber hatte bereits andere Gedanken, ihn verlangte nicht nach den Auszeichnungen dieser Welt, wohl aber nach der Krone des ewigen Lebens, und diese wollte er sich im Kloster erringen, und zwar in Windesheim. Die Eltern erschraken ob dieses Entschlusses und boten alles auf, ihren Liebling hievon abwendig zu machen; allein vergebens. Am 6. Januar 1419 wurde Johannes eingekleidet und widmete von da an seine ganze Kraft der Klosterreform. Schon von 1424 an wurde Busch zur Gründung neuer und zur Reform alter Klöster von Windesheim ausgesandt, kam aber immer wieder auf kürzere oder längere Zeit in das Mutterkloster zurück. 1437 wurde er ins Sachsenland und zunächst nach Wittenburg gesandt, von wo er 1440 nach Hildesheim kam; 1447 berief ihn der reformeifrige Bischof Friedrich von Magdeburg nach Halle, und hier war es, wo der päpstliche Legat Nicolaus von Cusa den indessen zum Propst erwählten Busch und seinen großen Reformeifer kennen lernte. Auf dem Concil zu Magdeburg ernannte ihn Cusa mit dem gleich eifrigen Paulus Busse, Propst von St. Moritz, zu päpstlichen Visitatoren für die ganze Magdeburger Provinz und die Bisthümer Halberstadt, Hildesheim und Verden, mit dem Auftrag, überall die Reform durchzuführen. Sofort begannen die beiden das schwere Werk und stießen dabei nicht selten auf heftigen Widerstand; nicht wenige Klöster wollten von Reform nichts wissen, und wußten selbst weltliche Fürsten und Bischöfe in ihr Interesse zu ziehen, doch Busch ließ sich durch solche Widerwärtigkeiten von seinem ernsten Werk nicht abschrecken, sondern schritt muthig voran, obgleich er selbst in Rom verklagt wurde, und sein Bischof, Friedrich von Magdeburg, ihm das Vertrauen entzog. Bis in sein 76. Lebensjahr war er unermüdet für die Reform seines Ordens thätig. Vom Jahre 1470 an begann er auf Bitten des Priors zu Windesheim sein Re-

1) † Ueber die Brüder des gemeinsamen Lebens vgl. Hirsche in Herzogs Realencyclopädie 2. Aufl. II. 678—760. Ueber die literarische Thätigkeit der Windesheimer Congregation vgl. auch Grube im Katholik 1881 S. 42. — 2) † Johannes Busch, Augustinerpropst zu Hildesheim. Ein katholischer Reformator des 15. Jahrhunderts. Von Karl Grube, Freiburg 1881.

formwerk niederzuschreiben.[1]) 1479 resignirte er auf seine Propstei und scheint bald nachher im Rufe der Heiligkeit gestorben zu sein.

Die Windesheimer Congregation und deren Wirksamkeit im Augustinerorden blieb nicht ohne heilsamen Einfluß für die Benedictinerklöster. Johannes Dederoth, Benedictinermönch von Rheinhausen, hatte auf dem Constanzer Concil das rege Interesse für Klosterreform kennen gelernt, und namentlich die Bekanntschaft des Priors Voß von Windesheim gemacht, und war hiedurch mit dieser Reform bekannt geworden. Er hatte den Entschluß gefaßt auch in seinem Kloster diesen Geist einzuführen, fand aber bei den anderen Mönchen wenig Anklang. Durch Vermittlung der Herzogin von Braunschweig wurde Johannes 1430 Abt des Klosters Clus und gieng jetzt mit aller Entschiedenheit ans Werk, obwohl die meisten alten Mönche, hiemit unzufrieden, das Kloster verließen. Nur sechs hielten bei ihm aus, die aber ganz in seine Ideen eingiengen. Es traten nun neue Novizen ein und nach wenigen Jahren konnte sich Clus mit Windesheim messen. 1433 wurde Abt Johann von Herzog Otto von Braunschweig nach Bursfeld gesandt, um das fast ganz ausgestorbene Kloster neu zu colonisiren. Der Convent war aufgelöst, nur noch ein Mönch war da; die Gebäude waren zerfallen, die Aecker unbestellt und eine einzige Kuh bildete den Viehstand. Hier nun begann Johann von Minden, wie er auch genannt wird, unverdrossen sein Werk und in Bälde erstand ein blühender Klosterconvent im Geist und nach den Regeln des hl. Benedict. Dieses neue Geistesleben theilte sich von hier aus auch anderen Klöstern mit und es entstand die große Bursfelder Congregation, die für die Benedictiner dasselbe geworden ist, was Windesheim für die Augustiner.[2]) So war der Klosterreform durch diese beiden Congregationen der Weg trefflich bereitet, als der Cardinallegat Cusa erschien, und sein eifrigstes Bestreben war es, diesem Reformgeist in allen Klöstern, wenn nöthig selbst mit Gewalt Eingang zu verschaffen. Wie er in Mainz die Bursfelder Congregation bestätigt, so billigte und empfahl er zu Magdeburg auch die Windesheimer.

In Magdeburg hatte er auch Gelegenheit gegen Aberglauben und religiösen Betrug aufzutreten. Zu Wilsenack in der Mark Brandenburg wollte nämlich im Jahre 1383, bei einer gänzlichen Zerstörung des Dorfes ein Priester unter den Trümmern des Altars einige Hostien, vom Blute Christi geröthet, gefunden haben. Rasch wurde nun Wilsenack ein vielbesuchter Wallfahrtsort und der Schauplatz einer Menge angeblicher Wunder. Obgleich mehrere Magdeburger Synoden gegen den verwerflichen Betrug eiferten, hörte er doch nicht auf, da der Landesfürst, Churfürst Friedrich II., das einträgliche Geschäft beschützte und 1447 sogar von Eugen IV. einen Ablaß für die Wallfahrt zu erlangen wußte. Nicolaus V. ließ die Sache durch den Bischof von Bremen untersuchen,[3]) als eben der Legat Cusa in die Gegend kam. Dieser erkannte sofort den religiösen Betrug, der das Heilige zu schmutzigem Gelderwerb mißbrauchte. Er suchte das Volk aufzuklären und zu belehren, und

1) † Liber reformationis monasteriorum quorundam Saxoniae bei Leibnitz, SS. rer. Brunsw. II. 476—506 u. 806—970. Am Schlusse dieses Werkes konnte er von den von ihm reformirten Klöstern sagen: „Quae in regulari observantia pene omnia usque in praesens perseverant." — 2) † Cfr. Evelt: die Anfänge der Bursfelder Benedictiner-Congregation in Zeitschrift für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens. Münster 1865. Bd. XXV. S. 121 ff. Nicolai de Siegen O. S. B. chronicon eccles. (Thüringische Geschichtsquellen Bd. II.) ed. Wegele Jena 1855. Trithem. Annal. Hirs. II. p. 346 sqq. 352. sqq. Marx, Geschichte des Erzstiftes Trier 3 Bde. 1860. — 3) † Auch Erzbischof Zbynek von Prag hatte 1403 die Wilsenacker Angelegenheit untersuchen lassen durch eine Commission, deren Hauptmitglied Johannes Hus war. Dieser verfaßte hierüber eine Schrift: de omni sanguine Christi glorificato, worin er die gleichen Sätze aussprach, wie später Cusa. Hefele C.-G. VII. S. 33.

ließ durch Erzbischof Friedrich von Magdeburg die Verehrung der angeblich hl. Hostien verbieten und die Wallfahrt nach Wilsenack untersagen. Die Ortsgeistlichen wies er an, keine falschen Wunder zur Verführung des Volkes zu verbreiten und nicht weiter bleierne Hostien den wunderbaren nachbilden zu lassen. Letztere wurden nämlich auf Befehl des Bischofs von Havelberg an die Wallfahrer verkauft.[1]) Trotz des Verbotes von Cusa dauerte die Wallfahrt noch fort, gewiß nicht zur Stärkung und Gesundung echt christlichen Lebens. Wir wenigstens vermögen die Wallfahrtsmanie des Jahres 1475, wie solche uns Stolle[2]) beschrieben, nicht als Erguß eines lebensfrischen Christenthums anzusehen, weit eher dürfte sie als bedenkliche Aeußerung einer weitverbreiteten krankhaften Religionsschwärmerei zu beklagen sein.

† 103. Von Magdeburg reiste Cusa über Halberstadt, Hildesheim, Hannover und Minden nach den Niederlanden, dem Lande seiner glücklichen Jugendzeit. Ueberall, namentlich aber in seinem lieben Deventer wurde er mit wahrer Freude und Begeisterung begrüßt. Hier hatten die trefflichen Fraterherren, seine eigenen Erzieher, Cusas Thätigkeit bereits kräftig vorgearbeitet. Doch fehlte es auch hier nicht an Gelegenheit zur Anwendung von strengeren Maßregeln; Beweis dessen sind die zwei Erlasse an die Nonnenklöster der Stadt und Diöcese Utrecht und an die Stiftsherren daselbst.[3]) Nach kurzer Rast bei den Verwandten in seinem Geburtsort kehrte er nach Deutschland zurück, um das eingeleitete Reformwerk auf verschiedenen Provinzialconcilien zu Mainz, Cöln und Magdeburg fortzusetzen. Die wichtigste dieser Synoden ist die zu Mainz, am Sonntag nach St. Martinstag 1451 gehalten. Ihre Beschlüsse sind für die Kenntnis der Zustände in der deutschen Kirche von Wichtigkeit und mögen daher im Auszug angeführt werden. 1) Zunächst wurde das Decret der Basler Synode über die Abhaltung von Provinzial- und Diöcesan-Synoden approbirt, und 2) verordnet, daß die Schrift des hl. Thomas von Aquin über die Glaubensartikel und hl. Sacramente auf denselben verlesen und den Pfarrern eingehändigt werde. 3) Dem Wuchergeist der Juden soll entgegengearbeitet werden. 4) Gegen Concubinarii soll nach den Bestimmungen des Kirchenrechts streng vorgegangen werden. Wenn sie die Concubinen binnen 3 Tagen nach geschehener Mahnung nicht entlassen, verfallen sie ipso facto der Excommunication. 5) Das öffentliche Markthalten an Sonn- und Festtagen wird strengstens untersagt. 6) Der Mißbrauch des Ablaßhandels soll unterdrückt werden. 7) Neue Bruderschaften, von denen eine Beeinträchtigung des Pfarrgottesdienstes zu befürchten, sollen nicht zugelassen werden. 8) und 9) In Verhängung des Interdicts soll Vorsicht angewendet werden, damit nicht mehr geschadet als genützt wird. 10) Betrifft eine Bulle Nicolaus V. den Geschäftsgang am Mainzer Capitel. 11) Gegen diffidationes (Absagebriefe) soll die Carolina in Vollzug kommen. 12) Ueber Reformation der Klöster soll von den Ordinarii streng gewacht werden. 13) Die Mendicanten, welche den nothwendigen Anforderungen nicht nachkommen, sollen von der Pastoration entfernt werden. 14) Damit die Ehrfurcht des Volkes gegen die heiligste Eucharistie nicht erkalte, soll dieselbe

---

1) † Scharpff, Nicol. v. Cusa S. 165 und Dux l. c. II. S. 29. Der Ansicht Dr. Grubes, l. c. S. 406, als ob Cusa durch Abstellung des schädlichen Mißbrauches sein eigenes Reformwerk tief geschädigt, vermögen wir nicht beizutreten. Wenn von Seite Roms 1471 u. 1500 die durch den päpstlichen Legaten aufgehobene Wallfahrt durch Verleihung neuer Ablässe gefördert wurde, so ist dies eben, wie so manches andere, zu beklagen. — 2) † Siehe die Beschreibung in Konrad Stolle's thüringisch-erfurtische Chronik; herausgegeben von Hesse, Bibliothek des literar. Vereins in Stuttgart 1854. S. 128 ff. — 3) † Cfr. Scharpff l. c. S. 172 f.

nur am Frohnleichnamsfest und in dessen Octav ausgesetzt werden. 15) Im letzten Punkte wendet sich die Synode gegen das unwürdige Treiben an den Kathedral- und Collegiatkirchen, indem diese Stellen oft an unfähige Leute, selbst Knaben unter 14 Jahren vergeben, nicht selten auch verkauft werden. Dann wird das Betragen der Inhaber solcher Stellen getadelt, die durch Umherlaufen in der Kirche, Schwatzen und Gezänk den Gottesdienst stören, mit Officium und Gottesdienst aber es so kurz und mechanisch als möglich halten. Weiter machen sie zu bestimmten Zeiten des Jahres, namentlich im Herbst, lange Ferien, nehmen an Spielen und Trinkgelagen Theil und legen die vorgeschriebene Tracht ab.[1])

Diese Beschlüsse wurden Cusa zur Bestätigung vorgelegt und er approbirte sie in apostolischer Autorität. Besondere Erwähnung verdient auch die Behandlung des Ablaßwesens von Seite Cusas. Er unterscheidet genau zwischen Nachlaß der Sünden und Tilgung von Schuld und Strafe und sagt, daß hiezu wahre Buße die einzige und erste Bedingung sei. Ueberall schärft er vor allem die Erneuerung des religiös-sittlichen Lebens ein und verlangte wahren Bußgeist. Der Ablaß an Unbußfertige ertheilt, sagt er, schadet mehr als er nützt, und wahre Reue ist der beste Ablaß. Die Ertheilung des Ablasses erfolgte immer erst am Schluß der Provinzialconcilien, zur Anerkennung der Bereitwilligkeit zur Reform. Personen, die beschwerliche Wallfahrten gelobt, entband er davon und hielt sie an, andere Werke der Mildthätigkeit zu übernehmen. Einen Geistlichen, der ohne Erlaubnis der Oberen des Ablasses wegen nach Rom reisen wollte, wies er zurück mit den Worten: „Gehorsam ist besser als Opfer." Bezüglich der Sammlung von Ablaßgeldern schreibt das Chronicon Belgicum:[2]) „Allen, in dem Gebiet seiner Legation Wohnenden, zu denen er kam, ertheilte er Ablaß, wenn sie wahre Reue gezeigt, gebeichtet und in Kisten, die in verschiedenen Gegenden Deutschlands nach seiner und der betreffenden Bischöfe und Prälaten Anordnung aufgestellt waren, eine bestimmte, ihrem Vermögen entsprechende Geldsumme zur alsbaldigen Verwendung für fromme Zwecke im Vaterland, freiwillig darbrächten. Um dem ganzen Volke Gelegenheit zum Empfang des Ablasses zu geben, setzte er besondere Beichtväter in den Städten ein, welche ohne Geld anzunehmen, auch in Reservatfällen absolviren sollten."

Diese deutsche Legationsreise Cusas ist wohl das herrlichste Werk seines ganzen thatenreichen Lebens, ihn und den hl. Stuhl, der einen so trefflichen Mann für ein so schweres Werk zu finden und zu verwenden wußte, gleichmäßig ehrend. Hier zeigt sich Cusa vor allem als großen Geistesmann, der nur die Ehre Gottes und das Heil der Seelen vor Augen hat, zugleich aber auch von warmer Liebe zu seinem theuren Vaterland entzündet ist. Wahrlich er verdiente wohl Dank und Ehre vom deutschen Volk, zu dessen größten Männern er unbestritten zu rechnen ist. „Nicolaus von Cues, sagt der Abt Trithemius, erschien in Deutschland wie ein Engel des Lichtes und des Friedens inmitten der Dunkelheit und Verwirrung, stellte die Einheit der Kirche wieder her und befestigte das Ansehen ihres Oberhauptes, und streute reichen Samen neuen Lebens aus. Ein Theil desselben ist durch die Herzenshärte der Menschen gar nicht aufgegangen, ein anderer Theil trieb Blüthen, die aber infolge von Trägheit und Lässigkeit rasch wieder verschwanden, aber ein guter Theil hat Früchte getragen, deren wir uns noch gegenwärtig erfreuen. Er war ein Mann des Glaubens und der Liebe, ein Apostel der

---

1) † Cfr. Harzheim Conc. Germ. T. V. p. 398 ff. — 2) † ad ann. 1451. ed. Struve scr. rer. Germ. III. 1—456. Ueber das Chronicon Belgicum, dessen Werth und Compilation cfr. Lorenz, Geschichtsquellen II. S. 43.

Frömmigkeit und Wissenschaft. Sein Geist umfaßte alle Gebiete des menschlichen Wissens, aber all sein Wissen gieng von Gott aus und hatte kein anderes Ziel als die Verherrlichung Gottes und die Erbauung und Besserung der Menschen."

Um den wahren und edlen Reformgeist, welcher den päpstlichen Legaten erfüllte, zugleich aber auch die Zeit und deren Bedürfnisse richtig kennen und beurtheilen zu lernen, darf vor allem ein Actenstück nicht unerwähnt bleiben, das uns hierüber trefflichen Aufschluß ertheilt. Es ist dies der Entwurf einer Generalreform, wie ihn Cusa für seinen mit der Tiara geschmückten Freund Pius II. ausgearbeitet.[1]) In 14 Artikeln werden den Visitatoren die nöthigen Unterweisungen zu ihrem ernsten und hochwichtigen Geschäfte ertheilt. Dann aber werden auch den Cardinälen, allen Curialbeamten und dem Papste selbst die hohe und verantwortungsvolle Stellung und die dazu erforderlichen Eigenschaften mit einem Freimuth vor Augen gehalten, wie wir dies nur noch bei dem hl. Bernhard in seiner Schrift de consideratione sui wiederfinden. Was wäre wohl geschehen, müssen wir fragen, wenn Cusas Vorschläge ins Leben übergesetzt worden, und wenn sein segensreiches Wirken die nöthige Unterstützung und Fortsetzung gefunden hätte?

† 104. Zum vollen Verständnis der religiös-kirchlichen Anschauungen des Cardinals Cusa, erübrigt uns noch die Besprechung einer Schrift, die zwar einer früheren Lebensperiode desselben angehört, die aber zur richtigen Beurtheilung der kirchlichen Zustände des 15. Jahrhunderts einen nicht unwesentlichen Beitrag liefert. Es sprechen sich darin nämlich nicht nur die Ansichten Cusas aus, sondern auch die der größten Theologen jener Zeit, eines Gerson, Petrus ab Alliaco, Cäsarini, Nicolaus von Clemange, Aeneas Sylvius u. a., und wenn auch manche derselben, als die letzten Consequenzen gezogen wurden, zurücktraten, so wurden damit diese Ideen nicht aus der Welt geschafft, sondern wirkten direct oder indirect im Geistesleben des Jahrhunderts fort. Die Schrift de concordantia catholica libri tres wurde von Cusa 1433 dem Concil von Basel vorgelegt und hat im wesentlichen folgenden Inhalt:[2]) „Die Kirche, sagt Nicolaus, ist die lebendige Vereinigung aller vernünftigen Geister durch Christus und in Christus, der mystische Leib Christi. Sie ist daher von Anfang bis zu Ende nur eine, wird aber nach den Hauptverschiedenheiten der an ihr theilnehmenden Glieder in die triumphirende, schlafende und streitende eingetheilt. Die streitende Kirche hat 3 Elemente: die hl. Sacramente, das Priesterthum und die Laien, wodurch die lebendige Einheit erhalten wird. Christus theilt sich nämlich in den Sacramenten mittelst der Priester den Laien mit; das Priesterthum ist also ein nothwendiges Mittelglied in der Kirche, wie die Seele das nothwendige Mittelglied zwischen Geist und Körper ist. Es ist die Seele im Körper der Gläubigen, und selber regiert vom hl. Geist, ist sein Geschäft, den Körper zu leiten, zu beleben und zu erleuchten. Dies geschieht durch verschiedene hierarchische Stufen und Ordnungen, deren höchste die Bischöfe einnehmen. Diese selbst sind alle in Beziehung auf Weihe und richterliche Gewalt einander gleich, aber verschieden in Beziehung auf Administrativgewalt und das Object ihrer speciellen Sorge. Nach der verschiedenen Wichtigkeit und dem Ansehen der jedem anvertrauten Gemeinde entstand unter den

1) † Der Entwurf befindet sich in der k. Hof- und Staatsbibliothek in München cod. Lat. 422. In Uebersetzung bei Scharpff l. c. S. 284 ff. — 2) † Dieser Auszug von Hefele ist dem Gießener Jahrbuch f. Theol. Bd. VI. S. 361 ff. entnommen. Eine ausführlichere Skizze gibt Düx l. c. II. S. 255 ff.

Bischöfen selbst ein Unterschied des Ranges und der Administrativgewalt, nicht durch Zufall, sondern nach einer von Gott eingeführten und von den Aposteln gewählten Ordnung; über allen aber steht der römische Bischof durch göttliche Institution, damit Rom — früher das Haupt des Aberglaubens — nun Haupt der Heiligkeit werde. Christus setzte nämlich den hl. Petrus den übrigen Aposteln vor, um alle Trennung zu vermeiden und die Einheit zu erhalten, indem er die ganze durch Liebe vereinigte Kirche in einem lebendigen Mittelpunkt darstellte. Diese hohe Würde Petri gieng auf seine Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhl zu Rom über, denn dieses Vorrecht haftet am Stuhl und ist für alle Zeiten dasselbe. Dieser Sitz als solcher kann nie mit Irrthum befleckt werden.[1]) Wer mit Rom nicht verbunden ist, ist außerhalb der Kirche (lib. I. cp. 14 u. 15.)

Ein allgemeines Concil hat die höchste Gewalt und ist unfehlbar, doch nur in Glaubenssachen: in ihm ist die ganze Kirche mittelst des Priesterthums versammelt, die von Christus die Gewalt zu binden und zu lösen, und Unfehlbarkeit erhalten. Dieses Concil empfängt also seine Gewalt nicht von demjenigen, der es beruft, sondern es hat sie von Christus, und die Gewalt des Zusammenberufenden über dasselbe hört auf, sobald sich das Concil constituirt hat. Der Zusammenberufende ist nicht nothwendig der Papst, denn die acht ersten allgemeinen Concilien sind wahre Concilien, wenn sie auch nicht vom Papst zusammenberufen waren. Die Decrete eines jeden Concils erhalten ihre Kraft nicht vom Vorsitzer der Synode, sondern durch die vom hl. Geiste inspirirte Ein- und Gleichstimmigkeit der Mitglieder, in deren Mitte Christus ist. Jedes Mitglied ist ein wesentlicher Theil der Synode, denn nur von der Einstimmung aller hängt die Wahrheit ab, und wer das Recht hat, auf der Synode zu erscheinen, darf durchaus nicht ausgeschlossen oder abgewiesen werden. Dieses Recht aber haben nur die Bischöfe und ihre Stellvertreter, nur sie haben eine definitive Stimme. Es ist jedoch ein löblicher und heilsamer Gebrauch, auch andere gelehrte Kirchenvorsteher, Priester und Doctoren des canonischen Rechts beizuziehen, damit sie das Concil mit ihrem Rathe unterstützen. Nur ein allgemeines Concil hat das Recht Statuten zu erlassen, denen jedermann unbedingt nachkommen muß, eben weil es die Kirche repräsentirt. Die Statuten des Papstes aber, — denn auch er hat wegen seiner Aufsicht über die ganze Kirche, und weil auch er Repräsentant der ganzen Kirche ist, das Recht Statuten für dieselbe zu geben — erhalten nur dann dieselbe gesetzliche Kraft und dasselbe Ansehen, wie die einer allgemeinen Synode, wenn sie überall promulgirt und acceptirt werden. Aus dem nämlichen Aufsichtsrecht des Papstes über die ganze Kirche geht hervor, daß ohne seine Einwilligung keine Synode, keine particulare und keine allgemeine sich versammeln darf, weil sonst Unordnungen entstehen könnten.

Ein allgemeines Concil und der Papst sind also Repräsentanten der Kirche; die Repräsentation durch eine allgemeine Synode ist eine genauere und vollständigere, weil hier alle Hirten der Heerde Christi versammelt sind, während der Papst nur confuse, also minder genau und vollständig dieselbe darstellt. Ersteres ist letzterem bestimmt vorzuziehen und gibt zuverlässigere Erkenntnisse. So sind auch die Aussprüche des allgemeinen Concils wahrer als die des Papstes, und ein allgemeines Concil steht höher als der Papst (lib. II. c. 17). Der Papst ist auf einem allgemeinen Concil vorsitzendes

---

1) † Wenn auch einzelne Inhaber der Kathedra auf Abwege gerathen, so bleibt doch die sedes apostolica vor dem Falle sicher .... licet aliqui, ut Liberius, Honorius et alii in cathedra Petri aliquamdiu sedentes, in errorem schismaticum seducti ceciderint, sedes tamen absque vitio remansit.

Mitglied, Theil desselben; das Ganze aber steht höher als ein Theil. Diese Unterordnung des Papstes unter ein allgemeines Concil beweiset die Geschichte, und die vorzüglichsten Päpste erkannten sie an. Durch die Beschlüsse einer allgemeinen Synode wird der Papst, wie jeder andere Christ gebunden und ist ihnen Gehorsam schuldig, ja er muß, wie Papst Leo sagt, zuerst vor allen anderen solchen allgemeinen Beschlüssen Folge leisten, weil sie von Gott eingegeben sind, und weil er immer mit dem guten Beispiel und im Gehorsam gegen Gott und die Kirche vorangehen soll; ebenso muß er auch für die Befolgung derselben von Seite anderer Sorge tragen. Aber der Papst kann, wenn es nothwendig ist und der Kirche zu großem Nutzen gereicht, von allgemeinen Befehlen allgemeiner Synoden dispensiren, nur soll er in diesen wichtigen Angelegenheiten zuvor den Rath der Cardinäle eingeholt haben.

Hinsichtlich des Umfanges der Macht eines allgemeinen Concils über den Papst kann nicht bezweifelt werden, daß jeder Kirchenobere, also auch der Papst, wenn er einer verdammten Ketzerei anhängt, von seinen Untergebenen abgesetzt werden könne, weil jede Ketzerei eo ipso ihn nicht nur von seiner Würde, sondern auch überhaupt von der Kirche ausschließt. Mehr zweifelhaft ist, ob auch andere Fehler desselben Gründe für seine Absetzung sein können. Dies scheint der allgemeine Grundsatz zu verneinen: daß kein Kirchenoberer wegen schlechter Sitten von seinen Untergebenen oder von der unter ihm versammelten Synode abgesetzt werden könne, sondern in diesem Falle zu ertragen und, wo möglich, zu verbessern sei. Allein dieser allgemeine Grundsatz findet keine Anwendung auf das Verhältnis von einem allgemeinen Concil zum Papste. Vermöge der Superiorität des allgemeinen Concils über den Papst ist das allgemeine Concil Richter über den Papst überhaupt, und kann ihn auch wegen anderer Vergehen, als Häresie, absetzen; es ist ja Bestimmung des Concils Mißbräuche zu heben, und so muß es auch Gewalt haben über den Veranstalter von Mißbräuchen, selbst wenn er der Papst ist. Uebrigens soll das Concil die erhabene Stellung des Papstes nie vergessen und stets mit Ehrfurcht gegen ihn zu Werk gehen.

† 105. Während Nicolaus V. als freigebiger Mäcen der Wissenschaft und Kunst in anscheinend glücklicher Ruhe die Kirche regierte, bereiteten sich zwei Ereignisse vor, die ihm die letzten Lebensjahre verbitterten, es sind: die Porcarische Verschwörung und die Einnahme von Constantinopel. Schon während des Conclaves hatte Stefano Porcari, der sich der Abstammung von den Porciern rühmte, in einer Versammlung in Aracöli altrepublicanische Ideen verlauten lassen und die Cardinäle deßhalb zu rascher Wahl vermocht. Wenn die Bewegung nicht damals schon offen ausbrach, so lag der Grund wohl in der unmittelbaren Nähe des Alfons von Aragon, der mit einem Heere in Tivoli stand. Nicolaus V. suchte den unruhigen Kopf für sich zu gewinnen und machte ihn zum Podestá von Anagni und Rector von Campanien. Nach Rom zurückgekehrt fiel er bald in seine alten Ideen zurück; er hielt sich zum Befreier Roms berufen und wandte Petrarcas Canzone vom Ritter auf dem Tarpeischen Felsen auf sich an. Das aufrührerische Treiben des Mannes veranlaßte Nicolaus, ihn nach Bologna zu verbannen, er ließ ihm aber eine monatliche Pension von 25 fl. ausbezahlen, wogegen er sich täglich dem Cardinallegaten Bessarion vorstellen mußte. Allein Porcari wußte auch von Bologna aus mit seinen Verwandten und Gleichgesinnten eine geheime Verbindung zu unterhalten und schließlich eine förmliche Verschwörung anzuzetteln. An Epiphanie 1453 sollte in die vaticanischen Ställe Feuer geworfen werden, während des Tumultes wollte Porcari mit seinen Verschworenen nach St. Peter dringen, den Papst und die Cardinäle bei der Messe überraschen und gefangen nehmen, sich der Engelsburg bemächtigen und Rom zur

Republik ausrufen. Manche behaupten, daß sogar der Tod des Papstes beschlossen war, jedenfalls aber sollte unter der Priesterschaft blutig aufgeräumt werden. Porcari war bereits am Neujahrstag 1453 in Rom eingetroffen, indem er Bessarion durch Vorschützung von Krankheit zu täuschen wußte, allein dieser hatte noch Zeit das Verschwinden Porcaris nach Rom zu berichten, aber auch durch Mitverschworene war der Plan bereits verrathen worden. Die Häupter der Verschwörung wurden überrascht, Porcari bei einer seiner Schwestern aus einer Holztruhe hervorgezogen, processirt und schon am 9. Januar im Thurm der Engelsburg aufgeknüpft. Das gleiche Loos traf noch 11 seiner Genossen auf dem Capitol.[1])

Die Berichte aller Zeitgenossen stimmen darin überein, daß dieses Ereignis auf den Papst einen höchst ungünstigen Eindruck machte, der vorher so leutselige Nicolaus wurde nun mißtrauisch, unzugänglich, niedergeschlagen. Diese Niedergeschlagenheit steigerte noch die bald darauf erfolgte Katastrophe in Constantinopel, das am 29. Mai 1453 der Macht Muhammeds II. erlegen. So sicher man dieses Ereignis voraussah, so groß war das Entsetzen, das es überall, in Italien, Deutschland, Ungarn, kurz im ganzen mittleren und westlichen Europa hervorrief. Man schien auf einmal aus dem Erstarrungsschlaf aufgerüttelt und glaubte die Zeiten der Araber- und Hunneneinfälle wiedergekommen. Kreuzprediger wurden ausgesandt, Reichstage gehalten, Türkensteuer erhoben, Türkenreden gehalten, Thaten aber folgten keine.

Die beiden hochernsten Ereignisse ließen Nicolaus nicht mehr froh werden, der innere Kummer zehrte bald auch die Lebenskräfte auf. Sehnlichst wünschte er sich wieder in die Stellung des Thomas von Sarzana zurück. „Unter diesem bescheidenen Namen, sagt er, hatte ich an einem Tage mehr Freuden, als jetzt in einem Jahr.“ Mit Besorgnis mußte er sehen, wie die Porcarischen Ideen mit diesem nicht zu Grabe gegangen, sondern mehr Anhänger zählten, als man glauben konnte. In Rom und auch im Patrimonium begann es zu gähren, als Nicolaus am 24. März 1455 aus dem Leben schied.

† 106. Das Cardinalcollegium bestand aus 26 Mitgliedern, wovon 15 in Rom anwesend am 4. April 1455 ins Conclave traten. Anfangs schien die Mehrheit sich für Cardinal Capranica entscheiden zu wollen, gieng dann auf den Griechen Bessarion über, um auch über ihn hinweg am 8. April den Cardinal Alfons Borgia als Calixt III. zu erheben.[2]) Er war der dritte Spanier auf Petri Stuhl und schon ein Greis von 77 Jahren, geboren zu Xativa bei Valencia, 31. December 1378, war Professor zu Levida gewesen und wurde vom Gegenpapst Petrus de Luna zum Canonicus erhoben. Als tüchtiger und gewandter Jurist war er der Hauptberather des Königs Alfons von Aragon und bei der Kircheneinigung seines Vaterlandes in hervorragender Weise thätig; wurde von Martin V. zum Bischof von Valencia und von Eugen IV. 1444 zum Cardinal erhoben. Er galt für sehr geschäftsgewandt, voll Mäßigkeit und Würde und als der größte Jurist

---

1) † Ueber die Porcarische Verschwörung vgl. Leonis Baptistae Alberti de Porcaria conjuratione bei Muratori l. c. XXV. p. 309 ff. Nachrichten über die Verschwörung finden sich bei Georgius l. c. im Diarium von Infessura, in der vita Nicolai von Vespasiano. Dann einzelne Briefe über das Ereignis vom 13., 14. u. 16. Januar 1453. Bei Christophe, Histoire de la papauté pendant le XV. siècle I. p. 495 f. Archivio della Società Romana de storia patria Vol. III. Roma 1879 p. 65 u. 105. Dann Petri de Godis Vicentini Dyalogon de conjuratione Porcaria; von Perlbach, Greifswald 1879. Vgl. nach Reumont l. c. III. a. 122 ff. u. 490. Gregorovius l. c. Bd. VII. S. 100 ff. — 2) † Ueber Calixt III. cfr. Bartol. Platina. Colon. 1626 und bei Muratori R. J. T. III. P. II. p. 961.

seiner Zeit. Als Cardinal Capranica vom Conclave zurückkehrte, wurde er von einem Mann um ein Almosen angesprochen mit dem Beifügen, er sei eben den Händen der Catalanen entronnen. Dann könnt ihr vielmehr uns Almosen spenden, erwiderte der Cardinal, denn wir sind ihnen heute in die Hände gefallen. War es nur Mißstimmung, weil die Tiara zum zweitenmal an ihm vorübergegangen, die dem Cardinal diesen besorgniserregenden Ausspruch auf die Lippen gelegt? Die Geschichte hat ihn vollkommen gerechtfertigt.

Am Krönungstage, den 20. April wäre es beim Lateran bald zu blutigem Kampf gekommen zwischen den Orsini, die wegen der Grafschaft Tagliacozzo mit einander haderten. Nur dem Cardinal Pietro Barbo hatte es der Papst zu danken, daß ihm der Schmerz erspart blieb, sein Krönungsfest durch ein Blutbad entweiht zu sehen. Auch die folgende Zeit seines Pontificates vermochte Calixt die Parteien immer wieder zu versöhnen, so daß Rom im ganzen ruhig blieb.

Seine Hauptaufgabe sah der Papst im Kampf gegen die Türken, den er schon als Cardinal und zwar mit dem künftigen Papstnamen feierlich gelobt; so sicher rechnete er auf die Tiara, die ihm Vincenz Ferrerius einst prophezeihte. Sofort nach Besteigung des päpstlichen Stuhles erneuerte denn auch Calixt das Kreuzzugsausschreiben seines Vorgängers, bestätigte und ernannte Legaten für alle einzelnen christlichen Reiche und sandte Kreuzprediger nach allen Seiten aus. Am eifrigsten und erfolgreichsten unter allen wirkte Johann Capistranus[1]). Er wurde im Städtchen Capistrano im Gebiet von Aquila am 24. Juni 1386[2]) geboren. Den Vater, der von Geburt ein Deutscher gewesen sein soll, verlor Johann schon im sechsten Lebensjahr, erhielt aber durch die Vorsorge der Mutter eine gute Erziehung und treffliche Ausbildung. 10 Jahre lang studirte er an der Universität Perugia Jurisprudenz und erhielt daselbst 1412 die erste Anstellung als Richter. Dieses Amtes waltete er mit großer Klugheit, Milde und Gerechtigkeit, wurde aber doch in das Parteigetriebe der Stadt hineingezogen und infolge dessen 1416 gefangen gesetzt. Ein Befreiungsversuch mißlang und nur gegen die hohe Summe von 400 Ducaten vermochte er sich die Freiheit zurückzuerkaufen. Diese traurigen Erfahrungen und eine Vision im Gefängnis bestimmten ihn, die Welt ganz zu verlassen; sofort entließ er seine Braut, verkaufte alle seine Güter, vertheilte den Erlös unter die Armen und erhielt am 4. October 1416 das Kleid des heiligen Franziskus. 1420 empfing er die Priesterweihe und begann nun als Volksprediger seine apostolische Wirksamkeit, die sich nach und nach über den größeren Theil Europas, auf Gläubige und Ungläubige ausdehnte. Johannes gehörte der strengeren Partei des Franziskanerordens an, deren Rechte er mit viel Begeisterung und auch mit gutem Erfolg vertrat. Die außerordentliche Erscheinung lenkte bald auch die Aufmerksamkeit des hl. Stuhles auf den wunderbaren Mann; schon Eugen IV. verwendete ihn zu mehreren wichtigen Legationen nach Venedig, Mailand und

---

1) † Am ausführlichsten ist das Leben und Wirken dieses merkwürdigen Volkspredigers von Josef van Hecke behandelt, AA. SS. Oct. X. p. 269—552. Nach einem ziemlich umfangreichen Commentar (46 §§.) folgen drei von Gefährten Johanns verfaßte vitae, die im Kloster Aracöli in Rom im Manuscript aufbewahrt werden. — 2) † Das Geburtsjahr wird verschieden angegeben; van Hecke aber citirt l. c. 274 einen Brief Johanns vom 1. Mai 1455, worin er selbst sagt, daß er am kommenden Fest Johanns des Täufers das 70. Lebensjahr antrete. Er muß somit 1386 geboren sein.

Burgund. 1447 wurde er von Nicolaus V. zum Inquisitor gegen die Juden ernannt, wie dies die Königin Johanna II. von Neapel schon früher gethan, und seiner Milde und Gerechtigkeit gelang es mehrere zu bekehren, darunter den berühmten Rabbi Gamaliel. 1451 verließ Capistran Italien mit zwölf Genossen, um sich zunächst nach Böhmen zu begeben zur Missionirung der Husiten. Allein hier blieben alle seine Bekehrungsversuche erfolglos, daher reiste er als Missionsprediger in den Städten Deutschlands umher. Die Erfolge waren wunderbar; obwohl er nur lateinisch predigte und einer seiner Begleiter die Reden erst übersetzen mußte, wurden die Zuhörer doch heftig ergriffen und Tausende bekehrten sich. In diese Zeit fiel der Fall Constantinopels und das Unglück der herrlichen Stadt hatte die Christen mächtig aufgeschreckt. Zahlreiche Kreuzprediger durcheilten auf Befehl der Päpste Nicolaus V. und Calixt III. die Länder der Christenheit, um überall zum Kampfe gegen den Halbmond aufzurufen.

Und Hülfe war dringend nothwendig, denn Mohammed II. gab sich mit der Zertrümmerung des griechischen Kreuzes nicht zufrieden, sondern trug sich mit dem kühnen Gedanken, womöglich auch das lateinische Kreuz völlig niederzutreten und überall den Halbmond aufzupflanzen. 1454 sandte er an den Despoten Georg von Serbien und ließ ihm sagen: „Das Land, das du beherrschest, gehört nicht dir, verlaß es so rasch als möglich, oder ich ziehe mit Heeresmacht gegen dich" [1]). Es waren dies nicht leere Worte, nur zu rasch ließ ihnen der gewaltige Sultan die That folgen. Sofort fiel ein türkisches Heer in Serbien ein, und der Despot Georg hatte Eile, hülfesuchend nach Ungarn zu fliehen. Der tapfere und edle Johann Hunyadi Wojwode von Siebenbürgen und seit König Ladislaus' Fall bei Varna Gouvernator von ganz Ungarn, erkannte wohl, was Ungarn drohe, wenn Serbien den Türken in die Hände falle. Mit beträchtlicher Heeresmacht zog er an die Donau hinab, schlug die Türken zurück, nahm sogar ihren Feldherrn gefangen und erstürmte Widdin. Dies vermochte aber Mohammeds Muth nicht zu brechen, sondern steigerte ihn noch bis zur Wuth. 1456 zog er an der Spitze von 200,000 Mann gegen Belgrad heran. Dieser Festung, dem Schlüssel Ungarns, sollte das Schicksal Constantinopels bereitet werden. Am 13. Juni erschien der Gewaltige vor der Stadt, die von Hunyadis Schwager heldenmüthig vertheidigt wurde; sie wurde zu Wasser und zu Land eingeschlossen und 300 Feuerschlünde warfen Tag und Nacht ungeheure Steinkugeln in die Festung, die unrettbar verloren schien. Da kam Hülfe vom Helden Hunyadi und vom Mönche Capistrano. Was alle Mahnungen und Bitten der Päpste nicht vermocht, hatte dieser kleine, abgemagerte, 70 jährige Greis durch seinen Feuereifer zu Stande gebracht: ein großes Kreuzheer gegen die Türken zu sammeln. Freilich war es eine buntgemischte Schaar von unregelmäßiger Bewaffnung und geringer Kriegsschule, die Capistran in Ungarn und Mähren zusammengebracht; allein sie alle beseelte hl. Eifer und opferfreudiger Todesmuth, und mit solchen Streitern, wenn auch weniger militärisch geschult, ließ sich unter einem Führer wie Hunyadi immerhin etwas hoffen. Zunächst galt es den eisernen Ring, mit dem der Sultan die Stadt umschlossen, zu durchbrechen. Eine Flotille von 200 Segeln, mit auserlesenen Kriegern bemannt, begann am 14. Juli den Kampf gegen die türkischen Galeeren, die in den Grund gebohrt, zerstreut und verbrannt wurden. Unter dem Jubel der Belagerten zogen Capistran und Hunyadi an der Spitze ihrer Tapfern in die Festung ein. Schon 7 Tage nach dieser glorreichen Waffen=

---

1) † Ducas, hist. byz. cp. 42. Dieser Bericht mit den vitis Capistran bei den Bollandisten l. c. ist hier zu Grunde gelegt.

that der Christen, am 22. Juli, begann Mohammed den allgemeinen Sturm. Unter mörderischem Kampf hatten die Türken bereits einige Wälle und Außenwerke in ihre Hände gebracht, schon sah man da und dort eine Türkenfahne aufgepflanzt, da begannen die Christen, von den Reden Capistrans begeistert und von Hunyadi geführt, vorzudringen. In gottbegeistertem Muth wurden die Türken in die Gräben zurückgeworfen und Tausende giengen durch siedendes Pech und brennende Reisbündel, welche die Belagerten auf sie hinabwarfen, zu Grunde. Von der Begeisterung fortgerissen gieng Capistran mit dem Crucifix in der Hand allen voran, Hunyadi folgte mit den Seinen, und über Hügel von Leichen drangen die Christen bis in das türkische Lager vor, wo Mohammed wuthentbrannt sich selber ins Schlachtgetümmel stürzte. Schwerverwundet gab er den Befehl zum Rückzug und floh, das ganze Rüstzeug, unermeßliche Beute und 24,000 Todte auf dem Schlachtfeld zurücklassend, nach Sofia. Es war ein wunderbarer Sieg der christlichen Waffen und zeigte, was opferfreudige Eintracht auch jetzt noch vermocht hätte gegen den übermüthigen Feind. Der Siegesjubel durcheilte ganz Europa, zu muthiger Thatkraft aber vermochte er die Christen auch jetzt noch nicht aufzurütteln. Noch auf der Wahlstatt und noch ganz müde vom Schlachtgewühl, wie er selbst sagt[1]), schrieb Capistran an Calixt III., ihm die Freudenbotschaft zu verkünden und um kräftige Unterstützung zu bitten, um den herrlichen Sieg ausnützen zu können. Der Papst wandte auch alles auf, selbst seine Juwelen und Kleinodien versetzte er, um Geld zur Fortsetzung des Kampfes zu erhalten. Dann verordnete er das Läuten der Türkenglocke, wodurch die Gläubigen jeden Mittag zum Gebet aufgefordert wurden, um den christlichen Waffen den Beistand des Himmels zu erflehen[2]). Allen Theilnehmern am hl. Kampfe, und allen, die in irgend welcher Weise das Unternehmen unterstützten, bot er Ablaß an.

Den Tag (6. August), an dem er die Siegesbotschaft von Belgrad erhalten, wollte der Papst für alle Zeiten auszeichnen; er verlegte auf ihn das Fest der Verklärung Christi, das seitdem in der ganzen abendländischen Kirche am sechsten August gefeiert wird.

Mit Aufgebot all seiner Geldmittel vermochte Calixt eine Flotte von 16 Galeeren auszurüsten, die unter dem Befehl des Cardinals Scarampa in das ägäische Meer absegelte, um die Inseln des Archipels zu unterstützen und zum Kampf gegen den Halbmond aufzurufen. Scarampa erhielt den Titel eines Patriarchen von Venedig, er berührte zuerst Rhodos, gieng dann nach Chios und Lesbos, fand aber bei den Bewohnern mit seinem Vorschlag, den Türken den Tribut zu verweigern, wenig Anklang. Sie fürchteten nach Abzug der päpstlichen Flotte, der Rache des Sultan anheimzufallen. Auf Lemnos, dessen Bewohner aus Gnade um 1000 Ducaten auf den Sclavenmarkt verkauft worden, fand die päpstliche Flotte, die durch 40 catalanische Corsaren verstärkt dort landete, günstigere Aufnahme. Die Insel wurde genommen, ebenso Samothrake und Thasos, dieselben dann befestigt und Besatzung hin-

---

1) † AA. SS. l. c. p. 382. — 2) † Platina bei Muratori l. c. p. 963. Raynald ad ann. 1456 n. 22. Der Gebrauch, die Stunde des Feierabends (hora ignitegii) durch Glockengeläute anzukünden, findet sich schon im 13. Jahrhundert. 1327 sodann verordnet Johann XXII., daß beim Läuten dieser Glocke das Ave Maria gebetet werden soll. 1368 verordnet ein Concil von Lavaur (Harduin act. Conc. T. VII. p. 1856), daß ähnlich wie am Abend, auch beim Sonnenaufgang eine Gebetglocke geläutet werden soll. Calixt III, endlich verordnete das Aveläuten zur Mittagszeit.

eingelegt. Hierauf kehrte die Flotte nach Rhodos zurück; Mohammed aber, ergrimmt über diese Erfolge, rüstete seinerseits gegen den Fürsten von Lemnos, den er im Verdacht hatte, die päpstlichen Unternehmungen begünstigt zu haben. Es erschien eine große Flotte, unter dem Befehl Ismaels, vor der Stadt Methymnus; mit größter Anstrengung und Erbitterung wurde zu Wasser und zu Land, über und unter der Erde gekämpft, allein die Türken mußten unverrichteter Dinge wieder abziehen [1]).

So war der Zauber der Unüberwindlichkeit des Halbmondes gebrochen, und es konnte die Hoffnung wieder aufleben, das Kreuz werde nun überall wieder mit siegender Macht vordringen. Doch im Rathe des Höchsten war es anders beschlossen: die beiden christlichen Helden, deren Namen mit Belgrads Ruhm und der Niederlage der Türken unzertrennlich verbunden ist, sanken für die Christenheit zu früh ins Grab. Die übergroßen Anstrengungen hatten die Lebenskraft erschöpft. Schon am 11. August mußte Capistran dem Helden Hunyadi, dem er so oft im heißen Kampfe ermunternd zur Seite gestanden, im letzten großen und schweren Streit, im Todeskampfe Beistand leisten, und schon nach zwei Monaten folgte er ihm selbst ins Grab, am 23. October 1456. Die übermenschlichen Anstrengungen und ein Fieber, das ihn in der verpesteten Luft ergriffen, hatten den 71jährigen Greis rasch dahingerafft. Auf den Rath der Freunde hatte er sich von Belgrad hinweg nach Illok begeben, einer kleinen Stadt am rechten Donauufer in der Gespanschaft Syrmien. Hier entschlief er nach andächtigem Empfang der Sterbsakramente selig im Herrn. Gleich nach seinem Tod kam von verschiedenen Seiten an den apostolischen Stuhl die Bitte um Canonisation des Dieners Gottes. Leo X. gestattete denn auch seine Verehrung in Capistrano, Gregor XV. im ganzen Orden der Minoriten, aber erst Benedict XIII. erließ die Canonisationsbulle am 4. Juni 1724 [2]).

Nun gab es kein Herz mehr in der abendländischen Christenheit, das sich vom Feuereifer des greisen Papstes hätte entzünden lassen, keinen Heldenarm mehr, der die Waffen zur Vertheidigung des Kreuzes ergriffen hätte. Alle Mahnungen, Bitten, Befehle und Beschwörungen, die Calixt an alle Fürstenhöfe sandte, blieben ohne jeglichen Erfolg. Zwar nahmen Alfons V. von Aragon und Philipp der Gute von Burgund das Kreuz und ersterer rüstete mit dem Kreuzzehnten, den ihm der Papst überließ, eine Flotte aus. In schmählicher Treulosigkeit kehrte nun aber der perfide Aragonier diese Kreuzzugsflotte gegen die Genuesen, die bereits den Seekrieg gegen die Türken eröffnet. Kaiser Friedrich III. verharrte in gewohnter Unthätigkeit und Unentschlossenheit, zugleich haderte er in kleinlicher Kurzsichtigkeit mit Ladislaus von Ungarn, anstatt diesem kräftig zur Seite zu stehen. Die Fürsten des Reiches aber und vor allem die Bischöfe und geistlichen Churfürsten waren verstimmt wegen des Wiener Concordates, und zeigten wenig Lust, dem Hülferuf des Papstes ernstlich Folge zu leisten; ja sie erhoben sogar bittere Klagen gegen den Papst wegen des Türkenzehnten, als hätte er ihn zu eigener Bereicherung verwendet. Wie begründet oder unbegründet diese schweren Anklagen der deutschen Fürsten waren, zeigte im Namen des Papstes der inzwischen zum Cardinal erhobene Aeneas Sylvius in einem Schreiben an den Kanzler des Churfürsten von Mainz. Er sagt: „Das Geld, welches der Papst für den Türkenkrieg erhalten, ist nicht in seine eigene Kasse gewandert, sondern voll und ganz für diesen Kampf verwendet worden; und es war diese Ausgabe auch nicht nutzlos. Der hl. Vater kann sich rühmen im Herrn, die Macht Mohammeds, trotz der Feigheit fast aller christlichen Fürsten, nicht

1) † Ducas l. c. cp. 45. — 2) † AA. SS. l. c. p. 420.

unbedeutend geschwächt zu haben. Er hat seine Macht in Ungarn gebrochen, als die Kreuzesreligion daselbst Gefahr lief, völlig ausgetilgt zu werden. Ohne die nach Rhodus, Cypern, Mitylene und anderen Inseln gesandten Schiffe, hätten die Christen den Ungläubigen unmöglich Widerstand zu leisten vermocht. Der päpstliche Legat, der Patriarch von Aquileja, hat durch sein Geschick und die Gewalt der Waffen, nicht nur diese Inseln vertheidigt, sondern auch eine große Anzahl der Einwohner, die zum Islam abgefallen waren, wieder bekehrt. Albanien wäre verloren ohne das Geld, das an Scanderbeg gesandt wurde. Solchen Gebrauch hat der Papst von den großen Summen gemacht, über welche sich die Deutschen beklagen zu dürfen glauben. Wäre es denn geziemend, den christlichen Namen vom Großtürken mit Füßen treten zu lassen? und wenn der hl. Vater allein dies nicht verhindern kann, ist es dann nicht Pflicht aller anderen, ihm beizustehen und Mittel zur Vertheidigung der gemeinsamen Sache zu bieten" [1]).

In Frankreich hatte der schwache und entnervte König anfangs zwar Hülfe versprochen, allein die schmähliche Maitressenwirthschaft ließ es zu nichts kommen, und der Widerwille gegen den Türkenzehnten steigerte sich sogar bis zur Appellation der Pariser Universität an ein allgemeines Concil! England stand im Beginn des blutigen Rosenkrieges. In Schweden wurde eben Karl VIII. vertrieben und der König von Dänemark, Christian I., folgte trotz des früheren Versprechens, der kleinlichen und eifersüchtigen Politik der anderen Fürsten. So sah sich der Papst von allen verlassen, ja selbst von früheren Freunden und Gönnern noch direct gehindert. Durch seine schmähliche Politik gegen Genua und Sigismund Malatesta, Herrn von Rimini, gegen den er sich mit dem Herzog von Mailand verbündet, hatte König Alfons von Aragonien die päpstlichen Staaten selbst in Unruhe versetzt und Frankreich zur wiederholten Einmischung Gelegenheit gegeben.

† 107. Unter solchen Umständen dürfte die tiefe Abneigung, welche Calixt schließlich gegen das Haus Aragon zeigte, nicht allzu befremdend erscheinen, eine Abneigung freilich, die den Papst in neue unliebsame Streitigkeiten verwickelte. Alfons V. war am 27. Juni 1458 gestorben mit Hinterlassung eines einzigen Bruders Johann und eines Bastarden Ferrante, der eheliche Sohn war bei der Belagerung Neapels, 27 Jahre alt, gefallen. Nach letzwilliger Verfügung sollte ihm Johann in Aragon und Sicilien folgen, Ferrante aber Neapel erhalten. Letzterer war zwar von Eugen IV. und Nicolaus V. für legitim erklärt worden, allein dies schloß noch keineswegs ohne weiteres auch die Lehensnachfolge in sich. Calixt handelte also nicht gegen die Verordnung seiner Vorfahren, wenn er Ferrante die Belehnung verweigerte und Neapel durch Bulle vom 12. Juli 1458 [2]) für ein heimgefallenes Kirchenlehen erklärte. Während Franz Sforza, Herzog von Mailand, der Verwandte Ferrantes, sich hierüber gegen den Papst beklagte und auf Seite des Aragonesen trat, gaben sich die meisten neapolitanischen Großen mit dem päpstlichen Entscheid zufrieden, da Ferrante eine gewaltthätige und grausame Tyrannennatur war. Sie riefen unter Führung des Fürsten von Tarent, Johann von Anjou, den Sohn René's, als Kronprätendenten ins Land; da Ferrante seine Erbansprüche aufrecht hielt, mußte es zum Kriege kommen. Ehe derselbe ausbrach, starb Calixt III. am 6. August 1458, an dem Tage, den er zur Erinnerung an den Sieg über die Türken verherrlicht.

Welche Absicht Calixt mit Neapel hatte, mag dahin gestellt bleiben; die Beschuldigung, daß er dasselbe an einen seiner Nepoten habe bringen

---

1) † Aeneas Sylvius ep. 371. — 2) † Raynald ad ann. 1458 n. 32.

wollen, wird freilich durch sein sonstiges Verhalten nicht entkräftet. Das ist eben die dunkle Schattenseite in dem sonst herrlichen Pontificate Calixt III., sein blinder Nepotismus. Hätte er geahnt, daß hiedurch gerade sein ruhmvoller Familiename für immer gebrandmarkt werden sollte, er hätte wohl seine Nepoten ins fernste Land verwiesen. Vielleicht daß dem greisen Papst die unberechtigte Bevorzugung der Neffen nicht so sehr verübelt worden wäre, wenn nicht einer derselben Rodrigo Lenzuoli gewesen. Derselbe war geboren zu Valencia 1431, sein Vater war Gottfried Lenzuoli, seine Mutter Isabella Borgia. Bis zu seinem 18. Jahre widmete er sich mit großem Eifer den Studien, von da an übertrug ihm sein Vater, der eine angesehene Stelle bekleidete, wichtige Geschäfte, die Rodrigo mit viel Geschick erledigte. Bald aber wandte sich dieser der militärischen Laufbahn zu, weniger aus Neigung als in der Absicht, ein etwas ungebundeneres Leben führen zu können. Als dann der Mutter Bruder als Calixt III. den päpstlichen Thron bestiegen, rief er sofort seinen Neffen nach Rom, um ihn trotz des bedenklichen Vorlebens, zu den höchsten kirchlichen Würden zu erheben. Auf den Wunsch des Papstes vertauschte er seinen väterlichen Familiennamen Lenzuoli mit dem der Mutter Borgia und erhielt sofort eine Anzahl ansehnlicher Beneficien, darunter das Erzbisthum Valencia. An Einem Tage wurden Rodrigo und dessen Vetter Johann de Mila, ein nicht sonderlich befähigter Kopf, zu Cardinälen erhoben und ersterer außerdem noch zum Vicekanzler der römischen Kirche und Legat der Marken ernannt. Rodrigos Bruder, Pedro Luis, sollte als Laie zu den höchsten weltlichen Würden emporsteigen. Eifrig suchte Calixt nach Kronen für seinen Neffen; er machte ihn zum Gonfaloniere der Kirche und 1457 zum Präfekten der Stadt, wobei er ihm die zu diesem Amt gehörigen Castelle übergab. Später verlieh er ihm noch das Herzogthum Benevent, die Grafschaft Terracina und ernannte ihn zum Herzog von Spoleto, so daß sich der Verdacht, er wolle ihm auch die Krone von Neapel verschaffen, von selbst nahe legen mußte, als er Ferrante die Belehnung abschlug und das Lehen einzog. Da Don Pedro außerdem noch im Besitz der Engelsburg war, so galt er als der mächtigste und angesehenste Herr der Stadt, allein solch glänzendes Nepotenglück erregte bald gährende Unzufriedenheit unter dem römischen Baronatadel. Auch im Cardinalscollegium erhoben sich protestirende Stimmen, so namentlich Capranica, Scarampa und die Orsini, freilich vergebens. Der so gährende und nur durch das päpstliche Ansehen zurückgedrängte Haß und Groll gegen die Catalanen mußte um so heftiger losbrechen, sobald einmal die eindämmenden Schranken zu fallen begannen. Als der Papst zu kränkeln begann, Anfangs August 1458, erhoben sich sofort die Orsini gegen die Catalanen und sammelten alle Unzufriedenen um sich. Don Pedro erkannte bald genug den Ernst der Lage, gegen 20,000 Ducaten übergab er die Engelsburg an die Cardinäle und entrann mit genauer Noth und nur durch die Hülfe des Alles opfernden Cardinals Barbo den Händen der nachstellenden Orsini. Als sein Oheim am 6. August starb, war Pedro bereits in Civitá vecchia, wurde hier aber bald von einem bösartigen Fieber befallen und starb schon im December desselben Jahres.

† 108. Beim Tode Calixt III. befanden sich in Rom 18 Cardinäle, Capranica war unmittelbar nach dem Papste am 14. August gestorben; am 16. traten sie ins Conclave. Sofort wurde eine Wahlcapitulation aufgestellt, die der zu wählende Papst beschwören sollte, und die folgende Hauptpunkte enthielt: Der zukünftige Nachfolger Petri soll vor allem den begonnenen Türkenkrieg nach Kräften, dem Vermögen der römischen Kirche, und dem Rathe der Cardinäle entsprechend bis zum glücklichen Abschluß weiter führen. Soviel es in seinen Kräften liegt, soll er auf die Reformation des römischen Hofes be-

dacht sein. Ohne den Rath oder die Zustimmung der Cardinäle darf er die Curie nicht in eine andere Provinz verlegen. Neue Cardinäle soll er nicht nach Wunsch eines Fürsten, welchen Ranges er auch sei, noch ohne Zustimmung des Collegiums creiren und ist bei der Ernennung an die zu Constanz erlassene Verordnung gebunden, sowohl rücksichtlich der Eigenschaften als der Zahl der zu Ernennenden. Jeder Cardinal, der noch nicht 4000 Fl. Einkommen besitzt, soll monatlich aus der apostolischen Kammer 100 Fl. erhalten. Der Papst hat alle Cardinäle im Besitz ihrer Beneficien, selbst der incompatiblen, zu schützen und soll über keine Kathedralkirche, Abtei oder andere Beneficien, die in der apostolischen Kammer taxirt sind, verfügen außer im Consistorium und unter Zustimmung wenigstens der Mehrzahl der Cardinäle; ausgenommen sind die Beneficien, die er an Cardinäle verleiht und jene Abteien, die nicht über 200 Ducaten tragen. In keiner Bulle soll er die Clausel beifügen dürfen de consensu fratrum etc., wenn er nicht diese Zustimmung auch wirklich eingeholt und erhalten. Keinem weltlichen oder geistlichen Fürsten, wessen Standes und Ranges er immer sein mag, darf er das Präsentations- oder Nominationsrecht zu Kathedral- und Collegiatkirchen, zu Klöstern, Dignitäten oder irgend welchen anderen Beneficien verleihen, ohne den ausdrücklichen Rath und die Zustimmung der Mehrzahl der Cardinäle. Belehnung oder andere Veräußerung des Kirchengutes soll ihm nur unter schriftlicher Zustimmung der Cardinäle gestattet sein. Die Güter der Cardinäle, oder anderer Prälaten an der Curie darf er im Falle des Todes nicht einziehen, sondern gestattet ihnen Testirfreiheit. Er darf keine neuen Steuern erheben und die alten nicht vermehren. Jährlich versammeln sich die Cardinäle einmal, um zu berathen, ob der Papst vorstehende Kapitulation genau befolge, wenn nicht, werden sie ihn hiezu mahnen, wenn nöthig bis zum drittenmal [1]).

Anfangs schien es, als ob sich die Tiara auf das Haupt des Cardinals von Rouen, des mächtigen, reichen und von königlichem Blute stammenden Estouteville, niederlassen wolle. Die Furcht, er möchte die Curie abermals über die Alpen führen, brachte ihn zu Fall und am dritten Tage, den 19. August, einigte sich die Mehrheit per accessum nach dem Vorgang des Cardinals Rodrigo auf den Cardinal von Santa Sabina, Aeneas Sylvius Piccolomini, der sich Pius II. nannte.

† 109. Aeneas Sylvius [2]) hatte ein höchst wechselvolles und thaten-

---

1) † Raynald ad ann. 1458. n. 5. — 2) † Die wichtigste Quelle für die Zeit Aeneas' Sylvius sind seine eigenen zahlreichen Schriften, namentlich seine Briefe. Voigt, die Briefe des Aeneas Sylvius vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl chronologisch geordnet, Archiv für Kunde östreich. Geschichtsquellen XVI. Wien 1856. Aeneae Sylvii opera omnia, Helmst. 1699, Frankf. 1707. Von hohem Werth sind namentlich die commentarii rerum memorabilium Pii II. a Joanne Gobellino mit der Fortsetzung des Jacobi Amanati cardinalis papiensis. Campanus Joh. Ant., Bischof von Teramo, vita Pii II. bei Muratori script. rer. ital. T III. 2. p. 969 ff. Auch in den Werken des Campanus ed. Venet. und Rom. 1495. Dann Scharpff u. Düx in den angeführten Werken über Nic. Cusa. Ein umfassendes Werk über unseren Papst lieferte Voigt: Enea Silvio da Piccolomini als Papst Pius II. u. sein Zeitalter. Berlin 1856 ff. 3 Bände. Das Umfangreichste u. Eingehendste, was aus neuerer Zeit über Pius II. geschrieben worden; ein sehr gelehrtes, aber mit Gift und Galle geschriebenes Werk; fast mehr von psychologischem als wissenschaftlichem Interesse, indem es uns zeigt, wie der Haß gegen Rom und das Papstthum einen sonst durchaus tüchtigen Gelehrten so verblenden kann, daß er selbst die Sprache der Gasse seiner nicht unwürdig hält.

reiches Leben hinter sich, als er sich, wohl gegen seine Vermuthung, plötzlich zur höchsten Würde der Christenheit erhoben sah. Er entstammte dem alten und zahlreichen Adelsgeschlecht der Piccolomini, das von der Democratie aus Siena verbannt, in ziemlich dürftigen Verhältnissen in dem nahen Flecken Corsignano lebte. Hier wurde den Eltern Sylvio Piccolomini und Vittoria Fortiguerra am 18. October 1405 ein Sohn geboren der nach seinem Großvater Aeneas genannt wurde. Die Mutter gebar 18 Kinder, von denen aber nur Aeneas und zwei Schwestern am Leben blieben. Ersterer verlebte seine erste Jugendzeit meist in Siena, wo er auch seine ersten Studien begann. Später widmete er sich der Rechtswissenschaft, ohne übrigens daran großen Geschmack zu finden. Mehr Anziehungskraft hatte für ihn die classische Literatur und ihr widmete er sich zu Florenz unter Filelfos Leitung zwei Jahre lang mit großer Begeisterung. Hier legte er auch den Grund zu seiner nachmaligen umfassenden Kenntnis und erstaunlichen literarischen Thätigkeit. Er war wieder in Siena anwesend, wo er sich bereits mit poetischen Versuchen beschäftigte, die er nachmals gerne ungeschrieben gemacht [1]), als Cardinal Capranica [2]) auf seiner Reise nach Basel dahin kam. Er wurde aufmerksam auf den 27jährigen Jüngling und machte ihn zu seinem Secretär. Dies war für seine folgende Laufbahn von großem, fast ausschlaggebendem Erfolg, denn hiedurch kam Aeneas gleich im Beginn seiner öffentlichen Wirksamkeit in eine papstfeindliche Atmossphäre hinein und wurde sofort in die Basler Anschauungen verwickelt. Es ist dies bei Beurtheilung des späteren Lebens wohl im Auge zu behalten. Die Reise nach Basel war eine äußerst gefahrvolle und stürmische, als sollte hiedurch das ganze folgende Leben des jungen Secretärs vorgezeichnet werden. Von Capranica kam Aeneas in die Dienste des Bischofs von Freising Nicodemus della Scala und von diesem zu dem Bischof von Novara. Mit letzterem wurde er zu Florenz in einen Majestätsprozeß verwickelt und konnte sich nur durch die Flucht zu dem Cardinallegaten Albergati retten. So kam er 1435 in die Dienste dieses trefflichen Mannes und damit in nähere Beziehung mit Thomas da Sarzana. Er begleitete Albergati wieder über die Alpen und wurde von ihm zu verschiedenen Legationsreisen verwendet so an den Rhein, nach Frankreich, England und Schottland. Letztere Mission namentlich wurde für Aeneas äußerst gefahrvoll; in einem Seesturm, der dem Fahrzeug Verderben drohte, gelobte er nach glücklicher Landung mit bloßen Füßen eine Wallfahrt nach der nächsten Muttergotteskirche zu machen. Die Erfüllung dieses Gelübdes auf eisigem Boden des Nordens zog ihm jenes Gichtleiden zu, das ihn zeitlebens nicht mehr verließ [3]). Nach seiner Rückkehr von Schottland traf er seinen Herrn nicht mehr in Basel; Albergati war bereits nach Italien zurückgekehrt, und nun beschloß Aeneas in die Dienste des Concils überzutreten. Eben damals aber war die Spannung zwischen Rom und Basel namentlich wegen der Verlegung des Concils und der Wahl des Ortes der Unionssynode sehr acut geworden, und Aeneas wurde mit in die hochgehende Leidenschaftlichkeit hineingezogen, so daß er, selbst als andere heftige Antieugenianer wie Cesarini und Cusa Basel verließen, zu bleiben beschloß. Durch seine Rede für Pavia als Ort des Unionsconcils, das ihm der Herzog und Erzbischof von Mailand em=

---

1) † Campanus Vita Pii II. bei Muratori script. rer. ital. T. III. 2. p. 969. — 2) † Capranica war von Martin V. zum Cardinal ernannt, aber vor seinem Tode nicht mehr publicirt worden. Eugen IV. wollte ihn nun nicht als Cardinal anerkennen, weßhalb er seinerseits die Rechtmäßigkeit der Wahl Eugens anstritt und nach Basel gieng. — 3) † Er beschreibt die Reise selbst in seinem commentarius rerum memorabilium, quae temporibus suis contigerunt.

pfohlen, verschaffte er sich nicht nur die Gunst der letzteren, sondern auch großes Ansehen bei der Synode selbst. In Bälde wurde er Scriptor, dann Abbreviator und Oberabbreviator, auch Mitglied der Glaubensdeputation und zeitweilig sogar Präsident. So kam er immer weiter in die feindselige Strömung gegen den Papst hinein, schrieb auch gegen diesen und meistens mit viel Heftigkeit und Leidenschaft. Inwieweit für diese Zeit der Einfluß der sarcastischen und papstfeindlichen Humanisten, in deren Kreis sich Aeneas mit Vorliebe bewegte, maßgebend war, läßt sich zwar mit Bestimmtheit nicht sagen, außer Rechnung aber wird dies Moment bei richtiger Beurtheilung nicht bleiben dürfen. Auch sein sittliches Leben war von der Ungebundenheit jener Kreise bereits stark inficirt; übrigens war Aeneas damals noch nicht Geistlicher, was wohl zu beachten ist, ja dachte gar nicht daran, diesen so schwere Pflichten auflegenden Stand je zu wählen. Noch im Februar 1444 schrieb er an seinen Freund Piero da Noceto: er hüte sich in den geistlichen Stand einzutreten . . . . timeo enim continentiam [1]). Als die Versammlung von Basel immer offener dem Schisma zutrieb, perhorrescirte dies Aeneas zwar noch anfänglich als „monströses Verbrechen", blieb aber gleichwohl in Diensten der Schismatiker und war sogar Mitglied der Gesandtschaft, welche dem Einsiedler von Ripaille die Tiara angeboten. Sofort wurde Piccolomini Geheimsecretär des Gegenpapstes Felix V. und vertrat dessen Sache anfänglich mit aller Gewandtheit und nicht ohne Heftigkeit. Bald jedoch mußte ihm diese Stellung unerträglich werden; es läßt sich nemlich nicht annehmen, daß ein Geist wie Aeneas das Unhaltbare und Widerspruchsvolle der Basler Sache nicht eingesehen und darum gewiß jede Gelegenheit mit Freuden begrüßte [2]), die ihn mit Ehren aus der schwierigen Lage herausführte. Eine solche kam bald. Als er 1442 die Basler Gesandtschaft zum Reichstag nach Frankfurt begleitete, erregte er durch seinen schönen und gewandten Stil die Aufmerksamkeit des gelehrten und charakterfesten Bischofs Sylvester von Chiemsee, der ihn Kaiser Friedrich III. empfahl. Auch dieser fand Gefallen an ihm und krönte ihn am 27. Juli 1442 zu Frankfurt feierlich als poeta. Zugleich ließ er mit ihm Unterhandlungen anknüpfen wegen Uebertritts in die kaiserliche Kanzlei und höchstwahrscheinlich wurde jetzt schon ein Uebereinkommen getroffen. Aeneas wollte aber aus den Diensten des Gegenpapstes förmlich entlassen werden, reiste deshalb nochmals nach Basel zurück und schloß sich dann erst im November 1442, als Friedrich selbst nach Basel kam, dessen Gefolge an, glücklich sich auf den neutralen Boden des Kaisers gerettet zu haben [3]). Von hier aus mußte er nothgedrungen, wollte er nicht abermals zu den Baslern zurücksinken, der Seite Eugens sich nähern. In kürzester Zeit

1) † Bekannt ist, in welch unnobler Weise oft sein berüchtigter Brief an seinen Vater vom 20. September 1443 ausgenützt wird, worin Aeneas um Aufnahme seines mit einer Britin gezeugten Sohnes bittet. (ep. 15.) Cfr. hierüber Janssen: An meine Kritiker S. 141 ff. Befremdend ist auch wie aus solcher Verirrung im Vorleben eines Papstes gegen dessen Leben als Papst, ja sogar die päpstliche Würde selbst Kapital geschlagen werden will. Sonst gilt es als sittliche Willenskraft, des Lobes und der Anerkennung der Besten werth, mit einer verkehrten Lebensrichtung voll und ganz zu brechen und sich besseren Grundsätzen zuzuwenden. Daß aber Pius II. als Papst tadellos dasteht, gibt auch Gregorovius zu. „Sein Leben als Papst war fleckenlos; er war mäßig, mild, menschenfreundlich u. nachsichtig. Man liebte ihn." Geschichte der Stadt Rom VII. S. 168 — 2) † Er selbst schreibt, daß er der ineptiarum Basiliensium überdrüssig sei. (comm. nov. p. 82.) — 3) † Er schreibt hierüber selbst: Cum Felicem omnes relinquerent, nec ejus papatum amplecti vellent, ego ad Caesarem Fredericum me recepi; nec enim volui statim de parte ad partem transire. Voigt l. c. I. S. 186.

gewann Aeneas das volle Vertrauen des Kanzlers Caspar Schlick, von dem er dem Kaiser zu Gunst und Gnade empfohlen und bald auch zu wichtigen Angelegenheiten verwendet wurde.

Des fortwährenden Unterhandelns und Paktirens mit den ziemlich hartnäckigen Baslern müde, erhoffte der Kaiser von einem neuen Concil die ersehnte Einigung; ein solches sollte Eugen nach Deutschland berufen und demselben in eigener Person präsidiren. Den Papst hiezu zu vermögen, wurde vom Kaiser der staatskluge Secretär Aeneas Sylvius nach Rom gesandt. Es war dies eine nicht unbedenkliche Sendung für den vormals so heißblütigen Basler, dessen papstfeindliches Treiben in Rom noch recht wohl in Erinnerung war. Selbst die nächsten Angehörigen und allen voran der betagte Vater fürchteten vor einer Reise nach Rom für Aeneas das Aeußerste und riethen dringend ab. Dieser aber war der Ansicht, daß sein Fehler nicht so groß, daß ihm keine Verzeihung werden sollte. Vertrauensvoll setzte er seine Reise fort, wurde in Rom auch freundlich aufgenommen und nachdem er erst von den Censuren als Mitglied der Basler Versammlung losgesprochen, ertheilte ihm Eugen eine sehr gnädige Audienz. Vor Erledigung des kaiserlichen Auftrages richtete er an den beleidigten Papst eine meisterhaft stilisirte Abbitte, von der gesagt wird, sie sei „die Sprache eines in Kriegsgefangenschaft gerathenen Helden" [1]). „Heiligster Vater! begann er, bevor ich des Kaisers Befehle ausrichte, möchte ich in Bezug auf mich Einiges vorbringen. Ich weiß sehr wohl, daß vieles über mich zu deinen Ohren gekommen ist, was nicht gut und der Wiedererzählung nicht werth ist. Gewiß! sie haben nicht gelogen, die mich dir anzeigten. Sehr viel der Art, ich gestehe es, habe ich während meines Seins in Basel gesprochen, geschrieben und gethan; aber nicht so fast dir zu schaden, als der Kirche Gottes zu nützen war hiebei meine Absicht. Ich habe gefehlt: wer will es leugnen? aber ich fehlte weder mit wenigen, noch mit wenig bedeutenden Männern! Ich folgte dem Cardinal Julian, dem Erzbischof von Palermo, dem Ludwig Pontanus, deines heiligen Stuhles Notar, also Männern, die als die Augen der Rechtskunde und als die Lehrer der Wahrheit galten. Was soll ich die Universitäten und die übrigen gelehrten Anstalten aller Orten namhaft machen, wovon der größte Theil wider dich gesinnt war? Wer hätte mit so berühmten Männern nicht irren sollen. Wahr ist es, daß ich, nachdem ich den Irrthum der Basler erkannt hatte, nicht alsbald zu dir eilte, wie die Meisten thaten; allein dies hatte seinen Grund: ich fürchtete nemlich, ich möchte von dem einen Irrthum in den anderen gerathen, wie diejenigen, welche die Charybdis vermeiden wollen, in die Scylla fallen. Ich suchte daher mein Heil bei den Neutralen, um nicht vorschnell und unüberlegt von dem einen Extrem zum andern überzugehen. Ich blieb in dieser Absicht drei Jahre lang beim Kaiser; während dieser Frist hörte ich von nichts als von Kämpfen zwischen den Baslern und deinen Legaten, da blieb mir denn kein Zweifel mehr, daß bei dir die Wahrheit sei. So geschah es, daß ich dem Verlangen des Kaisers, eine Sendung an deine Gnaden zu übernehmen, nicht ungern Folge leistete; denn darin erkannte ich eine gute Gelegenheit, wieder bei dir in Gnaden zu kommen. Nun stehe ich vor dir und flehe um Vergebung, da ich unwissend gesündigt habe; sodann werde ich den kaiserlichen Auftrag vorlegen." Diese demüthige, reuige und doch würdevolle Sprache verfehlte ihren Zweck nicht. Der Papst erwiderte: „Daß du mit vielen andern gefehlt, wissen wir; aber demjenigen, der seinen Fehler bekennt, können wir nicht umhin zu verzeihen.

---

1) † Geschichte der deutschen Nuntien II. 235. Dür, Cusa I. S. 261.

Die gütige Mutter, die Kirche, kann zwar dem, der seine Schuld leugnet, niemals vergeben; demjenigen aber, der sie reumüthig bekennt, verweigert sie solche auch niemals. Du bist jetzt im Besitze der Wahrheit; hüte dich, sie wieder zu verlassen, und erwirb dir die göttliche Gnade durch gute Werke. Du bist gegenwärtig an einer Stelle, wo du die Wahrheit schützen und der Kirche nützen kannst. Wir wollen fortan der früheren Unbilden vergessen und werden dich allezeit, wenn du gut wandelst, in Liebe umfassen."

So war Aeneas in seiner Hoffnung nicht getäuscht worden; er hatte voll und ganz Amnestie für die Basler Verirrungen erhalten, suchte sich aber von nun an der Gnade und des Vertrauens von Eugen auch würdig zu zeigen. Sein ganzes diplomatisches Geschick wandte er auf, den Kaiser und die deutschen Fürsten zur Obedienzerklärung gegen den rechtmäßigen Papst zu vermögen, die denn auch kurz vor Eugens Tod noch erfolgte. Auch an den folgenden Verhandlungen zu Aschaffenburg und Wien nahm Aeneas ebenso wesentlichen Antheil, wie die päpstlichen Legaten Carvajal, Thomas da Sarzana und Cusa. Wie wenig er hier freilich das wahre Interesse der Kirche wie Deutschlands erkannte, haben wir oben gesehen, seinem Handeln aber deßhalb lediglich egoistische Motive zu unterschieben ist gleich unbillig wie ungerecht. Nicht nur in den kirchlich-politischen Anschauungen war bei Aeneas eine völlige Wandlung vorgegangen, sondern auch im innern Menschen. Schon im December 1444 gab er einem seiner Freunde den Auftrag, ihm eine Bibel zu kaufen, denn, schreibt er, ich will mich nun ins Evangelium vertiefen. Ich schätze die Lust dieser Welt gering und möchte Gott allein dienen, da ich aber ein Liebhaber der Wissenschaft bin, so weiß ich nicht, in welchem Beruf ich Gott wohlgefälliger dienen könnte, als im Literarischen." Bald darauf faßte er den Entschluß nun doch Priester zu werden und nahm auch im März 1446 in Wien wirklich die Weihen. „Der ist ein elender Mensch, schreibt er in dieser Zeit, und der Gnade Gottes nicht theilhaftig, der nicht endlich zu seinem bessern Innern zurückkehrt, in sich geht, seinen Wandel bessert und darüber nachdenkt, was nach dieser Welt in einer andern sein wird. Ich habe genug und übergenug gefehlt! Schon gehe ich in mich. O möchte es nicht zu spät sein!" Wir sehen somit, daß Aeneas seine Verirrungen und Fehler, kirchliche wie sittliche, recht gut erkannte, bereute und nach Kräften zu verbessern suchte. Er war also nicht jenes sitten- und gewissenlose Ungeheuer jeglichen sittlichen Haltes bar, als das er so gerne dargestellt werden möchte. Irren ist menschlich, seine Irrthümer einsehen und bereuen galt sonst immer für Charakterstärke, und eine sittlichen Zwecken dienende Geschichtschreibung sollte sich hüten, dieselbe als unsühnbare Schuld anzurechnen. Wir wollen die dunklen Punkte im Leben des Aeneas Sylvius nicht verdecken, glauben aber, eine historische Persönlichkeit sollte mit den Zeitverhältnissen, in denen sie lebte, erfaßt und mit billiger Rücksichtnahme auf diese beurtheilt werden, selbst wenn es ein römischer Papst sein sollte.

Ein Jahr nach erhaltener Priesterweihe wurde Aeneas von Nicolaus V. zum Bischof von Triest ernannt und 1449 nach seiner Vaterstadt Siena versetzt, blieb aber als solcher noch der geschäftige Diplomat des Kaisers, dem er 1452 in Siena seine Braut Eleonora von Portugal entgegenführte. Erst Calixt III. verlieh ihm am 18. December 1456 den rothen Hut für die vielen und ersprießlichen Dienste, die er der römischen Kirche geleistet! Er ahnte wohl nicht, daß er ihm schon nach zwei Jahren auf dem Stuhle Petri folgen sollte. Aeneas befand sich eben in den Bädern zu Viterbo und war damit beschäftigt, die Geschichte der Böhmen zu schreiben, da wurde er zum Conclave nach Rom gerufen. Unbestreitbar war er einer der erfahrensten Männer seiner Zeit; er hatte das Leben in allen seinen Formen kennen gelernt und sich eine Vielseitigkeit des Wissens erworben, wie kaum einer

seiner Zeitgenossen. Er war Gelehrter, Weltmann, Diplomat, an allen Fürstenhöfen bekannt und hatte fast an allen großen Angelegenheiten der Zeit als einflußreicher Berather Theil genommen. Gewiß war er der Befähigtste des hl. Collegiums, das Steuer der Kirche zu führen; die Wahl wurde auch vom Volke mit größtem Jubel aufgenommen. Als die Nacht anbrach, war die ganze Stadt erleuchtet und durch alle Straßen erscholl der Jubelruf: Siena! Siena! Am folgenden Tag erschien der ganze Stadtadel, um dem Neugewählten die Huldigung darzubringen. Wie Rom, so war auch ganz Italien von freudigstem Jubel erregt über die glückliche Wahl, und nicht weniger erfreut zeigten sich alle europäischen Fürstenhöfe. Man kannte den neuen Papst als staatsklugen Mann von reicher Erfahrung und hoffte von ihm kräftiges Einschreiten für Friede und Einigkeit.

† 110. In der Wahlcapitulation, die Pius beschworen, stand obenan der Türkenkrieg, und ihm widmete Pius sein ganzes Pontificat in hervorragender Weise. Schon am 15. October 1458 lud der Papst durch feierliche Bulle alle Fürsten der Christenheit nach Mantua zu einem Congreß, um über einen Kreuzzug zu berathen. Um ungehindert und erfolgreich gegen den Erbfeind der Christenheit kämpfen zu können, mußte vor allem in Italien selbst Ruhe und Friede geschaffen werden. Daher suchte der Papst in erster Linie den Conflict mit Ferrante von Neapel beizulegen. Er anerkannte ihn als König und ließ die Belehnung durch den Cardinal Orsini vollziehen; der König seinerseits verpflichtete sich Benevent und Terracina herauszugeben und den schuldigen Tribut zu entrichten. So wurde aus einem Feind ein Freund und Beschützer des Papstes und Kirchenstaates, dem er namentlich gegen die vielen kleinen Städtetyrannen Ruhe verschaffte. Die meisten der in den Händen der Borgia befindlichen Städte brachte Pius durch Loskauf wieder an den Kirchenstaat. In Rom selbst schuf er sich eine mächtige Partei durch Gewinnung der Colonna, indem er Antonio Colonna, Bruder des Cardinals, zum Präfekten der Stadt ernannte. So glaubte der Papst Rom hinlänglich sicher und ruhig, um sich auf den Congreß nach Mantua begeben zu können. Am 22. Januar 1459 verließ er die ewige Stadt von 6 Cardinälen begleitet und einem nicht allzugroßen Gefolge von Bewaffneten. Die Reise glich einem Triumphzug, überall wurde er vom Volke aufs freudigste begrüßt und verweilte in allen Städten, die er berührte, je nachdem die Verhältnisse es gestatteten oder erheischten, kürzere oder längere Zeit. In Perugia verweilte er 3 Wochen, fuhr dann über den Trasimener See, um die heimathlichen Stätten zu besuchen. Petri Stuhlfeier, 22. Februar, begieng er in seinem Geburtsort Corsignano, das er nach seinem Papstnamen Pienza nannte und zur Bischofsstadt erhob. Am 24. Februar begab er sich nach Siena und verweilte hier bis zum 23. April. Seine Absicht, die Volkspartei mit dem Adel wieder auszusöhnen, erreichte er wirklich, erhob dann Siena zum Erzbisthum und verlieh den Stuhl einem Verwandten Anton Piccolomini aus dem Camaldulenserorden. In Siena erschienen vor dem Papst Gesandte des Markgrafen von Brandenburg mit der Bitte, die feierlichen theophorischen Processionen, die Nicolaus von Cusa als Legat mit einziger Ausnahme des Frohnleichnamsfestes untersagt hatte, an den kirchlichen Hauptfesten wieder gestatten zu wollen. Pius hob Cusas Verfügung auf und gestattete die frühere Uebung zur Erhöhung der Andacht der Gläubigen, wie es in der Bulle vom 31. März heißt.[1])

In Siena erhielt Pius auch Kunde von den Irrthümern des Bischofs

1) † Raynald ad ann. 1459 n. 27.

Reginald Pecok von Chichester, vormals Bischof von St. Asaph. Er soll behauptet haben, daß man den Beschlüssen der römischen Kirche keinen Gehorsam schulde; daß die Gesammtkirche in Glaubenssachen irren könne und schon oft geirrt habe; daß der Glaube an die reale Gegenwart Christi in der Eucharistie nicht nothwendig sei. Auf die Kunde hievon befahl Pius II. dem Erzbischof von Canterbury, auf einem Provinzialconcil Reginald seines Amtes zu entsetzen. Derselbe leistete öffentlichen Widerruf und seine Schriften wurden vor seinen Augen verbrannt. Der Widerruf war aber nicht aufrichtig, doch starb Reginald kurze Zeit nachher.

Von Siena gieng die Reise weiter nach Florenz, wo der Papst von Cosimo Medici mit ausgesuchter Pracht empfangen wurde. Er verweilte 8 Tage, und während dieser Zeit starb der Erzbischof Antonin. Ueber Bologna und Ferrara gelangte Pius am 27. Mai 1459 nach Mantua, wo er von Ludwig Gonzaga, dem Herrn der Stadt, feierlich empfangen wurde.[1]) Die Enttäuschung des Papstes war groß; von den eingeladenen Fürsten war auch nicht Einer erschienen, wenige nur hatten Abgesandte geschickt, und diese hatten wohl Worte, nicht selten sogar des Tadels, wirksame Hülfe aber brachten sie nicht. Auch vom Orient waren Gesandte gekommen, von dem Tyrannen von Morea, dem Paläologen Thomas, von Cypern, von Rhodus, von Epirus, Illyrien und Lesbos, aber sie alle waren hülfeflehend erschienen und nicht hülfebringend. In beredten Worten gab Pius seiner Verstimmung Ausdruck in der Eröffnungsrede am 1. Juni 1459. Nochmals sandte er an alle Fürsten und Städte Schreiben, worin er ihnen seine Ankunft in Mantua anzeigte und abermals zur Theilnahme einlud. Der Erfolg blieb derselbe. Nach langem Warten wurde der Gottestag endlich am 26. September eröffnet. Es wurde viel und ernstlich verhandelt; die begeisterten Worte des Papstes, wodurch er die erkalteten Christenherzen erwärmen und mit sich fortreißen zu können hoffen durfte, fanden wohl den Beifall der Hörer, aber sie zündeten nicht. Der Ruf: Gott will es! von dem einstens die Ebenen von Clermont wiederhallten, ließ sich nirgends vernehmen. Nach langen und sehr unerquicklichen Unterhandlungen faßte Pius endlich die Beschlüsse in ein Decret vom 15. Januar 1460 zusammen,[2]) wornach ein dreijähriger Krieg der gesammten Christenheit gegen die Macht Muhammeds beschlossen wurde. Als Zeit des Beginns wurde der 1. April 1460 festgesetzt. An allen Sonn- und Feiertagen soll während der hl. Messe die Hülfe Gottes für die Waffen der Christen angerufen werden. Wer sich an dem Kriegszug während acht Monaten persönlich betheiligt, erhält einen vollkommenen Ablaß. Desselben Ablasses sollen auch alle Klöster und religiösen Genossenschaften theilhaftig werden, wenn sie für je 10 ihrer Mitglieder auf eigene Kosten einen Streiter für acht Monate unterhalten. Um die Kosten des Feldzuges bestreiten zu können, soll jeder Christ unter Strafe der Excommunication latae sententiae gehalten sein, $^1/_{30}$ des gesammten Einkommens als Abgabe zu entrichten.

† 111. In Mantua selbst schon konnte Pius erfahren, daß die Stimme des Papstes bei der abendländischen Christenheit nicht mehr die zündende Kraft vergangener Jahrhunderte hatte. Die Gesandten des französischen Königs beklagten sich wegen Anerkennung des Aragonesen in Neapel und dadurch bewiesener Mißachtung der Rechte der Linie Anjou. Der Papst seinerseits klagte über die kirchlichen Eingriffe der pragmatischen Sanction von Bourges

---

1) † Ueber den Convent zu Mantua cfr. neben Raynald. Labbé, coll. concil. ed. Venet. 1732. T. XIX. p. 203 sqq. — 2) † Labbé l. c. p. 261. Raynald ad ann. 1460 n. 1.

und verlangte deren Abschaffung. Die Gesandten aber verweigerten dies und appellirten vom Papst an ein künftiges allgemeines Concil. Dasselbe that Sigismund, Erzherzog von Tirol in seinem Streit mit Cusa, Fürstbischof von Brixen. Um nun solche Appellationen, welche unstreitig sowohl die päpstliche Autorität, wie die ganze kirchliche Ordnung tief schädigen mußten, in Zukunft unmöglich zu machen, erließ Pius am 18. Januar 1460 die Bulle Execrabilis,[1]) in welcher solche Berufungen unter Strafe der Excommunication verboten werden. „Ein verwerflicher und früheren Zeiten unbekannter Mißbrauch, heißt es, hat sich in unseren Tagen eingeschlichen, daß nämlich manche vom Geiste der Auflehnung geleitet, vom römischen Papst, dem Stellvertreter Jesu Christi, dem in der Person des Apostels Petrus die Worte gesagt sind: Weide meine Schafe, und: was immer du binden wirst auf Erden, soll auch im Himmel gebunden sein, daß manche von diesem obersten Richter an ein künftiges allgemeines Concil appelliren. Dies aber thun sie nicht etwa, um ein gerechteres Urtheil zu erlangen, sondern nur, um der verdienten Strafe zu entgehen. Wer im Recht nicht ganz unerfahren ist, muß einsehen, wie sehr solches Beginnen den kirchlichen Canonen widerstreitet und wie schädlich es der ganzen christlichen Kirche ist. Um anderes, was genannten Mißbrauch ganz entschieden verurtheilt, zu übergehen, wer wird es nicht für lächerlich halten, an ein Tribunal zu appelliren, das gar nicht existirt und von dem man nicht sagen kann, wann es zusammentritt. So würden die Armen von den Mächtigen ungescheut vergewaltigt, die Verbrechen blieben ungestraft, die Auflehnung gegen den apostolischen Stuhl würde großgezogen, dem Frevel würde ein Freibrief ausgestellt und alle Zucht und kirchliche Ordnung würde mit Füßen getreten.

„Um solche Pestbeule vom Körper der Kirche Christi zu entfernen, für das Heil der uns anvertrauten Seelen zu sorgen und jedes Aergernis aus der Mitte der Heiligen zu verbannen, haben wir nach dem Rath und der Zustimmung unserer ehrwürdigen Brüder, der Cardinäle der hl. römischen Kirche, aller Prälaten und Rechtsgelehrten unserer Curie, sowie nach eigener Erkenntnis jene Appellationen für irrig und verwerflich erklärt; indem wir solche vollständig aufheben und annulliren, bestimmen wir, daß, falls solche Appellationen bereits gemacht, dieselben null und nichtig sein sollen, für die Zukunft aber verordnen wir, daß Niemand es ferner wage, unter was immer für einem Vorwande, von unseren oder unserer Vorfahren Verordnungen, Erkenntnissen oder Bestimmungen solche Appellationen einzulegen oder solchen, falls sie von andern eingelegt würden, beizustimmen, oder von ihnen irgend welchen Gebrauch zu machen."

„Sollte sich jemand, zwei Monate von dem Tage an gerechnet, wo diese Bulle in der apostolischen Canzlei veröffentlicht worden, gegen dieselbe verfehlen, so verfällt er, wessen Standes, Ranges oder bürgerlicher Stellung er immer sein mag, und wäre er Kaiser, König oder Bischof, ipso facto der Excommunication, deren Lösung wir, den Fall des Todes ausgenommen, dem römischen Stuhle reserviren. Universitäten und Collegien aber verfallen dem kirchlichen Interdict, und incurriren wie die oben genannten und alle andern Personen dieselben Strafen wie Majestätsverbrecher und die Begünstiger der Häresie. Dasselbe gilt von den Gerichtspersonen und Zeugen, die bei dergleichen Acten anwesend waren und im allgemeinen von allen, die solchen Appellanten irgendwie mit Rath oder That beigestanden. Niemand wage daher diese unsere Verordnung zu mißachten. Gegeben zu Mantua am 18. Januar 1460."[2])

Es mag auffallen, daß diese Bulle Pius II. zu so vielen und schweren

1) † Labbé l. c. p. 259. — 2) † Bullarium.

Anklagen gegen diesen Papst ausgenützt wurde, während eine ruhige Untersuchung der Sachlage, die Berechtigung und Zweckmäßigkeit derselben kaum dürfte bestreiten können. Darum kann es sich hier nicht handeln, ob Pius früher als Anhänger der Basler ganz entgegengesetzte Grundsätze vertreten, sondern darum, ob jene Grundsätze auch wirklich die richtigen waren und nicht die Auflösung der Kirche als letzte Consequenz in sich schlossen. Muß letzteres zugegeben werden, dann sollte man einem Manne keinen Vorwurf machen, der sich besserer Einsicht nicht hartnäckig verschlossen. Obstination gilt auch sonst nicht als eine lobenswerthe Eigenschaft eines Herrschers. Wie aber ist über jene Appellationen zu urtheilen? Die allgemeinen Concilien sind bekanntlich nur außerordentliche Organe der Kirchenregierung, und wenn auch zu Constanz deren Abhaltung auf je 10 Jahre festgesetzt wurde, so konnte solche außerordentliche, in den damaligen Zeitverhältnissen begründete Verordnung nur für eine ganz beschränkte Zeit Geltung haben. Zeigte es sich ja doch schon bei Beginn des Basler Concils, daß eine allgemeine Synode nur ein außerordentliches Heilmittel sei, dessen zu häufige Anwendung nicht räthlich erscheint. Und was sollte denn eigentlich aus der Kirche werden, wenn jedes Glied derselben, den kirchlichen Obern beliebig den Gehorsam verweigern und an ein allgemeines Concil appelliren dürfte? Wer wollte alles Ernstes behaupten, daß von solcher Befugnis eine Reform hätte erwartet werden dürfen und Pius darum durch jenes Verbot eine solche hintangehalten? Die Kirchengeschichte zeigt zur Genüge, daß all diesen Appellationen nie ehrliche und höhere Motive zu Grunde gelegen, immer nur waren sie der Deckmantel unbändiger Leidenschaft, ungezügelten Hochmuths und verwerflichen Egoismus, der sich überhaupt keiner Autorität beugen wollte und schließlich auch vor der Absurdität einer Appellation an Christus selbst nicht zurückschreckte.

* 112. Die Wandlung in den Anschauungen und Gesinnungen Pius II. wurde diesem schon von den Zeitgenossen oft und bitter genug vorgeworfen, weßhalb er sich veranlaßt sah, sich öffentlich in einer Bulle zu vertheidigen; es ist dies die vielgenannte Retractations-Bulle vom 27. April 1463, an den Rector und die Universität von Cöln gerichtet.[2]) „Manche würden sich lieber dem Tode weihen, als einzugestehen, daß sie einstmals geirrt, und manche glauben keinen Augenblick gefehlt zu haben und sind doch in schwerem Irrthum befangen. Während sie nicht die geringste Einbuße ihrer Ehre ertragen zu können vermeinen, gehen sie derselben gänzlich verlustig, brandmarken sich mit ewiger Schmach und verfallen den verwerflichsten Irrlehren. Wer nicht im geringsten unbeständig scheinen will, wird verstockt. So handeln die von Stolz Aufgeblasenen, die Götter und nicht Menschen sein wollen; wir aber bekennen uns als Menschen, und als Menschen haben wir geirrt. Wie ein hl. Paulus haben wir die Kirche Gottes und vor allem den römischen Stuhl verfolgt. Dies bekennen wir und aufs schmerzlichste bereuen wir solche Worte und Schriften. Mehr durch letztere als durch erstere haben wir gefehlt, aber was ist nun zu thun? Das einmal geschriebene und in die Welt gesandte Wort geht unwiderrufbar seinen Weg. Könnten wir doch alle jene Schriften vernichten, damit sie nicht andern zum Aergernis gereichten. Da dies nicht möglich ist, so bitten wir euch, jenen Schriften des Aeneas Sylvius, die wir in jugendlicher Unüberlegtheit verfaßt keinen Glauben zu schenken, sondern mit Pius II. zu bekennen, daß der Papst von Christus unmittelbar die höchste Gewalt über die ganze Kirche empfangen und von ihm

1) † Raynald ad ann. 1463 n. 114.

wieder alle Gewalt den untergeordneten Gliedern des kirchlichen Leibes mitgetheilt werde.“ Feierlich wiederholt er die vom hl. Bernhard an Eugen III. gerichteten Worte: „Du bist der Hohepriester, der oberste Hirte, der Fürst der Bischöfe, der Erbe der Apostel, dir sind die Schlüssel übergeben und die Schafe anvertraut. Wohl gibt es noch andere Hirten, aber du bist um so glorreicher als der Name, den du geerbt, erhabener ist. Auch von den anderen hat jeder die ihm anvertraute Heerde zu leiten, dir allein sind wir alle übergeben. So bist du der oberste Hirte nicht nur aller Gläubigen, sondern auch aller anderer Hirten. Dies ist mein Glaube, sagt Pius, betreffs des römischen Papstes. Er allein hat die Gewalt empfangen, die allgemeinen Concilien zu berufen und aufzulösen. Obgleich Sohn der Kirche durch seine Wiedergeburt, wird er doch seiner Würde wegen als Vater geehrt. Das ist unsere Ueberzeugung, so glauben und bekennen wir, und was immer wir geschrieben, das dieser Lehre widerstreitet, das widerrufen und verwerfen wir als irrig und verderblich. So schenket denn dem Greise mehr Vertrauen als dem unüberlegten Jüngling. Aeneam rejicite, Pium recipite.“

† 113. Gegen Ende Januar 1460 verließ Pius Mantua wieder und begab sich nach Siena, um in den dortigen warmen Bädern Linderung seiner gichtischen Leiden zu suchen. Er war tief verstimmt, die schönsten Hoffnungen waren wie Rauch verschwunden; die Weltlage war schlimmer, als er geahnt. England, Spanien und Deutschland waren durch innere Kämpfe geschwächt, Frankreichs König schwach und energielos. In Italien selbst standen die Dinge wieder bedenklich; aufs neue war Krieg um Neapel ausgebrochen und wieder wurde der Kirchenstaat durch den Baronatadel beunruhigt. Ferrante hatte durch sein tyrannisches Wesen bald die meisten der Barone von sich gestoßen. Die Malcontenten, unter denen die nächsten Verwandten des Königs, der Fürst von Tarent und der Graf von Rossano die rührigsten waren, riefen abermals den Sohn des Königs René, Johann, Herzog von Calabrien, ins Land. Dieser ritterliche Fürst ergriff bereitwillig die Gelegenheit, alte Erbansprüche seines Hauses geltend zu machen und landete auf einem genuesischen Geschwader an der Küste Campaniens. Sofort erklärten sich die meisten Barone offen für ihn. Die Schlacht von Sorano am 7. Juli 1460 wurde glänzend gewonnen. Ferrante entkam mit nur 12 Reitern mit genauer Noth nach Neapel. Wäre ihm Johann sofort nach der Hauptstadt gefolgt, er wäre Herr des Reiches gewesen; statt dessen ließ er Ferrante, der vom Papst und Mailand unterstützt wurde, Zeit, sich wieder zu sammeln. Zwar siegte Johanns Feldherr Piccinino nochmals bei Sanfabiano über die päpstlichen Truppen, allein auch diesen Sieg wußte er nicht auszunützen, während es der Staatskunst Ferrantes gelang, den Bund der Gegner zu sprengen. Durch Gold, Versprechungen, Lehen und Verträge, die zu brechen ihm nachher nicht allzu schwer wurde, wußte er den einen um den andern von Johanns Seite zu sich herüberzuziehen, so daß manche der Barone es für klug hielten, zeitig genug ihren Frieden mit dem König zu machen. Nach der Schlacht bei Troja aber, 18. August 1462, fielen die meisten Verbündeten von Johann ab, so daß dieser fast von allen verlassen, schließlich die Hoffnung aufgab, nach der Insel Ischia übersetzte und von dort nach der Provence zurückkehrte, um einem frühen Tode entgegenzugehen. Nun machte dem Aragonesen die Krone Niemand mehr streitig und er konnte seiner Rache gegen den Baronatadel freien Lauf lassen.

Dieser neapolitanische Krieg hatte seine schlimme Rückwirkung auch für Rom und den Kirchenstaat. Einer der berüchtigsten Unruhestifter des Patrimoniums war der Graf Everso von Aguillara, aus dem Geschlecht der Orsini, Besitzer von 18 Städten und Castellen im päpstlichen Gebiet. Cardinal

Amanati hat ihn geschildert,[1]) wie er als Raubritter die Straßen zwischen Rom und Viterbo unsicher machte, Reisende in die Verließe seiner Burgen schleppte, Mädchen und junge Frauen raubte, selbst an hohen Festen Frohndienste erzwang, falsche Münzen prägte, aller päpstlichen Monitorien spottete und den Waffen trotzte. Treffliche Genossen seines ruchlosen Treibens fand der Graf in Tiburtius und Valerianus, den Söhnen eines Opfers der Porcarischen Verschwörung. Sie wollten das Blut ihres Vaters Angelo de Maso und älteren Bruders, die durch Henkershand geendet, rächen, rotteten sich mit einer Bande von 300 verwilderten Jünglingen, darunter Söhne aus achtbaren Familien, zusammen und verübten in Rom und Umgebung die größten Frevel. Der neapolitanische Krieg, in welchen auch der Papst verwickelt war, begünstigte das Treiben; der Stadtpräfekt war nicht stark genug, die Bande niederzuhalten, und die Bürgerschaft, unzufrieden wegen der Abwesenheit des Papstes und des neapolitanischen Krieges, blieb unthätig. Pius war noch in Siena, die Nachricht, daß der Condottiere Piccinino sich der Stadt bemächtigen wolle, rief ihn rasch zurück; am 7. October 1460 zog er in den Vatican. Er fand die Stadt tief verstimmt, doch hielt seine Anwesenheit die unruhigen Geister nieder und als Tiburtius mit seinem Raubgesindel einen frechen Einfall wagte, wurde er mit mehreren seiner Genossen ergriffen und endete wie sein Vater am 31. October 1460 am Galgen auf dem Capitol. Es waren dies die letzten Zuckungen der Porcarischen Verschwörung. Nach und nach brachten die päpstlichen Feldherrn die meisten Städte des Patrimoniums zur Unterwerfung, der trotzigste war Gismondo Malatesta, Herr von Rimini. Durch die Wendung im neapolitanischen Krieg war auch sein Schicksal entschieden. Von den päpstlichen Truppen bei Mandolfo am 13. August 1462 geschlagen, mußte er sich glücklich schätzen durch Vermittlung Venedigs Rimini gegen Tribut zurückzuerhalten.

† 114. So hatte sich die schlimme Lage Italiens und des Patrimoniums wieder etwas zum Bessern gewendet, um so größer aber waren die Gefahren, die vom Orient drohten. Der Siegesjubel von Belgrad war thatenlos verklungen, die schweren Verluste, die Muhammed daselbst erlitten, hatte dieser bald wieder ersetzt, und neu gekräftigt begann er den unterbrochenen Siegeslauf fortzusetzen. Ein Jahr nach der Niederlage bei Belgrad erschienen schon wieder 80,000 Türken in Serbien,[2]) dessen Widerstandskraft durch Uneinigkeit und Greuelthaten in der Herrscherfamilie gelähmt war. Der Serbenfürst Lazar, der nach dem Tode des Vaters Georg seine Mutter Irene ermordet und seine beiden vom Sultan Murad geblendeten Brüder Georg und Stephan vertrieben, war unvermuthet gestorben. Die Wittwe Helena stellte nun ihr Land unter die Lehenshoheit des hl. Stuhles und der Papst ließ auch sofort durch den Cardinallegaten San Angelo von dem Lande Besitz ergreifen. Hiemit aber waren die serbischen Bojaren sehr unzufrieden, sie wollten lieber den Turban als die Tiara über sich herrschen sehen und traten daher mit Muhammed in geheime Verbindung. Sie öffneten den Türken überall die Thore, wofür sie mit Ländereien beschenkt wurden; die Widerspänstigen wurden niedergehauen oder in die Sklaverei verkauft. So war Serbien in kürzester Zeit unterworfen und entvölkert, in die verheerten Lande zogen osmanische Colonisten.

Wie Serbien fiel auch Bosnien dem Halbmond fast kampflos zur Beute, die eigenen Bewohner bahnten dem Feinde den Weg. Streitigkeiten in der

---

1) † Raynald ad ann. 1464 n. 72. — 2) † Ueber die Kämpfe der Christen gegen den Islam vgl. Hammer, Geschichte des osmanischen Reichs, I. Bd. 1300 bis 1520, namentlich Buch 13 S. 426 ff.

Herrscherfamilie, Fehdelust und Sektenhaß förderten die Pläne Muhammeds. Als er mit mächtigem Heere in das zerrissene Land einbrach, fiel eine Stadt und Festung nach der anderen in seine Hände und in kürzester Zeit war die ganze Bevölkerung in seiner Gewalt, mit der ähnlich verfahren wurde wie in Serbien. Die Königin-Mutter Katharina und die Königin Maria flohen 1466 nach Rom, wo sie mit einem Gnadengehalt des Papstes ihr Leben fristeten. Bei ihrem Tode 1478 übertrug Katharina ihre Ansprüche an Bosnien auf den Papst. Sie ruht in Aracöli.[1])

Der muthigste und standhafteste Verfechter der christlichen Sache in Europa war nach Hunyadis Tod Georg Castriota, der Skanderbeg von Albanien. Bei der allgemeinen Gleichgiltigkeit, Lauheit und Schlaffheit in dem großen Entscheidungskampf ist dieser edle Held eine großartige Erscheinung. Skanderbeg widerstand Muhammed II. ebenso standhaft und erfolgreich wie dessen Vater Murad II. Seinem Geist und Geschick war es gelungen, aus den rauhen Bergbewohnern eine unüberwindliche Heldenschaar heranzubilden und mit ihnen die Türken, so oft und so zahlreich sie auch erschienen, immer blutig zurückzuschicken. Unter seiner geistvollen Leitung wurde das kleine Bergland zur unüberwindlichen Vormauer gegen den anstürmenden Islam. Als Muhammed nach Constantinopels Fall auch von ihm Tribut abverlangte, antwortete der kühne Held, er sei nach Albanien gekommen, um die Sklavenfesseln des Landes zu brechen und nicht um ihm neue aufzubürden. Zwei türkische Heere hatte er mit schweren Verlusten zurückgeschlagen, sogar der türkische Heerführer Hamsa war in seine Hand gefallen und mußte sich mit 13,000 Goldstücken auslösen. Nun griff der ergrimmte Sultan zu den schmählichen Waffen des Verraths, da Skanderbeg mit Eisen nicht zu bezwingen war, sollte er durch Gold fallen. Sein Waffengefährte Moses von Dibra und der eigene Neffe Hamsa wurden zu Verräthern. Doch der Patriotismus siegte auch über den Verrath. Moses wurde mit Verlust von 10,000 Türken über die Grenze geworfen, Hamsa aber auf der Ebene Mati geschlagen und gefangen. Skanderbegs Name war auf aller Lippen, in der Christenheit wurde er als wunderbarer Glaubensheld gefeiert, den Türken aber war er zum Schrecken geworden. Muhammed hielt es für gerathen, die Rache zu unterdrücken und mit dem unbesiegbaren Sohn der Berge zu unterhandeln. Er erkannte ihn als unumschränkten Herrn und Gebieter von Albanien und versprach zeitlebens diesen Frieden gewissenhaft zu halten. Das Verlangen des Sultan, seinen Sohn als Geisel nach Constantinopel zu senden, wies Skanderbeg würdig und gemessen zurück. Während dieser Friedenszeit gieng Skanderbeg nach Italien und gewann Ferrante die Schlacht von Troja, wodurch die Hoffnungen des Anjouaners definitiv zu Grabe getragen wurden.

Der Friede mit dem Halbmond dauerte nicht lange, leider war diesmal Skanderbeg selbst der Treulose, indem er einseitig den Friedensvertrag gebrochen. Es war selbstverständlich, daß Pius II. bei den Vorbereitungen auf den großen Kreuzzug seine Augen auch auf den Helden von Albanien lenkte; er sollte dem Unternehmen seine umsichtige und erprobte Kraft leihen, dafür aber zum König von Albanien und Macedonien ernannt werden. In Erwartung kräftiger Unterstützung des Abendlandes eröffnete Skanderbeg sofort den Krieg, da aber durch den Tod des Papstes das ganze Unternehmen vereitelt wurde, sah sich Albanien der ganzen türkischen Macht allein gegenübergestellt. Doch Skanderbeg blieb auch so Sieger. Scheremetbeg schlug er am 14. August 1464 mit einem Verlust von 10,000 Mann aus dem Lande, den albanesischen Renegaten Balaban schlug er im folgenden Jahr bei Berat aufs

---

1) † Raynald ad ann. 1478 n. 42.

Haupt. Balaban kam ein zweites und drittesmal, wurde aber jedesmal gleich blutig zurückgeworfen. Nun sollte ein mächtiges Belagerungsheer von zwei Seiten gegen Croja heranziehen, um den verhaßten Feind gewaltsam zu erdrücken; allein Skanderbeg vernichtete durch die Raschheit des Angriffs beide Abtheilungen fast ganz.

Außer sich vor Wuth beschloß Muhammed persönlich gegen Albanien zu ziehen und erschien auch wirklich im Frühjahr 1466 mit 200,000 Mann vor Croja. Als einfacher Reiter verkleidet floh nun Skanderbeg nach Rom, um in dieser Noth den hl. Stuhl um Hülfe anzuflehen. „Nach 23 Jahren unaufhörlichen Krieges, sprach er im Consistorium, stehe ich hier allein mit den Trümmern meiner Streiter, mit meinem schwachen Staat, der von so vielen Schlachten so erschöpft ist, daß Epirus nicht eine einzige unverwundete Stelle aufzuweisen hat. Kaum bleiben noch einige Tropfen Blutes, um es für die christliche Welt zu vergießen. So kommet uns denn zu Hülfe! Bald wird vielleicht jenseits des adriatischen Meeres auch der letzte Streiter Christi verschwunden sein." Die Sprache war eine ergreifende, die Hülfe aber eine spärliche. Der Papst schenkte dem Veteran der Christenheit einen Hut und ein Schwert und empfahl seine Sache den Fürsten des Abendlandes, diese aber blieben auch über dem Jammerruf des bedrängten Heldengreises, der so lange und so muthig für das ganze Abendland in der Bresche gestanden, kalt und gleichgiltig. So blieb Skanderbeg allein gegenüber der erdrückenden türkischen Uebermacht, allein er verzagte trotzdem nicht. Muthig nahm er den Kampf auf; mit dem Kern seiner Tapfern blieb er außerhalb der Festung, um durch fortwährende günstige Angriffe den Feind zu beunruhigen und zu schwächen. Die Stadt selbst war weder durch die Menge der Geschütze, noch durch die Macht des Geldes zu nehmen, und so mußte auch Muhammed im Spätjahr 1466 abziehen. Die übermenschliche Anstrengung hatte aber schließlich die Lebenskraft des Herrschers von Albanien gebrochen. Im Januar 1467 ergriff ihn ein heftiges Fieber, das ihn rasch verzehrte. Eben war wieder ein türkisches Heer im Anzug, allein dem Helden versagten die Kräfte und seine Tapfern zogen ohne ihn aus. Der bloße Name Skanderbegs schlug die Feinde in die Flucht und die Siegesbotschaft erhellte noch die letzten Augenblicke des edlen Streiters; am 17. Januar 1467 verschied er zu Alessio. Es war ein schwerer Verlust für die Christen; der Sultan soll bei der Todesnachricht ausgerufen haben: „Wehe der Christenheit! sie hat Schwert und Schild verloren."

Eine traurigere Rolle als der unbesiegte Skanderbeg spielten im blutigen Türkendrama zwei andere christliche Fürsten, die letzten Sprößlinge der Paläologen, Thomas und Demetrius, Brüder des unglücklichen Constantin. Durch Grausamkeit und innern Bruderkrieg hatten sie selbst dem lauernden Sultan geschäftig den Weg geebnet. Gegen Tribut hatte er ihnen noch kleine Theilfürstenthümer gelassen, allein in Bälde brachen sie sich und dem Sultan den geschworenen Frieden, worauf dieser mit leichter Mühe die ruinöse Herrschaft vollends zusammenschlug. Demetrius fiel zum Islam ab und erhielt vom Sultan einen Gnadengehalt, Thomas aber entfloh mit dem Haupte des Apostels Andreas nach dem Abendlande. Im Frühjahr 1461 kam er über Ancona nach Rom und wurde vom Papste, dem er das Apostelhaupt zum Geschenke machte,[1]) freundlich aufgenommen. Er erhielt im Spital Santo Spirito Wohnung und einen Jahrgehalt. Der Versuch in Oberitalien für seine Sache zu werben blieb ohne Erfolg, weßhalb er nach Rom zurückkehrte,

1) † Das Haupt wurde am 12. April 1462 von Pius II. in feierlicher Prozession abgeholt, nach St. Peter getragen und dort in der Confessio niedergelegt.

wo er 1465, 63 Jahre alt, starb. Seine Gemahlin war ihm im Tode bereits vorangegangen, die drei Kinder wurden durch Bessarion von Ancona, wo sie erzogen wurden, nach Rom gebracht.[1])

† 115. Wie den Peloponnes, Serbien und Bosnien, so hatte der gewaltige Sultan 1461 auch das Reich Trapezunt unterworfen. Als die Lateiner Constantinopel erobert, war Jakob Comnenus dorthin geflüchtet und hatte ein Reich von drei kleinen Provinzen gegründet, das ein klägliches Dasein fristete, bis es endlich unter den Schlägen des türkischen Sultan in Staub zerfiel. Die Söhne des greisen Kaisers Alexius Comnenus hatten sich gegen ihren Vater empört, um ihn zur Abdankung zu zwingen. Während des Bürgerkrieges war Alexius von Gram und Kummer gebeugt gestorben und es folgte der älteste der treulosen Söhne Johann. Nicht lange aber sollte er sich der Früchte seines Frevels freuen; bald nach der Thronbesteigung starb er. Da er nur einen vierjährigen Sohn hinterließ, wurde sein jüngster Bruder David zum Vormund und Reichsverweser bestellt. Dieser stand seinem Bruder an herzloser Verruchtheit nicht nach und stieg über die Leiche seines Neffen und Mündels selbst auf den Thron. Er verheirathete sich mit einer Prinzessin Helena aus dem Hause der Cantacuzenen, die ihm 8 Söhne und 2 Töchter gebar. So glaubte er die durch Verbrechen erworbene Herrschaft gefestigt, da erschien Muhammed mit gewaltiger Heeresmacht, schloß die Stadt von der See- und Landseite ein und ließ dem Comnenen nur die Wahl zwischen freiwilliger Unterwerfung oder Kriegsgewalt und deren Folgen. Der feige Usurpator zog ersteres vor und ergab sich ohne Schwertstreich dem Sultan. Als Gnade erbat sich der entthronte Herrscher Aufnahme seiner Tochter in den Harem Muhammeds. Die Bitte wurde ihm abgeschlagen, dagegen sollte sich der Kaiser mit seiner ganzen Familie nach Constantinopel begeben, wohin er auch seine Schätze für den Sultan in Sicherheit bringen durfte. Die Einwohner Trapezunts mußten zur Hälfte ihrem früheren Kaiser nach Constantinopel folgen, nur $^1/_3$ durfte in der eroberten Stadt verbleiben, die übrigen wurden als Sklaven und Soldaten ins Heer gesteckt; die schönsten Mädchen kamen in den Harem. Ein noch entsetzlicheres Ende harrte der Kaiserfamilie in Constantinopel. Auf Grund eines Briefes, den die Gemahlin Usunhasans, eine Nichte Davids, an diesen geschrieben, wurde er und seine ganze Familie des Hochverraths angeklagt. Sämmtliche: David, sein Bruder Alexius, ein Neffe und sieben Söhne endigten durch Henkershand; nur der jüngste Sohn, der zum Islam abgefallen, wurde verschont, sowie eine Tochter, die an den Statthalter von Macedonien verheirathet wurde. Die Leichen wurden unbeerdigt den Hunden und Vögeln zum Fraße hingeworfen, die Kaiserin Helena aber gieng trotz des strengsten Verbotes von Seite des Sultan, an den Ort des Schreckens und der Schmach und bestattete ihre Lieben eigenhändig zur Erde. Hierauf zog sie sich in die Einsamkeit zurück, wo sie von Schmerz und Kummer gebeugt ihr Leben kurze Zeit darauf beschloß. So endete das byzantinische Herrscherhaus im Osten, wie im Westen in Blut und Schmach.

---

1) † Der ältere Sohn Andreas starb elend und zerlumpt in Rom 1502. Seine Erbansprüche an das byzantinische Reich hatte er unter dem 6. Sept. 1494 an Karl VIII. von Frankreich und unter dem 7. April 1502 an Ferdinand und Isabella von Spanien abgetreten. Der jüngere Manuel entfloh nach Constantinopel, fiel wie sein Oheim zum Islam ab und endete unter türkischer Herrschaft. Die bildschöne Tochter Zoë wurde an den Großfürsten Iwan III. von Moskau vermählt, auf den sie die Erbansprüche der Paläologen übertrug.

† 116. Unter den vielen Flüchtlingen, welche christlicher Parteihaß und türkischer Fanatismus nach dem Abendlande trieb, war auch die Königin von Cypern, die im nämlichen Jahre wie der Despot Thomas nach Rom kam. Charlotte von Lusignan war nach dem Tode ihres Vaters, König Janus, 1458 als Königin von Cypern gekrönt worden und hatte sich mit ihrem Vetter Prinz Ludwig von Savoyen, dem Sohne Herzog Ludwigs von Savoyen vermählt. 1459 wurde auch Ludwig zu Nikosia gekrönt, aber bald riß ein natürlicher Bruder Charlottens, Jakob von Lusignan, mit Hülfe der Venetianer und des Sultan von Egypten die Herrschaft der Insel an sich. Ludwig wurde im Castell von Cerina eingeschlossen, während Charlotte hülfesuchend nach Rhodus und dann nach Rom eilte. Von Seeräubern ausgeplündert erschien sie von allem entblößt vor dem Papste. Er nahm sie gütig und freundlich auf, konnte ihr aber nur wenig Beistand verheißen und noch weniger Hülfe erhielt sie in ihrem Heimathlande Savoyen. Jakob blieb Herr der Insel und nach seinem Tode führte dessen Gattin Catharina die Regierung dem Namen nach fort unter venetianischer Oberhoheit. Eine Verschwörung zu Gunsten Charlottens wurde von den Venetianern unterdrückt und die länderlose Königin starb 1487 in Rom und wurde in der Peterskirche beigesetzt. 1485 hatte sie ihre Rechte auf Cypern an den Neffen Herzog Karl I. von Savoyen übertragen. Ihr Gemahl Ludwig war ihr schon 1482 zu Ripaille am Genfer See, dem Lieblingsaufenthalt seines Großvaters, vorangegangen.

† 117. Gleich im Beginn seines Pontificates hatte Pius II. einen Minoritenbruder, Ludwig von Bologna, an die christlichen Könige von Armenien und Mesopotamien gesandt, um sie aufzufordern, die Türken von Asien her anzugreifen, während er einen gleichzeitigen Angriff von Europa aus in Aussicht stellte. Bald nach dem Congreß von Mantua war Ludwig von seiner Legationsreise zurückgekommen; in seiner Begleitung waren Gesandte des Kaisers von Trapezunt, der Könige von Georgien und Persien, der Beherrscher beider Armenien und mehrerer anderer orientalischer Fürsten. Sie hatten den Weg durch Colchis und Scythien über den Don und die Donau nach Ungarn und Deutschland genommen, hatten Kaiser Friedrich begrüßt und waren dann nach Venedig gereist, wo sie vom Senat ehrenvoll empfangen wurden. Als sie sich Rom näherten, giengen ihnen mehrere Prälaten zur Begrüßung entgegen und sofort nach ihrer Ankunft gab ihnen der Papst in öffentlichem Consistorium Audienz. Namens ihrer Herrscher erklärten die Gesandten, daß sie den Türken Feind und gerne bereit seien, dieselben im Bunde mit dem Abendlande zu bekriegen. 120,000 Mann seien sofort bereit an den Hellespont zu ziehen, wenn von europäischer Seite aus ein Angriff erfolge. Dann führten sie nochmals all die Verbündeten auf, die ihnen im Kampfe gegen die Türken Hülfe leisten würden. Pius lobte ihren Eifer und nahm das Anerbieten freudig entgegen, setzte ihnen dann die Verhandlungen zu Mantua auseinander und erklärte, wie er sein Möglichstes gethan, die christlichen Fürsten zu energischem Kampf gegen den Halbmond anzufeuern, bisher aber ohne Erfolg. Vielleicht aber, daß sie doch noch aus ihrer Unthätigkeit aufgerüttelt werden könnten, falls sie von dem Anerbieten der Orientalen Kunde erhielten. Die Legaten möchten darum persönlich zum König von Frankreich und Herzog von Burgund gehen, denn ohne die Franzosen sei ein Kampf gegen den Islam unmöglich.[1])

Da auch diese günstige Gelegenheit von Seite des Abendlandes unbenützt gelassen wurde, verfiel der Papst auf einen andern, man möchte sagen

1) † Raynald ad ann. 1460 n. 101 u. 102.

abenteuerlichen Plan: er wollte versuchen den gefürchteten Sultan zum Christenthum zu bekehren. Gelang es, so konnte das griechische Imperium in neuer Pracht erstehen und nur ein Dynastienwechsel hätte stattgefunden. Er schrieb daher eine lange Abhandlung an den Gewaltherrscher und mahnte ihn vom Krieg gegen die Christen abzulassen, da es nicht gelingen werde, die christlichen Nationen, deren Macht und Stärke er noch gar nicht kennen gelernt, zu besiegen. Trotz ihres inneren Zwistes und Haders, würden sie sich doch sofort gegen ihn vereinigen, wenn es sich um die Religion handle. Wenn Muhammed die Taufe empfange, werde er sich unsterblichen Ruhm erwerben gleich anderen heidnischen Herrschern vor ihm, so Chlodwig bei den Franken, Reccared bei den Gothen, Constantin bei den Römern. Statt als Usurpator würde er dann das griechische Reich als legitimer Kaiser besitzen. Mit viel Gelehrsamkeit entwickelt dann Pius die Lehren des Christenthums, zeigend, daß nicht unter dem Gesetze des Propheten, sondern unter dem Evangelium Christi der Friede und die Einigkeit der Welt, sowie die Erlangung des ewigen Lebens, das vor allem zu suchen ist, möglich sei[1]).

In unseren Tagen, wo das Reich Muhammeds allmählich in die Brüche zu gehen beginnt und so ziemlich zu dem Zustand herabgesunken, in dem sich Byzanz unter den letzten Paläologen befand, und wo sich der slavische Coloß im Rücken erhebt, um seine angeblichen Ansprüche an das Griechenreich geltend zu machen, in unsern Tagen könnten jene Worte des Papstes Interesse für das Pfortenreich haben. Wie sie damals der blutdürstige und grausame Gewaltherrscher aufgenommen, wissen wir nicht, und es ist fraglich, ob sich Pius wirklich einen Erfolg versprochen. Uns will bedünken, daß das Schreiben nur der Erguß eines tief bekümmerten und ängstlich besorgten Herzens war, um sich wenigstens den einen Trost zu bereiten, sagen zu können, daß alles versucht und aufgewandt worden, um die dem Kreuz drohende Gefahr abzuwenden.

† 118. Schon neigte sich das Leben des Papstes dem Abschluß zu, da schien sich seine Sehnsuchtshoffnung noch erfüllen zu wollen. Das immer weitere Umsichgreifen des ottomanischen Reiches im und am ägeischen Meere, wo eine Insel und ein Staat nach dem anderen der blutgierigen Gottesgeißel zum Opfer fiel, rief endlich die Marcusrepublik aus ihrer Lethargie auf. Man war allmählich zu der Ueberzeugung gekommen, daß ein Waffengang mit dem gefürchteten Feind unvermeidlich sei, falls nicht die Republik auf den Orient ganz verzichten wolle. Nun fand man den Plan des Papstes eines vereinten und gemeinsamen Kampfes, der noch zu Mantua als unzeitgemäß abgewiesen worden, auf einmal für ganz trefflich und schon im November 1463 fand derselbe auf den Vorschlag des Dogen fast einstimmige Annahme. Pius II. war trotz aller Enttäuschungen und schlimmen Erfahrungen an der Ausführung seines Lieblingsgedankens doch nicht verzweifelt. Neue Hoffnungen flammten auf, als Johann von Castro im Mai 1462 die Alaungruben von Tolfa im Patrimonium entdeckte, von denen man sich ein jährliches Erträgnis von 300,000 Ducaten versprach. Auch schien ein neuer Aufruf des Papstes erfolgreicher werden zu wollen, als alle bisherigen. Der Herzog von Burgund hatte aufs bereitwilligste seine Theilnahme zugesagt. Durch den Frieden von Wiener-Neustadt hatte der König von Ungarn wieder freie Hand bekommen; bereits war mit ihm ein Bündnis für den Kreuzzug geschlossen. Auf September 1463 hatte der Papst einen neuen Congreß der italienischen Fürsten und Städte nach Rom beschieden; wenn sich hier auch einzelne wie Florenz und

1) † Raynald ad ann. 1461 n. 44.

Genua zurückhaltend zeigten, so erklärten sich doch viele wie Ferrante, Sforza, Mantua und allen voran Venedig zur Leistung der in Mantua beschlossenen Geldbeiträge bereit. Venedig rüstete aus allen Kräften und bereits war der Kampf in Morea und an der Donau siegreich eröffnet. In einem Consistorium wußte der Papst in solch beredten und feurigen Worten die Sache des Kreuzes zu vertreten, daß selbst die anfangs Widerstrebenden zur Begeisterung fortgerissen wurden. Er überblickte nochmals seinen Pontificat, schilderte seine Bemühungen, zeigte wie die anfänglichen Hindernisse entfernt und Italien nun Ruhe genieße. Nun sei es Zeit zum Handeln; er führt all die vielen und mächtigen Bundesgenossen in Europa und Asien auf und erklärt sich bereit, in eigener Person an die Spitze des Kreuzzuges zu treten, unbekümmert um Gefahren und Mühen, ja selbst den Tod nicht fürchtend, der seiner sicher harrte. Glücklich schätze er sich im Dienste des Herrn seine Tage zu beschließen[1]).

Am 22. October 1463 erließ Pius II. ein feierliches Schreiben an alle Christgläubigen, worin er ihnen kundgibt, daß am 1. Juni folgenden Jahres der Kreuzzug von Ancona aus eröffnet, und daß er selbst mit den Cardinälen an die Spitze des Unternehmens treten werde. Des weiteren schildert er seine bisherigen fruchtlosen Bemühungen, das entsetzliche Wüthen Muhammeds, führt die einzelne Mächte auf, die jetzt ihre Theilnahme zugesagt und beschwört jeden nach Stand und Vermögen sich an dem hl. Unternehmen zu betheiligen. Mit einem ergreifenden Gebet zu Gott um Segen für die christlichen Waffen schließt das Schreiben.

So war das Jahr 1463 mit den rosigsten Hoffnungen für endliches Gelingen des Unternehmens zu Ende gegangen, aber ebenso viele Enttäuschungen brachte das Frühjahr 1464. Das Kriegsglück war von den venetianischen Fahnen gewichen, der Herzog von Burgund in den Banden der Sinnlichkeit schmachtend hatte sich von Frankreich abwendig machen lassen, der Herzog von Mailand zeigte keine Lust zu persönlicher Theilnahme, der Eifer mancher Cardinäle und vieler italienischer Städte war bereits wieder erlahmt; die größten Bedenken aber erregte der Gesundheitszustand des Papstes. Er hatte zwar in den schon öfters gebrauchten Bädern von Petriolo Hülfe gesucht, war aber von dort am 18. Juni todtmüde nach Rom zurückgekehrt. Dennoch entschloß er sich zur Reise nach Ancona, um nicht wortbrüchig zu erscheinen und andern Grund zur Entschuldigung zu geben. In der Peterskirche feierte er noch den Gottesdienst, um für das Gelingen des Unternehmens zu beten, ließ sich dann in einer Sänfte bereits fieberkrank an die milvische Brücke tragen und bestieg dort mit nur wenigen Begleitern eine Barke, die ihn stromaufwärts tragen sollte. Nochmals warf er einen bewegten Blick nach der ewigen Stadt zurück: „Lebe wohl, Roma, lebend wirst du mich nicht mehr sehen!“[2]) Das war der letzte Scheidegruß. Bei Otricoli verließ er die Barke und ließ sich in einer Sänfte weiter tragen; mühsam gelangte er so am 18. Juli über Loretto nach Ancona. Aber welcher Anblick für den sterbenden Papst! Ungeordnete Menschenmassen, aus aller Herren Länder zusammengelaufen, meist ohne Lebensmittel und ohne Waffen, trieben in und um Ancona ihr Unwesen. Die Zurüstungen der päpstlichen Flotte waren äußerst mangelhaft, weil es an Geld mangelte, die venetianischen Schiffe ließen auf ihre Ankunft warten; so vermochte man die Kreuzfahrer nicht überzusetzen und die Massen verliefen sich wieder. Bange Sehnsucht und Fieberhitze verzehrten die letzten Lebenskräfte des Papstes, der im bischöflichen Palast zu Ancona Wohnung genommen. „Aus den Fenstern des Palastes blickte

---

1) † Raynald ad ann. 1463 n. 25 ff. — 2) † Campanus. Muratori l. c. p. 988.

Pius über das glänzende Meer nach Osten, wo Byzanz und Jerusalem, die Vergangenheit der Menschheit lagen; während vielleicht in derselben Stunde der junge Columbus an einem anderen Strande nach dem Westen blickte, wo die Zukunft der Menschheit noch mit dichten Schleiern bedeckt lag" [1]). Nach 24 Tagen langen Wartens erschienen endlich die venetianischen Galeeren am Horizont. Der Papst sandte ihnen auf seinen Schiffen die anwesenden Cardinäle entgegen; am 12. August lief der Doge Christoforo Moro mit 20 Segeln [2]) in den Hafen von Ancona ein. Beim Anblick der Schiffe rief Pius seufzend: „Zuerst fehlte mir die Flotte und jetzt fehle ich der Flotte." Der Empfang des Dogen, der am 13. August stattfinden sollte, mußte unterbleiben, da die Auflösung des Papstes bevorstand. Pius empfing die Sterbsakramente, versammelte die Cardinäle um sich, bat sie um Verzeihung und empfahl ihnen den Kreuzzug, den Kirchenstaat und seine Verwandten. Die bereitstehenden Galeeren sollten den Venetianern übergeben werden und 40,000 Goldgulden dem König von Ungarn zur Bestreitung des Türkenkrieges. Als der Cardinal Amanati fragte: ob er in Rom beerdigt werden wolle, erwiederte der Papst weinend: „Wer wird dafür sorgen?" Auf die Versicherung Amanatis, daß er dafür Sorge tragen wolle, erheiterte sich sein Antlitz. Gegen Abend des 14. Augustes verschied Pius II. mit der Bitte an die Umstehenden, seiner im Gebete zu gedenken. An Mariä Himmelfahrt wurde die Leiche in der Kathedrale zu Ancona ausgestellt, dann nach Rom gebracht und in St. Peter in der vom Papst erbauten Kapelle des hl. Andreas beigesetzt. Mit Pius hatte der Kreuzzug sein geistiges Haupt verloren.

Noch in den letzten Augenblicken beschäftigte den Papst die Sorge für die Angehörigen, denen er auch im Leben nur allzusehr angehangen. Von vier Schwestersöhnen machte er Antonio zum Herzog von Sessa; Francesco zum Cardinal; Andrea zum Herrn von Castiglione; Giacomo zum Herrn von Montemarciano. In ähnlicher Weise wurden auch andere entferntere Verwandte begünstigt, ja die bloße Herkunft von Siena galt als empfehlender Vorzug [3]).

† 119. Am 27. August 1464 versammelten sich von den 21 Cardinälen des Collegiums 19 im Vatican zum Conclave. Bevor man zur Wahl schritt, wurde abermals eine Wahlcapitulation entworfen, die jeder der Cardinäle eidlich beschwor für den Fall seiner Erwählung. Im Wesentlichen waren es dieselben Stipulationen, wie bei der Wahl Pius II.: Vor allem sollte der bereits begonnene Kreuzzug nach Kräften fortgesetzt werden. Die Curie soll reformirt und ohne Zustimmung der Mehrzahl der Cardinäle nicht an einen andern italienischen und an einen außeritalienischen Ort nur mit Zustimmung aller Cardinäle verlegt werden dürfen. Innerhalb dreier Jahre soll ein allgemeines Concil berufen werden, wozu auch die Fürsten beizuziehen sind. Das Collegium soll die Mitgliederzahl von 24 nicht übersteigen und keiner unter 30 Jahren und ohne theologische und juridische Ausbildung in dasselbe eintreten können. Aus der Verwandtschaft soll der Papst nur Einem den rothen Hut verleihen. Bei Cardinalsernennungen soll er an die ausdrückliche und nicht bloß stillschweigende Zustimmung der Cardinäle gebunden sein und die beneficia majora nur in einem Consistorium vergeben, ebenso soll die Entsetzung von solchen Beneficien unter Beobachtung der canonischen

---

1) † Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom VII. S. 208. Eine schöne Parallele, historisch aber nicht wohl möglich, da Columbus 1456 geboren wurde. — 2) † Campanus spricht von 12 Dreiruderern. — 3) † Ueber die Nepoten Pius II. Voigt III. S. 554 ff.

Formen erfolgen. Von den Besitzungen der Kirche darf nichts veräußert und ihr Einkommen nicht geschmälert werden; ohne Zustimmung der Cardinäle darf der Papst weder Krieg führen noch auch Bündnisse schließen. Die wichtigeren Castelle des Patrimonium soll er nur Clerikern übergeben, die aber nicht Verwandte des Papstes sein dürfen; solchen darf er auch den Oberbefehl über das Heer nicht übertragen. Zweimal des Jahres versammeln sich die Cardinäle, um über Einhaltung dieser dem Papst monatlich vorzulesenden Punkte zu berathen. Wenn diese Capitulation ins Leben übergegangen, so würde Kirche und Kirchenstaat in eine Oligarchie verwandelt worden sein; allein auch diese Stipulation theilte das Schicksal aller vorangegangenen und aller folgenden [1]). Eine interessante Thatsache aber spricht aus diesen Wahlcapitulationen des 15. Jahrhunderts, daß man nemlich nicht nur in außer- oder unkirchlichen Kreisen, sondern selbst im Rathe des Papstes das Heil der Kirche in möglichster Beschränkung seiner Befugnisse suchte und davon erhoffte.

Am 30. August schon war die Wahl im ersten Scrutinium vollzogen; als Papst gieng aus der Urne hervor der Cardinal von San Marco Pietro Barbo. Er entstammte der venetianischen Familie der Barbo; geboren am 26. Februar 1418 als der Sohn des Nicolo Barbo und der Polixena Condulmer, Schwester Eugens IV. Pietro war zum Handelsstand bestimmt und eben im Begriff nach der Levante abzugehen, als ihn sein Oheim nach Ferrara rief. Er erhielt tüchtige Lehrer, nahm die Tonsur und wurde von Eugen in Bälde zum Archidiacon von Bologna und 1440 zum Cardinaldiacon ernannt. Commenden, Bisthümer und reichdotirte Pfründen verschafften dem Cardinal ein fürstliches Einkommen, das ihm, neben seinem gefälligen und gewinnenden Wesen trotz ungenügender wissenschaftlicher Ausbildung zu nicht unbedeutendem Einfluß verhalf, den er bei verschiedenen Vermittlungsversuchen geltend machte. Er war erst 46 Jahre alt, als ihm die Tiara zufiel, ein Mann von schöner Gestalt und würdevoller Haltung, aber dieser seiner Eigenschaften auch bewußt. Er nannte sich Paul II. [2]) und zeigte sofort, daß er nicht gewillt sei, sich zum bloßen Präsidenten des Cardinalcollegiums degradiren zu lassen. Kurz nach seiner Erhebung stieß er die Wahlcapitulation gewaltsam um, indem er die Cardinäle theils durch Güte, theils mit Gewalt dahin brachte, die im Conclave aufgestellten Artikel rückgängig zu machen. Nur der einzige Carvajal war nicht zu einem Widerruf zu bewegen. Durch dieses eigenmächtige und gewaltthätige Vorgehen war zwischen Papst und Cardinälen eine Verstimmung entstanden, die sich nie mehr ganz hob. Wenn die Gefahr

---

1) † Dankenswerthe Aufschlüsse über die Wahlcapitulationen, namentlich auch diejenige Pauls II. giebt uns ein Aktenstück in der vierten Abtheilung des dritten Bandes von Döllingers Beiträgen, Wien 1882. Es wird uns hier gesagt, daß die Cardinäle seit Bonifaz VIII. in jedem Conclave dem neuerwählten Papste Bedingungen stellten, deren Erfüllung er eidlich zusagen mußte. Paul II. auf das Gutachten eines Canonisten von Bologna, des Sicilianers Barbazza gestützt, verweigerte geradezu die Erfüllung der eingegangenen Bedingungen. Barbazza behauptete nemlich diese Conclavebedingungen beeinträchtigen die dem Papst von Christus verliehene Vollgewalt und seien deshalb null und nichtig. — 2) † Cardinal Amanati berichtet, daß er sich zuerst Formosus habe nennen wollen; da dies als gefallsüchtige Anspielung auf seine Gestalt angesehen wurde, haben die Cardinäle abgerathen. Dann habe er den Namen Marcus gewählt, da aber auch dieser für unpassend gehalten wurde, weil er das Feldgeschrei der Venetianer war, wählte er den Namen Paul. Raynald ad ann. 1464 n. 55. Ueber Pauls II. Pontificat vgl. außer Platina, vita Pauli von Michael Cannesius von Viterbo. Murat. III. 2. p. 903 sqq. Gasparis Veronensis de gestis tempore Pauli II. Murat. l. c. p. 1025. sqq. Cardinal Quirini Vit. et Vindiciae Pauli II. Romae 1740.

eines Schismas, die augenblicklich nicht geringer war als unter Urban VI., noch überwunden wurde[1]), so ist dies in erster Linie dem überwiegenden Einfluß der einsichtigeren Cardinäle, einem Bessarion und Carvajal zu danken. Auch in den folgenden Handlungen zeigte Paul II. deutlich genug, daß er durchaus unabhängig zu regieren gedenke und Niemandem, auch dem Cardinalscollegium nicht, einen maßgebenden oder gar entscheidenden Einfluß zugestehen werde. Gleich in der ersten Cardinalspromotion verlieh er drei Neffen den Purpur, allein keiner von ihnen erlangte überwiegenden Einfluß. Paul II. war eine durchaus verschlossene Natur und wußte seine Absichten und Entschlüsse selbst seiner nächsten Umgebung sorgfältig zu verbergen, bis die Zeit zum Handeln gekommen. Am päpstlichen Hofe griff er eigenmächtig nach Belieben in den gewöhnlichen Geschäftsgang ein, machte den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tag. In der geistlichen wie weltlichen Verwaltung traf er manche passende Reformen, vor allem suchte er dem verwerflichen simonistischen Treiben an der Curie zu steuern; beschränkte nach Kräften das Unwesen der Commenden und Exspectanzen und schützte die Wohlthätigkeitsanstalten.

† 120. Keine seiner Handlungen ist für seinen Ruf bei der Nachwelt so verhängnißvoll geworden, als die 1466 verfügte Auflösung des Collegiums der Abbreviatoren[2]). Die Entstehung dieses Collegiums datirt in die avignonische Zeit zurück; eine Neugestaltung hatte es unter Pius II. gefunden, der die Zahl der Beamten auf 70 festsetzte und die Stellen fast ausschließlich an Literaten verlieh, wohl nicht so fast in der Absicht hiedurch einen schöneren Stil in die kirchlichen Aktenstücke zu bringen, als vielmehr deßhalb, verdiente Humanisten auf solche Weise am passendsten und einfachsten zu belohnen. Dieselben hatten mittelst herkömmlicher Schriftabkürzung, daher der Namen, Auszüge aus den eingelaufenen Bittschriften zu machen, sowie die Concepte für die apostolischen Schreiben zu fertigen. Sie waren in zwei Abtheilungen, den sogenannten großen und kleinen Park geschieden, ersterem gehörten die älteren Beamten des Collegiums zu. Das Amt der Abbreviatoren gelangte nach und nach zu nicht unbedeutendem Einfluß und Ansehen, was schon die Behandlung der Bittgesuche mit sich brachte. Aber gerade hier lag auch der wunde Punkt, indem die Gefahr des Amtsmißbrauchs in gewinnsüchtiger Absicht zu nahe lag. Solcher Mißbrauch scheint auch in großem Maßstab getrieben worden zu sein, wenn von den vielen Anschuldigungen auch nur ein geringer Theil wahr ist. Die Humanisten betrachteten dieses ergiebige Erwerbsfeld als ihre eigenste Domäne; als nun Paul II. 1466 das ganze Collegium wegen der vielen Mißbräuche kurzer Hand, ohne Compensation aufhob, entstand ein gewaltiger Sturm in der ganzen gelehrten Gesellschaft. Der Papst wurde der Härte, der Ignoranz und dgl. angeklagt; 20 Tage und Nächte hindurch bestürmten die Deposidirten den Vatican, ohne beim Papst Gehör zu finden; nun entschloß sich Platina, sich schriftlich an den Papst zu wenden, da ihnen mündlich Gehör verweigert werde[3]). Er drohte mit der Appellation an die weltlichen Fürsten und der Klage bei dem allgemeinen Concil; infolge dieses Briefes wurde Platina inhaftirt und erhielt erst nach 4 Monaten auf die Fürbitte Gonzagas die Freiheit wieder[4]), eine Rücknahme der päpstlichen Verfügung aber erfolgte nicht.

---

1) † Raynald ad ann. 1464 n. 60. — 2) † Just. Ciampini († 1698) de abbreviatorum dignitate Romae 1691. — 3) † Cfr dessen Vita Pauli II. — 4) † Für die vermeintliche Unbill rächte sich Platina durch eine augenscheinlich gefälschte und feindlich gehaltene Lebensbeschreibung des Papstes. Burkhardt: Cultur

† 121. In Erinnerung an das panem et circenses der Kaiserzeit suchte sich auch Paul II. der Volksgunst nach dieser Richtung zu versichern, wohl in der weisen Berechnung, damit den demagogischen, revolutionären Umtrieben den Boden zu entziehen. Gleich beim Antritt seines Pontificates ließ er in reichlichem Maße Getreide nach Rom bringen, um die künstlich und wucherisch hinaufgetriebenen Preise zu Fall zu bringen; wirklich giengen diese auch sofort auf die Hälfte zurück. Zum gleichen Zweck ließ er in der Stadt an bestimmten Stellen Schlachthäuser errichten. Selbst ein großer Freund von Festlichkeiten sorgte Paul auch für vielfache Volksbelustigungen, namentlich stattete er die Carnevalszüge mit ganz besonderer und fast heidnischer Pracht aus. Ueber die Bedenken, welche manche und namentlich Cardinal Amanati hiegegen äußerten, setzte er sich unbedenklich hinweg. Selbstverständlich war ihm die vergnügungssüchtige Menge nicht wenig gewogen.

Für sich selbst war Paul II. äußerst prachtliebend, von überall sammelte er Edelsteine, Münzen, Cameen, Statuen und Kostbarkeiten aller Art um theuren Preis. Er ließ ein neues Triregnum mit den herrlichsten Edelsteinen fertigen um den Preis von 120,000 Goldgulden [1]). Auch gegen andere war er äußerst freigebig, namentlich suchte er den Glanz des römischen Hofes zu erhöhen indem er den Cardinälen besondere Auszeichnungen und Privilegien verlieh; jeder dessen jährliches Einkommen weniger als 4000 Gulden betrug, erhielt einen monatlichen Zuschuß von 100 Gulden [2]).

Durch Revision der Statuten Roms sorgte der Papst für raschere und bessere Justizpflege. Die Publication der in drei Bücher (Civilrecht, Criminalrecht und Administration) abgetheilten Statuten erfolgte am 10. Juni 1469, aber erst 1471 erschienen sie in Druck. Weitere Zusätze erhielten sie durch Sixtus IV. und Innocenz VIII., eine neue Revision erfolgte durch Gregor XIII. 1580.

Wie in Rom suchte Paul sein Ansehen und seine Macht auch im Patrimonium zur Geltung zu bringen. Erwünschte Gelegenheit bot der Tod des trotzigen und gewaltthätigen Tyrannen Everso von Aguillara, der sein Leben, das er durch zahlreiche Verbrechen geschändet [3]), am 4. September 1469 geendet. Die beiden Söhne Francesco und Deifobo versuchten das Treiben des Vaters fortzusetzen, der Papst aber sandte den Cardinal Nicolo Fortiguerra gegen die zuchtlosen Orsini und in kürzester Zeit waren 13 ihrer Felsennester in den Händen des päpstlichen Legaten. Deifobo entfloh zu den Venetianern, Francesco wanderte sammt seinen Kindern in die Engelsburg, von wo er nach fünfjähriger Haft wieder entlassen wurde; er starb 1475 in Rom. In den Raubburgen fand man massenhafte Beute, und aus den Thurmverließen wurden zahlreiche Unglückliche hervorgezogen; die Documente, welche in die Hände des Papstes fielen, enthüllten ein jahrelanges Verbrecherleben.

Nicht so glücklich verlief der Kampf gegen Malatesta, den Herrn von Rimini. Als Gismondo Malatesta am 22. October 1468 gestorben, wußte dessen Bastard, der kriegskundige Robert im geheimen Einverständnis mit Neapel seine Stiefmutter Isotta zu vertreiben, Riminis sich zu bemächtigen

---

der Renaissance 3 Aufl. Bd. II. S. 50 sagt über diese Biographie Pauls II.: „Platina, aus dem Cremonensischen gebürtig, repräsentirt in seinem „Leben Pauls II." bereits die biographische Caricatur." Mit der vita Pauli II. schließen Platinas vitae pontificum. Von Sixtus IV. wurde er wieder restituirt und starb als Bibliothekar im Vatican 1481. Fortgesetzt wurde sein Werk von dem Augustiner Onufrio Panvinio † 1568. — 1) † Raynald ad ann. 1464 n. 58. — 2) † Raynald ad ann. 1464 n. 57. — 3) † Cfr. oben S. 224 f.

und dasselbe auch gegen die Einsprache des Papstes zu behaupten. Paul II. sammelte nun ein Heer und verband sich zum Sturze Malatestas mit Venedig; allein Robert fand kräftige Unterstützung von Neapel, Mailand, Florenz, und den Grafen von Urbino, so daß das päpstlich-venetianische Heer am 23. August 1469 eine schwere Niederlage erlitt. Da überdies die Venetianer bald darauf Euböa verloren und sich als sehr egoistische Bundesgenossen erwiesen, die Türkengefahr immer näher rückte und Ferrante von Neapel eine drohende Haltung annahm, entschloß sich Paul von Rimini abzustehen und Robert in dessen Besitz zu belassen. Am 22. December 1470 wurde Friede geschlossen und von den italienischen Staaten die Liga von Lodi erneuert.

† 122. Ein besonders großartiges und seltenes Schauspiel bot sich Rom um die Wende des Jahres 1468. Am Weihnachtsabend dieses Jahres war nemlich Kaiser Friedrich IV. abermals nach Rom gekommen mit einem Gefolge von 500 Reitern. Er wurde von Paul II. mit der diesem eigenen ausgesuchten Pracht und sorgfältigstem Ceremoniell[1]) empfangen und während seines ganzen Aufenthaltes in zuvorkommend glänzender Weise bewirthet. Der Zweck dieser Romreise war angeblich die Lösung eines Gelübdes, in Wahrheit aber politische Verhandlungen, Besprechungen über die böhmisch hussitische Angelegenheit und den Türkenkrieg[2]). Von Interesse und Werth ist dieser römische Aufenthalt des Kaisers vor allem deßhalb, weil wir hieraus ersehen, wie damals in Rom das Kaiserthum aufgefaßt und betrachtet wurde. Der Ceremonienmeister kann nicht genug einerseits die Herablassung des Papstes preisen, der den Kaiser wie ein sorglicher Vater stets an der linken Hand, bisweilen sogar an der Rechten geführt, ihm gestattet gleichen Schritt mit ihm zu gehen und zu gleicher Zeit mit ihm sich zu setzen. Die Sitze waren aufs genaueste so eingerichtet, daß der Sitz des Kaisers und der Fußschemmel des Papstes sich in gleicher Linie befanden. Diese Ehre, meint Patricius, sei um so höher anzuschlagen, als das päpstliche Ansehen damals keineswegs geringer als in früheren Zeiten, die päpstliche Macht aber weit größer geworden; Macht und Ansehen des römischen Kaiserthums dagegen sei so tief gesunken, daß davon kaum mehr als der bloße Name übergeblieben[3]). Auf der anderen Seite spendet Patricius dem Kaiser volles Lob wegen seiner überall an den Tag gelegten großen Unterwürfigkeit und Devotion gegen den Papst. Es wird sich jedes Christenherz freuen über die glückliche Eintracht von Sacerdotium und Imperium, allein wir glauben, daß damals ein den Steigbügel zu halten sich weigernder Friedrich I. Kirche und Reich zu größerem Heil gewesen wäre, als ein gegen den Willen des Papstes zu diesem Dienst sich herandrängender Friedrich IV.[4]). Um das umständliche Ceremoniell der Abreise zu vermeiden, verließ der Kaiser in den ersten Stunden des 9. Januar Rom und trat die Rückreise nach Deutschland an[5]). Im Auftrag des Papstes begleiteten ihn einige Cardinäle bis Viterbo.

---

1) † Der damalige päpstliche Ceremonienmeister Augustinus Patricius aus Siena, von 1483 an Bischof von Pienza, hat uns als Augenzeuge, mit der scrupulosesten Wichtigkeit eines Ceremonienmeisters bis ins Kleinlichste diesen römischen Aufenthalt des Kaisers beschrieben. Descriptio adventus Frederici IV. imperatoris ad Paulum II. bei Muratori script. rer. ital. T. XXIII. p. 206. — 2) † Nam et apud Pontificem seorsim, et in consistorio secreto cum cardinalibus, ut audivi a nonnullis, de bello Turcis, atque haereticis Boëmis inferendo deque republica christiana bene feliciterque gerenda, disseruit. Murat. l. c. p. 212. — 3) † Murat. l. c. p. 215. — 4) † Murat. l. c. p. 213. — 5) † Erwähnenswerth ist die Bemerkung von Patricius: Gratias spirituales quas plurimas et magnas a Pontifice impetrarunt omnes, sine pecuniis redemit. Omnia enim Pontifex gratis jussit expediri. Murat. l. c. p. 216.

† 123. Wie die drei vorangegangenen Päpste ließ auch Paul II. die Kreuzzugsangelegenheit nicht aus dem Auge, wie er dies ja schon am Tage der Wahl beschworen. Bald nach der Thronbesteigung waren venetianische Gesandte mit königlichem Gepränge vor ihm erschienen, um über die Fortführung des Kampfes zu berathen. Sofort ertheilte ihnen der Papst in öffentlichem Consistorium unter großem Menschenzudrang Audienz und bestimmte seinerseits den ganzen Reinertrag der Alaunbergwerke für die ganze Zeit seines Pontificates zur Fortsetzung des hl. Kampfes. Auch die Beiträge der übrigen italienischen Staaten wurden festgesetzt. Neapel sollte 80,000 Gulden leisten, Venedig 100,000, Florenz 50,000, Mailand 70,000, Siena 15,000, Mantua 10,000 u. s. w. Allein kein einziger Staat, Venedig nicht ausgenommen, leistete den fixirten Beitrag; man war sehr freigebig mit Worten, aber äußerst sparsam mit Thaten. Alle entschuldigten sich mit dem schlechten Stand der Staatsfinanzen [1]). Der Lauheit zu Hause entsprachen die Heldenthaten im Feld. Die venetianischen Schiffe, die Pius II. noch sterbend gesegnet, erzielten kaum Nennenswerthes und die Landarmee unter Gismondi Malatesta erlitt eine schwere Niederlage. Nun suchten die anderen italienischen Staaten sogar die Freundschaft des Sultan, so Genua und Florenz. In Neapel erschien eine türkische Gesandtschaft und fand freundlichste Aufnahme, der Herzog von Mailand empfing reiche Geschenke. So wußte der staatskluge Muhammed in geschickter Weise die gemeinsame Operation der christlichen Mächte zu hintertreiben und er hatte leider besseren Erfolg, als alle Bitten und Aufforderungen des Papstes, dessen fortwährende Geldsendungen an die Kriegführenden nur den Werth hatten, daß sie seinen guten Willen bekundeten. Unaufhaltsam drang die osmanische Macht nach Westen und die Venetianer vor allen traf zunächst ein schwerer Schlag, der Verlust der Insel Euböa [2]).

Gereizt durch die fortwährenden Beunruhigungen der Venetianer beschloß der Sultan sich an ihnen durch einen wuchtigen Schlag zu rächen, Euböa oder Negroponte sollte fallen. 1470 lief Mahmud Pascha mit 300 Segeln und 70,000 Streitern aus den Dardanellen aus, während Muhammed selbst eine ebenso große Streitmacht auf dem Landweg gegen die Insel führte. In dieselben Gewässer, zwischen der attischen Küste und Euböa, wie einst die persische Flotte, liefen jetzt die türkischen Segel ein, und das Heer des Sultan lagerte an denselben Gestaden, wo einst die Schaaren des Xerxes sich ausbreiteten; aber Niccolo Canale, der Befehlshaber der venetianischen Flotte war kein Themistocles. Mit seinen 35 Galeeren wagte er nicht einmal die Türken nur zu beunruhigen; ängstlich hielt er sich fern und ließ sie ruhig eine Schiffbrücke schlagen, um das Landheer überzusetzen. Um so heldenmüthiger schlugen sich die Belagerten und selbst als diese glücklich die ersten Stürme blutig abschlugen, wobei Muhammed 40,000 Streiter und 30 Galeeren verlor, ließ sich der feige Canale weder durch die Bitten seiner Officiere noch durch die Nothsignale der Festung zu kräftigem Handeln bewegen. So mußte die Festung am 12. Juli im fünften und blutigsten Sturme endlich fallen. Wie gewöhnlich wüthete Muhammed gegen die tapfern Vertheidiger ihres Vaterlandes in den ausgesuchtesten Todesqualen. Die Venetianer wurden gesteinigt, gespießt, geviertheilt, der tapfere Befehlshaber Paolo Erizzo, dem der ehrlose Barbar eidlich freien Abzug zugeschworen, wurde entzweige-

---

1) † Raynald ad ann. 1464 n. 62. — 2) † Hammer, l. c. I. S. 494 ff. und Vertot, Geschichte des Malteserordens l. 7. Jacopo Riffardo, la presa di Negroponte ed. E. Cicogna Ven. 1844. E. Cornet, Le guerre dei Veneti nell' Asia 1470—74. Wien 1856.

sägt. Seine Tochter Anna, ein bildschönes Mädchen, wurde, da sie sich weigerte, den Lüsten des Unmenschen zu dienen, vor seinen Augen zusammengehauen.

† 124. Den Fall und die Greuel von Euböa, ein tödtlicher Schlag für seine Verbündeten im Riminischen Krieg, überlebte Paul nur um ein Jahr. Er stand noch in der Vollkraft des Lebens und erfreute sich anscheinend blühender Gesundheit, da fand man ihn am Morgen des 26. Juli 1471 todt in seinem Bette. Er soll am vorangehenden Abend seiner Liebhaberei an Obst zu freien Lauf gelassen haben. Paul II. war unfraglich eine Herrschernatur, von den edelsten Absichten geleitet. Man mag es beklagen, daß die Inful vor der Tiara zu sehr zurücktreten mußte und sein Pontificat allzuweltlichen Glanz zur Schau trug; daß es in einer Weise geschehen, die das kirchliche Interesse positiv geschädigt, wird man nicht behaupten können. In manchen Punkten griff er mit kräftiger Hand bessernd ein. Die unverdächtigsten Zeugen sprechen dafür, daß er mit größter Entschiedenheit allem simonistischen Treiben entgegentrat. Wenn ihm aber auch nicht alles gelang unter der Last der Geschäfte, so sollte man nicht allzu unbillig sein, gegen einen Mann, dem selbst seine Feinde aufrichtig guten Willen nicht absprechen wollten. Wenn er von Nepotismus auch nicht frei ist, so hat doch dieser unter ihm nicht jene widerliche und verletzende Gestalt angenommen, wie wir sie gleich nach ihm zu beklagen haben; daß dadurch aber die Kirche irgendwie wäre geschädigt worden, wagen selbst seine Gegner nicht zu behaupten. Die gewöhnlichste Anklage geht auf Mangel an wissenschaftlicher Bildung und daher stammendem Haß, Abneigung und Verfolgung gegen die Gelehrten, sowie auch schmutzigen Geiz. Wie wir bereits gesehen, stammen solche Anklagen aus unlauterer Quelle, sie sind veranlaßt durch Pauls Vorgehen gegen die Abbreviatoren und die römische Academie. Daß die durch des Papstes ernstes Einschreiten stellen- und brodlos gewordenen Humanisten ihrem Groll unverholenen Ausdruck geben, ist nicht auffallend, befremdend dagegen ist, wenn nach vier Jahrhunderten jene zugestandenermaßen ab irato erhobenen Anschuldigungen ohne weiteres nachgesprochen werden, ohne daß andere, unverdächtige Zeugen, die das gerade Gegentheil berichten, irgend Beachtung fänden. Michael Cannesius und Gasparo Veronese berichten, wie Paul II. studierende Jünglinge unterstützte, öffentlichen Professoren reichlichen Gehalt ausgeworfen und in allweg ein Freund der Gelehrten gewesen ist[1]). Dasselbe Lob spendet ihm der Cardinal Aegidius von Viterbo[2]) und selbst Philelfus nimmt ihn in einem Brief aus Mailand an Sixtus IV.[3]) gegen die gehässigen, unbegründeten und übelwollenden Verleumdungen in Schutz, die durch ganz Italien ausgesprengt wurden. Wenn der Papst das Collegium der Abbreviatoren des unwürdigen simonistischen Treibens wegen aufhob, verdiente er, sollte man glauben, vor allem die Anerkennung jener, die gegen solche Auswüchse und Mißbräuche an der römischen Curie nicht genug des Tadels haben. Inwieweit das Einschreiten gegen die Academiker begründet war, werden wir an anderer Stelle sehen[4]).

† 125. Am 6. August 1471 versammelten sich die 19 Cardinäle zum

---

1) † Literatos et eruditos viros amat unice, amavitque simul et amabit, si modo boni censeantur sagt Gasp. Ver. Murat. III. 2. p. 1044. Schulte, Lehrbuch des Kirchenrechts I. S. 90 anerkennt Paul II. als bedeutenden Canonisten. — 2) † Raynald ad ann. 1471. n. 63, — 3) † Raynald l. c. n. 65. 4) † Unten bei Besprechung der Wissenschaften.

Conclave. Nachdem Bessarion und d'Estouteville abermals der Tiara nahe gestanden, vereinigten sich am 9. August auf Borgias Vorschlag die Stimmen auf Francesco della Rovere. Er nannte sich Sixtus IV.[1]), weil die Cardinäle am Tage des Martyrerpapstes Sixtus ins Conclave getreten. Sixtus war am 21. Juli 1414 zu Celle, einem Orte östlich von Savona geboren, wohin sich seine Eltern von Albisola aus, wegen dort herrschender Pest geflüchtet.[2]) Sein Vater Leonardo soll nach einigen Fischer oder Schiffer, nach anderen Tuchwalker gewesen sein, seine Mutter wird Luchina genannt. Infolge eines Traumes weihte ihn diese schon vor seiner Geburt dem hl. Franciscus, dessen Orden er auch bereits mit 9 Jahren übergeben wurde. Mit größtem Eifer lag er im Kloster den Studien ob, gieng dann nach Chieri, Pavia und Bologna, wo er Philosophie und Theologie mit solchem Erfolg studierte, daß er als 20jähriger Jüngling auf einem Generalcapitel zu Genua alles in Erstaunen setzte ob seiner Kenntnisse. Zu Padua erhielt er hierauf den philosophischen und theologischen Doctorgrad, worauf er an verschiedenen Hochschulen Italiens, zu Padua, Bologna, Florenz, Siena, Pavia, Perugia, mit dem größtem Erfolge öffentliche Vorlesungen hielt. Auch Bessarion soll zu seinen Zuhörern gehört haben, der ihm von da an mit größter Verehrung angehangen. Seiner großen Kenntnisse wegen erwählte ihn der Minoritengeneral Sarguella zuerst zum Procurator des Ordens an der römischen Curie, dann zu seinem Vicar und empfahl ihn schließlich bei seinem Rücktritt zum Nachfolger. Auf dem Generalcapitel zu Perugia wurde er auch wirklich zum Ordensgeneral gewählt 1464. Als solcher vertrat er vor Papst Paul II. die Privilegien seines Ordens mit solchem Geschick, daß der Papst nicht nur von den gegen den Orden geplanten Maßregeln abstand, sondern den schlagfertigen und gewandten General, wie manche sagen auf Bessarions Rath, sogar zum Cardinal ernannte mit dem Titel St. Petri ad Vincula.

---

1) † Ueber das Leben Sixtus IV. cfr. außer Platina die vita eines Anonymus bei Muratori l. c. III. 2 p. 1053 ff. Dann die Diarien des Jakob Volaterranus von 1472—1484 bei Muratori l. c. T. XXIII. p. 81 ff.; des Anonymus Synchronus 1481—1492, Muratori T. III. 2. p. 1069 ff.; und das des Stephanus Infessura bei Muratori l. c. 1111 ff. auch bei Eccard corpus hist. II. p. 1863 ff. Sixtus IV. und die Republik Florenz von Erich Frantz. Regensburg. Jos. Manz 1880. Die kritische Gabe des Alph. Ciaconius gest. 1601 scheint uns etwas zweifelhaft. Seine vitae et res gestae Romanorum Pontificum et S. E. R. cardinalium erschienen nach seinem Tod von Cabrera Morales besorgt, erweitert von Victorelli, mit neuen Zusätzen versehen von Oldoini 1677. Die Fabel von der durch das Gebet Gregors aus der Hölle erlösten Seele Trajans hielt Ciaconius alles Ernstes für Geschichte und schrieb darüber ein eigenes Werk: Historia de anima Trajani precibus D. Gregorii papae ab inferis erepta ed. Venet. 1585. Den hl. Hieronymus macht er unbedenklich zu einem Cardinal. Michael a. St. Josefo † 1752 schreibt über ihn: „Enim vero supersunt adhuc in Ciaconi opere, quantumvis tantorum virorum curis limato, correcto et aucto non pauca, quae debuerunt emendari. Hurter, Nomenclator I. p. 392. — 2) † Frantz l. c. S. 130, schließt sich unbedingt jenen an, welche Sixtus von dem altadeligen piemontesischen Geschlecht Rovere abstammen lassen, das seinen Ursprung auf den Longobardenfürsten Hermundus zurückführte. So Panvinius und nach ihm Ciaconius. Gewiß sind diese genealogischen Künsteleien erst nach Roveres Erhebung entstanden. Einmal weiß der Anonymus, der gleichzeitig ist, er nennt sich ja selbst einen Schüler von Argyropylus, von solcher Abstammung nichts. Dann finden wir keinen einzigen von Roveres Verwandten in irgend einer hervorragenden Stelle. Die angesehenste Familie war die des Giovanni Bassos, Notares in Albisola (cfr. Reumont l. c. 164.) Alle seine Nepoten sind von geringer Herkunft und er selbst ist blutarm, als er zum Cardinalat erhoben wird. (Anonymus Muratori l. c. p. 1056.)

Bei der Ankunft in Rom war die erste Sorge die Restauration seines fast gänzlich zerfallenen Palastes. Da der neue Cardinal aber völlig unbemittelt war, liehen ihm die anderen Cardinäle hierin freundliche Hülfe. In seiner neuen Stellung beschäftigte sich Francesco in hervorragender Weise mit den Wissenschaften und veröffentlichte auch mehrere Schriften. Rovere galt als einer der gelehrtesten Cardinäle und zählte 57 Jahre, als ihn der Cardinalarchidiacon Borgia am 25. August 1471 in St. Peter krönte. Bei dieser Gelegenheit entstand ein gewaltiger Tumult, bei dem der Papst beinahe gesteinigt worden wäre.

† 126. Die erste Sorge des neuen Papstes galt dem vom Islam schwer bedrängten Orient. Er nahm die Pläne Pius II. wieder auf und gedachte einen allgemeinen Congreß nach Rom in den Lateran zu berufen, wofür er in erster Linie den Kaiser zu gewinnen suchte. Da man sich aber über den Congreßort nicht verständigen konnte, entschloß sich der Papst mit den Fürsten einzeln durch Legaten zu verhandeln; er sandte Borgia nach Spanien, Bessarion nach Frankreich, Barbo nach Deutschland. Letzterer vermochte die deutschen Fürsten nicht einmal zur Beilegung ihrer inneren Zwistigkeiten und kehrte unverrichteter Sache nach Rom zurück. Noch verletzender wurde Bessarion am französischen Hofe behandelt. Nachdem er zwei Monate hingehalten worden, erhielt er eine kurze und unhöfliche Audienz, bei welcher Ludwig als Bedingung der Theilnahme am Kreuzzug vom Legaten die Verhängung des Bannes über England und Burgund verlangte. Da solche Zumuthung als unerhört zurückgewiesen werden mußten, brach der König die Verhandlungen kurzer Hand ab, und Bessarion tief gekränkt ob solch rücksichtsloser und unwürdiger Behandlung kehrte nach Ravenna zurück, wo er am 19. November 1472, 77 Jahre alt, starb. Sein Leichnam wurde nach Rom gebracht und in der Apostelkirche unter Assistenz des Papstes beigesetzt.[1]) Gewöhnlich beschuldigt man den Legaten der Unklugheit, da er zuerst den burgundischen Hof besucht und sich erst von da an den französischen begeben habe, wodurch er den französischen König verletzte. Allein zwei französische Schriftsteller, Duclos und Garnier, haben das Irrthümliche dieser Behauptung nachgewiesen, indem sie zeigen,[2]) daß Bessarion sich vor seinem Besuch bei Ludwig XI. nur schriftlich an den Herzog von Burgund gewendet habe. Der Erklärungsgrund des unwürdigen Benehmens seitens des französischen Königs liegt in dessen Charakter, der nach Philipp Commines im Unglück gefügig, im Glück aber unerträglich war. Die Anschuldigung gegen Sixtus IV., die Legation Bessarions wäre nur eine ehrenvolle Exilirung des lästigen und einflußreichen Cardinals gewesen, von Paul Jovius erhoben und in neuester Zeit von dem Franzosen Vast[3]) wieder erneuert, hat Frantz[4]) als unbegründete und böswillige Verleumdung dargethan.

Glücklicher bezüglich des Empfangs und der Aufnahme war der Cardinal Roderigo Borgia in seinem Heimathlande Spanien. Ueberall mit Auszeichnung empfangen, glänzte er an den Höfen Ferdinands von Sicilien, Ferdinands von Aragon, Heinrichs von Castilien und Alfons von Portugal. Der ganze Erfolg seiner Legation aber bestand darin, daß er für sich in den genannten Reichen eine Menge Geldes zusammenraffte, das er dann auf der

---

1) † Die wissenschaftlichen Verdienste des Cardinals finden weiter unten ihre Besprechung. — 2) Duclos hist. de Louis XI. t. 2. p. 79. Garnier, hist. de France t. 18 p. 26. — 3) † Vast, le cardinal Bessarion, Paris 1878 p. 421 ff. — 4) Frantz l. c. p. 518 ff.

Rückreise in einem Seesturm[1]) verlor. Am 10. October 1473 wurden nämlich die beiden Fahrzeuge vor der Mündung des Arno von einem heftigen Sturme überrascht. Der eine der Dreiruderer, der die ganze Nacht und einen Theil des folgenden Tages von den Fluthen umhergeworfen worden, verschwand spurlos in den tobenden Wellen und mit ihm etwa 180 Personen, darunter 3 Bischöfe und 6 Barone. Der Schaden wurde auf 30,000 Goldgulden geschätzt.[2]) Das andere Schiff konnte sehr beschädigt mit genauer Noth noch nach Livorno bugsirt werden.

Abgesehen von dem ungünstigen Erfolg der Legationen, verweigerte man fast überall auch noch die Entrichtung des Türkenzehnten, den Sixtus IV. aufs neue eingefordert. In Deutschland verweigerte man ihn mit Drohung einer Appellation an ein allgemeines Concil; in Frankreich unter dem Vorwand völliger Erschöpfung des Clerus durch anderweitige Auflagen. In Spanien war man verletzt durch das ärgerliche Auftreten des Legaten Borgia, der überall nur Prunk, Verschwendung und Habsucht zur Schau trug und ebenso allgemein verhaßt aus diesen Reichen schied, wie er mit allgemeiner Verehrung empfangen worden war. In England verweigerte man während der Rosenkriege nicht nur den Türkenzehnten, sondern auch den Peterspfennig und warf den Prälaten, der ihn erheben wollte, ins Gefängnis.[3])

Trotz solcher Mißerfolge ließ sich der Papst von seinem Unternehmen nicht abschrecken, sondern schloß mit Venedig und Neapel eine Allianz; sie brachten eine Bundesflotte von beinahe 100 Galeeren zusammen, Venedig stellte 50, Neapel und der Papst je 24 Segel. Unter dem Oberbefehl des päpstlichen Legaten Caraffa stach diese Flotte am Frohnleichnamsfest 1472 in die See; die Erfolge, die sie in der Levante erzielte, waren aber nur geringe, weil man verabsäumte mit dem Perserkhan einen gemeinsamen Operationsplan zu entwerfen. Nur Smyrna wurde genommen und der Hafen von Attalia, die Festung aber konnte nicht erstürmt werden. Nach einigen weiteren Plünderungen im ägeischen Meer kehrte Caraffa im Januar 1473 nach Rom zurück und gab den Römern das Schauspiel eines Triumphes, wobei sie aber nur 25 gefangene Türken und ein Dutzend erbeuteter Kameele zu sehen bekamen.

† 127. Der Beginn des Pontificates von Sixtus IV. war somit kein unglücklicher, indem der Papst seine Sorge vor allem den allgemeinen Bedürfnissen der Christenheit zuwenden zu wollen schien. Leider, daß es bei diesem Anfang sein Verbleiben haben sollte, schon war der Papst in die unglückselige Nepotenwirthschaft verstrickt, wie sie sich im 15. Jahrhundert als verhängnisvolles Vermächtnis von einem Pontificat zum andern vererbte, die unheilvolle Quelle so vieler, Papstthum und Kirche gleicherweise schädigender Verwicklungen. Dieses unwürdige Nepotenwesen Sixtus IV. und damit natürlich auch aller übrigen Päpste des 15. Jahrhunderts sucht Frantz wiederholt[4]) nicht nur zu vertheidigen, sondern als durchaus zeitgemäße Nothwehr der Päpste gegen die rebellischen und unzuverlässigen Vasallen zu rechtfertigen. Uns scheint gerade das Umgekehrte das Richtige zu sein; wegen ihres Nepotenwesens und des fortwährenden ungemessenen Strebens, die nächsten Verwandten groß, und wo möglich zu souveränen Fürsten zu machen, verwickelten sich die Päpste und vor allem Sixtus IV. in zahllose Zerwürfnisse, sowohl mit den benachbarten eifersüchtigen Staaten, als auch mit den eigenen,

---

1) † Cardinal Papiensis bei Raynald ad ann. 1472 n. 22 u. 1473 n. 19. — 2) † Platina, vita Alex. VI. — 3) Sommier († 1737 als Propst von St. Dié), histoire dogmatique du st. siège 1716—33. — 4) † Frantz, l. c. S. IX, X, 30, 149 u. a.

durch jenes Streben in ihrer Herrschaft bedrohten Vasallen. Einen durchaus treffenden Gedanken scheint uns in dieser Hinsicht Burckhardt [1]) auszusprechen. Er sagt: „Wer garantirte in jenen Zeiten und Verhältnissen den dauernden Gehorsam solcher souverän gewordener Nepoten und ihrer Nachkommen gegen Päpste, die sie weiter nichts mehr angiengen? Selbst der noch lebende Papst war nicht immer seines eigenen Sohnes oder Neffen sicher, und vollends lag die Versuchung nahe, den Nepoten eines Vorgängers durch den eigenen zu verdrängen. Die Rückwirkung dieses ganzen Verhältnisses auf das Papstthum selbst war von der bedenklichsten Art. Alle, auch die geistlichen Zwangsmittel wurden ohne irgend welche Scheu an den zweideutigsten Zweck gewandt, welchem sich die anderen Zwecke des Stuhles Petri unterordnen mußten, und wenn das Ziel unter heftigen Erschütterungen und allgemeinem Haß erreicht war, so hatte man eine Dynastie geschaffen, welche das größte Interesse am Untergang des Papstthums hatte." Uns erscheint das widerliche Nepotenwesen des 15. Jahrhunderts als eine Art von Verhängnis, oder ist es nicht fast unglaublich, daß ein Minoritengeneral, der im Kleide des hl. Franciskus nur für strenge Ordenszucht eiferte, ein Mann ernster Studien war, der alle zu erübrigende Zeit den Wissenschaften widmete, daß ein solcher Mann, sobald er zur Tiara gelangt, nur mehr an die Erhöhung seiner Nepoten denkt und über dieser Sorge alle anderen Pflichten zu vergessen scheint. Schon gleich die erste Cardinalspromotion am 15. December 1471 brachte zwei Neffen, von denen keiner 30 Jahre zählte, den Purpur, nämlich Pietro Riario, Sohn der Schwester Bianca aus Savona und Giuliano della Rovere, Sohn des Bruders Rafael aus Albisola. Ersterer vor allem war der Günstling des Papstes; schon als Cardinal hatte er ihn in seine Nähe gezogen und ihn zu seinem Conclavegenossen erwählt. Seinem Einfluß schrieb man hauptsächlich die Wahl Roveres zu; sofort wurde er Bischof von Treviso und Cardinal von San Sisto. Außerdem verlieh ihm der Papst noch Commenden und Beneficien in verschwenderischer Freigebigkeit, so daß sein Einkommen in Bälde 60,000 Goldgulden betragen haben soll. Von diesem mehr als fürstlichen Einkommen wußte Pietro auch einen sehr verschwenderischen Gebrauch zu machen; er hatte eine äußerst luxuriöse Hofhaltung, gab herrliche Spiele und zeigte sich gegen Dichter, Künstler und Gelehrte sehr freigebig.[2]) Geradezu fabelhaften Luxus entfaltete der Cardinal, als Eleonora, Tochter Ferrantes von Neapel, auf ihrer Brautreise nach Rom kam im Mai 1473. Hier gab er Feste und Bankette, wie sie in ähnlicher Pracht Rom kaum je gesehen. Das Bankett kostete mehrere Tausend Ducaten. Gold- und Silbergeschirr wurde in einer Menge verwendet, daß man hätte glauben sollen, im Besitz der ganzen Kirche befände sich nicht soviel.[3]) In den Wohnungen der Gäste wurden nur vergoldete Hausgeräthe verwendet. Dieses luxuriöse Treiben sollte aber ein jähes Ende nehmen; schon am 5. Februar 1477 starb der Cardinal von San Sisto, erst 28 Jahre alt, wie Infessura sagt an Gift.[4])

Anders geartet war Giuliano, geb. zu Albisola am 5. December 1443 [5])

---

1) † Burckhardt Jakob, die Cultur der Renaissance in Italien. 3. Aufl. Leipzig 1877 I. p. 101 f. — 2) † Anonymus bei Muratori l. c. 1058. — 3) † So drückt sich Infessura aus, Muratori l. c. p. 1144. Aber auch der Anonymus sagt: convivia ita sumptuosa dedit legatis quibusdam et Leonorae regis Ferdinandi filiae ad maritum eunti, ut hoc uno lautior habitus sit nemo. Muratori l. c. p. 1058. — 4) † Rafael Volaterr. läßt ihn tabidus voluptate sterben und nennt ihn virum natum perdendae pecuniae. Auch der Card. Pap. gibt eine ungünstige Schilderung von Pietro: Raynald ad ann. 1474 n. 22. — 5) † Die Jugendzeit Julians war eine äußerst harte; er mußte wöchentlich zweimal die Gartenfrüchte eines Pächters zum nächsten Markte, oft sogar bis nach Genua

wurde er von Sixtus gleich nach seiner Erhebung zum Bischof von Carpentras ernannt und ihm dann sein eigener Cardinaltitel St. Petri ad vincula verliehen. Schon frühe zeigte Giuliano einen Ernst und eine Umsicht, die seine spätere Größe in der italienischen Politik bereits ahnen ließen. Wie Pietro so wurden auch ihm nach und nach eine stattliche Reihe von Bisthümern, Abteien und andere einträgliche Beneficien verliehen, allein in der Verwendung dieser reichen Einkünfte legte er eine berechnende Oekonomie an den Tag, die ihn von seinem Vetter Pietro vortheilhaft unterschied. Wenn er sich von sittlichen Fehltritten auch nicht ganz fern hielt, so artete er doch nie in lascive Ungebundenheit aus. Als Cardinal widmete er sich mit Vorliebe der Kunst und namentlich der Architektur, als wollte er sich schon jetzt zu jener großartigen Thätigkeit vorbereiten, die seinen Namen mit dem größten Baudenkmal der Christenheit auf immer verknüpfte.

Mit diesen beiden Neffen hatte Sixtus seine Nepotenliebe noch nicht erschöpft. Das geistliche Erbe Pietros sollte dessen Schwestersohn Rafael Riario antreten, der am 10. December 1477 kaum 17jährig zum Cardinal erhoben wurde; auch den Sohn der anderen Schwester Luchina, Girolamo ernannte Sixtus zum Cardinal. Noch schlimmer als die kirchlichen Auszeichnungen der Nepoten war des Papstes Streben, seine Verwandten auch zu weltlichen Ehren und irdischer Macht zu erheben. Zunächst suchte Sixtus mit dem neapolitanischen Königshaus in verwandtschaftliche Verbindung zu treten und gewann für Leonardo Rovere, wie man sagt ein Bruder des Cardinals Giuliano, den er zum Stadtpräfekten von Rom ernannt, die Hand einer natürlichen Tochter Ferrantes. Die Mitgift bildeten die zwischen Neapel und dem Papst strittigen Städte Sorano und Arpinum nebst einigen anderen Castellen, womit Leonardo von Ferrante belehnt wurde. Seinerseits erließ der Papst dem König den Tribut, indem er denselben in die Verpflichtung verwandelte, jährlich einen weißen Zelter nach Rom zu senden. Da Leonardo schon 1475 kinderlos starb, fiel sein Lehen definitiv an Neapel zurück und gieng dem Patrimonium verloren. Wohl hatten einige Cardinäle gegen solche Veräußerung des Kirchengutes protestirt, allein Sixtus schenkte ihrer Einsprache keinerlei Beachtung.

Glücklicher als Leonardo war Johann Rovere, ein ächter Bruder von Giuliano. Durch des letzteren Freundschaft mit Herzog Federigo von Urbino erhielt er eine von dessen acht Töchtern, Johanna, zur Frau. Hiedurch kam später das Herzogthum Urbino an die Rovere und verblieb ihnen auch bis zu deren Aussterben. Der Papst verlieh ihm zunächst das Vicariat von Senigallia und Mendovio trotz der Einsprache der Cardinäle,[1]) und machte ihn nach Leonardos Tod zum Stadtpräfekten von Rom.

Die schlimmsten Folgen sollte die Erhebung Girolamos Riario haben, eines Bruders des Cardinals von San Sisto. Der Papst verschaffte ihm das Vicariat von Imola und erhielt für ihn die Hand von Catharina Sforza, einer natürlichen Tochter Galeazzos von Mailand. Auf Girolamo vererbte sich die ganze Liebe und Gunst, die Sixtus einstens Pietro geschenkt. Er verstattete dem Nepoten auf die römischen sowohl, wie auf die allgemein politischen Angelegenheiten und überhaupt auf alle seine Entschließungen einen Einfluß, der von den traurigsten Folgen war.

---

bringen und sie dort verkaufen. Erasmus sagt: fama est, hunc juvenem ad stipem scalmum remo subigere solitum, et tamen a remulco non solum ad tribunal, verum etiam ad summum illud rerum humanarum culmen evectus est. Adag. cent. IV. n. 86. — 1) † Raynald ad ann. 1474 n. 19.

† 128. Es war naturnothwendig, daß der Papst durch diese Nepotenversorgungen in endlose politische Verwicklungen verstrickt werden mußte. Waren schon die so geflissentlich gesuchten verschiedenen Familienverbindungen mit den mächtigsten Regentenhäusern Italiens ein Gegenstand berechtigten Argwohns für andere Dynasten, so mußte das unverholen zu Tage tretende Streben der Nepoten nach Befestigung und Erweiterung ihrer Hausmacht nothwendig zu Collisionen mit den bestehenden Mächten führen, die um so gefährlicher werden konnten, als voraussichtlich auf Seite der päpstlichen Verwandten auch die geistige Macht des Papstthums mit in den Kampf zog. Wie argwöhnisch die Nepotenerhebungen von anderen Mächten beobachtet wurden, beweisen die verschiedenen Bündnisse, die da und dort wie Pilze aus dem Boden aufschossen; selbst die durch Verträge und Familienbande dem Papst verbundenen Fürsten blieben nicht verlässig. Man fürchtete wohl ein allzurasches Anwachsen der durch das geistige Ansehen des Papstthums gestützten Nepotenmacht. Am meisten und ehesten waren die Florentiner behutsam und bedenklich geworden ob der politischen Stellung der Rovere. Das anfänglich so gute Einvernehmen zwischen Lorenzo Medici und Sixtus IV. war rasch in die Brüche gegangen und man stand sich mit größtem Mißtrauen gegenüber. Bei Beginn seines Pontificates hatte Sixtus Lorenzo zu seinem Schatzmeister gemacht und ihm die Alaungruben von Tolfa in Pacht gegeben, wodurch ihm eine Quelle reichlicher Einnahmen eröffnet wurde. Was die erste Veranlassung des Zerwürfnisses gewesen, ist nicht leicht zu ermitteln, gewiß aber nicht die Weigerung des Papstes, Lorenzos Bruder Giuliano zum Cardinal zu ernennen. Sixtus hat hinlänglich gezeigt, daß er mit Vergebung des Cardinalhutes nicht so ängstlich gewesen, falls ihm dieselbe zuträglich schien; daß aber Lorenzo Medici eine solche Verleihung nicht ohne Gegendienst verlangt hätte, bedarf nicht erst eines Beweises. Das Wahrscheinlichere dürfte sein, daß Florenz wegen der Werbungen des Papstes für seine Verwandten mißtrauisch geworden; besteht aber einmal Argwohn zwischen zwei Staaten, dann ist es nicht mehr weit zu gegenseitigen Klagen und offenen Zwistigkeiten. Die Erwerbung Imolas durch Girolamo Riario und dessen Verbindung mit Galeazzo von Mailand war für Florenz nicht so ganz bedeutungs- und gefahrlos. Andererseits nahm auch Florenz im Kampf des Cardinals Giuliano gegen Vitelli, Tyrann von Citta di Castello eine sehr zweideutige Stellung ein und gab dem Papst Grund genug zu Klagen. Diese Mißstimmung wurde nicht gemindert durch die Verbindung Johanns mit dem herzoglichen Haus von Urbino, vielmehr dürfte gerade sie ein Hauptgrund gewesen sein zur Erneuerung der Liga zwischen Florenz, Mailand und Venedig, die am 20. November 1474 verkündigt wurde.

Auch Neapel war zum Beitritt eingeladen worden, Ferrante folgte aber der Einladung nicht, sondern gieng Anfang des folgenden Jahres nach Rom, angeblich wegen des Jubiläums, in Wahrheit aber um sich mit dem Papst wegen des oberitalienischen Bündnisses zu besprechen. Nach Anordnung Pauls II. wurde 1475 zum erstenmal ein 25 jähriges Jubiläum gefeiert, das aber wegen der in Rom herrschenden Krankheiten nur spärlich besucht war. Außer Ferrante waren nur noch zwei Fürstinnen anwesend, die länderlosen Königinnen von Bosnien und Cypern. Im Jahr zuvor war König Christian von Dänemark mit Herzog Johann von Sachsen nach Rom gekommen, wo er vom Papst aufs ehrenvollste empfangen und mit der goldenen Rose beschenkt wurde.[1])

Wie die Florentiner jeden Schritt Girolamos Riario, des Herrn von

---

1) † Raynald ad ann. 1474 n. 159.

Imola, mit argwöhnischen Augen verfolgten, so mußte auch dieser die Macht der Republik und namentlich der sie leitenden Familie der Medici zu untergraben suchen, wo immer sich Gelegenheit bot. Solche fand sich in der langjährigen Feindschaft der Pazzi und Medici, und Girolamo verwickelte nun sich und seine Familie in ein Complott, dessen Ausgang für das Pontificat Sixtus IV. verhängnisvoll geworden ist. Die Pazzi und Medici waren die beiden mächtigen Rivalen, die sich in Florenz um die Herrschaft stritten, beide durch Handel zu großem Reichthum gelangt. Die Medici hatten durch die Genialität einzelner Glieder die Oberhand bekommen und nutzten nun ihre Macht zu unbilliger Zurücksetzung der Rivalen aus, wodurch diese tödtlich beleidigt wurden. Eine Verschwägerung der beiden Familien konnte den Haß nur temporär beschwichtigen, die Parteien aber nicht dauernd aussöhnen. Cosimo wußte durch Klugheit die Gegner sein Uebergewicht weniger empfindlich fühlen zu lassen, nicht so Lorenzo, der vielmehr den Haß der Rivalen geflissentlich noch steigerte. Die zwischen Rom und Florenz bereits obwaltende Mißstimmung mußte Riario von selbst auf die Seite der Pazzi führen, die ihrerseits hierin eine passende Gelegenheit fanden, sich an ihren verhaßten Feinden zu rächen. Zuerst wußte Girolamo den Papst zu bestimmen, Lorenzo das ihm übertragene Schatzmeisteramt zu nehmen und dasselbe an Francesco Pazzi zu verleihen; Lorenzo aber verweigerte dem vom Papst ernannten Erzbischof von Pisa, Francesco Salviati die Anerkennung. Hiedurch sah sich der Papst persönlich gekränkt und an Stelle früherer Zuneigung trat eben so tiefe Verstimmung gegen Lorenzo. In dieser Stimmung war es ein Leichtes, ihn von der Nothwendigkeit des Sturzes der Medici im Interesse der Kirchenpolitik zu überzeugen, ein Plan, den Francesco Pazzi und Girolamo Riario bereits verabredet hatten. In das Complott waren noch andere den Medici feindlich Gesinnte eingeweiht, darunter namentlich der zurückgewiesene Erzbischof von Pisa. Auch Sixtus gab auf gemachte Mittheilung seine Zustimmung zu der geplanten Aenderung der Machtverhältnisse in Florenz, aber mit der ausdrücklichen, wiederholentlich und aufs bestimmteste ausgesprochenen Bedingung, daß kein Blut vergossen werden dürfe. Mit dieser Zusage entließ Sixtus die Verschworenen. Bei der entschiedenen Sprache des Papstes kann über seine Aufrichtigkeit billigerweise ein Zweifel nicht gehegt werden; es ist auch recht wohl denkbar, daß der in solchen Sachen unerfahrene Papst alles Ernstes an die Möglichkeit einer unblutigen Durchführung des Planes glauben konnte, wiewohl dies in Praxi ein Ding der Unmöglichkeit war. Dies sahen die Verschworenen auch sofort ein und beschlossen deßhalb den Tod der beiden Medici. Der Mordanschlag sollte anfänglich in deren Villa bei Fiesole während eines Gastmahles ausgeführt werden, da sich dies als unthunlich herausstellte, wurde er unbedenklich in die Kirche verlegt. Montesecco, dem die Erdolchung Lorenzos übertragen war, weigerte sich entschieden den hl. Ort zu profaniren, worauf zwei Cleriker, Antonio Maffei aus Volaterra und Stefano Bagnoni aus Montemurlo, an seine Stelle traten. Zur etwaigen Unterstützung der Verschworenen war an der Grenze bei Mentone eine kleine Heeresabtheilung aufgestellt. Nach und nach hatten sich die Häupter der Verschwörung in Florenz eingefunden mit Ausnahme Girolamos, der von außen Hülfe bringen wollte. Am 26. April 1478 wurde die blutige That in der Kirche Santa Maria während der hl. Messe im Beisein des Cardinals Rafael Riario, Girolamos Neffen, ausgeführt; die Erhebung der hl. Hostie sollte das Zeichen zum fluchwürdigen Meuchelmorde sein. Giuliano Medici[1]) fiel unter

1) † Julian war wegen seiner Freigebigkeit der Liebling des Volkes. Einen Monat nach seiner Ermordung wurde ihm ein illegitimer Sohn Julius geboren, der nachmalige Papst Clemens VII.

den Dolchstichen Bernardo Bandinis, Lorenzo aber, von Antonio Volaterranus nur leicht an der Schulter verwundet, entkam von den Seinigen beschützt in die Sakristei.[1]) Weit entfernt die ihm angebotene Freiheit freudig zu begrüßen, erhob sich das Volk in Wuth für die bedrohten Mediceer und riß die Verschwörer, wo es deren habhaft werden konnte, in Stücke. Der Erzbischof von Pisa und Francesco Pazzi wurden an ein Fenster der Signorie aufgeknüpft, der Cardinal Rafael Riario als Gefangener aus der Kirche abgeführt und nur mit Mühe konnten ihn die Wachen vor dem Tod durch die erregten Volksmassen schützen. Der Schrecken des Tages raubte ihm für immer die natürliche Farbe des Gesichtes, das zeitlebens Todtenblässe zeigte. So hatte der Anschlag auf den Sturz der Mediceerherrschaft für diese gerade den entgegengesetzten Erfolg. „Auch diejenigen, welche bisher Lorenzo von Herzen und aus republicanischer Ueberzeugung abgeneigt gewesen, traten nun auf seine Seite, da das Niedrige des Anschlages auf sein Leben, der selbst das Heiligthum der Kirche nicht geschont hatte, der Mißbrauch der heiligsten Handlung und der Anwesenheit des Cardinals große Erbitterung hervorgerufen hatte" [2]). Um so schlimmer waren die Folgen für Papst und Kirche, indem sich ersterer in einen Kampf verwickelte, der ihm trotz der physischen Siege, viele nicht zu unterschätzende moralische Nachtheile brachte.

Girolamo Riario, über das Mißlingen des Anschlags aufs äußerste gereizt, drang völkerrechtswidrig in den Palast des florentinischen Gesandten Donato Acciajuoli und schleppte ihn gewaltsam in den Vatican. Sixtus mißbilligte solch rechtloses Vorgehen seines Nepoten und suchte den Gesandten zu begütigen, der denn auch wirklich alles aufbot, die empörte Republik vor übereilten Schritten zu warnen und den drohenden Kampf mit dem Papst zu verhüten. Die Erregung der Geister und die Erbitterung gegen den Papst, dessen unmittelbare Mitwissenschaft am Complott das Verhör Montesеccos ergeben, war aber in Florenz zu groß, als daß die abmahnende Stimme des römischen Gesandten hätte Gehör finden können. Zwar wurde der gefangene Cardinal in mildern Gewahrsam genommen, aber nicht frei gelassen. Sixtus erklärte nun die kirchliche Immunität durch Hinrichtung des Erzbischofs von Pisa und mehrerer Geistlichen und Cleriker, sowie durch Gefangenhaltung eines Cardinals für verletzt, belegte durch Bulle vom 1. Juni 1478 Lorenzo Medici und seine Anhänger mit der Excommunication und außerdem die Diözesen Florenz, Fiesole und Pistoja mit dem Interdict. Außerdem drohte er mit Entziehung des Erzbisthums, wenn nicht binnen Monatsfrist die Schuldigen und an deren Spitze Lorenzo ausgeliefert würden.[3]) Da die päpstliche Sentenz unbeachtet blieb und der Gottesdienst fortgefeiert wurde, erschien am 22. Juni eine zweite Bulle, wodurch die erste Sentenz wiederholt und verschärft, alles

---

1) † Raynald ad ann. 1478. n. 1. Bezüglich der Literatur über diesen Vorgang ist zu erwähnen: Angelo Paliziano, de conjuratione Pactiana commentarius, bereits 1478 in Florenz erschienen, am sorgfältigsten und mit den betreffenden Documenten bereichert von Gio. Adimari Neap. 1769 und nach ihm bei Roscoe, Lorenzo de Medici Append. no. XXI. III. 69. Paliziano war zur Zeit des tragischen Vorfalles 24 Jahre alt. Ausführlich und zuverlässig berichtet über das Ereigniß Spione Ammirato in seinen Istorie fiorentine Buch XXIV. auch apart erschienen: Congiura de Pazzi e Guerra dalla Republica fiorentina sostenuta contra gli Stati Romano e Napolitano 1478—1480 Florenz 1826. Frantz l. c. p. 207 gibt die Darstellung Filippo Strozzi's, eines Augenzeugen. — 2) † Frantz l. c. S. 213. — 3) † Die Bulle cfr. Raynald 1478 n. 5—11, sie beginnt: Iniquitatis filius et perditionis alumnus Laurentius de Medici. Es ist unverkennbar, daß der scharfe Tenor mehr den gereizten Oheim, als den strafenden Papst verräth.

mediceische Eigenthum mit Beschlag belegt und der Republik der Krieg angekündigt wurde. Mit dem Papst hatten sich aus politischer Eifersucht Neapel, Siena und selbstverständlich der Herzog von Urbino verbunden, und schon im Juli rückte ein päpstlich-neapolitanisches Heer unter Alfonso von Neapel und Federigo von Urbino in Toscana ein. Für Lorenzo und die Florentiner war es ihrerseits nicht schwer, ihre Sache als die gerechte darzustellen und Sympathien zu finden; mußte doch der Papst in seinem heftigen Vorgehen gegen den aus Mörderhand befreiten Lorenzo in dem bedenklichen Licht einer einseitigen Parteinahme für die Mörder erscheinen. Das Volk stand rückhaltlos auf Seite seines angeblichen Tyrannen und wollte von seinen Befreiern nicht nur nichts wissen, sondern bedrohte sie mit Tod, Kerker und Verbannung. Der Papst mußte sich in der Rückantwort der Signorie vom 21. Juli 1478 sehr herbe und sarkastische Bemerkungen gefallen lassen[1]), und Lorenzo konnte in seinem Schreiben an den französischen König mit einem Anschein von Recht versichern: „Ich nehme Gott zum Zeugen, daß mein einziges Verbrechen gegen den Papst das ist, daß ich noch lebe, daß ich mich nicht habe abschlachten lassen“ [2]). Solche Sprache konnte ihre Wirkung nicht verfehlen; in Wirklichkeit kam denn auch in Bälde eine Liga zu stande zwischen Florenz, Mailand, Venedig und Ferrara, zu deren Gunsten König Ludwig XI. von Frankreich sein ganzes Ansehen in die Wagschale legte. Wenn nun die Gesandten des Kaisers, des Herzogs Maximilian, sowie der Könige von England und Frankreich Frieden vermittelnd in Rom erschienen, wenn namentlich Frankreich mit einem Concil, mit Erneuerung der pragmatischen Sanction und dgl. drohte, so waren dies ebensoviele moralische Niederlagen, Momente, durch welche das Ansehen des Papstthums schwer geschädigt werden mußte. Die Sprache des Papstes bei den Unterhandlungen war eine durchaus würdige und versöhnliche, wenn aber trotzdem seine Worte nicht das dem Stellvertreter Christi gebührende Vertrauen fanden, so wird der Hauptgrund darin zu suchen sein, daß man in Sixtus einerseits den Mitwisser der Pazzischen Verschwörung wußte, andererseits aber den Einfluß des allmächtigen Nepoten Girolamo Riario fürchtete. So kam es zur Entscheidung durch die Waffen, wobei die Florentiner ohne tüchtige Feldherren und ohne ernstliche Unterstützung von Seite ihrer Bundesgenossen dem weit überlegenen päpstlich-neapolitanischen Heer nicht Stand halten konnten. In dieser kritischen Lage entschloß sich Lorenzo am 5. December 1479 zu einer Reise nach Neapel[3]), von wo er nach dreimonatlichen Verhandlungen seiner Vaterstadt den Frieden brachte, der am 25. März 1480 in Florenz feierlich verkündet wurde. Für den Papst war dieser einseitige Friedensschluß seines Bundesgenossen geradezu

1) † Frantz l. c. S. 225 ff. — 2) † Man traut kaum seinen Augen, wenn man bei Frantz l. c. S. 236 die Stelle liest: „Warum führte er (Lorenzo) das in schönen Reden so oft dargebrachte Opfer seines Lebens nicht aus, gieng nach Rom und stellte sich der Gnade des Papstes oder seines Nepoten anheim und löschte mit dem Opfer seines Lebens den Brand aus, den er selbst entzündet.“ Die Ehrenrettung einer Person mit unbilliger Verunglimpfung einer anderen, halten wir für keinen der historischen Wahrheit erwiesenen Dienst. — 3) † Wir können den Vorwurf nicht billig finden, der Lorenzo deßhalb gemacht werden will, weil er sich lieber dem heimtückischen Ferrante als dem Papst überlieferte. Von Rom aus war durch den Günstling des Papstes und unter dessen eigenem Mitwissen der Anschlag gegen Lorenzos Leben erfolgt. Wenn auch der Papst jedes Blutvergießen perhorrescirte, so war er doch weder mißbilligend, noch strafend gegen die Mörder eingeschritten, vielmehr besaß Riario nach wie vor sein volles Vertrauen. So hatte der Papst eigentlich nichts gethan, um nicht als parteilicher Richter erscheinen zu müssen.

verletzend, wie er sich auch hierüber offen beklagte und die Feindseligkeiten auf eigene Faust fortsetzte, wenn auch mit zweifelhaftem Waffenglück.

† 129. Während so die Waffen noch nicht ruhten, trat ein Ereigniß ein, das ganz Italien mit jähem Schrecken erfüllte, den innern Zwist rasch vergessen ließ und die hadernden Mächte bestimmte, sich über dem Schlachtfelde die Hände zur Versöhnung und zum Bunde zu reichen. Am 28. Juli 1480 waren 200 türkische Galeeren mit 18,000 Streitern unter dem Oberbefehl von Keduk Achmed Pascha vor Otranto erschienen. Die Stadt war von Truppen gänzlich entblößt und ohne alle Kriegsbereitschaft, dennoch wies die christliche Bevölkerung die Aufforderung zur Uebergabe und zum Abfall vom Glauben entrüstet und entschlossen zurück und rüstete sich zur heldenmüthigsten Gegenwehr. Der ungleiche Kampf konnte freilich nicht lange dauern; schon am dritten Tage war Bresche in die schwachen Mauern gelegt und nach elftägiger verzweifelter Gegenwehr fiel die Stadt den stürmenden Barbaren in die Hand am 11. August. In gewohnter Unmenschlichkeit wütheten die Schrecklichen gegen die Einwohner. Von 22,000 wurden 12,000 niedergemetzelt, die übrigen zu Sklaven gemacht. Der fast 80jährige greise Oberhirte Stefan Pendinelli wurde in Pontificalkleidern vom Altare gerissen und sammt dem Befehlshaber Francesco Largo entzweigesägt. Ein Dominicaner wurde auf der Kanzel, wo er sich eben befand, entzweigehauen und ähnlich die übrigen Priester behandelt. Frauen und Jungfrauen wurden geschändet, Kirchengefäße, Reliquien, Heiligenbilder wurden entweiht, zusammengeschlagen, verbrannt. Der entsetzliche Befehlshaber wollte die unglückliche Stadt nicht betreten, ehe die Leichenhügel aus derselben entfernt wären, weßhalb er sein Lager eine viertel Stunde entfernt auf dem sog. Minervahügel aufschlagen ließ. Hieher ließ er am 12. August alle noch in Otranto vorhandenen Christen über 15 Jahre bringen. Man führte etwa 800 Gefangene, Verwundete und Kranke hinaus, einen Strick um den Hals und die Hände auf den Rücken gebunden. Am Fuße des Hügels angekommen ließ ihnen der Pascha durch einen Dolmetsch verkünden, wenn sie ihren Glauben abschwören, sollten sie Freiheit, Gatten, Eltern und Kinder zurückerhalten und unter der Herrschaft des Sultan in die Stadt zurückkehren dürfen. Im Namen der heldenmüthigen Schaar erklärte ein ehrwürdiger Greis, Namens Primaldi, daß sie lieber jede Todesart erdulden werden, als den Glauben der Väter verleugnen und ihren Gott und Heiland verrathen. Sie wurden hierauf alle zum Tode verurtheilt, den Primaldi als einer der ersten erleiden sollte. Am 14. August wurde die heilige Bekennerschaar wieder auf den genannten Hügel, der seitdem Martyrerhügel genannt wird, hinausgeführt. Nach einem abermaligen Versuch zum Abfall, den alle ohne Ausnahme standhaft abwiesen, wurden sie sämmtlich niedergehauen. Die Leichname sollten den Thieren zum Fraß auf der Blutstätte liegen bleiben, und Alfons, Herzog von Calabrien, soll sie am 14. Juni 1481, als er Otranto zurückerobert, sämmtlich unversehrt vorgefunden haben. Er ließ sie in eine Kapelle der Kathedralkirche überführen, von wo sie vier Jahre später, 240 in die Katharinakirche nach Neapel verbracht wurden. Vom Volke wurden die Martyrer sofort als Heilige verehrt und Clemens XIV. gestattete ihnen unter dem 14. December 1771 die Ehre der Altäre [1]).

---

1) † AA. SS. 14. August p. 179 sqq. wo die gleichzeitige u. spätere Literatur über das schreckliche Ereigniß ausführlich verzeichnet und das ganze Vorkommnis auf seine historische Richtigkeit sorgfältig geprüft und untersucht wird.

Die Kunde von diesen Greueln wirkte geradezu betäubend, der Halbmond auf italienischem Boden, welch entsetzliche Gewißheit! Im ersten Schrecken sah man türkische Galeeren bereits in den Tiber einlaufen und der Papst soll bereits an die Flucht nach Avignon gedacht haben. Als man sich vom ersten Schrecken erholt, erließ Sixtus sofort neue Bitt- und Mahnschreiben an alle Fürsten und Städte, um zum gemeinsamen Kampf gegen den Feind des christlichen Namens aufzurufen. Die so drohend nahe Gefahr ließ die italienischen Wirren rasch beilegen. Am 3. December 1480 wurden die Abgesandten der florentinischen Republik vor den verschlossenen Thoren von St. Peter feierlich von allen Strafen und Censuren freigesprochen, dann in die Kirche eingeführt und der Friede abgeschlossen. Dieser saracenische Einfall in Italien kam der bedrängten Republik so hochwillkommen, daß manche glaubten, Lorenzo hätte den Sultan zu diesem Unternehmen aufgefordert, ohne daß man aber für solch schwere Anschuldigung irgendwelchen Beweis beibringen könnte. Dagegen sollen die Venetianer durch ihren Botschafter Sebastian Gritti dem Sultan aus Haß gegen Ferrante und Neapel solchen Angriff nahegelegt haben[1]). Thatsache ist freilich, daß die Venetianer in dem allgemeinen Kampfe Italiens gegen den Halbmond eine fast verdächtige Neutralität beobachteten, allein die Sache wird leicht erklärlich, wenn man bedenkt, wie oft sie selbst im ungleichen Kampfe vom Abendlande schmählich im Stich gelassen und von manchen, darunter namentlich von Ferrante von Neapel, treulos verrathen wurden. Da wird es ihnen nicht so schwer zu verdenken sein, wenn sie jetzt, wo der treulose König selbst unter der osmanischen Zuchtruthe zu leiden hatte, sich nicht allzusehr beeilten, ihm Hülfe zu bringen. Der Papst dagegen wandte alles auf, alle zum Kriege zu begeistern, und wirklich gelang es ihm, zwischen den italienischen Mächten, dem Kaiser, Matthias von Ungarn und Ludwig XI. von Frankreich eine Liga zu Stande zu bringen zum gemeinsamen Kampf gegen den Islam. Sixtus selbst bot das Aeußerste auf; nicht nur daß er sein eigenes Silbergeschirr opferte, selbst Kirchengefäße ließ er auf die Münze tragen, um Hülfstruppen zu werben und Galeeren zu stellen. Aber auch der mächtige Sultan rüstete gewaltig im Osten; und während ganz Italien in banger Erwartung stand, ob nicht sein Heereszug Italien gelte, kam vom Orient die Freudenbotschaft, der Schrecken der Christenheit sei nicht mehr; er hatte den großen Racheplan gegen Rhodus nicht mehr ausführen können, mitten in den Zurüstungen, welche den tapfern Johannitern den Untergang bringen sollten, wurde er vom Tode ereilt.

† 130. Im Jahre 1311 hatten die Johanniter unter ihrem Großmeister Villaret Rhodus den Türken mit stürmender Hand entrissen und sich innerhalb vier Jahren die ganze Insel nebst sechs weiteren kleinen Eilanden unterworfen. In wenigen Decennien war es den muthigen Rittern gelungen, die Insel mit ihrer Umgebung zu einem der festesten christlichen Bollwerke des Orients umzuschaffen, von dem aus sie die Türken unaufhörlich beunruhigten und jeden Kriegszug des Abendlandes thatkräftig unterstützten.

Kaum hatte Johann Lastic 1437 die Großmeisterwürde angetreten, als der Sultan von Egypten Ansprüche auf die Insel erhob als ehemaliges Besitzthum der Türken. 1440 erschien eine Flotte von 18 Galeeren, mußte aber unverrichteter Sache wieder abziehen; ebenso fruchtlos belagerte 1464 ein egyptisches Heer von 18,000 Mann vier Monate lang die Stadt. Als nach dem Fall von Constantinopel die Rhodiser keine Gesandte an Muhammed zur Huldigung schickten, ließ dieser durch einen Boten Tribut von den Rittern

1) † Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches I. S. 554.

fordern, wurde aber abschlägig beschieden. Nun schwor der ergrimmte Sultan der Insel Tod und Verderben; allein die abgesandte Flotte von 30 Galeeren vermochte nichts gegen die festen Schlösser der Johanniter, auch eine zweite von 180 Segeln hatte keinen bessern Erfolg, nur einige Knaben und Mädchen führte sie als Beute davon. Dem Großmeister Raymund Zakosta gelang es ohne Tributleistung 1461 einen zweijährigen Waffenstillstand zu erwirken, da Muhammed um diese Zeit wegen des Zuges gegen Trapezunt im ägeischen Meere Ruhe wünschte. Nach der Eroberung von Lesbos und dem Fall von Euböa, durfte Rhodus nicht mehr auf allzulange Ruhe rechnen, weßhalb der 1476 gewählte treffliche Großmeister Peter d'Aubusson alle möglichen Vorbereitungen traf, um sich zur heldenmüthigsten Gegenwehr zu rüsten. Er ließ drei neue Thürme aufführen und neue Werke errichten, den Hafen ließ er durch eine große eiserne Kette sperren. Sämmtliche Ordensritter in Europa berief er durch eigenes Schreiben nach Rhodus zur Vertheidigung ihres Besitzes und ihres heiligen Glaubens. Das Convocationsschreiben lautet: „Theuerste Brüder! Inmitten der schweren Gefahren, von denen Rhodus bedroht ist, konnten wir wirksame Hülfe nur von einer allgemeinen und raschen Zusammenberufung sämmtlicher Ordensbrüder hoffen. Der Feind steht vor den Thoren, der Uebermuth Muhammeds kennt keine Grenzen; seine Macht wird von Tag zu Tag furchtbarer; er verfügt über zahllose Kriegsschaaren, vortreffliche Offiziere, unermeßliche Schätze, und all das ist gegen uns gerichtet. Er hat uns den Untergang zugeschworen, dessen bin ich genau unterrichtet; schon sind seine Heeresmassen in Bewegung und erfüllen die benachbarten Provinzen. Eine erschreckliche Zahl von Schiffen und Galeeren harren nur des Frühjahrs, um gegen die Insel auszulaufen. Auf was nun sollen wir uns Angesichts all dessen verlassen? Ihr wisset ja, daß Hülfe fern, meistens unzulänglich und immer zweifelhaft ist. Auf nichts ist Verlaß als auf unsere eigene Tapferkeit und wenn wir uns nicht selbst helfen, sind wir verloren. Die feierlichsten Gelöbnisse, meine Brüder! verpflichten euch, alles zu verlassen und meinem Rufe zu folgen. In Kraft der heiligsten Gelöbnisse, die ihr am Fuße der Altäre unserem Gotte geschworen, rufe ich euch zu Hülfe. Eilet unverzüglich in unser Land oder vielmehr in das eurige. Kommt voll heiliger Begeisterung und Muth, es gilt den Kampf für die Religion! Euere Mutter ruft euch, eine zärtliche Mutter, die euch an ihrem Busen ernährt und großgezogen und die nun in großer Gefahr ist. Könnte es einen Ordensritter geben, der so herzlos wäre, sie der Wuth der Barbaren zu überlassen? Nein, meine Brüder! das befürchte ich nicht. Solche Feigheit, solche Pietätslosigkeit ist unvereinbar mit dem edlen Blut, das in eueren Adern rinnt und noch weniger verträgt es sich mit euerer altbewährten Ergebenheit und Tapferkeit" [1]). Auf diesen Ruf der Ehre eilten die Johanniter von allen Theilen der Christenheit nach Rhodus und die meisten kamen noch rechtzeitig an, um an dem gewaltigen Kampf zwischen Kreuz und Halbmond Theil nehmen zu können. Am 28. October 1479 eröffnete d'Aubusson das Generalcapitel; mit zündenden Worten begrüßte er die erschienenen Brüder und begeisterte sie zum hl. Kampfe. Das Ordenscapitel übertrug ihm Angesichts der ernsten Lage unumschränkte Vollmacht in der Verwaltung der Gelder und Leitung der Kriegsmacht während des bevorstehenden heftigen Sturmes. Am 23. Mai 1480 erschien die osmanische Flotte vor Rhodus unter dem Oberbefehl Mesih Paschas, eines Abkömmlings der Paläologen, sie zählte 160 Segel mit 100,000 Streitern. Unter ihm befehligten noch drei Renegaten, darunter leider auch ein Deutscher. Die Belagerung dauerte

1) † Vertot, Geschichte des Malteserordens. 2 Bde. Jena 1792. lib. 7.

zwei Monate, während deren alles versucht wurde, die Feste zu brechen: wüthende Kämpfe bei Tag und bei Nacht, Ueberfälle, furchtbares Geschützfeuer, Ueberläufer, welche den Großmeister vergiften und dem Feinde die schwächsten Punkte der Feste verrathen sollten. In der furchtbaren Lage verloren selbst einzelne Ordensritter einen Augenblick den Muth und dachten an Uebergabe. D'Aubusson ließ sie zusammenrufen und redete sie also an: „Meine Herren! (er nannte sie nicht mehr Brüder), falls sich einer unter euch in dieser Feste nicht mehr sicher halten sollte, so werde ich Mittel finden, ihn aus dem nicht undurchbrechbar blokirten Hafen zu entlassen. Wollt ihr aber alle bei uns ausharren, so spreche mir unter Todesstrafe keiner mehr von Uebergabe." Beschämt über ihre Feigheit erklärten alle Ritter, daß sie die Schmach mit ihrem oder der Türken Blut wieder rein waschen wollten. Mit furchtbarer Kraftanstrengung war seit Wochen schon auf beiden Seiten gekämpft worden; dreimal schon hatte die Heldenschaar den stürmenden Feind mit großem Verlust zurückgeworfen; endlich aber schien doch die Stunde des Falles gekommen. Mächtige Steinmassen, die fortwährend gegen den Wall geschleudert worden, hatten die Mauern endlich erschüttert und an mehreren Stellen Bresche gelegt. Freitag den 28. Juli, am gleichen Tag, an dem die Türken in Otranto landeten, gab mit Sonnenaufgang ein Schuß das Zeichen zum allgemeinen Sturm. Unaufhaltsam drangen die Türken in die Breschen der Mauern, wo bereits dritthalbtausend gefallen, aber immer neue Schaaren wogten heran. Die Belagerer „stürzten sich wie Löwen, die von der Kette gerissen auf ihre Beute" und die Belagerten kämpften „wie die Makkabäer für Religion und Freiheit." Schon hatten die Osmanen ihr Siegeszeichen auf den zerschossenen Wällen aufgepflanzt, während der Großmeister das große Ordensbanner mit dem Bilde des Heilandes mitten im Schlachtgewühl aufrichtete und die christlichen Streiter zum Kampf auf Leben und Tod anfeuerte. Zwei Stunden lang focht Mann gegen Mann in furchtbarem Handgemenge, bis endlich die Ritter und der Großmeister voran den Wall von innen wieder erstürmt und die Feinde mit Verlust der Fahne und zahlreicher Todten zurückgeworfen hatten. Diese glückliche fast wunderbare Wendung im Augenblick der höchsten Gefahr schrieben die Christen unmittelbar göttlicher Hülfe zu. Ein an der Stelle des Ordensbanners erschienenes goldenes Kreuz und eine mit Schild und Lanze bewaffnete glänzende Jungfrau soll den Türken panischen Schrecken eingejagt haben. Türkische Schriftsteller aber berichten, Mesih Pascha habe in jenem entscheidenden Moment, da er die Stadt genommen glaubte, ausrufen lassen: Plünderung sei nicht gestattet, der Schatz von Rhodus gehöre zu den Kammereinkünften des Sultan. Hiedurch sei der Eifer der Stürmenden erlahmt, die noch außen stehenden Truppen hatten den Vormarsch verweigert und so sei es den Christen gelungen, den Feind wieder zurückzudrängen[1]).

Der Großmeister von Blut und Wunden bedeckt wurde in seine Wohnung getragen, wo er aber unter sorgender Pflege bald wieder genaß. Zum Dank für den wunderbaren und herrlichen Sieg erbaute er zu Ehren der seligsten Jungfrau und des heiligen Johannes drei Kirchen. Die Ritter hatten übrigens manchen herben Verlust zu beklagen, so namentlich Anton d'Aubusson, Bruder des Großmeisters und Anführer der Reiterei. Weit größer

---

1) † Cfr. Vertot, l. c. l. 7 und Hammer, l. c. I. S. 570 ff. Ueber den ganzen Verlauf der Belagerung vgl. Caoursin Guilelm., vicecancellarius Rhodii gest. nach 1488: Obsidionis Rhodiae urbis descriptio a. 1480. 23. Mai—28. Jul. verschiedene Ausgaben namentlich Ulm, 1496. Deutsch, Straßburg 1513 mit Holzschnitten.

aber waren die Verluste der Osmanen; sie zählten 9000 Todte und 15,000 Verwundete. Den Rest des Heeres führte Mesih Pascha, an dem Gelingen des Unternehmens verzweifelnd, nach der Bai von Physkos zurück, von wo er ausgelaufen war; begab sich dann nach Constantinopel, wo seiner ein sehr ungnädiger Empfang harrte. Großartige Rüstungen verriethen die Absicht des Sultan, die seinen Waffen vor Rhodus angethane Schmach zu rächen. Im nächsten Frühjahr verkündeten die an der asiatischen Küste aufgesteckten Roßschweife, daß der Kriegszug Asien gelte. Schon waren die Kriegsmassen von Scutari aufgebrochen, da verschlimmerte sich die Krankheit des Sultan, die er wohl im Blute der Feinde ersticken zu können hoffte; und schon am 3. Mai 1481 verschied Muhammed II. im Feldlager bei Gebise, dem alten Libyssa, Begräbnißort Hannibals, erst 52 Jahre alt. Die Freude in der ganzen Christenheit war unbeschreiblich; der Papst hielt am 4. Juni mit dem gesammten Clerus eine feierliche Prozession zur Danksagung für das freudige Ereignis; alles athmete wieder neu auf.

Schon vor Ankunft dieser Freudenbotschaft war ein christliches Heer unter Alfons von Neapel vor Otranto erschienen und hatte es zu Wasser und zu Land eingeschlossen. Die zwar beträchtlichen christlichen Streitkräfte wären nichtsdestoweniger unvermögend gewesen, die tapfern Osmanen aus der festen und mit Vorräthen reich versehenen Seestadt zu vertreiben, hätte nicht die Kunde vom Ableben des Sultan den Kriegsmuth der Belagerten gelähmt. So übergab der türkische Befehlshaber am 10. September 1481 die Stadt den Christen, nachdem er lange vergebens auf Entsatz vom nahen Albanien gehofft. Jetzt war der günstige Augenblick, wo die christlichen Waffen einen erfolgreichen Angriff auf das mächtige Osmanenreich wagen konnten. Abgesehen, daß der Zauber des gefürchteten Eroberers geschwunden, wurde die Macht des Islam auch noch durch inneren Bruderzwist der beiden Sultanssöhne Bajazet und Dschem geschwächt. Diese günstige Lage benützend wollte der unternehmende Königssohn Alfons, Herzog von Calabrien, die im Hafen von Otranto versammelte italienisch-spanische Flotte sofort in die östlichen Gewässer führen. Allein trotz des ausnehmend günstigen Augenblicks vermochte er die verschiedenen Streitkräfte nicht zusammenzuhalten. Kaum war Otranto wieder in christlichen Händen, so war das so begeistert geschlossene Bündnis gegen den Halbmond auch schon wieder gelöst, und die alte italienische Uneinigkeit loderte wieder heftiger auf als zuvor. Wiederum war es der unglückselige Mephisto des Papstes, Girolamo Riario, der ihn in neue Zerwürfnisse verwickelte.

† 131. Ganz unvermuthet stehen wir plötzlich vor einer ganz neuen politischen Constellation, die Italien wiederum in zwei feindliche Hälften auseinanderreißt: Venedig und Papst stehen gegen Ferrara, Mantua, Bologna, Mailand, Florenz und Neapel. Gerechtes Befremden muß es erregen, Sixtus in diesem Kampf auf Seite Venedigs zu finden, obgleich dieses ziemlich freventlich und muthwillig den päpstlichen Lehensstaat Ferrara mit Krieg überzieht[1]). Es

---

1) † Eine genaue Beschreibung des Krieges gibt uns der Zeitgenosse Petrus Cyrnaeus clericus Aleriensis (Aleria auf Corsika) in dem kleinen Schriftchen de bello ferrariensi. Bei Muratori script. rer. ital. T. XXI. p. 1193 ff. In der Vorrede sagt Muratori: Si fidem habere volumus Ferrariensi populo, una finitimos ac infirmiores absorbendi cupido, quae potentiores fere semper vexat, Venetos traxit ad arma; eisque potissimum animos addidit Sixti IV. Pontificis malesanus amor in suos, quippe Hieronymi Riarii, seu filii, seu nepotis, violentis consiliis abstractus, ipse quoque Venetis se adjunxit: quod facinus sera deinde poenitentia emendare non potuit.

dürfte schwer sein hierfür einen anderen Erklärungsgrund zu finden, als die Absicht Riarios mit Hülfe Venedigs und auf Kosten Ferraras sich in der Romagna zu vergrößern. Im Frühjahr 1482 erschien Alfons von Calabrien an der Grenze des Kirchenstaates und verlangte freien Durchzug, um seinem Schwager Herzog Ercole von Ferrara Hülfe bringen zu können. Der Papst verweigerte ihn und wurde nun von Alfons als Feind behandelt. Die neapolitanischen Truppen drangen in das Patrimonium ein und verwüsteten das Land bis unter die Thore Roms. Da es eben Zeit der Erndte, ließen sich bald mißliebige Stimmen über den verheerenden Krieg vernehmen, als aber Robert Malatesta, der venetianische Kriegsoberste, mit seinen Truppen erschien, gewann wieder die Kriegspartei die Oberhand. Ganz Rom war ein Kriegslager, selbst in die Kirchen drang der wilde und wüste Waffenlärm. Am 15. August zog die vereinigte Armee aus und schon am 22. desselben Monats lief in Rom die Freudenbotschaft von einem herrlichen Sieg über die Neapolitaner auf Campo Morto in der Nähe von Astura ein. Robert Malatesta, der glückliche Sieger, wurde vom Papst mit königlichen Ehren empfangen, erschien aber nur in Rom, um von Sixtus die Sterbesakramente zu empfangen. Schon am 10. September erlag er einem tödtlichen Fieber. Der Verlust des siegreichen Führers einer- und die empfindliche Niederlage andererseits vermittelten rasch den Frieden zwischen Neapel und dem Papst, der am 23. December 1482 päpstlicherseits ebenso einseitig abgeschlossen wurde wie 1480 der neapolitanisch-florentinische. Das gefahrdrohende Erstarken Venedigs in der Romagna scheint in Rom das Verfehlte der bisherigen Politik zur Einsicht gebracht zu haben. Das siegreiche Venedig aber, das jeden Tag den Fall Ferraras erwartete, war nicht gewillt dem ihm ungünstigen Friedensschluß beizutreten, weßhalb der Papst auf die Seite seiner Gegner trat und jetzt den widerspenstigen Bundesgenossen mit kirchlichen Censuren belegte. Der Papst mußte es wieder erleben, daß die kirchlichen Strafen von Venedig verachtet, an ein allgemeines Concil appellirt und der Kampf, wenn auch mit wechselndem Glück, fortgesetzt wurde.

† 132. Noch zwei andere unliebsame Vorkommnisse hängen mit dem ferrarischen Kriege zusammen: die Repristination des Basler Concils und der Kampf gegen die Colonna. Andreas Zuccalmaglio[1]), von Geburt ein Kroate war zu Udine in den Dominicanerorden getreten und hatte sich bald durch feurige Beredtsamkeit ausgezeichnet. 1476 wurde er zum Erzbischof von der Krajina ernannt und stand als solcher bei Kaiser Friedrich in großem Ansehen. Von 1478 bis 1481 verwendete er ihn wiederholt zu wichtigen Unterhandlungen mit dem Papst und auch Sixtus scheint ihm Anfangs großes Vertrauen geschenkt und sogar Hoffnung auf die Cardinalswürde gemacht zu haben. Im Sommer 1481 aber entstand zwischen beiden ein heftiges Zerwürfnis, Andreas führte, wie er später selbst gestand, eine schonungslose Sprache und wurde deßhalb in die Engelsburg geworfen. Auf die Fürbitte des Cardinals San Angeli erhielt er jedoch nach wenigen Tagen die Freiheit wieder und begab sich nun über Florenz und Bern nach Basel. Er gab sich überall als kaiserlichen Gesandten und sogar als Cardinal von San Sisto aus und proclamirte am 25. März 1482 im geheimen Einverständnis mit den papstfeindlichen Mächten Italiens und angeblich im Namen des Kaisers unter heftigen In-

---

1) † Cfr. über ihn: Raynald ad ann. 1482 n. 23 sqq., dann Jacob Burckhardt in den Beiträgen zur vaterländischen Geschichte der histor. Gesellschaft zu Basel. Bd. V. S. 1 ff. Hottinger, Hist. eccl. sec. XV. 347 ff. Parlati, Illyr. sacrum IV. p. 189 u. VII. 436 ff. Frantz, Sixtus IV. p. 434 ff.

vectiven gegen den Papst die Wiedereröffnung des Basler Concils. Die Angelegenheit erregte in Rom große Beunruhigung, da der Kaiser eine abwartende Stellung einnahm, die Stadt Basel aber den Erzbischof schützte. Zwar erschien in Basel kein einziger Prälat, allein Andreas sandte eine Reihe von Schriftstücken in die Welt hinaus voll schmähender Angriffe und Verunglimpfungen des Papstes und der ganzen Hierarchie. Umsonst verlangte Sixtus durch Schreiben und Gesandte sowohl vom Kaiser wie vom Rathe zu Basel die Verhaftung des Erzbischofs und dessen Auslieferung nach Rom. Im Herbst 1482 erschienen sogar zwei Gesandte der italienischen Liga in Basel, um das Treiben Andreas' zu unterstützen und zu fördern. Den angedrohten kirchlichen Strafen und dem Ende October endlich eingelaufenen kaiserlichen Verhaftbefehl wollte der Rath zu Basel nicht länger widerstehen und ließ Andreas am 18. December 1482 verhaften. Es folgten nun langwierige Verhandlungen betreffs der Auslieferung des Verhafteten nach Rom. Da sich die Stadt dessen weigerte, belegte sie der Papst mit dem Interdict, bis schließlich der Selbstmord des unglücklichen Andreas dem unerquicklichen Hader ein Ziel setzte.

† 133. Sixtus IV. hatte den Frieden mit Neapel durch Einweihung der Kirche Santa Maria della Pace gefeiert, vom Glück des Friedens aber bekam Rom wenig zu verkosten; die Parteikämpfe wütheten blutiger und heftiger im Patrimonium denn je. Die altvererbte Feindschaft zwischen Colonna und Orsini war wieder zum Ausbruch gekommen und wurde noch gesteigert dadurch, daß des Papstes Neffe Riario sein Ansehen zu Gunsten der letzteren in die Wagschale legte. In den Frieden mit Neapel waren auch die Colonna, die auf seiner Seite gestanden, mit eingeschlossen worden, allein die Parteinahme Riarios steigerte das Mißtrauen und hinderte die aufrichtige Erfüllung der Vertragsbedingungen. Das unglückliche Opfer des erbitterten Kampfes wurde Lorenzo Colonna, der Großneffe Martins V., der mit der Herausgabe Tagliacozzos zögerte und infolge dessen als Rebelle unter dem Henkerbeil verblutete. An der völligen Vernichtung der Familie Colonna wurde Riario durch den plötzlichen Tod des Papstes gehindert. Sixtus IV. war am 12. August 1484 gestorben, nachdem er noch kurz zuvor Kunde erhalten von dem Frieden von Bagnolo, der für Venedig unter den günstigsten Bedingungen und zum Nachtheil des Patrimoniums am 7. August geschlossen worden war. Daß der Papst einen s o l c h e n Frieden beklagte gereicht ihm gewiß nicht zum Vorwurf, unredlich aber ist es ihm Schuld zu geben, er habe den Frieden überhaupt bedauert [1]).

Es ist wohl nicht so leicht ein wahrheitsgetreues und gerechtes Urtheil über den Pontificat Sixtus IV. zu fällen, dessen größtes Unglück zweifelsohne der tief zu beklagende Nepotismus gewesen; unbillig und ungerecht sind aber gewiß die Ergüsse eines Infessura [2]), der sich nicht scheute, das Gift seines Hasses auch noch über den Todten auszugießen. Die vielen Verwicklungen, in die Sixtus durch seine unglückliche Nepotenliebe hineingezogen

1) † Jakob Volaterranus schreibt in seinem Diarium (bei Muratori T. XXIII. p. 199) als Augen- und Ohrenzeuge bei der Audienz der Gesandten: Quibus auditis indoluit, non pacis nuntio, ut dictitant maledici et illius gloriae aemuli, sed iniquis pacis conditionibus intellectis. — 2) † Er preist den Todestag Sixtus IV. als den glücklichsten, weil an ihm Gott sein Volk aus der Hand eines Mannes befreit, der keine liebende Zuneigung zum christlichen Volke besaß, dem nur verwerfliche Lust, Geiz und eitler Ruhm alles galt. Muratori l. c. T. III. 2. 1182.

wurde, waren noch nach einer anderen Seite hin von größtem Nachtheil. Um die nöthigen Mittel aufzubringen, mußte man zu allen möglichen Finanzspeculationen seine Zuflucht nehmen, die schließlich zu einer schreckenerregenden Käuflichkeit führten, deren nothwendige Folge eine tiefgehende Corruption sein mußte [1]).

Das schönste Denkmal hat sich Sixtus IV. gesetzt durch die im Jahre 1474 erfolgte Restauration und Erweiterung des von Innocenz III. gegründeten Hospitals San Spirito zur Aufnahme und Erziehung unglücklicher Findelkinder. Außerdem wandte er der Verschönerung Roms unausgesetzt seine große Mühe und Sorgfalt zu. „Eine große und ruhmvolle Bauthätigkeit hat den Namen Sixtus IV. unsterblich gemacht und mit den erhabensten Denkmälern Roms durch verständige und umsichtige Restaurationsarbeiten auf immer verknüpft" [2]). Namentlich ist es die von ihm erbaute und nach ihm benannte sixtinische Kapelle, die später durch die Fresken Rafaels so berühmt geworden ist.

† 134. Wir wollen keineswegs der Ansicht Raum geben, als könnte das Verhalten des Volkes beim Tode eines Herrschers im allgemeinen den Maßstab abgeben zu dessen Beurtheilung; ganz aber wird dieses Moment doch nicht außer Acht gelassen werden dürfen und dies um so weniger, je unmittelbarer und unwiderstehlicher solche Volksstimmung sich kundgibt. Für Sixtus IV. ist dieses Moment äußerst ungünstig, sein Tod war das Signal zu allgemeinem Aufruhr. In der Frühe des 13. August stand ganz Rom in Waffen. Unter dem Rufe: Colonna! Colonna! stürzte das Volk voll Wuth über die päpstlichen Nepoten her, verwüstete und plünderte ihre Häuser und Paläste. Nur die muthige Entschlossenheit von Girolamos Gattin, Catharina Sforza, rettete diesem noch die Engelsburg; die genuesischen Kornmagazine dagegen wurden vom Volke gestürmt und geplündert, weil die Genuesen der Theilnahme an dem verhaßten Getreidewucher beschuldigt wurden. Von allen Seiten strömten Bewaffnete der beiden Parteien, Colonna und Orsini, nach Rom, wo sich alles, Barone, Bürger und Cardinäle verbarricadirte. Ein furchtbarer Bürgerkrieg, ein Kampf aller gegen alle schien bevorzustehen, so erregt waren die Parteileidenschaften. Fast noch schlimmer stand es im Lager vor Paliano, die Belagerung mußte sofort aufgehoben werden; mit Zurücklassung von 300 Todten und des ganzen Lagers eilten Girolamo und Virginio Orsini nach Rom, mußten aber auf Befehl der Cardinäle vor den Thoren der Stadt lagern. In diesem allgemeinen Aufruhr versammelten sich die Bürger auf dem Capitol und hielten Rath, sie sandten dann an die in Rom anwesenden Cardinäle und baten, bald möglichst an einem sichern Ort die Papstwahl vorzunehmen, um der täglich zunehmenden Verwirrung ein Ende zu machen. Auch die Lage im Patrimonium rieth zu raschem Handeln. Endlich gelang es den Cardinälen zwischen den streitenden Parteien einen vorläufigen Waffenstillstand zu vermitteln. Gegen 4000 Ducaten übergab Girolamo die Engelsburg und gieng nach Imola; die Orsini sollten nach Viterbo ziehen und die Colonna nach Latium. Zwei Monate vom Tage der Krönung des künftigen Papstes soll Waffenruhe herrschen.

---

1) † Wollte man auch Infessuras diesbezügliche Schilderung (Muratori l. c. T. III. 2. 1183) noch mit der nothwendigen Reserve aufnehmen, so bietet Baptista Mantuanus wo möglich noch ein trostloseres Bild. Er sagt: Venalia nobis Templa, sacerdotes, altaria, sacra, coronae, Ignes, fura, preces, coelum est venale, deusque. — 2) † Frantz, l. c. S. 166 wo zugleich auch die einzelnen Werke namhaft gemacht werden.

Nachdem so einigermaßen Ordnung geschaffen, schritt man zur Wahl; am 26. August 1484 traten die Cardinäle ins Conclave. Trotz der bisherigen schlimmen Erfahrungen, erscheint abermals eine Wahlcapitulation, in welcher sich die Cardinäle ihren Einfluß auf das künftige Pontificat sichern zu sollen glaubten. Vor allem ließen sie sich ihre Privilegien, Rechte, Besitzungen und Einkünfte feierlich bestätigen und garantiren. Jeder Cardinal, der weniger als 4000 Gulden bezieht, soll monatlich aus der apostolischen Kammer 100 Gulden erhalten. Die Zahl der Cardinäle soll 24 nicht überschreiten, der zu Creirende das 30 ste Lebensjahr überschritten haben und Doctor der Theologie oder des kanonischen Rechts sein. Auf die Wünsche dieses oder jenes Fürsten soll keine Rücksicht genommen werden und aus den Verwandten des Papstes höchstens einer aber mit den erforderlichen Eigenschaften den rothen Hut erhalten. Zum Türkenkrieg soll aus den Alaungruben jährlich bis zu 50,000 Ducaten beigesteuert werden; für eine allgemeine Expedition wurde eine besondere Türkensteuer in Aussicht gestellt, wozu die Cardinäle allein 20,000 Ducaten beisteuern sollen. Innerhalb dreier Monate nach der Krönung soll die Curie nach dem Rathe der Mehrzahl der Cardinäle in capite et in membris reformirt und ohne Zustimmung des Collegiums nie verlegt werden. Sobald als immer möglich, soll ein allgemeines Concil zur Generalreformation der Kirche berufen werden[1]). Es sind dies, wie wir sehen, im wesentlichen dieselben Punkte, wie wir sie in früheren Capitulationen schon, namentlich bei Paul II. gefunden. Auf Grund dieser Vereinbarung schritten die 25 Cardinäle zur Wahl; Cardinal Barbo hatte bereits 11 Stimmen, da er aber auf bestimmte Zusagen nicht eingieng, lenkte Julian della Rovere die Wahl auf Johannes Baptista Cybò, Bischof von Molfetta. Er soll den Cardinälen große Versprechungen gemacht haben, weßhalb sich auf ihn am 29. August sämmtliche Stimmen vereinigten. Er nannte sich Innocenz VIII. zur Erinnerung an den letzten genuesischen Papst Innocenz IV.

Wie bei anderen Päpsten, so wurde auch bei den Cybò[2]), nachdem sie auf den Papstthron erhoben, die Genealogie mit fabelhaftem Dunkel umkleidet, das erst bei den Eltern des Papstes greifbare Gestalt annimmt. Aaron Cybò und Theodorina de Mari wurde im Jahre 1432 in Genua Johann Baptista geboren; der Vater hatte lange in neapolitanischen Diensten gestan-

---

1) † Raynald ad ann. 1484 n. 28 sqq. — 2) † Mit dem Pontificate Innocenz VIII. beginnt das Diarium Joannis Burchardi Argentinensis, päpstlichen Ceremonienmeisters unter Alexander VI. von 1484—1505 reichend. Ed. bei Eccard: Corpus historicum II. p. 2017 ff. Neue Ausgabe begonnen von Achilles Genarelli Florenz 1854; reicht aber nur bis 1494. Das Diarium ist wie das Infessuras mit Vorsicht zu gebrauchen. Cfr. Möhler—Gams, Kirchengeschichte II. Bd. S. 522. Anm. 1. Ganz ungünstig wird Burchard charakterisirt von Audin Leo X. u. s. Zeit I. S. 262. Sehr beachtenswerth ist auch die Charakteristik, welche der Zeitgenosse Paris de Grossis von Burckhard gibt. Er nennt ihn supra omnes bestias bestialissimus, inhumanissimus, invidiosissimus. Bezeichnend für den Charakter Burckhards ist auch die Art und Weise, wie er sich zum Referendar und Thronassistenten des Papstes zu machen wußte, und wie er selbst das Cardinalat von Julius II. zu erschleichen suchte. Verräth auch die Sprache von Paris sichtlich dessen persönliche Gereiztheit gegen seinen unmittelbaren Vorstand und Vorgänger, so verdienen solche Aeußerungen alle Beachtung bei Beurtheilung des berüchtigten Diariums. Siehe Döllinger, Beiträge zur politischen, Kirchen- u. Culturgeschichte der sechs letzten Jahrhunderte. III. Band. Wien 1882. Weiter berichtet über Innocenz VIII. u. dessen Pontificat das Diario di Roma de Notajo del Nantiporto. Muratori script. t. III. 2, von p. 1091 an. Platina l. c.

den und auch der junge Johannes diente einige Zeit am Hofe der Aragonesen. Aus einem Liebesverhältnis dieser Zeit und vor seinem Eintritt in den geistlichen Stand waren ihm mehrere Kinder geboren worden, von denen zwei, Francesco und Theodorina, sein Pontificat überlebten. Er verließ die Dienste des Hofes und begann das Studium der Theologie zu Padua und Rom, nahm die Priesterweihe und erhielt an der Domkirche zu Padua eine Pfründe. Paul II. verlieh ihm 1467 das Bisthum Savona und Sixtus IV. das von Molfetta, nachdem er am 13. Mai 1473 zum Cardinal von Santa Balbina ernannt worden. Cybò war geschäftsgewandt und hatte mehreren Legationen mit Geschick vorgestanden. Am 12. September wurde er in seinem 52sten Jahre gekrönt. Die Lage bei seinem Regierungsantritt war schwierig und es mußte sich bald zeigen, ob er der Situation gewachsen sei. Der Anfang war Glück verheißend; der Papst bemühte sich nach Innen und Außen Frieden zu schaffen und an Stelle der Anarchie, die in Rom herrschte, Gerechtigkeit und Ordnung zurückzuführen. Zu diesem Zweck war in erster Linie die Versöhnung der Colonna und Orsini erforderlich und der Papst versuchte als Schiedsrichter die Vermittlung. Die Colonna fügten sich, nicht aber die Orsini und so kam es schon im Anfang des folgenden Jahres 1485 zu neuen Unruhen infolge eines falschen Gerüchtes vom Tode des Papstes.

† 135. Größere Bedeutung gewannen diese Streitigkeiten durch die Verwicklungen, in welche der Papst im nemlichen Jahr mit Neapel kam im sogenannten „Baronenkrieg“ [1]). Wie andere Herrscher des ausgehenden Mittelalters suchte auch Ferrante die absolute Königsgewalt zu festigen durch Brechung der niederen Adelsmacht, die ihm fortwährend hemmend in den Weg trat. Den Anfang wollte er mit der Stadt Aquila machen, aber diese zog das päpstliche Banner auf und stellte sich unter den Schutz der Kirche. Dasselbe thaten die in Melfi versammelten Barone. Da zwischen Neapel und der Curie bereits Mißhelligkeiten ausgebrochen, weil Innocenz VIII. den von Sixtus IV. erlassenen Zehnten wieder einforderte, und sich über die vielen kirchlichen Eingriffe des Königs beklagte, nahm der Papst das Anerbieten unbedenklich an, wodurch er in einen Krieg mit Ferrante verwickelt wurde. Auf seiner Seite standen Venedig, Genua, die Colonna und Savelli, während Mailand, Florenz und die Orsini zu Neapel hielten. Wiederum streifte Alfons von Calabrien, alles verheerend, bis vor die Thore von Rom, aber diesmal trat ihm kein Malatesta entgegen, der venetianische Feldherr Sanseverino zeigte sich vielmehr gänzlich unfähig. Die Klagen der Römer verschafften der Friedenspartei rasch die Oberhand; da König Ferrante seinerseits die Drohungen mit einem anjouanischen Kronprätendenten fürchtete, war auf beiden Seiten Geneigtheit zum Frieden vorhanden, der auch am 11. August 1486 abgeschlossen wurde. Ferrante versprach 8000 Ducaten Tribut zu zahlen und Aquila wie die Barone nicht ferner zu belästigen. Die Unterschrift des Vertrags war noch nicht trocken, so wurde Aquila unterworfen, die mächtigsten Barone mit Kerker und Tod bestraft und der versprochene Lehenszins verweigert. Der Papst erklärte zwar Ferrante des Thrones für verlustig und suchte Frankreich ins Interesse zu ziehen [2]), allein der König trotzte der päpstlichen Sentenz mit Erfolg. Erst als immer bestimmtere Ge-

---

1) † Camillo Porzio, Congiura dei Baroni, sorgfältige Ausgabe von St. d'Aloe, Neapel 1859. Dann Regis Ferdinandi primi instructionum liber 1486—87. Herausgegeb. von Scipione Volpicella, Neapel 1861. — 2) † Raynald ad ann. 1487. n. 5 sqq.

rüchte auftraten von den Absichten des jungen französischen Königs Karl VIII., suchte er sich Rom wieder zu nähern. Ferrante verstand sich abermals zum Lehenszins; am 28. Januar 1492 wurde ein zweiter Friede geschlossen, der durch gegenseitige Familienverbindungen noch bekräftigt werden sollte. Durch den abermaligen Krieg waren die römischen Zustände noch trostloser geworden. Wir wollen Infessura keineswegs als unbedingt glaubwürdige Autorität ansehen, allein wenn nur ein kleiner Theil an dem von ihm entworfenen Bild auf Wahrheit beruht, war die Lage in Rom immerhin noch eine unendlich traurige [1]). Gewaltthat, Raub und Todtschlag waren gewöhnliche Erscheinungen, die zudem alle straflos ausgiengen, falls sich der Verbrecher durch Geld loszukaufen vermochte. Der Aemterkauf an der Curie war förmlich organisirt nach bestimmten Taxen, so daß die apostolische Kammer hieraus eine regelmäßige jährliche Einnahme bis zu 26,000 Ducaten bezog [2]). Soweit war die Corruption gediehen, daß sich eine förmliche Gesellschaft zum Handel mit falschen Bullen etablirte, an deren Spitze ein apostolischer Scriptor stand, Dominicus aus Viterbo aus edlem Geschlecht. Im Jahre 1489 wurde die Sache entdeckt und die Hauptschuldigen trotz aller Fürsprache aufgeknüpft und dann auf dem Campo di Fiore verbrannt [3]).

† 136. Ein seltenes Schauspiel erlebte Rom im Jahre 1489, nemlich den feierlichen Einzug des Großtürken Dschem [4]), eines Sohnes von Sultan Muhammed II. in die Hauptstadt der Christenheit. Das Schicksal dieses unglücklichen Prinzen ist nicht in der vortheilhaftesten Weise in die Geschichte der christlichen Völker verflochten. Dschem, ein körperlich wie geistig reichbegabter Jüngling, war beim Tode Muhammeds Statthalter von Karamanien und damit Befehlshaber einer nicht unbedeutenden Truppenmacht, so daß der ältere Bruder Bajazet [5]) bei seiner Thronbesteigung das Reichsgesetz des Brudermordes nicht wohl in Anwendung bringen konnte. Dschem zog mit Heeresmacht gegen Constantinopel, um entweder dem Bruder im Ergreifen der Regierung zuvorzukommen, oder von ihm die Abtretung asiatischer Reichstheile zu erzwingen. Bajazet antwortete, die Braut des Reiches kann nicht zwischen zwei Werbern getheilt werden, wolle der Bruder sich nach Jerusalem zurückziehen, so biete er ihm einen Jahrgehalt von 200,000 Goldducaten. Nicht Gold, sondern ein Reich braucht ein Fürst, lautete Dschems Antwort. Es kam zur Schlacht, die aber für letzteren durch Verrath völlig verloren gieng; fast mittellos eilte der Prinz mit wenigen Begleitern nach Egypten, von dessen Sultan er mit königlichen Ehren empfangen wurde. Verkleidet machte er eine Wallfahrt nach den hl. Städten Mekka und Medina, Frühjahr 1482 aber folgte er einer Einladung nach Karamanien, um an der Spitze eines dortigen Aufruhrs seine Rechte geltend zu machen. Abermals geschlagen, wandte er sich nach Rhodus, bei den Johannitern um gastliche Aufnahme nachsuchend. Die Ritter kamen dem Sohne ihres Todfeindes mit größter Freundlichkeit entgegen, versprachen ihm sicheres Asyl und völlige Freiheit der Person. Mit größtem Pomp wurde der flüchtige Sohn des Herrschers zweier Welttheile in Rhodus aufgenommen. Leider sollte dies Veranlassung werden, daß der Großmeister d'Aubusson seine Ehre, die er im Kampfe gegen Muhammed II. mit unsterblichem Ruhm bedeckt, durch Treulosigkeit gegen dessen

1) † Muratori l. c. III. 2 p. 1192 ff. — 2) † Platina, Vita Innocentii VIII. ed. Col. 1626. p. 335. — 3) † Platina l. c. — 4) † Ueber Dschem vgl. Burhards Diarium zum Jahre 1489. Dann Hammer l. c. I. S. 602 ff. Infessura. Muratori l. c. T. III. 2 p. 1224. Cherrier, Histoire de Charles VIII. T. I. p. 40, 187, 415 ff. T. II. p. 135 ff. Zinkeisen, Geschichte des Osmanischen Reiches in Europa 2 Th. S. 474 ff. — 5) † So Hammer, nach Infessura wäre Bajazet der jüngere Sohn Muhammeds gewesen.

Sohn mit Schmach beflecken sollte. Anstatt dem Fürsten das gegebene Wort zu halten oder ihn frei wieder zu entlassen, schloß der Großmeister mit Bajazet einen Vertrag, demzufolge er versprach, gegen jährliche Entrichtung von 45,000 Ducaten, freien Verkehr der Ordensschiffe in allen osmanischen Häfen und Zusicherung ewigen Friedens, Dschem zeitlebens in den Schlössern des Ordens in sicherem Gewahrsam halten zu wollen. Von nun an bildet der unglückliche Prinz einen förmlichen Handelsartikel zwischen den christlichen Fürsten, die alle in dessen Besitz zu kommen trachteten, um ihn zu geeigneter Zeit gegen den Sultan gebrauchen zu können. Zunächst brachten die Johanniter ihren Gefangenen nach Frankreich, wo er sieben Jahre lang von einem Schloß zum anderen geschleppt und schließlich auch seiner Begleitung bis auf wenige Diener beraubt wurde. Das Gesuch zu seiner Familie, zu Frau, Mutter und Kindern, die sich beim Sultan von Egypten befanden, zurückkehren zu dürfen, wurde ihm abgeschlagen und schließlich kam er nach langen Verhandlungen aus dem Gewahrsam des Ordens in die des Papstes. Der Kaufpreis soll nach Infessura die Cardinalswürde für d'Aubusson gewesen sein. Am 13. März 1489 hielt er seinen Einzug in die ewige Stadt, und erhielt Wohnung im Vatikan, den er nur während der Erledigung des päpstlichen Stuhles kurze Zeit mit der Engelsburg vertauschen mußte. Er benahm sich gemessen und voll stolzer Majestät; zum Kniefall und Fußkuß war er nicht zu bewegen, nicht einmal den Turban nahm er in Gegenwart des Papstes ab[1]). Als Karl VIII. auf seinem Zug gegen Neapel nach Rom kam, bildete auch der gefangene Prinz das Objekt der Abmachungen. Dschem sollte dem französischen König nach Neapel folgen, um seinen fantastischen Plan der Eroberung des byzantinischen Reiches, Stütze und Legitimität zu leihen. Aber schon in Terracina erkrankte Dschem und am 25. Februar 1495 verschied er in Neapel im 36sten Jahre seines Lebens und nach 13jähriger Gefangenschaft, nach den einen infolge von Vergiftung durch Alexander VI. und Cesare Borgia[2]), nach anderen wegen vernachläßigter Behandlung durch Karl VIII. Seinem Wunsche gemäß, in muselmanischer Erde begraben zu werden, wurde der Leichnam nach Brussa gebracht und im Grabmal Murad II. beigesetzt. So haben die Christen selbst die größte Gefahr, die dem ottomanischen Reiche drohte, innere Zersplitterung und Schwächung, sorglich von demselben fern gehalten. Dem unglücklichen, länderflüchtigen Prinzen aber, der sich in seinem Vertrauen auf Treu und Glauben der Christen so schmählich betrogen sah, wird man Mitleid und Theilnahme nicht wohl versagen können.

Infolge der Gefangenschaft Dschems wurde die abendländische Christenheit von Sultan Bajazet auf's freigebigste mit Reliquien beschenkt, die sich im Schatze Muhammeds II. sollen vorgefunden haben. Die Rhodiser erhielten den rechten Arm Johannes des Täufers, der Papst die Lanzenspitze[3]),

1) † Die Beschreibung des Malers Mantegna Brief vom 15. Juni 1489 bei Reumont. III. 1. S. 193. — 2) † Hammer l. c. 620. Schröckh, Kirchengesch. Bd. 32. S. 406. Roscoe Leo X. 1. S. 223 ff. Burckhard sagt, Gem frater Magni Turcae ... ex esu seu potu statui suo non convenienti vita est functus. Andere Angaben cfr. Gregorovius, Gesch. der Stadt Rom, Bd. 7. S. 375. Anm. Herr von Mathias sucht diese Beschuldigung als alberne Lüge darzuthun in Ann. di scienze religiose da Mons. de Luca. Roma 1842. Juglio-Agosto. Difesa di Alessandro VI. spagnuolo, sul punto di accusa diretta a far credere di aver egli cooperato all' avvelenamento di Gem, principe ottomano. Ueber die Correspondenz Bajazets II. mit Alexander VI. siehe Dr. A. Heidenheimer in „Zeitschrift für Kirchengeschichte" V. Band. 1882. S. 511 ff. — 3) † Dieselbe glaubte man bereits sammt einem Nagel im kaiserlichen Reichsschatz zu Nürnberg verwahrt. Siehe: „Wie das hochwürdigist, auch kaiserlich Heiligthum etc. alle Jahr ausgerufft und geweist wird in der löblichen Stadt Nuremberg. 1487," nebst Ab-

womit die Seite des Heilandes geöffnet worden. Die Reliquie kam 1492 nach Rom und wurde in St. Peter mit dem Schweißtuch Veronikas aufbewahrt. Außerdem kamen noch andere Reliquien nach Rom, darunter der Schwamm, womit dem sterbenden Heilande Essig geboten wurde, und das Rohr der Verspottung bei der Dornenkrönung [1]).

† 137. Wenn Innocenz VIII. seinen nächsten Anverwandten Würden und Besitzthümer in reichem Maße zuzuweisen suchte, so that er damit nichts, was nach damaligen Grundsätzen verwerflich oder auch nur tadelnswerth gewesen wäre. Von seinen zwei Kindern war Theodorina an Gerard Usodimare aus angesehenem genuesischem Hause verheirathet; für den Sohn Franceschetto erhielt der Papst die Hand Magdalenas, der Tochter Lorenzo Medici des Erlauchten. Am 3. November 1487 wurde die Braut im prächtigen Aufzug nach Rom gebracht und so die engste Verbindung zwischen Papst und den mächtigen Medici geschlossen. Hiedurch wurde zugleich auch das Verhältnis zu den Orsini ein anderes, da die Mutter der Braut eine Orsini war. Franceschetto Cybò erwarb sich durch diese Ehe die Grafschaften Aquillara und Cervetri, Lorenzo Medici aber brachte sie den längst ersehnten kirchlichen Stützpunkt seiner Macht und öffnete seiner Familie den Weg zu den höchsten kirchlichen Würden. Wirklich wurde denn auch schon 1489 sein Sohn Johann Schwager Franceschettos, obwohl kaum 14 Jahre alt zum Cardinal ernannt mit der Bedingung, daß er erst nach drei Jahren die Insignien seiner Würde tragen und seinen feierlichen Einzug in Rom halten dürfe. Der junge Cardinal hatte mit 7 Jahren die Tonsur erhalten und in einem Zeitraum von wenigen Jahren ward er nach einander Canonicus der Kathedralen zu Florenz, Fiesole und Arezzo; Rector von Carmignano, Giozoli, San Casciano, San Marcellino von Cacchiano; Prior von Monte Varchi; Cantor von San Antonio zu Florenz; Probst von Prato; Abt von Monte Cassino, San Giovanni zu Passignano, Santa Maria zu Morimonda, Saint Martin zu Font-Douce, San Salvador zu Vajano, San Bartolomeo zu Anghiarri, San Lorenzo zu Coltibuono, Santa Maria zu Monte Piano, Saint Julien zu Tours, San Giusto und San Clemente zu Volterra, San Stefano zu Bologna, San Michaele zu Arezzo, von Chiaravalle bei Mailand, Piu in Poitu und Chaise-Dieu bei Clermont [2]). Am gleichen Tage mit Lorenzo Medici wurde auch der Nepote Laurentius, illegitimer Sohn des Bruders von Innocenz, der bereits Erzbischof von Benevent war, mit dem Purpur bekleidet. Auch mit dem Hause Aragon in Neapel wurden nach dem zweiten Friedensschlusse Familienverbindungen eingegangen, wozu Ferrante um so lieber die Hand bot, als er hierin eine mächtige Stütze zu erhalten hoffte gegen die erhobenen Erbansprüche Frankreichs auf die Krone von Neapel. Eine Enkelin des Papstes, Baptistina, Tochter Theodorinas und Gerards Usodimares wurde einem Enkel Ferrantes Luigi von Aragon vermählt. Die Ehe wurde jedoch nie vollzogen, da die Braut, noch ein unreifes Kind, bald darauf starb, Luigi aber in den geistlichen Stand trat.

---

bildungen. Auch die Franzosen glaubten die Reliquie in Paris zu verehren gemäß der Schenkung König Balduins II. an Ludwig IX. Der türkische Gesandte erklärte, die Franzosen hätten nur den Schaft der Lanze; die deutsche Spitze aber soll aus einem Kreuzesnagel gebildet worden sein, wie Baronius argumentirte. Raynald ad ann. 1492, n. 15 u. 16. — 1) Raynald ad ann. 1492. n. 17. — 2) † Audin, Leo X. I. S. 22. Mit acht Jahren hatte ihn Ludwig XI. außerdem noch zum Erzbischof von Aix ernannt, als sich hintendrein herausstellte, daß der Erzbischof gar nicht gestorben. Wir haben hier nur ein schwaches Bild des damals blühenden cumulatio beneficiorum.

Im September 1490 wurde Innocenz von einem Schlaganfall betroffen, so daß man seine Auflösung nahe glaubte, und ihn am 27. desselben Monats bereits für todt ausgab. Franceschetto suchte sich sofort des Kirchenschatzes und des Prinzen Dschem zu bemächtigen, wurde aber durch das rasche Einschreiten der Cardinäle daran verhindert. Diese eilten sofort in den apostolischen Palast, um ein Inventar aufzunehmen, unterdessen hatte sich der Papst wieder erholt und äußerte sich sehr verstimmt über solches Vorgehen: er hoffe diese Cardinäle noch alle zu beerdigen. Ende Juni 1492 aber wurde er abermals und diesesmal hoffnungslos krank [1]). Nach andächtigem und reumüthigem Empfang der Sterbsakramente verschied er am 25. Juli desselben Jahres, 62 Jahre alt, und wurde in der vaticanischen Basilika beigesetzt. Trotz der fortwährenden Unsicherheit zu Lebzeiten des Papstes herrschte bei seinem Tode eine erstaunliche Ruhe, wie Infessura berichtet.

† 138. Die allgemeine Lage der Kirche beim Tode Innocenz VIII. schildert uns Bischof Leonellus von Concordia in einer vor den Cardinälen gehaltenen Rede in beredten Worten folgendermaßen: „Täglich droht den Christen der Türken vernichtender Fußtritt; immer noch wüthen die Husiten, wo immer sie die Macht haben, in heimtückischer Raserei gegen ihre katholischen Brüder; überall gähren verwerfliche Irrthümer gegen die orthodoxe Lehre; die halsstarrige Auflehnung gegen Rom, die Mutter und Grundfeste der gesammten Kirche wird immer allgemeiner; im Clerus wie im Volk herrscht ausgelassene Schwelgerei; das Patrimonium ist durch innere Unruhen erschüttert; die mächtigeren christlichen Fürsten waffnen sich, wenn nicht rasch ein Friedensmittler erscheint, in gegenseitigem glühenden Haß, zu einem Vernichtungskampf; das römische Gebiet ist verwüstet, die Stadt selbst wird täglich durch Raub und Mord geschändet, so daß ich mit den Worten des Propheten Jeremias [2]) ausrufen kann: „Zerstörung über Zerstörung." Zur Kirche, unserer Mutter gewendet, müssen wir mit demselben Propheten in die Klage ausbrechen: „Jungfrau! Tochter Sions! groß, wie das Meer ist dein Jammer, wer wird dich heilen!" Noch sind wir nemlich im Ungewissen, wen der Herr an die Stelle von Innocenz erwählen wird, auf daß er das Apostolat empfange, um so viele und so große Gefahren nicht nur zurückzudrängen, sondern wie die aufsteigende Sonne alle Wolken zu zerstreuen." Hierauf wendet sich der Bischof in ergreifenden Worten an die Cardinäle, sie um eine glückliche Wahl bittend. „Groß ist die Trauer der Kirche, sagt er, euch aber ist es leicht sie zu trösten, wenn ihr fern von Eigennutz, Ehrsucht und falscher Schmeichelei nur daran denket, als Werkzeuge des göttlichen Willens einen Papst zu wählen, der durch Heiligkeit des Wandels, Reinheit des Glaubens und Erfahrung des Lebens sich auszeichnet. Die Augen der ganzen Kirche sind auf euch gerichtet, erhabene Väter! gebet ihr einen Oberhirten, der im Stande ist, durch den bloßen Ruf seines Namens schon alle christlichen Völker zum Heile zu führen. Nach den Aussprüchen der Weisen sind es ja die Fürsten, die durch ihre Leidenschaften und Laster das ganze Leben des Volkes vergiften, wie sie durch ihre Tugenden dasselbe auch zu reinigen und zu bessern vermögen. Jede Aenderung im sittlichen Leben der Fürsten wird auch im Volke entsprechenden Nachklang finden, denn unumstößlich steht der Grund-

---

1) † Infessura berichtet von einem Heilmittel, das ihm ein jüdischer Arzt aus dem Blute von drei 10jährigen Knaben bereitet haben soll, die an den Folgen dieses Blutentzuges gestorben. Der Papst habe das Mittel mit Entsetzen zurückgewiesen und den Arzt zur Untersuchung gefordert, der sich dieser durch die Flucht entzog. Muratori l. c. 1241. — 2) † Jerem. 4, 20.

satz fest, daß Fürsten mehr durch Beispiel als durch Fehler schaden. Es soll darum der Beste zum Fürsten bestellt werden, und diesen könnet ihr leicht erkennen, wenn ihr dem Rathe Platos folgen wollet, der da sagt, daß jener zu wählen sei, der sich in allen Lebensaltern als rechtschaffen und tadellos bewährt, der stets das Wohl des Staates sich zur Richtschnur seines Handelns macht. In fast gleicher Weise mahnt euch auch der hl. Papst Leo, daß ihr jenen erwählet, dessen ganze Lebenszeit, von den Tagen der Kindheit bis zu den reiferen Mannesjahren, im Geiste und nach den Vorschriften der Kirche verlaufen; dessen Vorleben hinlängliche Bürgschaft gibt, über dessen Erhebung keinerlei Befürchtung obzuwalten braucht, dem solche Ehrenstelle als Lohn gebührt für reiche Arbeit, reine Sitten und angestrengte Thätigkeit. Hütet euch wohl, erhabene Väter! daß nicht jene erschrecklichen Worte des Herrn auch auf euch Anwendung finden: „Sie wählen sich einen König, aber nicht nach meinem Herzen, einen Fürsten setzen sie sich, aber nicht nach meinem Willen.“ Des Herrn Wille aber ist, wenn wir Hieronymus glauben dürfen, daß aus allen der Trefflichste, der Gelehrteste, der Heiligste, der in allen Tugenden hervorragt, daß dieser ohne alle selbstsüchtigen Erwägungen zur höchsten priesterlichen Würde erhoben werde. Erinnert euch, um von anderem zu schweigen, daß Abimelech, der die Herrschaft über das israelitische Volk erschlichen, nur kurze Zeit und unter großer Verwirrung herrschte, dann aber eines schmählichen Todes starb. Um alles in wenige Worte zusammenzufassen, präget euerem Geiste die heiligen Canones ein, die euch die Vorschriften über die Wahl des römischen Papstes vor Augen halten und handelt darnach, dann wird zweifelsohne die Kirche unter dem neuen Oberhaupte aufs neue erblühen mit der Gnade und dem Beistande unseres Herrn Jesu Christi, der gepriesen sei in Ewigkeit“ 1).

† 138. Am 6. August traten 23 Cardinäle ins Conclave, wo alsbald die Stimmenwerbung begann. Nie soll der Stimmenhandel mit solcher Offenheit getrieben worden sein, wie in diesem Conclave. Durch hohe Summen und reiche Pfründen 2) erkaufte sich endlich Roderich Borgia die Stimmen der beiden Mitbewerber, Ascanios Sforza und Julians della Rovere; nur fünf Cardinäle sollen ihre Hände rein bewahrt haben, darunter die späteren Päpste Pius III., Julius II. und Clemens VII. Gerade jene Cardinäle aber, die sich für die Wahl erkaufen ließen, mußten zuerst und am härtesten die Strafe für solch unwürdiges und verwerfliches Feilschen an sich selbst fühlen 3). Am 11. August 1492 gieng Borgia als Sieger aus der Wahlurne hervor; er nannte sich Alexander VI.; am 26. desselben Monats erfolgte die Krönung und feierliche Besitzergreifung des päpstlichen Stuhles. An diesem Tage entfaltete Rom nie gesehenen Glanz und fabelhafte Pracht; zeigte aber auch einen Knechts- und Sklavensinn 4), wie er an die schlimmsten Zeiten des sinkenden Imperiums erinnerte.

---

1) † Raynald ad ann. 1492 n. 22 u. 23. Wir hielten diese Rede nach verschiedenen Seiten von Belang, weshalb wir sie hier ausheben zu sollen glaubten. — 2) † Deren Aufzählung bei Infessura. Raynald ad ann. 1492 n. 24 sagt: verum ab optimis hujusmodi suscipiendis consiliis longissime abfuere plerique cardinales, quos partim auro corruptos, partim sacerdotiorum praefecturarumque pollicitationibus, partim vitiorum impurorumque morum similitudine pellectos suffragia sua in Rodericum Borgiam tulisse queruntur auctores, nec sincerum delegisse castimonia sed stupris insignem. — 3) † Platina, Alexandri VI. vita. Rafael Volaterranus sagt: primi ingratum eum sensere, ac omnes sub eo postea varia calamitate sunt pressi, partim exilio, partim carcere mulctati. — 4) † Der

Ueber 35 Jahre hatte Borgia [1]) bereits als Cardinal und Vicekanzler an dem Kirchenregiment hervorragenden Antheil genommen. Er hatte dabei großes Geschick und viel Gewandtheit gezeigt, weßhalb manche der früheren Päpste ihm besonderes Vertrauen schenkten und er nicht geringen Einfluß an der Curie besaß. Wiederholt hatte er bei Papstwahlen den Ausschlag gegeben und es mag wohl sein, daß manche der Cardinäle ihre Käuflichkeit bei der Wahl mit der Geschäftsgewandtheit des Gewählten zu entschuldigen suchten, vermöge der er vor allen im Stande wäre, den drohenden Gefahren der Zeit wirksam zu begegnen. Allein dies zeigte eben doch nur von der großen Kurzsichtigkeit der Wähler, da bei solcher Würde doch in erster Linie die moralische Tüchtigkeit zu berücksichtigen ist, über diese aber konnten sie nicht wohl im Zweifel sein. Sie hatten wahrlich Zeit und Gelegenheit genug ihren Collegen kennen zu lernen; auch war sein Betragen nicht derart, daß keine Kunde davon in die Oeffentlichkeit gedrungen wäre. Schon aus dem Jahre 1460 besitzen wir ein sehr gemessenes Vermahnungsschreiben Pius II. an den damals 29 Jahre zählenden Cardinal, worin ihm der Papst in väterlich ernster Weise Vorhalt machte über ein zu Siena veranstaltetes frivoles Tanz- und Freudenfest [2]). Daß des Papstes Mahnungen nicht allzulange vorgehalten, beweist sein mehr als ungebundener Verkehr mit einer adeligen Römerin, Namens Vanozza de Cataneis [3]), von der ihm fünf Kinder geboren wurden: Petrus Ludovicus, Johann, Cesare, Juffré und Lucretia. Dieser Mann war am 26. August mit der Tiara geschmückt worden; nicht unpassend sagt Möhler: „Seine Person war gewiß noch das Unbedeutendste: denn nur kurze Zeit saß der Unglückliche auf dem päpstlichen Stuhle, und diesen konnte er natürlich nicht beflecken, das Schlimmste aber ist dies, daß ein Cardinalscollegium vorhanden war, das einen solchen Papst wählte." Vier von seinen Kindern waren bei der Thronbesteigung Alexanders noch am Leben; der Aelteste, Ludwig, der von Ferdinand von Aragon den Titel eines Herzogs von Gandia erhalten, war bereits gestorben und hatte jenen Titel seinem jüngeren Bruder Johann vererbt. Die ungemessene Sorge und blinde Liebe Alexanders zu seinen Kindern, drückte seinem ganzen Pontificate die Signatur auf: die Geschichte seines Pontificates ist die Geschichte seiner Kinder, namentlich Cesares. Nepotenliebe ist der letzte und unterste Grund all der beklagenswerthen

---

Camaldulenser Petrus Delfinus hat uns als Augenzeuge eine Beschreibung des Festes gegeben und zur Illustration eines der vielen Disticha übermittelt:

Rom hat groß ein Cäsar gemacht, nun hebt Alexander
Kühn es zum Gipfel empor, Mensch der, dieser ein Gott.

Raynald 1492 n. 27. — 1) † Ueber Abstammung u. Leben vor dem Cardinalat siehe oben S. 214. — 2) † Raynald ad ann. 1460. n. 31. — 3) † Ueber die Lebensschicksale dieser Frau wird nicht viel berichtet. Nach dem Alter ihrer Kinder zu schließen muß sie um 1470 mit Cardinal Borgia näher bekannt geworden sein. 1480 ist sie mit einem Mailänder Giorgio della Croce, einem apostolischen Scriptor, verheirathet, dem sie einen Sohn Octaviano gebar. (Infessura läßt sie zuerst einem Dominico Arignano vermählt sein) Nach dem Tode des ersten Gatten 1486 verheirathete sie sich abermals an einen Mantuaner, Carlo Canale, der 1490 als Scriptor der Pönitentiarie und 1498 als Gefängnisvogt von Tor di Nona vorkommt. 1500 war auch Canale bereits todt und von da an scheint Vanozza auf ihren Gütern ein Leben der Zurückgezogenheit, Frömmigkeit u. Mildthätigkeit geführt zu haben. Sie starb 1518 76 Jahre alt. „Die Grabschrift preist, nachdem sie die Todte als Mutter Cesares, Juans, Juffrés u. Lucretias gefeiert, ihre Klugheit, Frömmigkeit u. Mildthätigkeit. So der Marmor, der ihre sterblichen Reste deckt." Reumont l. c. III. 2. S. 17. Die Grabschrift l. c. S. 838, dieselbe verzeichnet den ältesten Sohn Alexanders, Petrus Ludovicus, nicht als Kind der Vanozza, derselbe muß daher von anderer Mutter stammen.

Erscheinungen in diesem Pontificate und ohne dieselbe wäre Alexander VI. wohl einer der tüchtigsten Päpste geworden.

Noch am Krönungstage verlieh er seinem Sohne Cesare, der bereits Bischof von Pampeluna war, das von ihm selbst innegehabte Bisthum Valencia, und erhob es zugleich zum Erzbisthum. Die erste Cardinalpromotion am 31. August brachte einem Neffen Johann, Sohn einer Schwester des Papstes, den Purpur, der im September des folgenden Jahres auch an Cesare verliehen wurde. Gerade Cesare war solcher Würde unwürdiger denn je ein anderer und gerade seine Schuld ist es, daß der Name Borgia so schwer gebrandmarkt in der Geschichte steht. Er war der böse Dämon des Papstes, den er auch unumschränkt beherrschte, ein Mann von scharfem Verstand, kluger Berechnung, rastloser Thätigkeit, unbeugsamer Willenskraft, aber auch unscrupulos in der Wahl seiner Mittel, so ganz ein Staatsmann nach den Grundsätzen Machiavellis, aber kein Kirchenfürst. „Wer in der Gallerie Borghese in Rom das von Rafael gemalte Porträt Cesares gesehen, ahnt leicht den Helden Machiavellis, der mit Anmuth das Schwert und den Panzer trägt; er gleicht einem jener Schweizer, die bei Murten Karl den Kühnen schlugen. Diese breite, von einigen trotzigen Falten durchfurchte Stirne, dieses schwarze von Wimpern wie Stachelschweinsborsten umhüllte Auge und diese beiden von einer durchscheinenden Haut bedeckten Gesichtswinkel, verrathen, wenn man den Wissenschaften Lavaters glauben darf, eine Seele, welche List mit Klugheit, Wachsamkeit mit Thätigkeit und Muth mit Grausamkeit verbindet: eine Schlange und einen Löwen“ [1]).

Für den jüngsten Sohn Juffré hatte Alexander nach manchen Unterhandlungen und politischen Schachzügen die Hand Sancias, einer natürlichen Tochter Alfons II. von Neapel erhalten. Die französische Invasion beschleunigte den Abschluß des Bündnisses und die Vermählung fand am 7. Mai 1494 statt, an demselben Tage, da Alfons durch den päpstlichen Legaten Johann Borgia gekrönt wurde. Die Mitgift der Braut bestand in dem Fürstenthum Squillace und der Grafschaft Coriata. Diese Linie der Borgia erlosch erst im 17. Jahrhundert.

† 139. Die Tochter Lucretia, zur Zeit der Thronbesteigung Alexanders VI. ein 15 jähriges Mädchen, mit schönem goldfarbenen Haar, das Pietro Bembo besang, sollte ohne alle eigene Schuld zum Schreckbild ihres Geschlechtes und ihre Lebensgeschichte zur stinkenden Cloake werden, in der sich die schmutzigen Phantasien aller Jahrhunderte mit wohligem Behagen herumwälzen könnten. Als Cardinal hatte Alexander Lucretia einem spanischen Edelmann Gasparo Procida verlobt, machte aber als Papst das Verlöbnis rückgängig und vermählte sie am 12. Juni 1493 mit Giovanni Sforza, Herrn von Pesaro. Die Vermählungsfeier im Vatican, wohin sie freilich nicht gehörte, beschreibt Infessura sichtlich mit geflissentlicher Lüsternheit [2]).

Die jugendliche Herrin von Pesaro hielt meistens in Rom Hof, vom 4. Juni 1497 an im Dominicanerinnenkloster San Sisto. Gerade die Zeit ihres römischen Aufenthaltes sollte der geschäftigen Fama dazu dienen, ihr Leben mit den Ausgeburten der Lüsternheit zu umweben, und sie zum Prototyp weiblicher Verworfenheit zu machen; ein Phantasiebild, das freilich ein trauriges Zeugnis der sittlichen Zustände einer Zeit ist, in der es entstehen konnte. Jenes Schandbild mit Gift und Galle gezeichnet, entstand in der Glühhitze des Hasses der neapolitanischen Dichter, von denen allen voran

---

1) † Audin, Leo X. u. seine Zeit. Deutsch, Regensburg 1845. I. S. 256. — 2) † Muratori l. c. 1247.

Sannazar in seinen Epigrammen das Unglaublichste leistete. Dieser, alles bessere Gefühl verzehrende Haß findet übrigens in jenen Dichtern seine Erklärung und hat sogar einen gewissen edlen Untergrund. Es war die tief verletzte Vaterlandsliebe, welche die Feder jener Männer führte, welche die Familie Borgia in jene schmähliche Politik verwickelt sah, die ihre Dynastie gestürzt und das Vaterland den Fremden zur Beute gegeben. Weniger erklärlich aber ist es, wie jene Eingebungen glühenden Hasses von den Geschichtsschreibern dreier Jahrhunderte gutwillig als ausgemachte Wahrheit hingenommen wurden, ohne dieselben irgendwie auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen.

Die Ehe mit Pesaro wurde am 20. December 1497 wieder gelöst, ob infolge der Ermordung Johanns, des Herzogs von Gandia, deren Pesaro bezichtigt wurde, oder weil der Papst die kinderlose Herrin von Pesaro zu anderen politischen Combinationen verwenden wollte, ist nicht zu erweisen. Im Juli 1498 erhielt Alexander für die Geschiedene die Hand des siebzehnjährigen Prinzen Alfons, Sohnes von Alfons II. von Neapel und Fürsten von Bisceglia. Dieser Ehe entsprossen zwei Söhne, Rodrigo und Johann, welche von Alexander die Herzogthümer Sermoneta und Nepi erhielten. Die politischen Wandlungen fanden aber ihren Nachklang auch in der Familie des Papstes. Mit der Spannung zwischen Rom und Neapel sah der aragonesische Gatte Lucretias auch die Mißstimmung gegen ihn im Vatican wachsen; an dem blutigen Ende desselben aber trägt Lucretia nicht die geringste Schuld. Am Abend des 15. Juni 1500 wurde der Prinz auf dem Petersplatz von unbekannten Männern meuchlings angefallen und schwer verwundet; die Mörder entkamen, ohne daß man nach ihnen geforscht hätte. Der Verwundete wurde in seine Wohnung gebracht, wo ihn Lucretia sorglich pflegte, ohne daß sie aber den Mordplan des entsetzlichen Bruders zu vereiteln vermocht hätte. Da Bisceglia an den erhaltenen Wunden nicht sterben wollte, wie Burckhard lakonisch bemerkt, erschien Cesare am Abend des 18. Augusts mit seinem Diener Micheletto im Gemach des Verwundeten und ließ ihn durch letzteren erdrosseln. Er wurde feierlich zur Erde bestattet. Lucretia gieng nach Nepi, um dort ihren Schmerz auszuweinen, kam aber bald wieder nach Rom zurück, wo sie während der Abwesenheit des Papstes in Sermoneta für mehrere Monate mit der Regentschaft beauftragt wurde, mit der Befugnis, alle an den Papst einlaufenden Briefe eröffnen zu dürfen; eine Regentschaftsbestellung, die freilich Alexander VI. nicht zur Ehre gereicht. Im September folgenden Jahres wurde Lucretia mit dem Erbprinz von Ferrara, Alfons von Este, verlobt, und am 5. Januar 1502 verließ die fürstlich ausgestattete Braut mit herrlichem Gefolge Rom, um es nie wieder zu sehen. Es war zu ihrem Glück, denn die Herzogin von Ferrara blieb von jenen schmutzigen Verleumdungen verschont, wozu die Umgebung des römischen Hofes Veranlassung gegeben. „Von dieser Zeit an war das Betragen der Lucretia Borgia ihr ganzes übriges Leben hindurch, also über 20 Jahre, nicht allein untadelhaft, sondern auch in hohem Grade achtungswürdig. Mitten unter den Unruhen, die damals Italien erschütterten, und auch dem Staate Ferrara öfters den Untergang drohten, vertraute ihr der Herzog während der Feldzüge, in denen er sich so sehr hervorthat, die Zügel der Regierung an, und die Art, wie sie dieselben zu führen wußte, erwarb ihr nicht allein den Beifall ihres Gemahls, sondern auch die Liebe ihrer Unterthanen. Sie gebar drei Söhne, wovon der älteste unter dem Namen Herkules II. seinem Vater in der Regierung folgte. Gegen Ende ihres Lebens wurde sie sehr strenge in der Uebung ihrer Andacht und beschäftigte sich mit Werken der Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit. Aus Amtsbriefen Leos X. sieht man, daß sie ihn bald nach Antritt seiner Regierung um seinen geistlichen Rath und Trost gebeten

hatte, den er ihr in vollem Maße und mit warmen Lobpreisungen ihres musterhaften Lebens ertheilte." [1])

„Die Geschichtschreiber von Ferrara halten nicht allein das Haus Este durch die Verbindung mit Lucretia keineswegs für beschimpft, sondern sprechen auch von ihr mit besonderer Achtung. Giraldi nennt sie „eine Frau von seltenen Vorzügen," und Sardi „eine schöne, liebenswürdige, mit jeder Tugend geschmückte Fürstin." Noch rühmlicher spricht von ihr Libanori; er nennt sie „eine überaus schöne und tugendhafte Fürstin, mit allen Vorzügen eines gebildeten Verstandes und eines veredelten Herzens geschmückt, die Wonne ihrer Zeitgenossen und den Stolz ihres Zeitalters." Caviceo eignete ihr im Jahre 1508 sein Werk il peregrino zu, und glaubte, wenn er von der berühmten Isabella von Este, der Tochter des Herzogs Herkules von Ferrara, und Gemahlin des Markgrafen von Mantua, Franz Gonzaga, redet, diese dadurch genug zu ehren, daß er ihr den nächsten Platz neben Lucretia einräumt. Hätte man auch nur den entferntesten Verdacht gehegt, Lucretia könnte der Verbrechen fähig sein, deren sie die neapolitanischen Dichter beschuldigten, wie hätte sie Caviceo noch über eine Isabella setzen können, die durch Rang, Charakter und Geist so ausgezeichnet dastand.

„Ariosto hat Lucretias Vermählung mit Alfons von Este in einem lateinischen Hochzeitsgedicht besungen, das zwar als Schmeichelei des Dichters gegen seinen Fürsten gelten mag, wäre aber der Charakter der Braut so allgemein als verabscheuungswürdig bekannt gewesen, so hätte der Dichter schwerlich die Unverschämtheit und Abgeschmacktheit begangen, sie als eine Dame zu schildern, „deren Sittenreinheit und persönlicher Reiz die berühmtesten Frauen der Vorzeit weit hinter sich zurückläßt." Noch größeres Lob spendet ihr der Dichter in einem anderen Gedichte. „Rom, sagt er, müsse seine jüngere Lucretia der älteren, wegen ihrer Sittsamkeit sowohl als wegen ihrer Schönheit vorziehen." [2]) Diese achtungswerthe Frauengestalt in Ferrara kann nicht ein und dieselbe Person sein mit jenem Scheusal, wie es uns aus den mit infernalem Haß geschriebenen Epigrammen der neapolitanischen Dichter entgegentritt. Lucretia starb am 25. Juni 1519 im Alter von 41 Jahren und soll in der inneren Kirche der Nonnen von corpus domini beigesetzt sein, ohne daß aber daselbst ein Grabmal von ihr zu finden wäre." [3])

† 140. Die ersten Anfänge Alexanders VI. schienen einen entschiedenen und festen Regenten zu verrathen. Gegen die Siccarierbanden, die Rom in gefährlicher Weise terrorisirten — vom Tode Innocenz VIII. bis zur Thronbesteigung Alexanders waren 220 Mordthaten verübt worden — schritt der neue Papst mit aller Strenge ein, um der entsetzlichen Rechtsunsicherheit rasch ein Ende zu machen. Auch dem durch die Gewaltthaten der Barone veranlaßten Getreidewucher wurde abgeholfen, und in kürzester Zeit war Rom wieder ruhig und zufrieden; wie überhaupt das Volk die Regierungszeit Alexanders als eine glückliche pries. Eine der ersten Handlungen Alexanders VI. war die berühmte Theilung der Erde, [4]) wodurch sich Spanien die Entdeckungen des Columbus am besten sichern zu können glaubte gegen seinen Rivalen Portugal.

Die politische Lage der italienischen Halbinsel war beim Regierungsantritt Alexanders VI. so geartet, daß der Schwerpunkt dieses Pontificates

---

1) † Roscoe, Leo X., deutsch und mit Anmerkungen von Henke, Wien 1818. Bd. 1. S. 380. — 2) † Roscoe l. c. S. 384. — 3) † Reumont. l. c. III. 1. S. 500, wo sich noch weitere Angaben zur Literatur über Lucretia finden. — 4) † Siehe oben I. Cap. §. 22. S. 34.

vorerst naturnothwendig in die Politik verlegt werden mußte, auch wenn der Papst ein ganz anderer als Roderigo Borgia gewesen wäre. Von den größeren italienischen Staaten, Mailand, Florenz, Kirchenstaat, Neapel und Venedig war nur letzteres eine einigermaßen gefestigte Macht, seitdem es von außen durch die Türken leidliche Ruhe erlangt. In Mailand hatte Ludovico Moro durch gewissenlose Unterdrückung seines Neffen Johann Maria Sforza die Einigkeit zerrissen und damit die Widerstandskraft des Staates geschwächt. Durch den Tod des Lorenzo Medici 1492 hatte nicht nur Florenz, sondern ganz Italien den Moderator seines politischen Lebens verloren. Neapel war ein Feudalstaat, dessen Herrscher durch gewissenlose und gewaltsame Unterdrückung der Aristokratie sich dieselbe zum Todfeind gemacht, und bei der geringsten Gefahr von außen deren Rache zu fürchten hatte.

Inmitten dieses Staatensystems stand das Patrimonium, wo die souveräne Macht durch eine Menge von kleinen Gewalthabern und emporstrebenden Feudalherrn zum bloßen Schein geworden, so daß das ganze Territorium in eine Unzahl souveräner Duodezstaaten auseinanderzufallen drohte. Diese politische Unmündigkeit der Halbinsel suchte ein ehrgeiziger junger Herrscher, Karl VIII. von Frankreich, sich zu Nutzen zu machen, um einen alten Plan des französischen Herrscherhauses endlich zu verwirklichen, die neapolitanische Krone an Frankreich zu bringen. Bedenkt man dazu noch, daß die Macht der Osmanen beständig drohend über der Christenheit schwebte, so wird man dem Träger der Tiara nicht zumuthen wollen, daß er in diesem Augenblick seine Aufmerksamkeit von der Politik hätte abwenden, und mit verschränkten Armen dem Lauf der Dinge hätte zusehen sollen. Nicht das, daß er sich in das Getriebe der Politik gestürzt, kann Alexander zum Vorwurf gemacht werden, sondern das, daß er kirchliche Familien-Politik getrieben und über der Sorge für seine Kinder den Blick in die Weite verlor. Sollte Italiens Lage günstiger werden, so mußte vor allem der Unsicherheit der politischen Constellationen ein Ende gemacht werden, den italienischen Staaten mußte das Gefühl der Zusammengehörigkeit eingeprägt werden; die Macht hiezu lag einzig im Papstthum, nur durfte der Träger desselben nicht fortwährend selbst über Nacht wechselnde Bündnisse und Gegenbündnisse veranlassen. Dann entstand von selbst eine Staatenconföderation, an deren Spitze die Zeitverhältnisse den Papst stellten, das Papstthum allein besaß damals die Kraft, Italien vor der Bevormundung durch das Ausland zu schützen und seine politische Unabhängigkeit zu wahren. Das Haupthindernis aber, das die Päpste diese ihre große Macht nicht erkennen ließ, war unstreitig der kleinliche und unglückselige Nepotismus, der ihre Blicke in nächster Nähe festhielt und die Sehkraft in die Ferne schwächte. So finden wir auch beim Erscheinen des nordischen Eroberers auf der Halbinsel den Papst eine unglückliche Schaukelpolitik treiben, die sich von der Laune des Zufalls und dem Wankelmuth anderer Staaten bestimmen ließ, anstatt durch festen Plan anderen zur Stütze zu dienen und sie nach sich zu ziehen.

Die französische Invasion war für Italien und den Papst von den traurigsten Folgen. Ueberall erhoben die Feinde Alexanders muthig ihr Haupt und bereiteten ihm und damit auch der Würde die er bekleidete, manche tiefe Demüthigung. Die vielen und tiefen Schäden und großen Gebrechen des päpstlichen Hofes bildeten den Gegenstand allgemeiner Verhandlungen, und offen sprach man von der Absetzung des unwürdigen und simonistisch gewählten Papstes. Ein Mann vor allem war es, der als zweiter Elias in hl. Eifer das eingeschläferte Gewissen der Völker wieder wachzurufen suchte, und der entheiligten Kirche und dem entsittlichten Staat die hohe Aufgabe und schwere Verantwortung vor Augen hielt: es war der Dominicanermönch von San Marco in Florenz, Girolamo Savonarola. An der Spitze einer florentinischen

Gesandtschaft war er dem französischen Herrscher entgegengegangen und hatte ihn als gottgesandten Bringer besserer Zeiten begrüßt.

† 141. Girolamo[1]) war zu Ferrara am 21. September 1452 geboren und sollte wie sein Vater Arzt und Naturforscher werden. Der Knabe zeigte herrliche Geistesgaben, aber auch einen tiefreligiösen Zug, der ihn den lärmenden Spielen seiner Altersgenossen fern hielt und der stillen Einsamkeit zuführte. Diese Naturanlagen erhielten fördernde Nahrung in den Zeitverhältnissen, in welche das Jugendleben des verheißungsvollen Mannes fiel. Ferrara, der Herrschersitz der Este, war damals die Stätte der Wissenschaft, blühender Kunst und reichen Genusses. Aber dieses lärmende Freudenleben und das unersättliche Jagen nach Genuß machte auf Savonarola ernstes Gemüth einen abstoßenden Eindruck. Er zog sich noch mehr und mit innerer Abneigung von dieser hohlen und leeren Welt zurück und suchte Frieden und Glück in Gebet und Betrachtung. So erreichte er das 22. Lebensjahr, als er plötzlich aus dem elterlichen Hause entwich, nach Bologna eilte und daselbst in den Dominicanerorden trat. Den hierüber untröstlichen Eltern schrieb er am 25. April 1475: „Was mich bewogen, ins Kloster zu gehen, ist das ungeheure Elend der Welt und die Schlechtigkeit der Menschen, die Unzucht, der Ehebruch, der Betrug, der Hochmuth, die Abgötterei, das Fluchen und die Gotteslästerung aller Art, daher es soweit gekommen ist in der Welt, daß man keinen rechtschaffenen Menschen mehr findet. Wie oft habe ich darum weinend gesungen: Heu fuge crudeles terras, fuge litus avarum! Ich konnte die Bosheit der verblendeten Völker Italiens nicht ertragen, wo ich alle Tugend erloschen und das Laster triumphiren sah. Es war der tiefste Schmerz, den es für mich in dieser Welt geben konnte.[2])

Villari entwirft von Savonarola folgendes Bild: „Er war von mittlerer Größe und von dunkler Gesichtsfarbe, von sanguinisch-cholerischem Temperamente und von unsäglich zarten und reizbaren Nerven. Er hatte flammende Augen unter schwarzen Brauen, eine Adlernase, einen breiten Mund und große aber festgeschlossene Lippen, ein Zeichen von unerschütterlicher Festigkeit. Die Stirn, schon damals von starken Furchen durchschnitten,

---

1) † Rohrbacher hat über Savonarola einfach die Capitel 8 und 9 aus dem I. Bd. von Audin: Leo X. wörtlich herübergenommen. Audin aber wird dem singulären Manne keineswegs gerecht. Ueber Savonarola hat sich eine ganze Literatur gebildet, in der das Seltsame dies ist, daß ein katholischer Mönch auch von akatholischer Seite warme und theilnahmsvolle Behandlung gefunden. Grund dessen ist wohl seine offene und freie Sprache gegenüber Alexander VI. Das wichtigste und erschöpfendste Werk ist das von Villari: La storia di Girolamo Savonarola e dei suoi tempi con l'ajuto di nuovi documenti, Firenze 1859, 2 Bde. Ins Deutsche übersetzt von Moritz Berduschek, Leipzig 1868. Frühere Werke sind Rudelbach: Hieronymus Savonarola und seine Zeit. Hamburg 1855. Meier, Girolamo Savonarola. Berlin 1836. Hase, Neue Propheten. Leipzig 1851. Perren, Jérôme Savonarole, sa vie, ses prédications, ses écrits. Paris 1853. Madden, The life and martyrdom of Girolamo Savonarola. London 1854. Auch das Werk Vinc Marcheses: San Marco Convento dei Dominicani in Firenze illustrato e inciso. Flor. 1853 verdient Beachtung. Selbst belletristische Bearbeitungen hat das tragische Schicksal des Dominicanermönchs gefunden; so durch Nic. Lenau, Savonarola. Stuttgart und Augsburg 1859, und neuestens durch Bolanden, Savonarola. 2 Bde. Mainz, Kirchheim 1882. Von älteren Werken über den großen Dominicaner sind zu nennen: la vita del Girolamo Savonarola; scritta dal P. Pacif. Burlamacchi, bei Baluzii Misc. T. I. p. 530. Vita Hier. Savon. von Picus von Mirandula mit vielen Urkunden, Actenstücken und Briefen Savon., neu herausgegeben von Quétif, Paris 1673, in 3 Bd. — 2) † Villari l. c. S. 275 f.

deutete bereits auf einen Geist voll ernster Betrachtungen und tiefer Gedanken. Seine ganze Physiognomie war nicht schön in den Formen, aber sie drückte einen strengen Adel des Charakters aus, und ein schwermüthiges Lächeln gab seinen harten Zügen einen Ausdruck von Güte. Wer ihn in den Klostergängen einherwandeln sah, dem schien er eher ein Schatten als ein lebender Mensch, so hatten ihn Fasten und Kasteiungen abgemagert. Die härtesten Proben des Noviziates schienen ihm gering. Seine Bescheidenheit, seine Demuth und sein Gehorsam fanden nicht ihresgleichen im Kloster. Die Inbrunst seines Gebetes war derart, daß seine Obern darüber staunten und die anderen Mönche ihn oft in Verzückung zu sehen glaubten." Nach bestandenem Noviziat wurde Savonarola bald mit dem Lehramt betraut und mußte Naturphilosophie und Metaphysik dociren; um aber über den weltlichen Wissenschaften nicht seine Seele zu vergessen, beschäftige er sich nebenher mit Lesen religiöser und ascetischer Schriften, namentlich aber mit dem Studium der hl. Schrift. Im Jahre 1482 kam er zum erstenmal nach San Marco in Florenz, dem Schauplatz seiner späteren, so einflußreichen Thätigkeit. Hier sollte er die Fastenpredigten übernehmen, allein seine heisere Stimme und seine so unpassenden Geberden fanden keinen Anklang und in Bälde stand die Kirche, in der er predigte, fast ganz leer. Er verließ Florenz wieder, um in der Lombardei als Bußprediger zu wirken. Hier verfiel er auf das Studium der Apokalypse und an ihrer Hand entrollte er namentlich in Brescia ein ergreifendes Bild von den furchtbaren göttlichen Strafgerichten, welche die Welt durch Sünde und Schuld auf sich herabrufe. Die Beschäftigung mit diesem prophetischen Buch war für sein ganzes künftiges Leben von höchster Bedeutung. Aus den Weissagungen desselben glaubte er die Geschicke der Zeit herauslesen zu können und wollte aus ihm Trost und Hoffnung schöpfen in den trüben Erscheinungen seiner Tage. Auf dem Dominicanercapitel zu Reggio wurde er mit dem gefeierten Pico von Mirandula bekannt, der ihm für sein ganzes folgendes Leben in treuer Freundschaft zugethan blieb, und auch bewirkte, daß Savonarola von den Ordensobern wieder nach Florenz gesandt wurde 1489. Sofort entfaltete hier der begeisterte Klosterbruder eine wunderbare Thätigkeit als Lehrer, Schriftsteller und Prediger. Zunächst setzte er die Erklärung der Apokalypse fort, und zwar unter einem Baum im Klostergarten. Die Kraft und das Feuer seiner Worte drang den Hörern mächtig in das Herz und es bildete sich ein immer größerer Kreis um den gottbegeisterten Mönch, so daß man in den Dom gehen mußte, und bald wurde selbst dieser zu klein. Mit Feuereifer trat Savonarola als Strafprediger vor die in Sinnenlust und Mammondienst versunkene Welt und hielt namentlich den vornehmeren Ständen rückhaltlos den Sittenspiegel vor Augen. Seine Absicht war, alle um ihn versammelten Seelen aus dem sittlichen Erstarrungsschlaf aufzurütteln. Es waren „Handwerksleute, die durch Betrug reich geworden; junge Herren, die in Schenken bei Spiel und Weibern ihre Zeit vertändelten; Höflinge, die ihre Ungezogenheit öffentlich zur Schau trugen; Künstler, welche die Quelle ihrer Begeisterung auf dem heidnischen Olymp suchten; Philosophen, die Platos Criton dem Evangelium vorzogen; und endlich Seelen, die durch Luxus und Ausschweifungen verweichlicht waren." 1) All diesen sagte er, daß ihr Leben unendlich schal, eitel und nichtig sei. Er drohte den Malern, wenn sie unzüchtige Bilder fertigten, da selbst der Heide Aristoteles hievor gewarnt, weil dadurch die Seelen der Kinder verderbt würden. Aber nicht nur dem Volk predigte der begeisterte Mönch, in noch rückhaltsloserer Weise mahnte er die Geistlichkeit und Kirchenfürsten an ihre Pflichten. Eine Hauptquelle des herrschenden Uebels sieht er in der Vernachlässigung der hl. Schrift. Die Prediger ver-

1) Audin, l. c. I. 173.

künden nicht mehr Gottes Wort, sondern Menschenwitz. Sie beschäftigen sich allzuviel mit heidnischer Literatur und bringen selbst heidnische Weltweise wie Aristoteles, Demosthenes, Cicero, Plato und andere auf die Kanzel. Anstatt Gottes Vorsehung zu vertrauen, glaube man an Sterndeuterei. Wohl sei der Gottesdienst glänzend und prächtig und der Kopf schwindle vor all der Pracht und dem Schmuck herrlicher Ceremonien, Orgelklang und Chorgesang, allein all dies sei leerer Schall und eitles Gepränge. Der Gottesdienst müsse wieder würdiger gefeiert werden, wenn auch einfacher. Aeußerer Glanz sei werthlos, wenn innere Andacht fehle. Einst seien die Kelche von Holz gewesen und die Geistlichen von Gold, heute aber seien die Kelche von Gold und die Prälaten von Holz. In der Gluth der Rede erhob sich Savonarolas Predigt nicht selten zu prophetischen Vorausverkündigungen. Eindringlich warnte er vor dem nahenden Gottesgericht. Drei Punkte namentlich wiederholte er des öftern: es werde eine Erneuerung der Kirche eintreten, zuvor aber Italien noch schwere Heimsuchungen treffen, und all dies werde bald geschehen. Ein gewaltiger König, ein neuer Cyrus werde von Norden über Italien kommen. Diese prophetischen Strafpredigten, die Savanarola nach Weise der alttestamentlichen Propheten an das florentinische Volk hielt, und die oft mächtig wirkten, haben die verschiedenste Beurtheilung gefunden. Am unehrlichsten geht hiebei Burckhard, der päpstliche Ceremonienmeister zu Werk. In seinem Diarium sagt er, Ordensmitglieder hätten ihrem Prior das, was sie in- und außerhalb der Stadt im Beichtstuhl erfahren, mitgetheilt und dies habe er dann in das Gewand der Prophetie gekleidet. Abgesehen davon, daß Beichtkinder in Florenz von einem in Paris geplanten Kriegszug nicht viel werden zu beichten gehabt haben, und wohl noch viel weniger von künftigen schweren Heimsuchungen, berechtigt uns im Leben Savonarolas gar nichts, ihm und seinen Mönchen solch schmählichen Mißbrauch des Heiligsten zuzumuthen. Zu solchem Schurken wagten selbst die Todfeinde den schwer Gehaßten nicht zu machen. Burckhard ahnte wohl in seiner geschwätzigen Redseligkeit gar nicht, welch schwere Schuld er mit jener Anklage auf den sittlich tadellosen Prior von San Marco wälzte. Der französische Geschichtschreiber Commines [1]) sagt, daß Savonarola von seinen Freunden in der Signorie Kunde erhalten habe von den dort mit Frankreich gepflogenen Verhandlungen.

Savonarola predigte aber nicht nur anderen Buße und Bekehrung, den Anfang der Besserung machte er in seinem eigenen Kloster. Nachdem er Prior von San Marco geworden 1490, zeigte sich daselbst bald auch sein mächtiger Geist. Das Gelübde der Armuth wurde wieder in ursprünglichster Strenge durchgeführt, eine einfache, beschauliche Lebensweise zur Pflicht gemacht und die Mönche zur Arbeitsamkeit angehalten. Es wurden Schulen errichtet, in denen Kunst und Wissenschaft, aber in christlichem Geist gepflegt wurden. So kam San Marco rasch in Blüthe und viele andere Klöster eiferten ihm nach. Im Jahre 1493 erlangte er von Rom die Indulgenz, daß die toscanische Congregation von der lombardischen getrennt und unabhängig wurde.

Die Erfolge des durch Fasten und Kasteiungen zum Gerippe abgemagerten Predigers waren geradezu wunderbare. Wenn er von der Kanzel ins Kloster zurückgekehrt, warf er sich vor einem Crucifix auf die Knie zum Gebete nieder. Bald darauf klopfte es an die Klosterpforte: „Es war eine in ihre schwarze Mantille gehüllte Magdalena, die zu beichten verlangte, oder ein Graubart, der ein frivoles Gemälde brachte, damit man es verbrenne;

---

1) † Mémoires, lib. VIII. cp. 26.

oder ein Wucherer, dessen Taschen von Gold strotzten, das er wieder zurückerstatten wollte; oder endlich Lahme, die den Gürtel des Dominicaners zu berühren wünschten. Abends gieng Savonarola wieder in die Kirche, um zu predigen. Er bestieg die Kanzel und setzte seine Erklärung der Apokalypse fort; diesmal aber kamen andere Bilder, obwohl ebenso ergreifend, wie die, womit er Morgens seine Zuhörer erschreckt hatte." [1]) Nicht selten geschah es, daß, wenn er vor der Menge seine apokalyptischen Bilder entrollte, alles in lautes Weinen ausbrach; die Manuscripte seiner Predigten zeigen nicht selten Lücken, weil der Nachschreiber vor Weinen nicht fortfahren konnte.

„Dieses mächtige Wort, das alle Geistes- oder Staatsgewalten, denen das Volk nie recht gewogen war, angriff, dieses Wort, das weder die Obrigkeiten im Rathssaale, noch die Richter im Gerichtshofe, weder die Kaufleute unter ihren Geldkisten, noch die Damen in ihren Zürnstübchen, noch endlich die Künstler in ihren Ateliers verschonte, machte den Dominicaner bald zu einem Liebling des Volkes." [2]) Lorenzo Medici kannte recht wohl diese Macht des einfachen Mönchs und suchte sich zu ihm gut zu stellen; allein gerade gegen ihn richtete Savonarola ziemlich unverhüllt seine heftigsten Angriffe. Er war nämlich der Ueberzeugung, daß gerade das Gold der Medici in hervorragender Weise die Schuld trage an der sittlichen Corruption in Florenz. Obgleich ihm Savonarola nach seiner Erwählung zum Prior nicht die übliche Aufwartung machte, suchte ihn Lorenzo doch auf in seinem Kloster. „Vater, sagte eines Tages ein Bruder zum Prior, es ist eine hochgestellte Person da, welche das Kloster besuchen will." „Wie heißt sie?" „Vater, es ist Lorenzo von Medici." „Kommt er um zu beten?" fragte der Prior. „Laßt ihn seine Andacht verrichten; er soll nicht darin gestört werden." Um den Prior zur Erkenntlichkeit zu zwingen, legte nun Lorenzo eine große Summe Goldstücke in den Opferkasten des Klosters nieder; allein er täuschte sich über die Wirkung dieser Gabe. Der Prior vertheilte die Goldstücke ohne Lorenzos mit einem einzigen Worte zu gedenken: „Dies für die Bedürfnisse des Klosters, dies für die Armen von St. Martin und dies, um für das Wohl des Gebers Messen lesen zu lassen." In einer der folgenden Predigten aber spielte er in nicht mißzuverstehender Weise auf die große Schenkung an. Ein guter Hund, sagte er, höre nicht auf zu bellen und das Haus seines Herrn zu vertheidigen, wenn ihm auch ein Räuber einen Knochen hinwerfe. Als Lorenzo den heftigen Prediger durch angesehene Bürger warnen ließ, prophezeite ihm Savonarola den nahen Tod, er aber werde bleiben. Das Volk erzählte sich, daß Lorenzo, als er im April 1492 aufs Sterbelager geworfen wurde, den gewaltigen Prior von San Marco zu sich gerufen, um von ihm Trost in der letzten Stunde zu erhalten. „Was muß ich thun, um die Gnade Gottes zu erlangen?" fragte der sterbende Herrscher. „Du mußt glauben, daß dir Gott deine Sünden vergeben könne und wolle," lautete die Antwort des Prior. „Ich glaube." „Gib alles ungerecht Erworbene zurück," lautete die zweite Forderung, „deinen Kindern bleibt noch genug, um als ehrsame Bürger leben zu können." „Wohlan, ich will es thun." „Dann gib Florenz die Freiheit wieder," war die dritte und letzte Forderung. Lorenzo kehrte sich um, ohne weiter Antwort zu geben und der Mönch gieng von dannen. Am 8. April 1492 starb Lorenzo.

Das also war Savonarolas politisches Ideal, Florenz sollte wieder eine wirkliche Republik werden und zwar mit theokratischer Verfassung, auf Grund deren die heidnischen Elemente bekämpft und die alte Sittenstrenge wieder eingeführt werden könnte, um dann von dem so gereinigten Staate aus die

---

1) † Audin, l. c. I. 174. — 2) † Audin, l. c. S. 179.

ganze Kirche zu reformiren. Zur rechten Stunde hat er diesen seinen Plan ausgesprochen, denn nach Lorenzos Tod stieg sein Ansehen nach und nach zu fast unbeschränkter Macht. Pietro II. besaß nämlich nicht die Charakterstärke des Vaters, er war weniger geistreich, dagegen stolz, tyrannisch, genußsüchtig und stieß das Volk durch seine Schroffheit von sich. So mußten die alten republikanischen Gesinnungen wieder mächtig aufleben, selbst wenn ihnen nicht ein Savonarola sein feuriges Wort geliehen. Als Karl VIII. die Alpen überstiegen [1]) und der blühenden Stadt am Arno immer näher kam, da waren die Augen aller auf den Prior von San Marco gerichtet. In der allgemeinen Verwirrung und Erregung war er der kluge Leiter und weise Berather des Volkes und er hat ihm den richtigen Weg gezeigt. Er warnte die Florentiner vor vergeblichem Widerstand, mahnte dagegen von der Kanzel aus zu Buße, Sinnesänderung, Liebe und Eintracht.

„Das Schwert ist gekommen, die Weissagungen gehen in Erfüllung, die Strafen beginnen. Der Herr ist's, der diese Heere heranführt. O Florenz, die Tage der Gesänge und Tänze sind vorüber, jetzt ist es Zeit, mit Strömen von Thränen über deine Sünden zu weinen. Deine Sünden, Florenz! deine Sünden, Rom! deine Sünden, Italien! sind die Ursache dieser Züchtigung. Darum thut Buße, gebt Almosen, betet und seid einig!" Und sein Mahnruf verhallte nicht im Winde; nur seinem Einfluß ist es zu danken, daß die wild gährenden Leidenschaften nicht zu rohem Ausbruch kamen und daß die Revolution keinen blutigen Verlauf nahm. Die Signorie versammelte sich im Regierungspalast und auf den Rath Piero Capponis wurde beschlossen: Pietro Medici sei unfähig in diesen wirren Zeiten den Staat zu lenken, die Republik müsse darum für sich selbst sorgen. Unter der Leitung Savonarolas soll eine Gesandtschaft an Karl VIII. abgehen, um diesem freien Durchzug durch das Gebiet von Florenz anzutragen. Zugleich aber sollen Bewaffnete in Florenz zusammengezogen werden, damit man dem französischen Herrscher nicht wehrlos überantwortet sei, und etwaige unbillige Zumuthungen mit Gewalt abweisen könne. In Pisa an der Spitze der florentinischen Gesandtschaft vor Karl VIII., begrüßte Savonarola ihn als Gesandten Gottes und verhieß ihm Sieg und ewiges Leben, wenn er überall Barmherzigkeit übe; namentlich empfahl er ihm die Florentiner. Karl antwortete nur in allgemeinen Redensarten, namentlich wollte er die Medici nicht fallen lassen; allein die letzten Versuche Pietros, sich in der Macht zu behaupten, mißlangen, er mußte mit den Seinen Florenz verlassen und floh über Bologna nach Venedig. Am 17. November 1494 zog Karl mit allem kriegerischen Prunk hoch zu Roß in Florenz ein, zeigte aber nicht die Eigenschaften eines Gottgesandten; die Vorsichtsmaßregeln Capponis erwiesen sich als sehr einsichtsvoll. Als Karl dem Rath, der auf seine Forderungen nicht eingehen wollte, drohend zurief: „Ich lasse meine Trompeten blasen", entgegnete Capponi trotzig, „und wir läuten die Sturmglocke." Auf Savonarolas Vermittlung kam endlich ein Vertrag zu Stande, in dem Karl die Medici opferte. Ebenso wußte das feurige Wort des Mönchs den französischen König zum baldigen Abzug zu bewegen.

Nun war Florenz sich selbst wieder gegeben und die erste und wichtigste Frage war jetzt, welche Verfassung dem Freistaate gegeben werden solle. Die Nothwendigkeit einer gründlichen Umgestaltung war allen klar, aber ebenso unklar war man über die zutreffende Neugestaltung. Ueberall und von allen

---

1) Die Literatur über Karl XIII. und seinen italienischen Zug cfr. Reumont l. c. III. 1. S. 499. Dann Cherrier, histoire de Charles VIII., Roi de France. Paris 1868.

wurde die hochwichtige Frage discutirt, der eigentlich leitende Geist aber war der Prior von San Marco; und er zeigte hier seine große staatsmännische Begabung. In verschiedenen Predigten führte er aus, daß nur die Republik die für Florenz passende Staatsform sei, und empfahl eine Staatsverfassung die von Gottesfurcht, Nächstenliebe und guten Sitten ausgehend das Gesammtwohl bezwecke und ein öffentliches Leben erzeuge, in welchem die Gesammtheit der Bürger an der Gesetzgebung und Aemterbesetzung Theil habe. Diese Grundsätze stellte er später in einer eigenen Schrift[1]) zusammen, worin er zwar die Monarchie als die beste Staatsform preist, von ihr aber sagt, daß sie nicht für jeden Ort und nicht für jedes Volk passe, ähnlich wie der Stand des Religiosen an sich der beste, aber keineswegs allen anzurathen sei. Es gibt Völker, die an sich unfähig sind, ein monarchisches Regiment zu dulden oder doch nur mit großen Uebeln, und so beschaffen sind die Florentiner. Nach Savonarolas Weisung wurde denn auch die neue Verfassung entworfen. Die Grundlage bildete der große Rath, aus 1000 Männern der ersten Bürgerklasse bestehend, die das 30ste Lebensjahr zurückgelegt hatten. Er hatte alle wichtigeren Aemter zu besetzen und die Gesetze zu votiren. Aus diesem gieng der Rath der Achtzig hervor, der alle sechs Monate erneuert werden und nur Männer über 40 Jahre zu Mitgliedern haben sollte. Diesem Rathe kam die Genehmigung der Gesetze, die Erwählung der Generalcommissäre und Gesandten, die Entscheidung über Krieg und Frieden, die Ueberwachung der Offiziere und die wichtigsten Staatsgeschäfte zu. Mit der Reform der Steuern, die nur auf liegenden Besitz übertragen werden sollten, wurde eine Commission von 10 Bürgern betraut; willkürliche Abgaben sollten wegfallen. Auch das Gerichtswesen wurde reformirt; damit der Gerichtshof der Acht, der bei allen Staats- und Criminalklagen auf Gefängnis, Verbannung, Geld- und Todesstrafe erkennen konnte, nicht nach Willkür und Parteileidenschaft entscheide, wurde jedem Angeklagten oder Verurtheilten das Recht zugesprochen, an den großen Rath zu appelliren. Um das ärmere Volk vor Wucher zu schützen, wurde das alte Handelsgericht reformirt und Leihhäuser errichtet. Diese neue Verfassung wird von allen einsichtigen Geschichtsschreibern und Staatsmännern als die beste, ja vielleicht die einzig gerechte Verfassung bezeichnet, die Florenz in den Zeiten, da es Republik war, besessen. Alle Männer von Bedeutung, die in Florenz bis zum Jahre 1530 für die demokratische Verfassung Partei nahmen, waren den Ideen Savonarolas ergeben. Das 15. Jahrhundert hat wenige aufzuweisen, die größer waren als er, und die florentinische Republik vielleicht keinen einzigen[2]). Marchese sagt: „Es war nicht die Republik des heidnischen Rom, noch die von Athen und Sparta, die er aus der Vergangenheit zurückrufen wollte, wie einst Arnold von Brescia, Cola di Rienzo und Porcari, sondern die christliche Republik des Mittelalters. Savonarolas Ziel war, nach Florenz eine Theokratie zu verpflanzen, wie sie bei den Juden zur Zeit der Richter existirte. Daher gestaltete sich ihm die religiöse Idee zur politischen, das monarchische Princip wurde durch das demokratische, aber unter unmittelbarem Einfluß der Gottheit ersetzt. Savonarola als neuer Daniel sollte dem florentinischen Volk die göttlichen Antworten und Anordnungen vermitteln.“[3]) Hier aber lag gerade die Schwäche des Savonarolaischen Staates, hier war die Stelle, welche für dessen Gründer verhängnisvoll werden sollte und mußte. Er hatte sich allzusehr in die Idee des Gottesstaates

---

1) † Trattato circa il reggimento e governo della città di Firenze. — 2) † So Francesco Forti, der ausgezeichnete Kenntnisse der Rechtsgeschichte und alten Institutionen besaß. Villari I. S. 275. — 3) † Scritti vari Firenze 1860 I. p. 181.

hineingelebt, ohne zu bedenken, daß das 15. Jahrhundert für eine solche Regierung nicht geschaffen und sie in die Länge nicht ertragen werde. Während der eifrige Mönch sonst gesunden Sinn, weiten Blick und volksthümliches Urtheil zeigt, ließ er sich hier von seiner Begeisterung fortreißen und glaubte, klösterliche Anschauungen ohne weiteres auch im gewöhnlichen Leben realisiren zu können. Das ihm gewordene unbedingte Vertrauen und unbegrenzte Ansehen benützte er zunächst, um in Florenz eine Erneuerung des sittlich religiösen Lebens durchzuführen; von Florenz sollte dann die Regeneration auf die ganze Kirche übergehen. Hielt man ihm vor, wie denn so wenige ein so großes Werk vollbringen könnten? so entgegnete er: ihr Thoren, sollte Gott dies nicht wirken können, da er durch wenige arme Fischer die ganze Welt erneuert? Das Senfkorn, das in unsere Stadt gelegt ist, wird wachsen. Von wo anders soll sonst die Erneuerung der Kirche ausgehen? Eine solche aber ist nothwendig, denn in gegenwärtigem Zustand ist sie fast unter den Muhammedanismus herabgesunken. So suchte er die Stadt weltlicher Freuden und sinnlicher Genüsse umzuwandeln; er wurde nicht müde in den eindringlichsten Worten zu mahnen, zu warnen, zu drohen und zu beschwören; namentlich geschah dies in einer Reihe von Predigten über die Psalmen und über Job. „O undankbares Florenz! rief er aus, o undankbares Volk, undankbar gegen deinen Gott! Ich habe für dich gethan, was ich für meinen leiblichen Bruder nicht gethan hätte. Für dich bin ich dem König von Frankreich entgegengegangen, und als ich mich mitten unter seinen Soldaten befand, glaubte ich in die Tiefe der Hölle gefallen zu sein; ich sagte ihm Dinge, die du ihm nicht gesagt hättest, und er schwieg. Ihm, dem großen Fürsten sagte ich Dinge, die ich dir zu sagen das Herz nicht gehabt hätte, und er hörte mich ohne Erbitterung an. Was ich für dich gethan habe, Florenz! hat mir den Haß der Geistlichen und Weltlichen zugezogen. Aber was liegt mir daran? bekehre dich Florenz . . . Thue was ich dir gesagt: kreuzige, steinige mich, tödte mich, ich werde getrost sterben. Ich habe alles für dich gethan, weil ich dich aufs äußerste liebe, weil ich mich dir ganz zum Opfer bringe. O mein Gott! mein gekreuzigter Jesus! ich liebe dieses Volk allzusehr, verzeihe mir o Herr!" Diesen Worten glühender Begeisterung vermochte das verstockteste Herz nicht zu widerstehen. Florenz gehorchte der Stimme des neuen Johannes und that Buße. „Das Aussehen der Stadt war wie umgewandelt. Die Frauen legten ihren reichen Schmuck ab, kleideten sich einfach und giengen züchtig einher. Die ausschweifenden jungen Männer waren mit einemmal bescheiden und religiös geworden. Die Carnevalslieder hatten geistlichen Gesängen Platz gemacht. Die Handwerker sah man in den Feierstunden vor ihren Werkstätten sitzen mit der Bibel oder den Schriften Savonarolas in der Hand. Die regelmäßigen Gebete wurden wieder aufgenommen, die Kirchen füllten sich und milde Gaben flossen reichlich."

Ein besonders thätiges Werkzeug für sein Reformwerk besaß Savonarola in der Jugend. Er hatte den Plan zu einer Congregation gefaßt, die aus jungen, verschiedenen Klassen der Gesellschaft angehörigen Leuten bestehen sollte. Wer Mitglied werden wollte, mußte die Gebote Gottes und der Kirche beobachten, jeden Monat einmal beichten und communiciren, an Sonn- und Festtagen der hl. Messe und Predigt anwohnen, schlechte Gesellschaften, Spiele, Feuerwerke und Maskeraden meiden, durfte keine Romane lesen und keine Schauspiele besuchen. Es war dies die christliche Republik, die Bruder Girolamo bewunderungswürdig organisirt hatte. Die wichtigste Würde war die der Inquisitori. Sie durchstreiften jeden Sonntag die Straßen, um alle Karten-, Würfel- und andere Spiele, die sie finden konnten, zu confisciren. Begegnete der Inquisitor einer allzu schamlos gekleideten Dame, so hielt er sie an und forderte sie im Namen Christi und der Jungfrau Maria auf, den

ärgerlichen Anzug abzulegen. Die meisten erwiderten nichts, giengen beschämt nach Hause und wechselten ihr Gewand. Der Inquisitor klopfte an die Thüren der Reichen, Wucherer, Bankiers und Kaufleute und rief: „Gebt mir euere Anathemate," d. h. eure Karten, Spieltafeln, Harfen, profane Musikstücke, Parfümerien, Spiegel und andere Luxusartikel. All dies wurde dann nach San Marco getragen, das einige Zeit lang einem orientalischen Bazar glich. All diese Frivolitäten einer sinnlichen Welt wollte Savonarola seinem Gott als Brandopfer darbringen; er ließ eines Tages auf dem Platze der Signoria einen hohen Mast aufrichten und um ihn acht Pyramiden der verschiedensten Gegenstände sinnlicher Freude aufschichten: fremdländische Modeartikel, lascive Bilder, namentlich Porträte schöner Florentinerinnen, Spielwerkzeuge, erotische Musikstücke und andere Schriften, namentlich die Werke von Properz, Catull, Petrarca, Boccaccio u. s. w. Oben saß die Zerrfigur des Carnevals. Um 10 Uhr Morgens sah man durch die Straßen von Florenz zwei Reihen weißgekleideter Kinder ziehen, mit Oelzweigen bekränzt und rothe Kreuze in den Händen. Unter Absingen von Hymnen und Lobliedern zog man nach San Marco, dann in die Kathedrale. Nach Beendigung des Gesanges gieng die Prozession auf den Platz der Signoria, wo das Gericht über den Carneval gehalten werden sollte. Auf ein gegebenes Zeichen, wurden all die verschiedenen Stoffe auf vier Seiten angezündet. Bald gerieth auch der Mast in Flammen und stürzte unter dem Jubelruf des Volkes zusammen. Das Heidenthum war besiegt und Bruder Girolamo kniete am Altare nieder, um Gott seinen Dank darzubringen [1]).

So wirkte der fromme Prior von San Marco wahre Wunder der Bekehrung. Ein Wunder aber vermochte er nicht zu wirken, seine Feinde zu versöhnen; es waren dieser nicht wenige und unter ihnen die erbittertsten die Mediceer und ihr Anhang. Während Girolamo in Florenz fast unumschränkte Gewalt hatte, lauerten diese im Geheimen auf jede Gelegenheit den verhaßten Mönch zu verderben. Natürlich hatten die vertriebenen Mediceer in Florenz noch eine Partei, die für ihre Rückberufung thätig war; es waren dies die Bigi oder Grauen, so genannt wegen der Farbe ihres Wappens. Eine andere ziemlich zahlreiche Partei waren die Arrabiati oder Tollköpfe; Savonarola nannte sie „Schreier, deren Gebell schließlich sogar von den Kindern verhöhnt werden würde." Es waren im allgemeinen junge Leute von gutem Herkommen, vergnügungssüchtige und fröhliche Burschen, woher sie auch den Namen Campagnacci führten; die Gesundheit und Geld im Wirthshaus, beim Spiel und bei Frauen vergeudeten. Die bedeutendste Partei waren die Frateschi, deren Seele Savonarola war; es waren muthige und einsichtsvolle Männer, der neuen Republik mit ganzer Seele ergeben. Ihr Muth und ihre Vaterlandsliebe hatte im Kampf mit Pisa die Probe bestanden. Von den Arrabiati wurden sie als „Heuler" Piagnoni oder Paternosterkäuer gescholten, und die Wuth der ersteren wuchs mit Savonarolas Ansehen; dieser verkannte keineswegs die Gefahr dieser Parteiverhältnisse, er hatte ein Vorgefühl der leidensvollen Schicksale, die über sein Vaterland und ihn selbst kommen würden. Den rothen Cardinalshut, sagte er einmal, habe ich ausgeschlagen, dafür wird mir die blutige Martyrerkrone werden. Eine schwermüthige Stimmung voll trüber Ahnungen bemächtigte sich seiner Seele und steigerte noch seine ohnedies reizbare, nervöse Natur. Ein inneres Feuer brennt in meinen Gliedern und zwingt mich zu reden, so schildert er selbst die Momente inneren Seelenkampfes. Solche psychische Erregungen, verbunden mit übermenschlichem Fasten, fortwährendem Gebet und Nachtwachen mußten

---

1) † Siehe Audin l. c. S. 190 ff.

schließlich einen Zustand der Ueberreiztheit schaffen, so daß er sich zeitweilig zu exstatischen Visionen himmlischer Bilder erhoben glaubte, und sich für ein gottberufenes Werkzeug der Kirchenerneuerung ansah. In solch krankhafter Ueberreiztheit ließ er sich zu Handlungen fortreißen, die keine Billigung finden können und nur dazu dienen mußten, die Pläne seiner Todfeinde auf seinen endlichen Untergang zu fördern. Sie boten denn auch alles auf, ihn zu stürzen, und es war ihnen ein Leichtes unter den italienischen Mächten Unterstützung zu finden, da diesen Florenz ohnedies verhaßt war, weil es der Liga von Venedig nicht beigetreten. Als es doch nicht gelingen wollte, den verhaßten Prior zu verderben, suchte man die Religion in Dienst zu nehmen, um mit ihrer Hülfe das gewünschte Ziel zu erreichen. Alexander VI. war um so leichter zu gewinnen, als ihm die offene Sprache des feurigen Dominicaners bereits unbequem zu werden begann. Zunächst suchte er den lästigen Sittenprediger auf gütlichem Wege unschädlich zu machen; er lud ihn durch freundliches Schreiben nach Rom. Savonarola aber erschien nicht, sondern entschuldigte sich, von seinen Freunden gewarnt, mit gebrochener Gesundheit, vertheidigte sich aber in einem sehr demüthigen Schreiben gegen unehrliche Anschuldigungen, als ob er unkirchliche Lehren verkünde. Da auch der angebotene Cardinalshut den Mönch nicht aus seinem Kloster herauszureißen vermochte, erschien ein Breve, das ihm alles Predigen, öffentlich oder heimlich, untersagte. Savonarola unterwarf sich anfänglich, bald aber von seinen Freunden und der Signoria gebeten, bestieg er trotz des päpstlichen Verbotes wieder die Kanzel, und eiferte noch heftiger und feuriger denn vorher gegen Entsittlichung und Verweltlichung. Schon jetzt kam es zu tumultuarischen Auftritten und die Anhänger Savonarolas sahen sich genöthigt, ihm zum Schutze seines Lebens eine eigene Leibwache zu geben. Der Papst aber wurde von den Feinden des Priors, unter denen die Franziscaner die gehässigsten waren, veranlaßt, den Verächter seiner Befehle mit dem Banne zu belegen, 18. Juni 1497. Es war dies für Girolamo ein harter Schlag und ermuthigte seine Gegner, zum Aeußersten zu schreiten. Wohl hatte der muthige Streiter von San Marco noch manche mächtige Gönner selbst unter dem hohen Clerus, und auch die Signoria schützte noch ihren großen und verdienten Bürger; aber verschiedene Anzeichen ließen einen tragischen Ausgang ahnen.

Eine Verschwörung, welche die Mediceer zurückführen sollte, war im Frühjahr 1497 mißglückt und hatte den Häuptern derselben das Todesurtheil gebracht. Savonarola wollte sich nicht in das Parteigetriebe stürzen, weil er eben damals mit Abfassung seiner schönsten Schrift: „Der Triumph des Kreuzes“ [1]) beschäftigt war. Es ist dies eine vollständige Darlegung der katholischen Lehren, worin er die Dogmen und Gnadenmittel der Kirche entwickelt und darlegt und das Christenthum als die einzig wahre Religion preist, die ihren vollkommensten Ausdruck in dem wundervollen Bau und der herrlichen Organisation der römischen Kirche gefunden. Von den Angehörigen und Freunden der im Hochverrathsprozeß Verurtheilten wurde Savonarola dringend um Intercession angegangen, da er sich dessen weigerte, wurde die vollzogene Execution ihm zur Last gelegt und der Haß der Gegenpartei stieg aufs höchste. Trotz der Excommunication ließ sich der Prior durch die Signo-

1) † Della verità della fede cristiana sopra el glorioso Trionfo della Cruce di Christo. Verschiedene Ausgaben, die Propaganda besorgte einen Abdruck mit Savonarolas meditatio in psalmum Miserere. Ein flüchtiger Blick in diese Schrift hätte Savonarola vor der Ehre eines Standbildes am Lutherdenkmal zu Worms bewahren sollen. Vgl. das Luthermonument zu Worms im Lichte der Wahrheit. 2. Aufl. Mainz 1869.

ria doch bewegen an Weihnachten 1497 den Gottesdienst zu halten, zugleich ließ er sich zu einem Schritt hinreißen, der ihn, statt zu retten, sicherem Verderben überlieferte. Er wandte sich schriftlich an die Fürsten, an den Kaiser und die Könige von Spanien, Frankreich und England, um sie zu einem allgemeinen Reformconcil und Absetzung des simonistischen Papstes aufzufordern[1]). Der an den König von Frankreich gerichtete Brief wurde von Ludovico Moro aufgefangen und sofort an den Papst gesandt. Alexander VI. wurde aufs heftigste gereizt, er verlangte von der Signoria strengstes Einschreiten gegen den excommunicirten Mönch und drohte im Weigerungsfalle mit dem Interdict. Nun untersagte auch die Signoria Savonarola alle kirchlichen Functionen, und wenn er sich diesem Gebote fügte, setzte er sich in Widerspruch mit sich selbst, denn das Verbot der Signoria konnte nicht gerechter sein, als das des Papstes, dem er sich als ungerecht nicht fügen wollte. Wohl mag es ein nicht geringes Maß von Selbstverleugnung erfordern, den Straffentenzen eines Papstes wie Alexander VI., den man zudem noch von persönlichen Feinden und politischen Gegnern miß- und irregeleitet weiß, sich unbedingt zu unterwerfen. Gerade darin aber mußte sich der wahrhaft kirchliche Sinn des eifrigen Klosterbruders bewähren, und daß er diese Probe nicht bestanden, gereicht ihm entschieden zum Vorwurf. Die Forderung des Apostels, der Obrigkeit des Gewissens wegen unterthan zu sein, muß doch wohl auch der kirchlichen Obrigkeit gegenüber Gültigkeit haben, selbst wenn man sie auf irrigen Wegen glaubt. Freilich hielt Savonarola Alexander, als notorischen Simonisten, den kirchlichen Canones gemäß gar nicht für einen rechtmäßigen Papst; allein solch ein Urtheil kann doch dem einzelnen nicht zustehen.

Noch verhängnißvoller war es für den sonst so klugen Prior von San Marco, daß er sich durch die feindlich gesinnten Franciscaner zu einem Gottesurtheil drängen ließ. Francesco von Apulien hatte Savonarola öffentlich auf der Kanzel für einen Betrüger erklärt und ihn aufgefordert die Wahrheit seiner Prophezeiungen durch die Feuerprobe zu erhärten. Nach anfänglicher Weigerung gab der Prior schließlich doch noch seine Einwilligung, daß sein eifrigster Anhänger Fra Domenico für ihn die Herausforderung annahm und mit dem Franciscaner Rondinelli für seinen Meister durchs Feuer zu gehen beschloß. Auch die Signoria hatte ihre Zustimmung gegeben, und am 7. April 1498 war ganz Florenz in fieberhafter Erregung. Zwei große Holzstöße mit Oel und Pech übergossen waren aufgerichtet, zwischen deren Flammen die beiden Mönche hindurchschreiten sollten. Domenico stand bereit, die Franciscaner aber suchten den Act durch allerlei Einwendungen hinauszuzögern, bis schließlich am Abend ein Platzregen und das Verbot der Signoria das Ganze vereitelte. „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt," sagte Napoleon auf dem Rückzug von Rußland, die Wahrheit dieses Satzes erfuhr jetzt auch Savonarola. Von Spötteleien kam es zu Beschimpfungen und Zornausbrüchen des von den Arrabiati und Franciscanern aufgehetzten Volkes gegen den bisher als heilig verehrten Mönch. Nur durch schleunige Flucht und unter dem Schutz von 300 Bewaffneten konnten sich die Dominicaner vor der Wuth des nachstürmenden Pöbels in ihr Kloster retten. Bald aber erschienen die Gegner mit bewaffneten Banden und wildem Geschrei vor den Thoren von San Marco. Obwohl Savonarola jeden Widerstand verboten, leisteten doch einige seiner Anhänger energische Gegenwehr; endlich aber drangen die Wüthenden ins Heiligthum und schleppten den Prior und dessen getreueste Diener Domenico und Sylvester nach der Signoria. Es ist ein

---

1) † Die Briefe bei Baluzii Miscell. T. I. p. 583 u. 584.

widerliches und empörendes Schauspiel, das uns in der Behandlung und Processirung des glaubensstarken und sittenreinen Mönchs entgegentritt, um so widerlicher als auch der Papst in diesem Drama mitthätig erscheint. Durch elftägige Folterqualen der entsetzlichsten Art, erpreßte man dem der Sinne beraubten Schmerzensmann Geständnisse wie man sie brauchte, um ihn als Ketzer, Schismatiker und Volksaufwiegler dem Tode überliefern zu können. Am 23. Mai 1498 bestieg Savonarola mit Domenico und Sylvestro freudig das Schaffot, entriß es ihn doch den Händen seiner unmenschlichen Feinde. Beim Ablegen des Ordensgewandes sprach Savonarola: „Durch die Gnade Gottes wurdest du mir verliehen und fleckenlos habe ich dich bis heute bewahrt.“ Wie gemeine Verbrecher wurden dann die drei Dominicaner an den Galgen geknüpft, obwohl sie kein anderes Verbrechen begangen, als daß sie einem entarteten Geschlecht den Sittenspiegel vor Augen gehalten. Die Leichen wurden verbrannt und die Asche in den Arno geworfen, Fra Bartolomeo aber gieng von der Richtstätte in die Zelle, wo Savonarolas Bild hing und zog eine goldene Gloriola um sein Haupt.

Mit gutem Recht kann die Schauerscene auf dem Palastplatz zu Florenz dem Scheiterhaufen zu Rouen an die Seite gestellt werden; wie England durch Hinrichtung jener heldenmüthigen Jungfrau seinen Namen mit untilgbarer Schmach befleckt, so auch die Republik Florenz durch den Justizmord an Savonarola und seinen Gefährten. Bezüglich der Theilnahme Roms an dem blutigen Drama mag das Urtheil eines anderen Geschichtsforschers hier Platz finden. „An dem tragischen Ende des Klosterbruders von San Marco, sagt Reumont, trug zwar die leidenschaftliche Heftigkeit der Florentiner Factionen ebenso Schuld, wie Roms Verfahren gegen denselben, immerhin aber bleibt noch genug, um dieses Verfahren zu verurtheilen, das ebenso ungerecht wie unpolitisch war, so sehr auch Savonarola das damalige Papstthum und Alexander VI. persönlich herausfordern mochte. Das Papstthum hat die ihm drohenden Gefahren nicht erkannt, indem es den bei seinen Forderungen kirchlicher Reform im Volksbewußtsein fußenden, Politisches und Kirchliches vermengenden und vom Feuer seiner Einbildungskraft über alle vernünftigen Grenzen hinweggerissenen Volksredner und Tribun zum Märtyrer, für viele zum Heiligen machte“ [1]).

† 142. Die französische Invasion hatte die Unzuverlässigkeit der päpstlichen Lehensherren in gefährlichem Lichte erscheinen lassen. Die Meisten derselben, und darunter gerade die mächtigsten hatten den Papst in der Stunde der Gefahr treulos verlassen, waren zum Theil eidbrüchig zum Feinde übergegangen oder hatten doch mit ihm ein Separatabkommen getroffen und den Papst dadurch fast wehrlos dem Belieben des Ausländers überliefert. Daß der Papst nicht so fast auf Rache, als vielmehr auf Schutzmittel gegen solch treulose Felonie dachte, ist ihm gewiß nicht zu verdenken. Den Vaterlandsverräther muß in jedem geordneten Staatswesen die verdiente Strafe treffen, sei er wer immer er will, selbst wenn ein Cardinal. Julian della Rovere ist ebensowenig entschuldbar als die Orsini und Colonna. Wer sich auf das Gebiet der Politik begibt, darf sich nicht beklagen, wenn er als politische Person und nach politischen Gesetzen behandelt wird. Als Landesfürst mußte Alexander energisch einschreiten, falls nicht sein Territorium von ewigen vulkanischen Zuckungen erschüttert und schließlich mit der weltlichen auch die geistliche Macht alles Ansehen und alle Wirkung verlieren sollte. Wenn darum in solchem Fall ein Papst auch mit Anwendung von Gewalt seine Auktorität

1) † Reumont l. c. III. 1 S. 226.

zu stützen sucht, so kann er deßhalb nicht der Härte oder Ungerechtigkeit beschuldigt werden; schrecklich und verwerflich aber war die Art, wie, und der Zweck, wozu die Feinde niedergeworfen werden sollten. Am gefährlichsten hatten sich die Colonna und Orsini gezeigt, der Letzteren Macht nun sollte zuerst gebrochen werden zur Strafe ihres Abfalls zum französischen Herrscher. Schon im Juni 1496 ließ Alexander die Orsinischen Güter einziehen, um damit seine eigenen Angehörigen zu bereichern; alle Orsinischen Familienglieder, deren man habhaft werden konnte, wurden festgesetzt. Die Herzoge von Urbino und Gandia wurden zu Feldherren des Krieges ernannt; aber die Orsinischen Hauptleute wußten den Angriff geschickt zu pariren, bis sie hinlänglich gerüstet waren und dann schlugen sie am 23. Februar 1497 bei Soriano die Päpstlichen völlig aufs Haupt. So sah sich der Papst genöthigt vorerst von seinem Plane abzustehen und mit den Orsini Frieden zu schließen. Am 5. Februar erhielten sie gegen 50,000 Goldgulden ihre Besitzungen wieder zurück. Gandia, dem sie zugedacht waren, sollte durch kirchliche Besitzungen entschädigt werden; er erhielt Benevent, Terracina und Pontecorvo.

† 143. Der Orsinische Krieg sollte noch ein blutiges Nachspiel haben. Den ersten gewaltsamen Angriff auf ihre Besitzungen hatten die Orsini glücklich abgeschlagen, allein so politisch durchgebildet waren sie wohl, daß sie sich der Ueberzeugung nicht verschlossen, der Papst habe seine Nepotenliebe nicht abgestreift und werde darum die erste günstige Gelegenheit benützen, um seinem Lieblingssohn die zugedachte Beute doch noch zu verschaffen. Als das sicherste und einfachste Mittel solcher Gefahr gründlich vorzubeugen mußte sich der Tod des ohnedies verhaßten Feindes nahe legen. Dieser Plan wurde so trefflich ausgeführt, daß die Mörderhand, die den Todesstoß geführt, niemals zu ermitteln war, ja sogar die Blutthat als ewiger Schandfleck der eigenen Familie des gehaßten Feindes anhaften sollte. In der Nacht des 14. Juni 1497 wurde Gandia auf dem Judenplatz in Rom, als er eben im Begriff war, irgend einer Dame einen nächtlichen galanten Besuch abzustatten, von einer bewaffneten Schaar überfallen, durch neun Dolchstiche ermordet[1]) und der Leichnam wie Auskehricht in den Tiber geworfen. Dreihundert Fischer wurden zum Aufsuchen der Leiche ausgesandt und am Abend des zweiten Tages wurde sie vollständig angekleidet aus dem Fluß gezogen, in den Vatican getragen und feierlich bestattet. Die Nachforschungen nach den Mördern blieben erfolglos, von 1500 an aber tauchte allmählig die Vermuthung auf, der eigene Bruder Cesare sei der Mörder gewesen, und sein nachmaliges Leben hat der furchtbaren Anschuldigung leider Glauben schenken lassen, ohne daß man über das Mögliche oder Unmögliche der schrecklichen That näheren Aufschluß verlangte[2]).

Der Papst war tief ergriffen über das schauerliche Schicksal seines eigenen Sohnes. Im Uebermaß des Kummers und Schmerzes schloß er sich in seine Kammer ein, drei Tage genoß er nichts und schloß kein Auge. Am 19. Juni hielt er ein Consistorium, in welchem er seinem tiefen Schmerz beredten Ausdruck lieh, zugleich aber aufs unwiderleglichste verdocumentirte, daß Nepotenliebe den tiefsten Untergrund seines ganzen Pontificates bildete. Sieben Papstkronen, sagte er, würde er für das Leben seines Sohnes geben. Wirklich schien das erschütternde Ereignis tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu

---

1) † Aus der Ehe Gandias war nur ein nachgeborner Sohn da, der Vater des hl. Franciskus Borgia, der den verrufenen Familiennamen wieder zu Ehren brachte. — 2) † Cfr. Knöpfler, der Tod des Herzogs von Gandia. Tübingen, Theol. Quartalschrift. 1877. S. 438 ff.

haben, so daß er ernstlich an Umkehr und Besserung dachte. Er bekannte den Cardinälen seine Fehltritte, versprach Besserung und zum Zeichen der Aufrichtigkeit ließ er sofort eine Commission von sechs Cardinälen [1]) bestellen, die alsbald an die Reform gehen sollte.

† 144. Die Hoffnungen, welche die Guten an diese glückliche Sinnesänderung des Papstes knüpften, giengen leider nicht in Erfüllung; kaum war der erste Schmerz verwunden, so hob Alexander jene Reformcommission sofort wieder auf, als seine päpstlichen Rechte beeinträchtigend und wandte sich, alle guten Vorsätze vergessend, ganz der Politik, beziehungsweise der Erhöhung seines Hauses zu. Jetzt erst beginnt der schrecklichere Theil seines Pontificates, der mit Blut geschrieben ist. Während er im ersten Theil dem aragonesischen Bündnisse im Ganzen treu geblieben war, schloß er sich jetzt völlig an die französische Macht an [2]), mit deren Hülfe er seine Familie groß machen zu können hoffte. Auf Karl VIII. war am 7. April 1498 Ludwig XII. gefolgt, der sofort sein Erbrecht auf Mailand und Neapel geltend machte. Der Papst war bald gewonnen, zuvorkommende Gewährung gegenseitiger Wünsche festigte das Bündnis. Am 13. August 1498 hatte Cesare den Cardinalshut abgelegt und im Consistorium erklärt, daß er nur nach dem Willen des Vaters, also nicht frei den Diaconat genommen, er bitte deshalb um Entbindung der eingegangenen Verpflichtungen. Hierauf verlieh ihm der französische König Valence und Dauphiné mit dem Herzogstitel. Da der Plan, die Wittwe des schon am 9. October 1496 ohne Nachkommen verstorbenen Königs Ferrandino von Neapel für Cesare zu gewinnen fehlschlug, verschaffte ihm Ludwig XII. die Hand Charlottens, der Schwester des Königs Johann d'Albret von Navarra und verlieh ihm zugleich ein Commando im französischen Heere. Nachdem so der Papst gewonnen und 1499 auch mit Venedig ein Vertrag geschlossen worden, zogen die französischen Heere über die Alpen. Ludovico Moro wurde verjagt und Mailand fast ohne Schwertstreich genommen. Nun erhielt Cesare vom König 300 Lanzen und 4000 Schweizer zur Verfügung, mit denen man den längst geplanten Schlag gegen die Lehensherren der Romagna führen zu können glaubte. Im October 1499 erklärte der Papst die Herren von Rimini, Pesaro, Imola, Faenza, Forli, Urbino und Camerino wegen nicht entrichteten Lehenszinses ihrer Besitzungen für verlustig. Mit Durchführung der Sentenz wurde Cesare als Generalcapitän der Kirche beauftragt. Er zog mit 2000 Reitern und 4000 Fußgängern aus; der Anfang sollte mit Imola und Forli, den Besitzungen der Nepoten Sixtus IV. gemacht werden, die rasch bezwungen wurden. In dem Fortgang des Unternehmens trat ein kleiner Stillstand ein durch den Umschwung in Mailand, wo sich Moro momentan der Hauptstadt wieder bemächtigt hatte.

† 145. In diese Zeit fällt das Jubeljahr 1500, das der Papst am Weihnachtsabend 1499 eröffnete durch drei mit silbernem Hammer geführte

1) † Raynald ad. ann. 1497. n. 5 u. 6. — 2) † Welchen Stimmungen die französische Politik des Papstes schon damals in Deutschland begegnete, zeigt ein erst kürzlich edirtes Schriftstück, das Johann ex Lupis Hermannsgrün zum Verfasser hat. Derselbe macht den Vorschlag, im Falle einer französischen Parteinahme des Papstes bei einem deutsch-französischen Kriege, ihm temporär den Gehorsam zu künden u. einen deutschen Patriarchen zu wählen. Siehe Döllinger, Beiträge zur politischen, kirchlichen u. Cultur-Geschichte der sechs letzten Jahrhunderte. III. Band. Wien 1882.

Schläge an die Pforten von St. Peter[1]). Die Feier dieses Gnadenjahres konnte leider für das christliche Volk nur traurige Folgen haben. Die Zustände in Rom waren schlimme; keine Nacht verging ohne vier oder fünf Mordthaten, denen Bischöfe und Prälaten zum Opfer fielen und es gieng sogar das Gerücht, viele wären auf Befehl des Papstes gefallen, um deren Hinterlassenschaft einziehen zu können[2]). Mehr noch machten des Papstes eigene Kinder von sich reden: Cesare, durch seine Gewaltthaten der Schrecken Roms, Lucretia, durch ihre Verschwendung das Wunder der Zeit. Solche Eindrücke nahmen die Tausende von Pilgern, die aus allen Himmelsgegenden der Frömmigkeit wegen nach Rom gewallt, aus der ewigen Stadt mit nach Hause, und verbreiteten sie in weitere Kreise. Die Folgen hievon konnten gewiß keine segensreiche sein. An Peter und Paul des Jubeljahres gerieth der Papst in die größte Lebensgefahr durch den während eines Gewitters erfolgten Einsturz eines Kamines. Man hielt ihn bereits für todt und nur dem besonderen Schutz der Himmelskönigin schrieb er die Rettung zu[3]); begab sich auch sofort nach seiner Wiederherstellung in eine der Gottesmutter geweihte Kirche, um daselbst seinen Dank abzustatten und einen goldenen Kelch zu opfern. Zu eben dieser Zeit erneuerte Alexander VI. auch die von Calixt III. eingeführte fromme Sitte des Angelusläutens am Mittag[4]). Die Türkengefahr stand nemlich wieder drohend über der Christenheit. Bald genug sollten die Christen die Früchte ihrer schnöden Treulosigkeit gegen den Prinzen Dschem zu kosten bekommen. Sorglich hatten sie dem Sultan Bajazet seinen Thronrivalen verwahrt, nun dieser todt war, brauchte ersterer seinen bisherigen Kerkermeistern keine sonderliche Schonung mehr angedeihen zu lassen. Hiezu konnte er sich auch durch nichts verpflichtet erachten, hatte er ihnen ja ihre Henkersdienste mit blankem Gelde reichlich genug gelohnt. So begann denn Bajazet zunächst den letzten Rest christlicher Macht im ehemaligen Griechenreiche zu brechen, wodurch er mit Venedig in Kampf gerieth. Am 26. August 1499 war das mächtige Lepanto bereits in den Händen der Osmanen, während türkische Heerhaufen über den Isonzo und Tagliamento verheerend bis unter die Thore Venedigs streiften. Auf den Hülferuf der Marcusrepublik hielt Alexander am 21. März 1500 ein geheimes Consistorium, wozu alle in Rom anwesenden fremden Gesandten berufen wurden. Der Papst schilderte in beredten Worten die überaus große Gefahr, welche der Christenheit von Seite der Türken drohe; aufs eindringlichste mahnte er zu gemeinsamem Kampf und Abwehr. Er mußte sich aber die vorwurfsvolle Antwort gefallen lassen: es sei weit zuträglicher, zuerst unter den christlichen Fürsten Frieden zu stiften und namentlich dem zerrissenen Italien seine Ruhe wieder zu geben, ehe man an ein erfolgreiches Unternehmen gegen die Türken denken könne. Unter dem 1. Juni 1500 erließ Alexander ein ernstes Mahnschreiben an die gesammte Christenheit, worin er das entsetzliche und grausame Wüthen der Barbaren gegen die Christen schildert. Er zeigt, wie ihr Streben dahin gehe, selbst Rom und dann auch das Kaiserthum zu vernichten und alle christlichen Völker zu unterjochen. Im Namen der römischen Kirche habe er darum dem grimmigen Erbfeind den Krieg erklärt. Zur Rüstung und siegreichen Führung desselben habe jeder Christ, weß Standes er auch sein möge, sowie alle Klöster

1) † Die Ceremonie beschrieben bei Burckhard Eccard II. p. 2110. — 2) † Wie viel Wahres an dieser Beschuldigung ist, mag der Cardinal Cornaro zeigen, der von Alexander in besagter Absicht vergiftet worden sein soll. In der Türkensteuertaxe von 1500 steht aber: R. D. Cardinalis Cornarus, qui nullos habet redditus, nihil. Raynald ad ann. 1500 n. 9. — 3) † Burckhard bei Eccard T. II. p. 2122 u. Raynald ad ann. 1500 n. 3 u. 4. — 4) † Raynald l. c. n. 4. Siehe oben S. 211.

und kirchlichen Beneficien ohne irgend welche Ausnahme, je den zehnten Theil des reinen Jahreseinkommens unter Strafe der dem Papst reservirten Excommunication drei Jahre hindurch beizutragen. In gleicher Weise sollten auch die Cardinäle zu dem Unternehmen beisteuern, und noch ist die Taxrolle vorhanden[1]), die behufs dieser Steuererhebung angefertigt wurde, wodurch wir zugleich über die Jahreseinnahmen des Collegiums Aufschluß erhalten. Auch die Juden wurden zur Hülfeleistung beigezogen, da sie den Vortheil eines gesicherten und ruhigen Lebens unter den Christen genössen. Sie sollten den zwanzigsten Theil des reinen Jahreseinkommens leisten. Diese Kreuzzugsbulle sollte in den einzelnen Diözesen alle Festtage in der Landessprache bekannt gemacht werden[2]). Als bald darauf, August 1501, von den Türken noch Methone und Koron genommen ward, in welch ersterer Stadt der Bischof Andreas Falconi in vollem bischöflichen Ornate von den Barbaren hingerichtet wurde, rafften sich die Christen wirklich einmal zu einer gemeinsamen energischen That auf. Eine päpstliche, spanische und französische Flotte vereinigte sich mit den venetianischen Streitschiffen, und dem vereinten Angriff gelang es in Bälde, den bedrängten Sultan zum Frieden zu zwingen. Derselbe wurde gegen Ende 1503 mit Venedig, Ungarn und dessen Nebenländern, den italienischen Staaten, Spanien, Frankreich und England abgeschlossen[3]).

† 146. Das durch Ludovico Moro unterbrochene Unternehmen in der Romagna wurde nach dessen Gefangennahme durch die Franzosen, 10. April 1500, mit neuer Kraft wieder aufgenommen. Pesaro, Rimini, Faenza fielen nach nur kurzem Widerstand, aus den eroberten Gebieten schuf Alexander für seinen Sohn ein Herzogthum Romagna, das sich wohl rasch zu einer bedeutenden mittelitalienischen Macht ausgewachsen hätte, wäre nicht derselbe Mann, dessen Hülfe Cesare den Sieg so leicht gemacht, seinen weiteren Plänen auf Bologna und Toscana hindernd in den Weg getreten, nemlich Ludwig XII.

Das Jahr 1501 brachte eine der unehrlichsten und treulosesten politischen Abmachungen, die die Weltgeschichte kennt, den Vertrag von Granada zwischen Spanien und Frankreich. Leider erscheint auch Alexander VI. als dritter im treulosen Bunde, wodurch das Ansehen des Papstthums in den Augen der christlichen Völker nicht gewinnen konnte. Als päpstlicher Feldherr schloß sich Cesare der französischen Eroberungsarmee an und betheiligte sich an der Eroberung und den Greueln von Capua. Der Bund gegen Neapel bot dem Papst zugleich erwünschte Gelegenheit, die römischen Großen, welche im Dienste Friedrichs von Neapel standen, zu vernichten, die Colonna, Gaetani und Savelli. In kürzester Zeit waren alle ihre Besitzungen in des Papstes Gewalt und er bildete daraus für seine Enkel, die Söhne Lucretias, die Herzogthümer Nepi und Sermoneta.

Nach dem raschen Ende des unrühmlichen Feldzugs gegen Neapel hatte Cesare seine Herrschaft zu festigen gewußt, um dann an deren Erweiterung denken zu können. Er war ein harter und gewaltthätiger Gebieter, wußte aber Ordnung und Sicherheit zu schaffen, weßhalb sich das Volk unter seinem Scepter sicher fühlte. Der Herzog hatte sich eine tüchtige Militärmacht herangebildet, in der manche römische Barone als Condottiere dienten. Rasch nacheinander wurde Piombino genommen, Urbino und Camerino ihren Herren entrissen und mit diesen Besitzungen vom Papste der Herzog von Romagna belehnt. Wer nicht floh, fiel durch Dolch, Gift oder Strang. Endlich verbanden sich gegen den gefürchteten Gewalthaber die Condottieri und einige, theils bedrohte, theils bereits vertriebene Herren der Romagna zu gemeinsa=

1) † Raynald ad ann. 1500 n. 9. — 2) † Raynald ad ann. 1500 n. 7 f. — 3) † Hammer l. c. I. S. 648 ff.

mem Widerstand. Die Gefahr für den Herzog war nicht gering, allein der listige Mann wußte den Bund durch Unterhandlungen und Versprechungen geschickt zu sprengen, und am letzten Tage des Jahres 1502 war er Herr von Senigallia, wo er die Verschworenen in sein Netz lockte und durch den Strick aus der Welt schaffen ließ. Am 3. Januar 1503 wurde auch der Cardinal Orsini verhaftet, weil er in die Verschwörung gegen Cesare verwickelt war und nach Tor di Nona verbracht. Er bot 25,000 Goldgulden, konnte sich damit aber weder Freiheit noch Leben erkaufen; am 22. Februar war er todt. Orsini hatte bei der Wahl Rodrigo Borgias den Ausschlag gegeben. Cesare zog durch Umbrien gegen das Patrimonium, um die letzten Reste der Orsini noch zu überwältigen, was ihm auch unschwer gelungen wäre, wodurch dann die ganze Macht der Barone und Signori im Kirchenstaat vernichtet worden, wenn ihm nicht abermals Frankreich entgegengetreten. Als er das feste Bracciano belagerte, wo sich Giordano Orsini, der früher in französischen Diensten gestanden, vertheidigte, gebot ihm Ludwig XII. abzulassen, wohl eifersüchtig auf die rasch anwachsende Macht des Borgia, der ihm bereits unbequem zu werden begann. Die hiedurch zwischen Cesare und Ludwig hervorgerufene Mißstimmung konnte in nächster Zukunft die päpstliche Politik wieder mehr Spanien nähern lassen. Vorerst aber wollte man in Rom einen Bruch noch vermeiden, und zunächst trug sich Alexander mit dem hochfliegenden Plan für seinen Sohn, „das Theuerste, was wir auf dieser Erde haben"[1]), ein mittelitalienisches erbliches Königreich zu schaffen, wozu die Marken, Umbrien und die Romagna vereinigt werden sollten. Ehe dieser Plan, zu dem er im neu verstärkten Cardinalscollegium sicherlich eine Mehrheit gefunden, verwirklicht werden konnte, nahm ihm eine höhere Hand das Steuer der Kirche aus der Hand. Am 11. August 1503 erkrankte der Papst plötzlich an heftigem Fieber, wozu wohl ein Abendessen in den vaticanischen Gärten Veranlassung gab. Die Krankheit nahm sofort einen bösartigen Charakter an und schon am 18. desselben Monats war alle Hoffnung geschwunden. Alexander VI. beichtete dem Bischof von Culm, empfing die hl. Wegzehrung sitzend und zur Vesperzeit desselben Tages die letzte Oelung; fünf Cardinäle waren im Sterbezimmer anwesend. Gegen 8 Uhr Abends erfolgte die Auflösung; Alexander stand im 72sten Lebensjahre. Das rasch in Fäulniß übergehende Blut ließ die Leiche geschwärzt und aufgeschwollen erscheinen, weßhalb sich sofort die Sage von Vergiftung verbreitete[2]) und durch die leicht arbeitende Fama alsbald ins einzelnste ausgemalt wurde. Wie so manches aus dem Pontificate Alexanders VI. gehört auch dieser Zug in das Reich der Märchen, wie denn überhaupt die blindwaltende Sage dieses an sich schon hinlänglich beklagenswerthe Pontificat noch beklagenswerther gemacht. Auffallend wollte man es finden, daß der Papst, während seiner ganzen Krankheit nie von Cesare besucht und auch nie seinen und Lucretias Namen genannt. Letzteres, wenn wirklich der Fall, könnte befremden, ersteres aber erklärt sich von selbst, da der Herzog zu gleicher Zeit fieberkrank darniederlag, wodurch gerade der Tod des Vaters für ihn so verhängnißvoll werden sollte. Alles, sagte er, habe ich zum Voraus berechnet, nur nicht die Krankheit im Moment des Thronwechsels[3]); und so bedeutete der Tod des Papstes seinen Unter-

---

1) † Schreiben an Ludwig XII. vom 28. September 1498. — 2) † Nach den zuverläßigsten gleichzeitigen Berichten der Gesandten von Ferrara und Florenz starb Alexander an dem damals in Rom grassirenden Wechselfieber. Muratori Annali d'Ital. 1503. Raynald ad ann. 1503 n. 11. — 3) † Egli mi disse, sagt Machiavelli, che haveva pensato à tutto quello che potesse nascere morendo il padre, et a tutto haveva trovato remedio, eccetto che non pensò mai in sù la sua morte, distar ancora cui per morire. Il principe cp. VII.

gang. Er fühlte sofort den Boden unter seinen Füßen wanken; der mit Blut und Eisen zusammengefügte romagnolische Staat gieng rasch wieder in die Brüche. Ueberall erhoben die Feinde der Borgia kühn ihr Haupt und Cesare, immer noch krank vermochte der Gefahr nicht energisch genug zu begegnen. Viele der unterworfenen Städte riefen ihre alten Herren wieder zurück, so Urbino, Pesaro, Senigallia, Camerino, Perugia, Piombino. Die Kunde, daß der Herzog vor den vereinten Orsini und Colonna in die Engelsburg geflüchtet, erschütterte auch die bis dahin noch treu gebliebene Romagna, und die Venetianer benutzten geschickt die Gelegenheit, Stadt um Stadt, theils mit Gewalt, theils durch Uebereinkunft, sich zu unterwerfen. Als dann endlich Cesare nach der bedrohten Romagna eilen wollte, um das wankende Gebäude zu stützen, wurde er in Ostia eingeschlossen, und nachdem die noch in seiner Gewalt befindlichen Vesten an Papst Julius II. übergeben, erhielt er im April 1504 die Erlaubnis freien Abzugs. Frankreich und Spanien standen ihm offen, beide Staaten hatten ihn eingeladen, er entschied sich für Spanien zu seinem Verderben. In Neapel brach der Vicekönig Gonsalvo de Cordova das ihm zusagte freie Geleite und sandte ihn gefangen nach Spanien. Zwei Jahre lang saß er als Gefangener in Medina del Campo; entkam dann zu seinem Schwager, dem König von Navarra, wo er am 12. März 1507 unter den Mauern der Veste Viana durch einen Lanzenstoß den Tod fand, nicht weit von der Stadt Pampeluna, von der er einst in glücklicheren Tagen den Bischofstitel getragen. „So war dem Manne, der so viele, darunter solche, die ebenso schlecht, aber ebenso tapfer waren wie er, durch Gift, Strang und Dolch aus dem Leben geschafft, ein ehrlicher Soldatentod vergönnt" [1]).

† 147. Ueber Alexanders VI. Pontificat ein Urtheil fällen zu müssen, ist für einen katholischen Geschichtsschreiber eine schmerzliche Aufgabe. Es thut weh, die erhabene Cathedra Petri durch solche Vergehen entweiht und die höchste Würde auf Erden frevlem Spott und Hohn preisgegeben zu sehen. Wenn treue katholische Liebe den herben Schmerz in beredter Apologie zu lindern sucht, mag dies wohl erklärlich sein, zu vertheidigen aber ist es nicht. Wir dürfen der Wahrheit ihr strahlendes Gesicht, auch wenn sie Wunden schlägt, nicht entstellen, dagegen ist es Pflicht, das scandalöse Lügennetz, das Haß und Lüsternheit um die unglückliche Person gewoben, zu zerreißen und auch dem bedauerlich Verirrten noch Gerechtigkeit zu zollen. Zwei Hauptfehler haben das Pontificat Alexanders VI. zu einem so unglücklichen gemacht, und sind die Quelle und Ursache aller anderen Fehltritte geworden, die wir so sehr beklagen: maßlose Nepotenliebe und zügellose Sinnlichkeit, die sich selbst so weit vergessen konnte, als Papst noch durch scandalösen Umgang mit Julia Farnese das christliche Gefühl aufs tiefste zu verletzen. Hiedurch hat Alexander selbst geflissentlich die Scandalsucht herausgefordert und wenn das Unglaublichste über ihn erdichtet und schließlich auch geglaubt wurde, so ist er hieran nicht ohne große eigene Schuld. „Darin, sagt Reumont, daß man den Lügen Glauben beimaß und ihn des Aergsten, auch wenn er es nicht begangen, fähig erachtete, daß man selbst die schmutzig ekelhaften Scandalhistörchen aus dem Leben in seinem Palaste für wahr hielt, liegt schon die Verurtheilung" [2]).

Es muß ein erschreckender Zustand an der Curie geherrscht haben, wenn sich die Herrscher Portugals und Spaniens verpflichtet halten konnten, dem

1) † Reumont l. c. III. 2. S. 16. — 2) † Reumont l. c. III. 1. S. 247.

Papste durch eine eigene Gesandtschaft die ernstesten Vorstellungen machen zu lassen [1]). Da wird das Urtheil eines gleichzeitigen Geschichtsschreibers, Francesco Vettori, so vernichtend es lautet, nicht der Unwahrheit zu bezichtigen sein [2]). Fast noch gravirender lautet die Schilderung, die Panvinius von den damaligen römischen Zuständen entwirft. „In der Stadt war die Ungebundenheit der Gladiatoren und Sicarier nie größer, die Freiheit des römischen Volkes nie geringer, eine Unzahl von Sycophanten, das geringste Schmähwort brachte den Tod. Alles war voll von Wegelagerern, bei Nacht keine Sicherheit in der Stadt, bei Tag keine außerhalb derselben. Rom, das Asyl der Völker und in allen Jahrhunderten der sicherste Schutz der Völker, war bereits zum Tummelplatz der Henker geworden. Grund all dessen war des Papstes Liebe zu den Seinen, denen er alles hingehen ließ" [3]).

† 148. Die Lage Italiens, des Kirchenstaates, Roms war selten eine so kritische, wie beim Tode Alexanders VI. Zwei fremde Herrscher standen mit ihren Kriegsschaaren in Italien, beide konnten in kürzester Zeit Herrn von Rom sein. Der Kirchenstaat war sogar dem Namen nach fast ganz verschwunden; in Rom hatte Cesare die Leostadt mit 12,000 Mann besetzt, während seine Gegner, die Colonna und Orsini von allen Seiten bewaffnet herbeiströmten, so daß sich in Bälde eine Macht versammelt hatte, die den Ausbruch des Kampfes fast unvermeidlich erscheinen ließ. Sofort nach Alexanders Tod hatte sich Cesare durch seinen Vertrauten Don Micheletto des päpstlichen Schatzes bemächtigt und hoffte wohl durch die bedeutende Kriegsmacht, über die er im Augenblick verfügte, von den Cardinälen eine ihm genehme Wahl zu ertrotzen. Diese aber weigerten sich, ohne hinlängliche Sicherheit gegen Vergewaltigung ins Conclave zu treten. Als sie sich in Santa Maria sopra Minerva versammelt, wurden sie plötzlich von Cesares Leuten umringt und eingeschlossen. Die Kunde von der Gefangennahme der Cardinäle verbreitete allgemeinen Schrecken, alles bewaffnete sich und durch einen Volksaufstand wurden sie wieder befreit. Endlich kam zwischen Cesare und dem Cardinalscollegium ein Vertrag zu Stande, demzufolge die Franzosen nicht über Nepi vorrücken, Cesare aber mit seiner Kriegsmacht bis dorthin zurückgehen sollte. Hierauf nahmen die Cardinäle 4000 Mann in Sold, und nachdem sie im Vatican die Exequien gehalten, traten sie 30 Tage nach erfolgter Sedisvacanz, 36 an der Zahl, ins Conclave. Bevor man zur Wahl schritt, wurde wiederum eine Capitulation aufgestellt. Der künftige Papst sollte innerhalb 2 Jahren ein allgemeines Concil berufen zur Wiederherstellung der kirchlichen Disciplin, Abschaffung der Mißbräuche und Erneuerung der verfallenen Sitten [4]). Da bei dem Widerstreit der beiderseitigen Interessen der spanischen und französischen Partei im Cardinalscollegium an eine rasche Verständigung nicht zu denken, lange Zögerung aber gefährlich werden konnte, kam man überein, einen Mann zu wählen, der voraussichtlich die Tiara nicht allzulange tragen würde. So wurde am 22. September

1) † Raynald ad ann. 1498. n. 20. ecclesiam Romanam, heißt es unter anderem, insigni infamia flagrare, remque esse in extremum paene discrimen adductam proinde se illum orare, obsecrare et per sanguinem Christi obtestari, ut iret obviam sceleri, resecaret libidinem, coerceret avaritiam, moresque laxos disciplina severiore devinciret, tantumque munus pro dignitate tueretur, et rempublicam christianam, quae tantis vitiorum exemplis erat a studio pietatis aversa, pietatis exemplis ad officium reduceret. — 2) † Siehe Reumont l. c. III. 1 S. 498. — 3) † Platina Vita Alexandri VI. — 4) † Raynald ad ann. 1503 n. 13.

Franciscus Piccolomini, Cardinaldiacon von Siena zum Papste gewählt; aus Pietät gegen seinen Oheim nannte er sich Pius III. Er war 64 Jahre alt, durch fortwährende Krankheit aber sehr geschwächt; obwohl er bereits 43 Jahre lang die Würde eines Erzbischofs seiner Vaterstadt Siena bekleidete, war er doch nur Diacon, erhielt daher am 30. September die Priesterweihe und Tags darauf die bischöfliche Consecration.

Am 8. October erfolgte die feierliche Krönung und schon am 17. desselben Monats trat infolge eines bösartigen Lendengeschwürs, an dem er schon seit langem litt, der Tod ein. Er fand seine letzte Ruhestätte neben seinem Oheim in der von letzterem erbauten Andreascapelle in St. Peter. Ein schönes Denkmal hat Pius III. seinem Oheim in der Cathedrale von Siena gesetzt, wo er durch Penturichio in einem herrlichen Freskencyclus die Hauptscenen aus dem Leben Pius II. darstellen ließ.

Pius war von allen Edeldenkenden mit Freuden als Papst begrüßt worden; er schien auch die in ihn gesetzten Hoffnungen zu rechtfertigen. Sofort traf er Anstalten zur Berufung des versprochenen allgemeinen Concils; auch Rom und Italien versuchte er die frühere Ruhe wieder zu geben, vermochte den Zug der französischen Armee nach Neapel aber nicht zu verhindern, und auch in Rom drohten neue Unruhen, als Cesare mit päpstlicher Erlaubnis dahin zurückkehrte. Ob Pius bei all seinen herrlichen Eigenschaften und Vorzügen Kraft und Energie genug besessen, den Kirchenstaat aus seiner bedenklichen Krisis unversehrt herauszuführen, ist nicht nur zu bezweifeln, sondern bestimmt zu verneinen. Für die politische Machtstellung des Papstthums war sein früher Tod kein Schlag, fraglich mag dies sein bezüglich der kirchlich-moralischen Autorität.

† 149. Wesentliche Besserung der bedenklichen Zeitlage, wie wir sie beim Tode Alexanders VI. kennen gelernt, war freilich von dem kurzen Pontificat Pius III. nicht zu erwarten, thatsächlich aber war dieselbe für das Patrimonium noch kritischer geworden [1]). Venedig hatte die Verlegenheit Cesares aufs umsichtigste ausgenützt, um in der Romagna zuzugreifen. Das Streben der Markusrepublik gieng sichtlich dahin, die Adria nach und nach zu einem venetianischen Binnensee zu machen. In Rom war der Parteikampf aufs neue mächtig entbrannt und nur dem Geschicke des Cardinals Julian Rovere war es zu danken, wenn den Cardinälen eine ruhige, gefahr- und zwangslose Papstwahl ermöglicht wurde. Burckhard berichtet, Julian hätte sich durch einen Vertrag mit Cesare der spanischen Stimmen versichert, wogegen er diesem die Würde eines Gonfaloniere der römischen Kirche versprochen. Italiener und Franzosen sahen in Rovere ohnedies den richtigen Mann für die schwierigen Zeitverhältnisse, und so betrat Julian am 31. October mit 37 seiner Collegen das Conclave bereits als Papst. Es war nicht einmal nöthig die

---

1) † Zur Literatur über diese Zeit und das Pontificat Julius II. vgl. Reumont, Geschichte der Stadt Rom III. 2. 1 ff. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom, Band 8, S. 1 ff. Roscoe, Leben und Regierung Leo X. übersetzt von Glaser, Anmerkungen von Henke. 3 Bände. Wien 1818. Audin, Leo X. und seine Zeit 2 Bände aus dem Französischen. Regensburg 1845. Albéri Relazioni degli Ambasc. Ven. III. 3. Platina, l. c. Diarium Paridis de Grassis bei Raynald; Hoffmann, collect. nova script. et monum. T. I u. Döllinger, Beiträge ꝛc. Bd III. Wien 1882. Hadrianus castellensis itinerarium Julii II. bei Ciacconius vitae rom. Pontiff. III. 225 ff. Brosch, P. Julius II. u. die Gründung des Kirchenstaates. Gotha 1878. Rohrbacher hat die betreffenden Kapitel aus Audin meistens wörtlich nur mit einzelnen Kürzungen in sein Werk herübergenommen.

Thore zu schließen, denn schon am Morgen des folgenden Tages war er einstimmig gewählt; er nannte sich Julius II. Wie alle seine Vorgänger hatte auch er eine Capitulation zu beschwören, deren Hauptpunkte die Berufung eines Reformconcils, der Türkenkrieg und die Zusicherung war, sich nicht in verwegene Kriege einlassen zu wollen [1]. Fast könnte es scheinen, die Cardinäle hätten letzteren Punkt absichtlich aufgenommen, um den Papst zum Bruch der Capitulation zu zwingen; waren ja doch die Zustände Italiens und namentlich des Patrimoniums im höchsten Grade kritisch. Im Süden war der König von Spanien im vollen Besitz von Sicilien und Neapel mit weiteren großen Plänen sich tragend. Nördlich suchten die Franzosen ihre Macht immer mehr zu festigen und auszudehnen. Die einzige größere einheimische Macht Italiens versündigte sich schwer am Kirchengut, indem sie in der Romagna eine Stadt um die andere an sich riß. Als Papst sowohl wie als Italiener sah sich daher Julius II. in die schwierigste Lage versetzt, von ihm verlangen, diesem gährenden Gewirre unthätig zuzusehen, heißt ebensoviel, als Pflichtvergessenheit für die oberste Tugend eines Herrschers, wenigstens eines Papstes erklären. Wollte sich Julius von den Verhältnissen nicht erdrücken lassen und sich nicht machtlos dieser oder jener Macht überantworten, so mußte er thatkräftig eingreifen, wenn nöthig, selbst mit den Waffen in der Hand. Gewiß war es gerade diese Ueberzeugung, welche die Cardinäle ihre Stimmen so rasch auf Julian vereinigen ließ, er war auch wirklich der geeignetste Mann für die damaligen Verhältnisse. Er zählte 60 Jahre als er gewählt wurde, besaß aber noch die Energie der Jugend und die Thatkraft des Mannes. Klarheit und Kühnheit in den Entwürfen und Festigkeit des Willens. Wohl lag in ihm mehr Stoff zu einem König als zu einem Priester, aber eben eines solchen Papstes bedurfte jene Zeit, sollte nicht Rom selbst zu einem Avignon werden mit all den traurigen Folgen, die letzteres über die Kirche gebracht.

Das politische Programm war Julius II. für sein Pontificat klar vorgezeichnet und mit scharfem Blick erfaßte er es auch sofort. Als Papst mußte er die der Kirche entrissenen Besitzungen zurückfordern und damit dem Oberhaupte die ihm im Völkersenat gebührende Stelle wahren. Als Italiener mußte er die auf seinem Vaterland drückend lastende Macht des Auslandes zu brechen suchen. Der Verwirklichung dieser beiden Punkte widmete Julius all seine Kräfte. Während Alexander VI. nur den Einen Plan verfolgte, seine Kinder groß zu machen, kannte Julius II. nur die Sorge für die Machtstellung der Kirche [2]. Schon am 10. Januar 1504 sprach er sich in einem Schreiben an den Dogen Loredano deutlich genug aus: „Unser fester Wille ist es, schrieb er ihm, alle Städte, Orte und Vesten, welche du seit dem Hingang Alexanders VI. an dich gerissen, wieder in unsere Gewalt zu bringen“ [3]. Hievon ließ er sich durch keine politischen Schach- und Winkelzüge der Republik abbringen; daß diese auf die gerechte und billige Forderung des Papstes nicht eingieng, sollte sie bald genug schwer büßen.

† 150. Selbst der damals allmächtige Nepotismus vermochte Julius zu keinen die Kirche schädigenden Maßnahmen zu verleiten, ja gerade bei ihm nimmt diese widerliche Erscheinung wieder eine ehrenvollere Gestalt an. Zwar verlieh er gleich in der ersten Cardinalspromotion dem Neffen Galeotto, Sohn

---

1) † Raynald ad ann. 1503. n. 2. — 2) † Christi ecclesiam Julius sponsam appellabat suam; sponsam ornare monilibus, et sponsam quocumque modo ditare studebat ille, nulla propinquorum aut necessariorum habita ratione. Petrus Martyr. ep. 577. — 3) † Raynald ad ann. 1504, n. 1.

seiner Schwester Luchina aus erster Ehe, den rothen Hut und die eigene Titularkirche San Pietro in Vincoli nebst zahlreichen einträglichen Beneficien. Galeotto war aber ein durchaus trefflicher Mann, der von seinem Einkommen den edelsten Gebrauch machte. Dichter wie Prosaiker, die von ihm sprechen, rühmen ausnahmslos die herrlichen Eigenschaften seines Herzens und Geistes. Er war einer der edelsten Mäcene Roms, von allen geliebt, der intimste Freund des Cardinals Johann Medici. Durch seine Vermittlung kamen die Medici wieder in Gunst beim Papste und erlangten infolge davon wieder ihre alte Machtstellung in Florenz. Leider war Galeotto nur ein kurzes Leben beschieden, schon am 11. September 1508 verschied er, von ganz Rom betrauert, am innigsten von seinem Freunde Johann Medici. „Er weint stets, sagt Paul Jovius, sobald er an eine Person erinnert wird, die ihm theuer war und alle Pflichten der Freundschaft und christlichen Liebe gegen ihn erfüllt hatte.“ Der Nachfolger Galeottos im Cardinalat war sein Halbbruder Sixtus, an Geist und Herz ihm völlig ungleich.

Ein anderer Nepote Francesco Maria, Sohn von Giovanni Rovere wurde auf den Wunsch des Papstes von dessen mütterlichem Oheim, dem kinderlosen Herzog Guidobald von Urbino am 10. Mai 1504 adoptirt und erhielt so die Nachfolge im Herzogthum zugesichert. Wenn so Julius auch für anständige Versorgung seiner Nepoten thätig war, so dachte er doch entfernt nicht daran unberechtigterweise Kirchengüter an sie zu verschenken; vielmehr war es seine erste und einzige Sorge, die verlorenen Besitzungen wieder zurückzuerobern.

Noch fühlte er sich nicht stark genug seinen Plan mit Nachdruck zu verfolgen, weßhalb er seine Kräfte zunächst Erreichbarem zuwandte. Um sich zu kräftigen suchte er die mächtigsten Factionen Roms, die Orsini und Colonna durch Familienverbindungen für sich zu gewinnen. Dem Haupte der Orsini, Johann, Herrn von Bracciano, gab er seine Tochter Donna Felice zur Frau, 24. Mai 1506. Die Nichte Lucretia Rovere, Tochter seiner Schwester Luchina, vermählte Julius mit Marcantonio Colonna, dem er Frascati zu Lehen gab und den Palast bei der Apostelkirche, den er als Cardinal erbaut, zum Geschenk machte. So als mächtiger Verwandter zwischen den langjährigen Feinden stehend, gelang es dem Papst eine wirkliche und aufrichtige Versöhnung zu Stande zu bringen. Im August 1511 erfolgte der Ausgleich durch die Häupter der beiden Parteien; gegenseitiges Vergessen all der alten Feindschaften und Unbilden wurde zugesichert, worauf der Papst eine Denkmünze prägen ließ mit der Inschrift: Justitia et pax osculatae sunt.

† 151. Durch die Verbindung mit den Orsini und Colonna und der Unterstützung Frankreichs sicher glaubte sich Julius hinlänglich stark, um den Versuch wagen zu können, seine Acutorität im Patrimonium wieder herzustellen. Perugia und Bologna, zwei feste und mächtige Städte sollten wieder genommen werden[1]). Mit 24 Cardinälen und nur 500 Bewaffneten verließ der Papst am 26. August 1506 Rom. Ueber Formello, Nepi, Civita Castellana und Viterbo gieng der Zug nach Orvieto, wo man am 7. September ankam. Hier stieß der Herzog von Urbino mit seinen Bewaffneten zu dem päpstlichen Gefolge, aber auch der Herr von Perugia, Johann Baglione, erschien, um dem Papste seine Unterwerfung anzubieten; er wollte das Glück der Waffen

---

1) † Ueber den romagnalischen Feldzug siehe Machiavelli Legazione II. alla corta di Roma 25. August bis 16. December 1506. Ueber die Bentivoglio siehe Annales Bononienses von Hieronymus de Borsellis bei Muratori scr. rer. ital. T. XXIII. p. 867 ff.

gegen seinen Lehensherrn nicht versuchen. Perugia nahm päpstliche Besatzung auf, alle Festungen seines Gebietes mußten päpstlichen Leuten übergeben werden, und die Söhne Bagliones wurden als Geiseln gestellt. Am 13. September zog Julius feierlich in Perugia ein, verließ es aber schon am 21. wieder, um über Urbino nach der Romagna zu ziehen. Von Cesena aus wurde Johann Bentivoglio, Herr von Bologna, zur Unterwerfung aufgefordert; auf die Festigkeit der Stadt und die Stärke seiner Truppen vertrauend, wies dieser die Aufforderung höhnisch zurück. So mußten die Waffen entscheiden. In Imola sammelte Julius seine Streitkräfte, bestehend aus den Contingenten der Vasallen und den Hülfstruppen von Mantua, Florenz, Perugia und Ferrara, die unter den Oberbefehl des Markgrafen von Mantua gestellt wurden. Diese kriegerischen Vorkehrungen durften übrigens den Bentivoglio nicht schrecken, wenn nicht eben jetzt der bisherige Schützer Ludwig XII. zu den Feinden übergegangen wäre. Mit 8000 Mann Hülfstruppen rückte der Statthalter von Mailand, Marschall von Chaumont, gegen Bologna und war bereits in Castelfranco angekommen. In dieser Noth mußte Bentivoglio der Gewalt weichen, er nahm das Anerbieten Frankreichs an: freien Abzug nach Mailand und ungeschmälerten Besitz allen Privateigenthums. In der Nacht des 2. November verließ er mit seinen vier Söhnen Bologna, das er seit 40 Jahren fast unbeschränkt beherrscht. Seine Gattin Ginevra Sforza aber wich noch nicht, sie wollte sich dem Papst zu Füßen werfen, allein Julius verweigerte ihr eine Audienz. Tief gekränkt gieng sie nach Bussolo, von wo sie nach dem Abzug des Papstes mit drei ihrer Söhne einen letzten Versuch zur Wiedergewinnung Bolognas machte. Der Plan mißlang, da die Bevölkerung dem Papste treu blieb und führte zur Plünderung und Zerstörung des Familienpalastes. Gebrochenen Herzens starb Ginevra am 16. Mai 1507 zu Bussolo, und am 13. Februar des folgenden Jahres folgte ihr auch der Gatte. Im festlichen Triumph unter ungeheurem Jubel des Volkes zog Julius am 11. November in Bologna ein. Er hatte der despotisch beherrschten Stadt die Rückgabe ihrer Freiheit versprochen und löste nun seine Zusage ein. Ein Bürgersenat von 40 Männern führte die Verwaltung, freilich unter der Oberhoheit des Papstes aber doch in weit größerer Unabhängigkeit als unter den Bentivogli. Chaumont erhielt Kostenersatz und den Cardinalshut für seinen Bruder. Bis zum 20. Februar 1507 verweilte Julius in Bologna, kehrte dann über Imola, Forli und Viterbo nach Rom zurück, woselbst er am Palmsonntag den 28. März seinen feierlichen Triumpheinzug hielt.

† 152. Durch den über alles Erwarten glücklichen uud glänzenden Verlauf des romagnolischen Kriegs, mußte der Papst aufs neue in dem Plane mächtig bestärkt werden, auch die Venetianer zur Rückgabe der in der Romagna widerrechtlich besetzten Theile des Patrimoniums zu nöthigen. Stolz wies die Republik jede diesbezügliche Forderung des Papstes zurück, ohne zu ahnen, daß sie dadurch selbst eine bedenkliche Krisis über sich heraufbeschwor.

Einige Zeit schien es, als ob die deutsche Königsmacht siegreich aus den schweren und langwierigen Verfassungskrisen hervorgehen sollte. Auf dem Reichstag zu Cöln 1505 hatten die Stände zuvorkommend König Max die Mittel verwilligt, sein Ansehen in Ungarn zur Anerkennung zu bringen. Es mußte sich diesem nun von selbst nahe legen, durch Erlangung der Kaiserkrone, Deutschland wieder zur früheren Größe zu erheben. Wirklich genehmigten auch die Stände widerstandslos die Mittel zu einem Römerzug auf dem Reichstag zu Constanz 1507, auf dem die deutsche Königsgewalt in ihrem vollen Glanze strahlte. Für Italien war das plötzliche Erscheinen des deutschen Kaisers ein Ereignis von höchster Bedeutung und möglicherweise von

bedenklichen Folgen, namentlich für die norditalienischen Mächte, Frankreich und Venedig. Letzteres war denn auch rasch entschlossen, dem Kaiser den Durchzug kurzweg zu verweigern. Trotzdem zog König Max nach Tirol, aber mit so ungenügenden Kräften, daß er damit unmöglich die weit stärkere Macht der Venetianer brechen konnte. Unvermögend weiter zu ziehen, nahm er am 4. Februar 1508, ohne gekrönt zu sein, den Titel eines erwählten römischen Kaisers an, wogegen der Papst keine Einsprache erhob. Die Venetianer aber gaben sich mit bloß passivem Widerstand nicht zufrieden, der geplante Römerzug wurde zu einem venetianischen Krieg, in dem die Lagunenrepublik gegen den Kaiser Siegerin blieb. Görze, Triest und Fiume waren in kürzester Zeit in ihren Händen, während Max ohne Mittel und ohne Unterstützung schon im April 1508 einen dreijährigen Waffenstillstand schließen mußte. Gerade dieser Sieg aber war der erste Schritt zum Fall. Der Kaiser, von den Reichsständen verlassen, suchte sich Frankreich zu nähern; durch Vermittlung Margarethas, Regentin der Niederlande, wurde zwischen Ludwig XII. und Kaiser Max am 10. December 1508 zu Cambrai ein Bund zur Vernichtung und Theilung Venedigs geschlossen. Jetzt zeigte es sich, wie sehr sich die stolze Marcusrepublik durch ihre unkluge und gewaltthätige Eroberungspolitik auf der Terra firma überall verhaßt gemacht hatte. In schöner Weise hat uns Machiavelli diese venetianische Ländergier geschildert [1]):

„San Marco, bis zur Ungebühr verwegen
Getraute stets sich günstigen Wind zu haben,
Und wollte groß sein zu gemeinem Schaden.
Ihm fiel nicht ein, wie auch im Machterwerben
Gefahr bringt das Zuviel, wie's besser wäre
Nicht jedes Segel nach dem Wind zu richten."

Die Contrahenten hatten auch anderen Mächten den Beitritt zur Liga offen gelassen und es zeigte sich nun, wie viele Staaten noch Rechnungen mit der Republik zu begleichen hatten. Spanien verlangte die apulischen Küstenstädte zurück, die Venedig besetzt hielt; Ferrara hatte alte Kränkungen zu rächen, Frankreich wollte die alten Grenzen des Herzogthums Mailand hergestellt wissen, der Kaiser verlangte Sühne für den verweigerten Durchzug und Rückerstattung des Verlorenen. Am übermüthigsten hatte sich Venedig dem Papste gegenüber benommen. Nicht nur, daß dessen gerechte Forderungen rücksichtslos abgewiesen wurden, auch die willkürlichsten Eingriffe in kirchliches Gebiet erlaubte man sich. Dieserhalb war es zwischen dem Papst und dem venetianischen Gesandten Domenico Pisani zu einem ernsten Auftritt gekommen. „Auf des Papstes Drohung," erzählt Luigi da Porto [2]), die Republik werde ihr Verfahren einmal bereuen, bemerkte Pisani, Seine Heiligkeit müsse erst zu Kräften kommen, um Venedig etwas anhaben zu können." Ueber die Maßen erzürnt ob der unklugen Rede sprach Julius: „Ich werde nicht ablassen, bevor ich euch wieder zu demüthigen Fischern gemacht habe, wie ihr vordem waret." Darauf der Botschafter: „Heiliger Vater, es wird uns leichter werden euch zu einem gewöhnlichen Cleriker zu machen, wenn ihr euch nicht vorsehet." Man muß diese Sprache des Uebermuths kennen, um die ganze Unbilligkeit jener beurtheilen zu können, die Julius II. schweren Vorwurf ob seiner Theilnahme an der Liga von Cambrai machen zu dürfen glauben. Erst als alle Mittel erschöpft und jede Aussicht auf billigen Vergleich geschwunden, entschloß sich Julius II. am 23. März 1509 dem Bunde beizutreten. Freilich war dies der schwerste Schlag für die hochmüthige Republik, aber billiger-

1) † L'asino d'oro cp. V. — 2) † Luigi da Porto, lettere storiche 1509—1528. ed. Bart. Bressan. Fier. 1857.

weise wird man vom Papst nicht verlangen können, daß er dem Freistaat, der sein gutes Recht mit Füßen trat und seiner kirchlichen Autorität nur mit Hohn begegnete, die goldene Rose hätte senden sollen. Der Papst übertrug das Generalcommando über die päpstlichen Truppen dem Herzog von Urbino und verbot den römischen Condottieren unter Venedigs Fahne Kriegsdienste zu leisten. Am 27. April verhängte er Bann und Interdict über Venedig und seine Territorien, falls die Republik nicht binnen 24 Tagen den wiederholt gestellten Forderungen des Papstes entspreche. Unter den schwersten Strafen verboten die Venetianer die Publication dieser Sentenz und ließen eine Appellation an ein künftiges allgemeines Concil anschlagen, worauf Julius die Constitution Pius II. erneuerte[1]).

Unterdessen war von den Franzosen auch der Kampf mit den Waffen eröffnet worden; Ludwig XII. war selbst ins Feld gezogen. Am 24. Mai 1509 kam es bei Agnadello zur Schlacht, sie gieng für die Venetianer verloren, ihr ganzes Heer wurde vernichtet, der tapferste Feldherr d'Alviano gefangen. Nun drangen die Franzosen unaufhaltsam vorwärts, in weniger als 14 Tagen war alles Land und alle Festungen zwischen Adda und Mincio in ihren Händen, während gleichzeitig auch die übrigen Verbündeten in venetianisches Gebiet einfielen. Die Päpstlichen nahmen Rimini, Ravenna, Cervia und Faenza, die Spanier die apulischen Städte, nur der Kaiser konnte seinen Vortheil nicht wahrnehmen, da die Stände ihm die Hülfe verweigerten und so eine thatkräftige und rechtzeitige Action unmöglich war. Vertragsmäßig wurden ihm von den Franzosen die Städte Verona, Vicenza und Padua ausgeliefert.

So war die mächtige Republik innerhalb weniger Wochen dem Untergang nahe gebracht, fast Alles bis zu den Lagunen war in der Hand der Feinde, und falls diese noch kurze Zeit einig und thatkräftig zusammenstanden, mußte auch die Hauptstadt fallen. Nun war der Uebermuth gründlich gebrochen, derselbe Mund, der noch vor kürzester Zeit nur Worte insolenten Trotzes hatte, konnte sich nun zu flehentlichen Bitten öffnen. In dieser höchsten Noth thaten die Venetianer wie Schiffbrüchige; um das Kostbarste zu retten, warfen sie den schwersten Ballast über Bord. Spanien überließen sie die Städte Apuliens, dem Kaiser boten sie Verona, Vicenza und Padua, dem Papste die von ihm geforderten Gebiete der Romagna. Letzteren vor allem zu versöhnen und für sich zu gewinnen bot die Republik, in richtiger Erkenntnis der Sachlage alles auf; wie sie ihn früher durch rohen Trotz schwer beleidigt, so suchte sie ihn jetzt durch devote Unterwürfigkeit zu gewinnen. Schon im Juli war eine venetianische Gesandtschaft in Rom erschienen, um Frieden und Vergebung zu erflehen. „Die Hand, schrieben die Venetianer, die geschlagen, könne auch wieder heilen." Eine zweite Gesandtschaft kam am 11. September mit unbeschränkter Vollmacht vom Senat und Dogen Loredanus[2]). Die Stimmung in Rom konnte, nach dem, was unmittelbar vorausgegangen, keine allzufreundliche sein. Wenn trotzdem verlangt wird, der Papst hätte die rebellischen Söhne, die ihm noch vor wenigen Wochen rohe Beleidigungen ins Angesicht geschleudert, jetzt, da sie von der Noth des Augenblicks getrieben, Gehorsam anboten, sofort mit offenen Armen aufnehmen sollen, so ist dies eine Forderung, wie sie geschichtliche Billigkeit eben nur an einen Papst zu stellen wagt. Julius II. aber wollte die halsstarrige Republik die selbstgeschaffenen Leiden etwas kosten lassen. Die Gesandten wurden längere Zeit hingehalten und als endlich die Verhandlungen an eine Cardi=

1) † Raynald ad ann. 1509. n. 13. — 2) † Raynald ad ann. 1509. n. 14 u. 15.

nalscommission verwiesen wurde, zogen sie sich noch bis in den Anfang des folgenden Jahres hin. Uebrigens hatte sich die verzweifelte Lage nach Agnadello während des Jahres 1509 wieder etwas hoffnungsvoller gestaltet. Hauptursache hievon war, daß der Kaiser nicht im rechten Zeitpunkt eingreifen konnte, als er endlich kam, war Ludwig XII. schon nicht mehr in Italien. Bald nach Agnadello war er nach Frankreich zurückgegangen, und so war es den Venetianern möglich geworden am 17. Juli 1509 Padua den Kaiserlichen wieder zu entreißen. Als dann Max in Italien erschien, hatte sich die Republik schon wieder so gestärkt, daß sie ihm erfolgreich die Spitze bieten konnte. Nach einem vergeblichen Versuch im September Padua zurückzuerobern, gieng der Kaiser wieder nach Deutschland zurück, wodurch Hoffnung und Muth der Venetianer sich mächtig hoben. Die wichtigste Wendung für die Venetianer war aber die Aussöhnung mit Julius II. Alles, was billigerweise verlangt werden konnte, boten sie dem Papst und machten ihm so den Friedensschluß nicht nur leicht, sondern geradezu zur Nothwendigkeit. Namentlich zeigte sich die Republik auch in den kirchlichen Forderungen in allem willfährig. Die Appellation an das künftige Concil nahm man als verwerflich zurück; die kirchlichen Würdenträger, welche dabei mitthätig gewesen, sollten nach Rom zur Bußleistung gesandt werden. Die Verhängung des Interdicts und kirchlicher Censuren anerkannten die Venetianer für verdient und gerecht und baten um Absolution. Die Immunität sämmtlichen Kirchengutes soll hinfort unverletzt bleiben. Die Vergebung kirchlicher Stellen soll nicht widerrechtlich gehindert werden; das Privilegium Fori wird unverkümmert zugestanden. Sämmtliche päpstliche Staaten, die Mark Ankona, Romagniola und Ferrara, nebst allen in diesen Gebieten befindlichen Städten und Ortschaften genießen freie Schifffahrt auf dem adriatischen Meere. Als ergebene Söhne werden die Venetianer künftig allen Befehlen des Papstes Gehorsam leisten; alle mit päpstlichen Städten geschlossenen Verträge werden gelöst; kein päpstlicher Rebell soll im Gebiet der Republik Aufnahme, Schutz oder Unterstützung finden. Auf das Beaufsichtigungsrecht, das die Republik bisher in Ferrara ausgeübt, wird Verzicht geleistet. Alles, was dem apostolischen Stuhl widerrechtlich genommen worden ist, wird vollständig restituirt und für den verursachten Schaden Ersatz geleistet [1]). Das auf diesen Bedingungen basirte Friedensangebot, konnte Julius weder als Papst noch als Herrscher zurückweisen, so sehr auch die französische Partei alles aufbot, ihn bei der Liga festzuhalten. Als Papst konnte Julius den reuevoll jede zu fordernde Genugthuung leistenden Venetianern die Absolution nicht länger verweigern, falls er sich nicht eines strafbaren und verantwortungsvollen Mißbrauches seiner geistlichen Vollgewalt schuldig machen wollte. Als Herrscher aber durfte Julius Venedig nicht vernichten lassen, wollte er sich nicht selbst die peinlichste Lage schaffen. Im Süden das mächtige Spanien, durfte er nicht die Hand dazu bieten, Frankreich im Norden übermächtig werden zu lassen. Auf Grund obiger Bedingungen erfolgte die Aussöhnung mit Venedig. Wie unter Sixtus IV. die florentinischen Gesandten, erhielten jetzt die venetianischen am 24. Februar 1510 vor St. Peter die Absolution. Die Botschafter hatten befürchtet, dieselbe würde unter den üblichen demüthigenden Ceremonien erfolgen, allein Julius hatte hierauf verzichtet. In Pontificalkleidung hatte er sich in die Vorhalle von St. Peter tragen lassen, wo bereits die sechs Gesandten der Marcusrepublik in scharlachrothem Festgewande seiner Ankunft harrten. Es waren die Edlen Dominicus Trevisanus, Leonardus Mocenigo,

1) † Raynald ad ann. 1510 n. 1 ff.

Ludwig Malipiero, Paulus Capello, Paulus Pisanus und Hieronymus Donatus. Sie bekannten im Namen des Dogen und des Senates ihre Reue über das Vorgefallene, baten um Absolution und versprachen Genugthuung. Der Fiscalprocurator nahm ihre Vollmachten entgegen, worauf die Vertragsbedingungen verlesen wurden. Die Gesandten leisteten einzeln den Eid auf das Evangelienbuch, das aufgeschlagen auf den Knien des Papstes lag. Nun wurden dem Papst und zwölf bei ihm stehenden Cardinälen Ruthen gereicht, der Psalm Miserere gebetet und vom Papst die Absolution gesprochen. Jetzt wurden die Gesandten zum Fuß- und Handkuß und zur Umarmung zugelassen, worauf sich der Papst zurückzog, während erstere durch die Cardinäle in die Kirche geleitet wurden. Als Buße wurde ihnen der Besuch der sieben Basiliken, Gebet und Almosen auferlegt. Nach dem Wunsche des Papstes begleiteten die Cardinäle und päpstliche Dienerschaft die Gesandten zu ihren Wohnungen[1]). In Rom herrschte ob des erfolgten Friedensschlusses großer Jubel. Am folgenden Tage ertheilte der Papst den Botschaftern Audienz: „Erlauchte Herren! begann Julius, wundert euch nicht darüber, daß wir so lange gezögert haben mit Aufhebung des Interdicts. An euerer Signorie hat die Schuld gelegen, sie hätte unsere gerechten Forderungen früher erfüllen sollen. Uns selbst hat es leid gethan, zu den Censuren schreiten zu müssen. Die Republik möge beherzigen, daß es ihr nur Vortheil bringen kann, mit den Päpsten gut zu stehen. Wir sind bereit zu euerem Besten zu wirken. Wir gehen auf einige Tage nach Civitavecchia; um keinen Verdacht zu erregen soll Girolamo Donato uns begleiten" [2]).

† 153. Venedig begriff recht wohl das Wichtige dieses Friedens, weßhalb auf die Kunde des Abschlusses eine dreitägige Danksagung gefeiert wurde. Nach Lage der Verhältnisse konnte Julius, falls die andern Verbündeten den Kampf fortsetzen würden, nicht wohl neutral bleiben, aus einem Gegner mußte er ein Verbündeter der Republik werden. Die Spannung, die durch den einseitigen Friedensschluß zwischen Papst, Kaiser und König von Frankreich entstanden, mußte noch verschärft werden durch das unverkennbare Streben des Papstes, dem Umsichgreifen der ausländischen Mächte entgegenzutreten. Nachdem Julius sein Ziel mit Venedig in allem erreicht, galt es die zweite Aufgabe seines Pontificates zu lösen: der Geister, die er gerufen, wieder los zu werden. Das Bündnis gegen Venedig sollte um jeden Preis gesprengt werden, dies war aber nicht möglich ohne heftigen Kampf, der dem Papst sogar sehr gefährlich werden konnte. Julius nahm ihn aber trotzdem entschlossen auf; um gegen Frankreich einen Rückhalt an Spanien zu haben, versöhnte er sich mit Ferdinand und belehnte ihn durch Bulle vom 3. Juli 1510 mit Neapel. Dann gebot er Ferrara, seinem Vasallen, den Rücktritt von der Liga und als Herzog Alfons sich nicht geneigt zeigte, dem Verlangen zu willfahren, beschuldigte ihn Julius eines felonieartigen Clientelverhältnisses zu Frankreich, der Schädigung der päpstlichen Salinen und Unterstützung päpstlicher Rebellen. Durch Bulle vom 9. August 1510 wurde er genannter Vergehen wegen mit dem Banne belegt und sämmtlicher Kirchenlehen für verlustig erklärt [3]). Hiemit war ein Kampf inaugurirt, der bedenkliche Dimensionen annehmen konnte, denn indirekt waren auch der Kaiser und

1) † Eine genaue, ins Einzeln gehende Beschreibung des ganzen Ceremoniells gibt Paris de Grassis ap. Raynald ad ann. 1510 n. 7 ff. — 2) † Relation des Domenico Trevisano bei Albéri Relazioni degli Ambasc. Ven. Scr. II. vol. III. 15—38. — 3) † Raynald ad ann. 1510 n. 15.

Ludwig XII. als Anhänger des Herzogs mit dem Banne bedroht. Aufs umsichtigste suchte Julius der drohenden Gefahr zu begegnen. Durch Bischof Schinner von Sitten hatte er die mit Ludwig XII. wegen Soldforderungen entzweiten Schweizer werben lassen. Sie sollten von Norden in Mailand einfallen, während die Fregose in Genua einen antifranzösischen Aufstand erregten und zwei päpstliche Heere unter dem Herzog von Urbino und Antonio Colonna gegen Ferrara zogen. Auch König Heinrich VIII. von England suchte Julius zu gewinnen, um ihn nöthigenfalls zu einem Einfall in Frankreich zu veranlassen. Unter dem 5. April 1510 übersandte ihm der Papst durch den Erzbischof von Canterbury die goldene Rose[1]).

† 154. Ueber diese Vorkehrungen des Papstes wurde Ludwig XII. aufs äußerste erbittert, wie Julius wollte auch er den Gegner mit geistlichen und weltlichen Waffen zugleich bekämpfen. Er berief daher sämmtliche Prälaten des Reiches zu einer Synode nach Tours auf den 27. September 1510, während eben der Gesandte des Kaisers, Bischof Lang von Gurk, mit ausgedehnten Vollmachten an seinem Hofe weilte, ohne daß er übrigens an diesen Verhandlungen activen Antheil nahm. Der Versammlung wurden folgende Fragen zur Begutachtung vorgelegt:

1. Ist es dem Papste erlaubt, weltliche Fürsten zu bekriegen in Ländern, die weder zum Patrimonium noch zum Besitzthum der Kirche gehören? Antwort: Weder kann noch darf der Papst solchen Krieg führen.

2. Darf ein Fürst, der sich und seinen Besitz gegen den Papst vertheidigen muß, den Angriff nicht nur mit Waffengewalt zurückweisen, sondern auch kirchlichen, in der Gewalt des Papstes befindlichen Besitz wegnehmen, nicht um ihn für immer zu behalten, sondern nur um dem Papst als Feind die Hülfsquellen zu weiterem Kampfe zu verschließen? Antwort: Unter den angeführten Bedingungen und Einschränkungen ist es erlaubt.

3. Ist es einem Fürsten erlaubt, bei notorischer Gehässigkeit und ungerechten Angriffs des Papstes, sei es in eigener Person oder durch Aufreizung anderer, sich seiner Obedienz zu entziehen? Die Versammlung bejahte es, jedoch nur zum Schutz und zur Vertheidigung weltlicher Gerechtsame.

4. Wie hat sich im Falle solch rechtlicher Obedienzverweigerung der Fürst, seine Unterthanen und der Clerus des Reiches zu verhalten in den Punkten, bezüglich deren man sich vorher an den apostolischen Stuhl gewendet? Antwort: In diesem Falle tritt das alte Recht und die pragmatische Sanction in Kraft, wie solche nach den Decreten von Basel festgestellt worden.

5. Ist es einem christlichen Fürsten erlaubt, einen anderen, ihm alliirten und gleichfalls ungerecht angegriffenen Fürsten mit den Waffen zu vertheidigen? Antwort: Ja, es ist erlaubt.

6. Falls der Papst bestimmte Rechte als kirchlichen Annex beansprucht, der Fürst dagegen sie als zum Reiche gehörig erklärt, sich aber geneigt zeigt, die Frage durch tüchtige Männer untersuchen und entscheiden zu lassen, darf in solchem Falle der Papst den Fürsten ohne weitere Untersuchung bekriegen, darf sich dieser Fürst mit den Waffen vertheidigen, und dürfen andere, ihm verbündete und befreundete Fürsten hiebei Hülfe leisten, namentlich wenn es feststeht, daß die römische Kirche noch nicht 100 Jahre im Genuß genannter Rechte steht? Die Synode beschloß, daß in solchem Falle Widerstand und Hülfeleistung gestattet sei.

---

1) † Harduin Coll. conc. T. IX. p. 1555.

7. Wenn der Papst die vorgebrachten Gründe eines Fürsten nicht annimmt, sondern ohne üblichen Rechtsgang gegen denselben eine Sentenz fällt, muß sich der Fürst derselben unterwerfen auch dann, wenn es für ihn oder seine Gesandte nicht räthlich erscheint, an der Curie den Rechtsweg zu beschreiten? Antwort: In diesem Fall ist der Fürst nicht an den Urtheilsspruch gebunden.

8. Wenn der Papst ohne Beobachtung der üblichen Rechtsnormen gewaltthätig gegen einen Fürsten, dessen Verbündete und Untergebene Censuren verhängt, hat man sich diesen zu unterwerfen und welches Mittel ist dagegen anzuwenden? Die Versammlung erklärte: Solche Sentenz ist wirkungslos, weder von Rechtswegen noch in irgend welch anderer Weise verbindlich [1]).

Es ist leicht ersichtlich, wohin diese Punkte ihre giftige Spitze wandten, zugleich zeigen sie aber auch unverhüllt die tiefe Erbitterung des französischen Königs, der sich selbst soweit vergessen konnte, daß er eine Münze prägen ließ mit der Umschrift: Perdam babylonis nomen [2]). Die Versammlung zu Tours gab sich den Schein, als suche sie den Ausbruch des gefährlichen Kampfes zwischen König und Papst zu verhüten; man schickte eine Gesandtschaft an Julius, ihm von seinem Beginnen abzurathen. Im Falle der Weigerung sollte dem Papst die Berufung eines freien Concils gemäß der Constanzer und Basler Decrete in Erinnerung gebracht werden.

† 155. Julius II. ließ sich durch solche Drohungen von seinem Plane nicht abbringen, er setzte den Krieg gegen Ferrara unverdrossen fort, den sein Neffe und Feldherr, der Herzog von Urbino bereits glücklich begonnen. In Verbindung mit den Venetianern hatte er mehrere feste Punkte darunter Modena rasch weggenommen und bedrohte sogar schon Ferrara. Doch der Herzog, von Frankreich unterstützt, leistete kräftigen und nicht unglücklichen Widerstand. Um den Krieg energischer zu betreiben zog Julius wiederum persönlich ins Feld. Die Sage gieng, er habe bei dieser Gelegenheit die Schlüssel Petri in den Tiber geworfen und das Schwert Pauli ergriffen [3]). In Begleitung mehrerer Cardinäle langte er am 22. September 1510 in Bologna an. Wenig fehlte, so wäre er hier den Franzosen in die Hände gefallen, falls deren Befehlshaber Chaumont entschlossener und rascher gehandelt hätte. Allein dieser ließ sich durch geschickte Unterhandlungen vom Papste so lange hinhalten, bis ein venetianisch-spanisches Heer Entsatz brachte, worauf Chaumont unverrichteter Sache abziehen mußte.

Bevor ein entscheidender Schlag gegen Ferrara geführt wurde, sollte Concordia und Mirandula fallen. Ersteres ergab sich sofort im December 1510 ohne Schwertstreich; dagegen erklärte sich Francisca, die Wittwe von Ludwig Picus und Tochter des Johann Trivulzio entschlossen, ihre Feste aufs äußerste zu vertheidigen. Da sich die Belagerung in die Länge zog, ließ sich Julius mitten im härtesten Winter zu seinen Truppen ins Lager tragen, um sie durch seine Anwesenheit zu begeistern. Er befehligte selbst die Belagerung, und als die Feste endlich capituliren mußte, zog er am 21. Januar 1511

---

1) † Harduin Conc. T. IX. p. 1557. Vergleiche über diese Versammlung Nat. Alex. T. XVIII. p. 646 ff. — 2) † Thuan. Hist. sui temp. T. I. l. 1. p. 16. Roscoe, Geschichte Leo X. I. p. 479 und die dortige Anmerkung. — 3) † In Gallum, ut fàma est, bellum gesturus acerbum armatam educit Julius urbe manum, accinctus gladio claves in Tibridis amnem projicit et salvus talia verba facit: quum Petri nihil officiant ad praelia claves, auxilio Pauli forsitan ensis erit. Gilberti epigramma in Jul. II. Roscoe l. c. T. I. p. 476. Anm. 2.

mit Schnee und Reif bedeckt durch die Bresche in die eroberte Stadt. Nach zehntägiger Rast gieng der Papst nach Ravenna zurück, um nun den Hauptschlag gegen Ferrara zu führen, aber der erfahrene Alfons zeigte sich den feindlichen Führern weit überlegen und schlug die venetianisch-römischen Truppen zurück.

Unterdessen hatten sich die Conföderirten von Cambrai, namentlich der Kaiser und Ferdinand von Spanien alle Mühe gegeben, einen allgemeinen Frieden zu Stande zu bringen, um dann mit vereinten Kräften gegen den Islam ziehen zu können. Auf die Einladung des Kaisers war im März 1511 zu Mantua ein Friedenscongreß zusammengetreten. Die Hauptperson daselbst war der Gesandte des Kaisers, Bischof Matthäus Lang von Gurk[1]). Auf des Papstes dringendes Verlangen begab sich Lang nach Ravenna, um persönlich mit ihm verhandeln zu können. Julius war ihm bis Bologna entgegengegangen, wo er ihn als kaiserlichen Gesandten mit der größten Auszeichnung empfing. Zwischen Papst, Kaiser, Venedig und Neapel wurde der Friede rasch vereinbart, als die Verhandlung aber an Frankreich kam, zeigte Julius eine unüberwindliche Abneigung. Sein Streben gieng nur dahin, den Kaiser von dem Bündnis mit Frankreich, das unter dem 17. November 1510 erneuert worden, um jeden Preis abzuziehen. Lang aber widerstand allen Versuchungen und den glänzendsten Versprechungen[2]) des Papstes aufs standhafteste, und brach schließlich die Verhandlungen ab, als aussichtslos bei der principiellen Abneigung des Papstes gegen Frankreich.

So dauerte der Krieg fort, nahm aber gleich eine bedenkliche Wendung für den Papst, dessen Lage eine ziemlich kritische wurde. Als Trivulzio, der Nachfolger von Chaumont, mit einem beträchtlichen französischen Heere gegen Bologna heranrückte, begab sich Julius, der unzuverlässigen Stimmung des Volkes mißtrauend nach Ravenna. In Bologna ließ er seinen Legaten den Cardinal Alidosio zurück und ermahnte die Einwohner zu tapferer Gegenwehr. Diese aber eine langwierige Belagerung und die Schrecken eines Sturmes fürchtend, unterhandelten gleich nach des Papstes Abzug mit Trivulzio und den Bentivogli wegen Uebergabe ihrer Stadt. Als sodann der Feind vor den Thoren erschien, erhob sich das Volk mit Wuth, verweigerte dem Legaten den Gehorsam und zertrümmerte die herrliche Broncestatue des Papstes, ein Werk von Michel Angelo[3]). Die unter Urbino zum Entsatz erschienene Bundesarmee wurde zerstreut und die Bentivogli zogen als Sieger in die Stadt, während der Legat mit Mühe nach Imola entkam.

Der Fall von Bologna hatte noch ein grauses Nachspiel. Alidosio und Urbino waren wegen des Unglücks in Hader gerathen, da einer dem andern die Schuld der Niederlage zuschrieb. Beide waren nach Ravenna zum Papste gekommen, um sich zu rechtfertigen; Urbino, vom Papste ungnädig aufgenommen, schrieb die Schuld hievon dem Legaten zu und war deßhalb heftig aufgebracht gegen ihn. Das Unglück wollte es, daß er ihm in den Straßen Ravennas begegnete, Urbino eilte auf ihn zu und stieß ihn nieder. Ueber diese Bluthat des Nepoten war der Papst heftig erregt, sofort kehrte er nach Rom zurück, entsetzte den Herzog seiner Würde und seines Lehens und ließ einen förmlichen Proceß gegen ihn instruiren. Derselbe deckte aber so dunkle

1) † Cfr. A. Schopf, ein Diplomat Kaiser Maximilians I. Wien 1882. S. 30 ff. — 2) † Schopf, l. c. p. 38. — 3) † Der Kopf blieb erhalten u. kam in das Museum zu Ferrara, aus den übrigen Stücken ließ der Herzog eine Kanone gießen, der er den Namen Julius gab. Die Bildsäule hatte 5000 Gold-Ducaten gekostet. Roscoe l. c. I. S. 484.

Seiten am ermordeten Cardinallegaten auf, daß Urbino nach einiger Buße in Bälde wieder in seine früheren Rechte und Würden restituirt wurde.

† 156. Noch ein anderer schwerer Schlag traf Julius in eben dieser Zeit. Auf der Rückreise nach Rom las er an den Kirchenthüren von Rimini die Ankündigung einer allgemeinen Synode. Neun Cardinäle, an ihrer Spitze Carvajal, Borgia und Briçonet hatten unter dem Schutze Frankreichs am 16. Mai 1511 von Mailand aus ein Ausschreiben erlassen, worin sie die Nothwendigkeit der Reformation der christlichen Kirche betonen, und das geeignetste Mittel hiezu in einer allgemeinen Synode finden. Da Julius das bei seiner Wahl gegebene Versprechen nicht gehalten, sei es ihre Pflicht für das Wohl der Kirche zu sorgen und so hätten sie gemäß des Decretum Frequens von Constanz unter Zustimmung und nach dem Rathe des Kaisers und des Königs von Frankreich eine allgemeine Synode nach Pisa berufen auf den 1. September 1511. Zum voraus protestirten sie gegen alle Censuren des Papstes 1).

Der Kaiser zeigte sich dem Concilsplan nicht abgeneigt. In einem Ausschreiben vom 16. Januar 1511 hatte er seinen Entschluß ausgesprochen, den Papst und bei dessen Weigerung die Cardinäle ernstlich zu mahnen, zur Abhaltung des so nothwendigen, zu Constanz verordneten und von Julius verheißenen allgemeinen Concils. Maximilian versuchte auch wirklich die deutschen Prälaten zur Theilnahme an der Synode zu Pisa zu vermögen und hatte sie deßhalb zu einer Versammlung nach Augsburg berufen. In einem Schreiben an die Stadt Gelnhausen hatte er den Deutschen vorgestellt, wie sie bisher durch die reichlichen Geldsendungen, die alljährlich aus Deutschland nach Rom giengen, die Ueppigkeit des ausgearteten päpstlichen Hofes genährt hätten, und daß das Concil diesem Uebelstande abzuhelfen, wie den Willen so auch die Macht besitzen würde. Allein zu Augsburg lehnten alle Prälaten das Ansinnen ab und der Abt Johann Trithemius rieth ihm dringend, sich mit dieser Versammlung nicht weiter einzulassen, da ihre Berufung ganz unrechtmäßig und der wahrscheinliche Ausgang ein neues Schisma sein werde. So beobachtete denn der Kaiser dem Pisanum gegenüber eine mehr passive Haltung und sandte, trotz der wiederholten Aufforderung von französischer Seite, keinen Vertreter dahin. Um diese Zeit soll sich Maximilian alles Ernstes mit dem abenteuerlichen Plan getragen haben, nach dem Tode oder der Absetzung von Julius II., selbst Papst zu werden 2). Die Versammlung von Pisa trug vorherrschend ein französisches Gepräge, aus Frankreich waren zwei Erzbischöfe, 14 Bischöfe, Deputirte der Universitäten Paris, Toulouse und Poitiers, dann einige Aebte, viele Theologen und Rechtsgelehrte erschienen. Nur unter dem Druck des französischen Uebergewichtes war die Regierung von Florenz vermocht worden, Pisa zum Versammlungsort herzugeben, wo denn auch das Conciliabulum am 5. November 1511 eröffnet wurde, zwei weitere Sitzungen wurden am 7. und 12. desselben Monats noch gehalten. Die Pisaner zeigten sich aber sehr ungehalten darüber, daß man ihre Stadt den möglichen Gefahren und Bedrängnissen eines Interdicts ausgesetzt. In einem hierüber zwischen den Bürgern und den französischen Truppen ausgebrochenen

---

1) † Labbé, Conc. ed. Venet. 1732. T. XIX. p. 563 ff. Ueber das Pisanum secundum vgl. noch Acta concilii Pisani, Paris 1612, auch bei Harduin T. IX. p. 1559 ff. Döllinger, Lehrbuch II. S. 405 ff. Roscoe, Leben Leo X. I. S. 486. — 2) † Siehe Schopf l. c. S. 40 f. dann Le Glay, Correspondance de l'empereur Max I. et de Marguerite d'Autriche, Vol. II. p. 37. Aschbach in Dieringer, kathol. Zeitschrift. 1845. Freher, rer. german. script. II. p. 571.

Streit auf der Arnobrücke, wäre der französische Commandant und Custos des Concils beinahe erschlagen worden. Auch die Geistlichkeit Pisas zeigte sich sehr feindselig, nicht nur lehnte sie jede Theilnahme an den Berathungen ganz entschieden ab, auch die zum Gottesdienst erforderlichen Kirchengeräthe wurden verweigert und die Thore der Hauptkirche geschlossen. Bei dieser Stimmung der Bevölkerung fürchteten die Concilsväter gewaltsame Festnahme und Auslieferung an den Papst, sie zogen daher schon nach 15 Tagen wieder von Pisa ab und begaben sich nach Mailand unter unmittelbaren französischen Schutz.

† 157. Die übergroßen Anstrengungen im Winter 1510 und die herben Prüfungen Anfang des Jahres 1511 hatten die Kräfte des Papstes erschöpft. Am 17. August brach er plötzlich unter der Last der Mühen zusammen; mehrere Stunden lag er in einer todähnlichen Ohnmacht da. Man hielt ihn bereits für todt, die Kunde hievon durchflog rasch ganz Italien und manche Cardinäle rüsteten sich schon, um zum Conclave zu reisen. In Rom suchte sofort ein unpriesterlicher Soldatenbischof von Rieti und Abt von Subiaco, Pompejo Colonna, das leichterregbare Volk zu haranguiren im Geiste Porcaros und früherer Demagogen. Er zog mit seinem Anhang aufs Capitol, um in giftigen Reden altrepublicanische Erinnerungen wachzurufen. Schon hatte man zu den Waffen gegriffen, da erwachte Julius aus seiner Ohnmacht und erholte sich rasch durch die Kunst seines Arztes. Starr vor Schrecken sahen die Empörer den todtgeglaubten Papst plötzlich lebend vor sich und stoben nach allen Seiten auseinander. Pompejo Colonna schloß sich in sein festes Schloß zu Subiaco ein und die übrigen Rädelsführer entflohen zu Ludwig XII.

Um dem von letzterem ausgehenden doppelten Angriff die Spitze bieten zu können, ergriff der kaum vom Tode erstandene Papst die umsichtigsten Maßregeln. Schon am 18. Juli 1511 hatte Julius gegenüber dem schismatischen Beginnen der Pisaner auf den 19. April 1512 ein wirklich allgemeines Concil in den Lateran berufen [1]). Es war dies ein glücklicher Schachzug und mußte die Thätigkeit des Conciliabulums von vornherein vollständig lahm legen. Gleich nach seiner Wiedergenesung erließ dann der Papst am 28. August 1511 ein eindringliches Mahnschreiben an die abgefallenen Cardinäle und lud sie zur Rückkehr ein, im Weigerungsfall mit den verdienten Kirchenstrafen drohend. Ein letztes Mahnschreiben ergieng am 13. April 1512 [2]).

Schwieriger als gegen das Conciliabulum schien der Kampf gegen die französische Kriegsmacht, der Julius nicht nur Stand halten, sondern sie auch über die Alpen zurückdrängen wollte. Am leichtesten gewann er hiezu Ferdinand von Neapel, auch dieser hatte seinen Zweck erreicht und war wie der Papst bereits eifersüchtig geworden auf das übermächtige Anwachsen des französischen Einflusses in Oberitalien. Von der Liga zu Cambrai war er faktisch schon länger zurückgetreten und konnte daher unschwer zu einem Bunde gegen Frankreich bestimmt werden, der denn auch in Bälde zwischen ihm, dem Papst und Venedig abgeschlossen wurde. Ferdinand stellte 10,000 Mann zu Fuß, 1200 schwere Reiter, schweres Geschütz und 11 Galeeren, der Papst 600 Reiter und Venedig seine gesammte Land- und Seemacht, zugleich sollte von Spanien aus ein Angriff auf Navarra gemacht werden. Diese „hl. Liga“ wurde am 5. October 1511 feierlich in Rom verkündigt, sie verfügte über eine ansehnliche Macht, die durch neue Bundesgenossen noch verstärkt werden sollte. Heinrich VIII. von England und selbst den Kaiser hoffte Julius für den

---

1) † Harduin T. IX. p. 1584. Labbé l. c. p. 681. — 2) † Labbé l. c. p. 568 ff.

Bund zu gewinnen. Ersterer unterzeichnete auch wirklich schon am 17. November 1511 einen Separatvertrag, demzufolge er in Guienne einfallen sollte. Auch schweizerische Söldner waren durch Matthias Schinner für den Papst gewonnen worden zum Einfall in das Mailändische.

† 158. So waren die Streitkräfte, über welche der Bund verfügte sehr bedeutende und die Lage der Franzosen schien nicht unbedenklich. Alle Vortheile der Liga aber wog der einzige französische Feldherr Gaston de Foix weit auf. Keiner der Feinde vermochte vor ihm Stand zu halten, Schweizer, Venetianer, Päpstliche und Spanier schlug er der Reihe nach aufs Haupt; mit Recht hieß er foudre de l'Italie. Im März 1512 rückte er in die Romagna vor, um den Krieg rasch durch einen Hauptschlag zu entscheiden. Dieser erfolgte auch vor Ravenna am Ostertag, 11. April 1512. Es war ein blutiger Auferstehungstag, wo Tausende der edelsten Krieger in den Tod sanken. Nach achtstündigem muthigen Ringen hatte Gaston den Feinden endlich den Sieg entrissen, hatte aber, die Siegespalme in den Händen, in einem allzuhitzigen Verfolgungsangriff den Tod gefunden, der edelsten einer unter den 10,000 Leichen, welche das Schlachtfeld bedeckten. Durch seinen Verlust war der glänzendste Sieg zu theuer erkauft, obwohl die ersten der feindlichen Führer theils todt, theils gefangen waren. Unter letzteren befand sich auch Fabrizio Colonna, Vater der berühmten Vittoria Colonna [1]) und Johann Medici, Cardinallegat der Romagna. Ravenna fiel den Siegern in die Hände und wenn Gaston noch lebte, war es um den Papst, Venedig und Neapel geschehen, die hl. Liga war gesprengt.

Am 14. April gelangte die Trauerkunde nach Rom und erzeugte eine allgemeine Panik, eine Stimmung wie nach der Schlacht bei Cannä. Jeden Tag erwartete man die Sieger vor den Thoren der Stadt, man rieth dem Papst zur schleunigen Flucht und im ersten Augenblick soll er selbst daran gedacht haben; Cardinäle, Priester und Bürger bestürmten ihn gleichmäßig, nun rasch Frieden zu schließen mit Ludwig XII., der ihm gewiß keine allzuharten Bedingungen stellen werde. In der allgemeinen Verzagtheit bewahrte jedoch der Papst noch einige Fassung. Schon vor der Schlacht bei Ravenna hatte man um Frieden verhandelt: Rückgabe Bolognas und der von Alfons von Ferrara besetzten Theile der Romagna, Aufgeben des Conciliabulums und Rückkehr der abtrünnigen Cardinäle, dies waren die wesentlichen Präliminarien. Jetzt aber nach so glänzendem Sieg war nicht wohl zu hoffen, daß der König hierauf eingehen werde, gewiß mußte man jetzt den Frieden am theuersten erkaufen und es ist nicht wohl denkbar, daß ein Diplomat wie Julius II. in diesem Augenblick ernstlich an einen solchen denken konnte. Wenn Gaston noch im Felde stand, mußte er sich freilich zum Aeußersten verstehen, aber schon am 20. April brachte Julius Medici sichere Kunde von dem schlimmen Zustande der französischen Armee, die ohne tüchtige Führer an ernstere Operationen vorerst nicht denken konnte. Ueberdies standen die Schweizer eben im Begriff in das Mailändische einzufallen. 20,000 Eidgenossen, von Cardinal Schinner [2]) geworben, waren über die Alpen gestiegen und hatten Pelisse, den Nachfolger von Gaston zu raschem Rückzug nach Mailand genöthigt. So war für Rom die größte Gefahr beseitigt und man erholte sich allmählig wieder vom ersten Schrecken. Nach dem dringenden Wunsch der Cardinäle brach Julius die Friedensverhandlungen zwar noch nicht ab, suchte aber damit nur Zeit zu gewinnen, die hl. Liga aufs neue zu festigen. Er

---

1) † Vittoria Colonna, von Alf. von Reumont, Freiburg 1881. — 2) † Schinner war am 10. März 1511 zum Cardinal ernannt worden.

hatte auch gegründete Hoffnung selbst den Kaiser zu gewinnen. Schon vor der Schlacht von Ravenna hatte dieser an die deutschen Söldner im französischen Heere den Befehl zur Rückkehr ergehen lassen. Als dann bald nach Ravenna wirklich 4000 deutsche Landsknechte, der Kern des französichen Heeres sich entfernten, wogegen sich 18,000 Schweizer mit den vorrückenden Venetianern, Päpstlichen und Spaniern verbanden, mußten die Franzosen, die bereits Genua verloren, rasch auch die Romagna und Lombardei räumen. Schon am 17. Mai war die Liga zwischen Papst, England, Spanien und Venedig erneuert, zu dem ausgesprochenen Zweck, die Franzosen aus Italien zu vertreiben. So bot sich der Welt die staunenswerthe Thatsache, daß der herrlichste Sieg eine völlige Niederlage herbeiführte. Ludwig XII., von Heinrich VIII. und Ferdinand im eigenen Lande angegriffen, mußte seine Truppen aus Italien abrufen, und seine Marschälle führten die Trümmer des siegreichen Heeres unter den Verwünschungen und Verfolgungen des Volkes über die Alpen.

Die schismatischen Cardinäle, die im April 1512 ihre Versammlung in Mailand geschlossen, folgten den französischen Truppen, um in Lyon ihre unrühmliche Thätigkeit fortzusetzen. Auch den gefangenen Cardinal Medici wollten sie mit sich führen, aber diesem gelang es mit Hülfe einiger Freunde beim Po-Uebergang von Bassignano-Cairo zu entwischen und sich nach Mantua zu retten, wo er sich einige Zeit zur Erholung aufhielt. Als Cardinallegat der Romagna benutzte er dann seine Stellung zur Restauration seiner Familie in Florenz. Die Zeit war der Ausführung des Planes günstig, da die italienischen Bundesgenossen Frankreichs, Florenz und Ferrara, der Rache der Gegner hülflos preisgegeben waren. Gerade in der Ausübung dieser Rache aber bedeckte Julius II. seinen Namen mit Unehre.

Soderini, seit 1502 lebenslänglicher Gonfaloniere von Florenz[1]), hatte des Papstes Zorn auf sich geladen wegen der Versammlung zu Pisa. Zur Strafe dafür sollte er nun gestürzt werden. Im August 1512 rückte ein päpstlich-spanisches Heer in Toscana ein, eroberte unter unsäglichen Greueln Prato, worauf die Regierung in Florenz gestürzt und Soderini am 30. August in die Verbannung geschickt wurde. Daß er in die Türkei fliehen mußte, da er sich in Italien nirgends vor dem Zorn des Papstes sicher glaubte, gereicht letzterem gewiß nicht zur Ehre. Sofort kehrten die Medici nach 18jähriger Verbannung nach Florenz zurück, wo sie sofort wieder zu den alten Ehren und Würden gelangten.

Am meisten hatte Alfons von Este des Papstes Zorn zu fürchten. Gleich nach Gastons Fall hatte er den Niedergang der französischen Macht in Italien vorausgeahnt, weßhalb er den ihm angetragenen Oberbefehl ausschlug, sich in seine Staaten zurückzog und Gelegenheit suchte zur Aussöhnung mit dem Papste. Die Mittelsperson fand sich in Fabrizio Colonna, der bei Ravenna sein Gefangener geworden, von ihm freundlich behandelt und nach dem Rückzug der Franzosen ohne Lösegeld entlassen worden war. Der Papst verlangte persönliches Erscheinen des Herzogs in Rom und dieser reiste denn auch auf Zureden seiner Freunde und mit päpstlichem Sicherheitsbrief Ende Juni 1512 dahin ab. In den Verhandlungen mit Alfons erlitt der Papst gleichfalls eine große moralische Niederlage, da er sich durch seine Heftigkeit bis zum Treubruch fortreißen ließ. Er verlangte vom Herzog gänzliche Abtretung Ferraras und ließ während der Friedensverhandlungen durch Urbino Stadt um Stadt wegnehmen. Als hierauf Alfons auf Grund des Sicherheitsbriefes freien Abzug von Rom verlangte, wurde ihm dies verweigert,

1) † Siehe Roscoe l. c. II. S. 22 ff.

obwohl der spanische Gesandte und die Colonna den Papst an sein gegebenes Wort mahnten. Da er nicht zu dessen Einlösung vermocht werden konnte, wollten die Colonna, wenn nöthig mit Gewalt ihre Zusage einlösen. Sie brachten den Herzog aus der Stadt nach ihrem Schloß Marino, von wo er unter mancherlei Gefahren und verschiedenen Verkleidungen nach Ferrara gelangte. Um den über die Flucht heftig erregten Papst etwas zu besänftigen, ordnete Alfons eine Gesandtschaft an ihn ab, wozu sich Ariosto bereit erklärte. Er fand aber keine günstige Aufnahme, Julius drohte, ihn in den Tiber werfen zu lassen und Ariosto schätzte sich glücklich, durch schleunige Flucht sich retten zu können[1]).

Auch nach Mailand kehrten die alten Herrscher wieder zurück; schon am 20. Juni 1512 hatte der Bischof von Lodi im Namen von Maximilian Sforza, Sohn des Ludovico Moro, von Mailand Besitz ergriffen, aber erst im December desselben Jahres hielt der Herrscher seinen feierlichen Einzug. Unklugerweise hatte sich der Papst durch die Gunst der Zeit verleiten lassen, von dem ehemaligen Herzogthum Mailand die Städte Parma und Piacenza zum Kirchenstaat zu schlagen, wodurch er Veranlassung zu fortwährenden Zerwürfnissen geworden und dem Patrimonium zahlreiche Kämpfe bereitet. Uebrigens sollte ein Congreß der Bundesglieder zu Mantua das Einzelne noch ordnen.

So sah Julius auch den zweiten Plan seines Pontificates zum großen Theil verwirklicht. Als die Nachricht von dem Rückzug der Franzosen und der Einnahme von Mailand nach Rom kam, jubelte er entzückt auf, Freudenfeuer brannten und der Papst schenkte der Peterskirche eine Altarbekleidung mit der Inschrift: Julius II. nach Italiens Befreiung. Rafael Sanzio verewigte dieses freudige Ereignis durch das Frescogemälde der Vertreibung Heliodors aus dem Tempel zu Jerusalem in dem zweiten vaticanischen Saale. Rasch war die Gefahr geschwunden, wunderbar schnell hatte sich die Lage völlig verändert und schon am 5. Mai 1512 hatte Julius die angekündigte Lateransynode aufs feierlichste eröffnen können.

† 159. Die größte Veränderung und der tiefgehendste Umschwung vollzog sich in unserer Periode auf dem Gebiet der Wissenschaft und Kunst. Es war eine förmliche Geisterrevolution, so recht eigentlich eine Sturm- und Drangperiode im eminenten Sinn des Wortes. Man hat diese Periode „Renaissance"[2]) genannt, Zeit des „Wiederauflebens der Wissenschaften", und

---

1) In einer Satyre spielt er auf diese Legationsreise an:
Andar più a Roma in posta non accade,
A placar la grand' ira di Secondo.

Ueber die Streitigkeiten Julius II. und seiner Nachfolger mit den Este siehe: Capelli, Lettere di Lodovico Ariosto. Bologna 1866. — 2) † Aus der äußerst zahlreichen Literatur über die „Renaissance" des 15. Jahrhunderts" sollen hier nur einige der wichtigeren Werke angeführt werden. Heeren, A. H. L., Geschichte der classischen Literatur im Mittelalter. 2 Bd. Göttingen 1822. Meiners, Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaft. Zürich 1795. Erhard, H. A., Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung vornehmlich in Deutschland 3 Bd. Magdeburg 1827 ff. Raumer, C. v., im I. Bande der Geschichte der Pädagogik. 3. Aufl. Stuttgart 1857 ff. Hagen, Deutschlands literarische u. religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter. 3 Bde. Frankfurt 1868. Dann namentlich: Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. I. Bd. Die allgemeinen Zustände des deutschen Volkes beim Ausgang des Mittelalters. Freiburg 1878 ff. woselbst auch über die umfangreiche Literatur erschöpfende Auskunft gegeben wird. — Für Italien ist von besonderem Werth Voigt, G., Die Wiederbelebung des klassischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. 2 Bde. 2. Aufl. Berlin 1881. (von Petrarca bis Nico-

nicht selten verbindet sich damit die Anschauung, als ob die christliche Wissenschaft in einen förmlichen Erstarrungsschlaf versunken gewesen, aus dem sie durch den alten Paganismus wie mit einem Zauberschlag zu neuem kräftigen Leben erweckt worden. Als bewirkende Ursache dieses glücklichen Ereignisses bezeichnet man ohne weiteres die Eroberung Constantinopels, in deren Folge die griechischen Gelehrten mit all ihren Schätzen nach dem Abendland geflohen und daselbst genannten Geistesfrühling hervorgezaubert. Wie unwahr und unbillig zugleich solche Darstellung ist, zeigt ein nur flüchtiger Blick in den Entwicklungsgang der christlichen Wissenschaft. Von vornherein muß es verwunderlich erscheinen, wie der unter dem Schutt der Jahrhunderte hervorgezogene Classicismus den seinerseits erstarrten und erstorbenen christlichen Wissensgeist zu neuem, frohem, frischem Leben wachrufen konnte. Fast legt sich die Vermuthung nahe, ein Geistesleben, das sich der Produkte des classischen Alterthums mit solcher Energie, mit solch raschem Erfolg zu bemächtigen vermag, könnte doch nicht gar so lebensmatt, verknöchert und kraftlos gewesen sein. Vielleicht daß das umgekehrte Verhältnis der Wahrheit näher kommen könnte: nicht der sog. Classicismus hat dem lebensmüden Christenthum wieder neue Kraft eingehaucht, sondern der lebensstarke, vorwärtsdrängende und nach neuen Formen ringende christliche Geist, hat die alte classische Wissenschaft aus dem Schutte hervorgesucht, um sich deren Schätze zu Nutzen zu machen und an ihnen sich weiter zu bilden. Wirklich ist auch dies der von der Geschichte bezeugte Gang der Wissenschaft.

Die Werke des classischen Alterthums waren im Christenthum nie ganz in Vergessenheit gekommen, immer standen sie ihrem wissenschaftlichen Gehalte nach in hoher Achtung und fanden auch stets die den Verhältnissen entsprechende Verwendung bei der Ausbildung des Geistes. Selbstverständlich konnte aber in den ersten Zeiten des Mittelalters, der christlich-germanischen Zeit, das classische Studium nicht das Vorherrschende bilden im Geistesleben. Galt es ja in erster Linie die germanische Welt zu christianisiren und damit zu cultiviren, ein Prozeß, der sich nicht in wenigen Decennien abwickeln und auch nicht mit Homer und Virgil bewerkstelligen ließ. Uebrigens blieben selbst in dieser Zeit in kirchlichen Kreisen die Classiker keineswegs unbeachtet nebenanliegen, Beweis dessen sind uns Namen wie Alcuin, Scotus Erigena, Hroswitha, Gerbert, Abälard, Johann von Salisbury, Raimund Lullus und zahlreiche andere, sowie die Klöster, deren Inwohner uns durch ihren Fleiß die Schätze des Alterthums erhalten haben. Zur Zeit der Blüthe des Mittelalters war ein umfassendes und eingehendes Studium der altclassischen Werke am wenigsten Bedürfnis, da sich der christliche Geist in Kunst und Wissenschaft seine eigenen classischen Werke schuf. Erst als diese schaffende Periode ihren Zenith überschritten, machte sich das Bedürfnis nach den Werken des Alterthums fühlbarer. Schon im 14. Jahrhundert sehen wir diese denn auch immer mehr in den Bereich der wissenschaftlichen Bildung hereintreten, namentlich in Frankreich und in Italien. Und gerade im letzteren Lande, der

---

laus V.), dann dessen Geschichte von Papst Pius II. Burckhardt, J., Die Cultur der Renaissance in Italien 2 Bde. 3. Auflage von L. Geiger besorgt. Leipzig 1877. Schön und anregend geschrieben, aber wie Voigt mit etwas Vorsicht zu gebrauchen. Dann die Werke von A. v. Reumont, Geschichte der Stadt Rom III. Bd. u. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom 7. u. 8. Band. Die zahlreichen Monographien einzelner Humanisten können hier nicht angeführt werden; siehe hierüber namentlich Janssen u. Voigt, auch Burckhardt in den Anmerkungen. Bei der nachfolgenden Ausführung ist es bei der Anlage dieses Bandes unmöglich auf die einzelnen Erscheinungen des Genauern einzugehen, weßhalb auf genannte Werke verwiesen werden muß.

Geburtsstätte des Classicismus, sollte dieser in unserer Periode zu neuer Blüthe erstehen, nachdem ihm im vorangehenden Jahrhundert ein Dante Alighieri (gest. 1321), Petrarca (gest. 1374) und Boccaccio (gest. 1375), die Heroen der italienischen Dichtkunst und Schöpfer der nationalen Schriftsprache, bereits den Weg gebahnt. Die literarischen Schätze freilich waren in dieser Zeit noch geringe und fast ausschließlich auf lateinische Autoren beschränkt, namentlich Werke der augusteischen Zeit. Virgil und Cicero waren es vor allem, an deren Ideenwelt man sich begeisterte, während der Hellenismus dem Abendland zum größten Theil bis dahin verschlossen blieb. Doch war auch die griechische Literatur im Abendland nie gänzlich ein Fremdling geworden, „zu allen Zeiten des sogenannten Mittelalters hat die griechische Sprache einzelne Kenner und Liebhaber gefunden" [1]). In Sicilien und Calabrien, dem alten Großgriechenland hat sich die griechische Sprache wahrscheinlich ohne Unterbrechung forterhalten und in den Basilianerklöstern, die mit Byzanz in steter Verbindung blieben, erhielten sich, wie ihre Bücherschätze bezeugen, die hellenistischen Studien sogar in gewisser Blüthe. Trotzdem blieben dem Gesammtleben der abendländischen Geistesbildung die Schätze des griechischen Alterthums so gut wie ganz verschlossen. Nur wenige Autoren und diese in meistens ungenügenden Uebersetzungen waren bekannt; selbst Aristoteles, für das Mittelalter doch der „Philosoph" schlechtweg, war nur in einer schlechten, durch das Medium des Arabischen hindurchgegangenen Uebersetzung bekannt. Erst Petrarca sprach das erlösende Wort, und wenn er auch an der Hand des Calabresen Barlaam ebensoweit gelangte als Boccaccio durch den Unterricht des Leontius Pilatus, so war doch der glückliche Anfang gemacht und gleich im folgenden Jahrhundert sehen wir die Saat üppig aufsprossen.

† 160. „Die Frucht, die Barlaam's und Pilato's Erscheinen im Abendland getragen, war ungenießbar, aber durch Petrarca und Boccaccio ein keimfähiger Same in die Zukunft geworfen. Ein Menschenalter nach Pilato erschien wiederum ein griechischer Lehrer in Italien, Emanuel Chrysoloras. Aber wieviel empfänglicher und fruchtbarer war unterdessen der literarische Boden geworden, den er vorfand!" [2]). Chrysoloras stammte aus vornehmem byzantinischen Geschlecht. 1387 reiste er im Auftrag seines Kaisers Johann Paläologus nach dem Abendlande, um dem bedrängten Vaterlande Hülfe zu erflehen. Auf dieser Reise übte Italien solche Anziehungskraft auf ihn aus, daß er für immer hier zu bleiben wünschte. So war es nicht allzuschwer, ihn bei einem Aufenthalt in Venedig 1396 für Florenz als Lehrer zu gewinnen. Von da an unterrichtete er in Venedig, Mailand, Florenz und Rom in der griechischen Sprache und Philosophie, zu welchem Zweck er die erste griechische Grammatik erotemata grammatica linguae graecae verfaßte. Chrysoloras galt selbst unter den Griechen für einen gefeierten Lehrer und eine der letzten Säulen griechischer Bildung; zugleich war er auch für die Literatur und Eloquenz der Römer begeistert, und so darf es nicht auffallen, wenn die begabtesten Männer Italiens zu seinen Schülern zählen, wie Filelfo, Poggio, Bruni, Palla Strozzi, Johann Ma-

1) † Voigt l. c. II. S. 104. — 2) † Voigt l. c. II. S. 113 dann Band I. S. 225 ff. Erhard l. c. I. 225 ff. Van der Hardt, Memoria Chrysolorae Helmst. 1718. Ueber diesen u. die anderen Griechen: Hodius, De Graecis illustribus linguae graecae literarumque humaniorum instauratoribus, eorum vitis, scriptis et elogiis libri duo. ed. Jebb. Londini 1742. Boerner, De doctis hominibus graecis literarum graecarum in Italia instauratoribus liber. Lipsiae 1750. 1782. 1801.

netto, Guarino u. a. Neben ihm wirkte noch Johann von Ravenna für das classische Studium und die Früchte ihrer Thätigkeit reiften rasch heran. Allenthalben zeigte sich ein Eifer und eine Begeisterung, daß das Unbekanntsein mit der classischen Literatur in Bälde für Unehre galt. 1413 wurde Chrysoloras mit den Cardinälen Chalant und Zabarella von Papst Johann XXIII. an Kaiser Sigismund nach Como gesandt, um über den Ort des bereits ausgeschriebenen Concils zu verhandeln. In Begleitung Zabarellas reiste dann Chrysoloras nach Constanz zum Concil, starb aber daselbst schon am 15. April 1415 und wurde in der dortigen Dominikanerkirche beigesetzt.

Die große Bedeutung dieses Mannes für das Wiederaufblühen der classischen Studien liegt noch mehr als in seinem Unterricht, in der innigen Begeisterung und Liebe zu seiner vaterländischen Literatur, die er überall wachzurufen wußte. Man begnügte sich nicht mehr mit dem Unterricht der Griechen, manche trieb die Wißbegier über das Meer, nach dem classischen Lande, wo die Sprache des alten Hellas erklang und die Meisterwerke des menschlichen Genius entstanden waren. Von dort kehrten sie dann mit Wissen und literarischen Schätzen reich beladen in die Heimath zurück. Unter die ersten dieser Wissenspilger zählen Guarino, Aurispa und Filelfo.

† 161. Guarino war 1370 in Verona geboren und bildete sich anfänglich in der Schule des Johannes von Ravenna. Da er die Schule des Emanuel Chrysoloras in Byzanz preisen hörte, reiste er mit dem venetianischen Handelsherrn Paolo Zeno dorthin und fand wirklich im Hause des ersehnten Lehrers Aufnahme. Nach dessen Abreise ins Abendland setzte Guarino den Unterricht beim jüngeren Chrysoloras, dem Neffen des Aelteren fort, und kehrte erst nach fünfjährigem Aufenthalt mit reichen Kenntnissen und zahlreichen Büchern nach dem Abendlande zurück. Er ertheilte nun Unterricht in Florenz, Padua, Bologna und seit 1415 in Venedig, wo er den Grund zu dem nachmals blühenden Studium der classischen Literatur legte. Die letzte Zeit seines Lebens verbrachte er in Ferrara, wo er 90 Jahre alt 1460 starb. Seine literarische Thätigkeit bestand vornehmlich im Uebersetzen griechischer Autoren; so war er mitthätig an der Uebertragung der Kosmographie Strabos[1]). Auch für die Textemendation einzelner Classiker, so namentlich des Livius, Plautus und Catull war er sorglich bemüht.

† 162. Auch Johann Aurispa, 1369 in Sicilien geboren, war nach Constantinopel gegangen, um sich dort an der Quelle die Kenntnis der griechischen Literatur zu holen. 1425 kehrte er mit nicht weniger als 238 Handschriften nach Italien zurück, worunter sich Geschichtschreiber, Kirchenväter, Dichter und Philosophen befanden. Er wirkte zu Bologna, Florenz, Ferrara und Rom; am Musenhofe Nicolaus V. war er eine der geschätzteren Persönlichkeiten.

† 163. Franziscus Filelfo, 1398 zu Tolentino geboren, widmete sich von frühester Jugend an den classischen Studien, so daß er es in Bälde manchen älteren zuvorthat. Der Wissensdrang ließ ihn ein Lehramt,

---

1) † 1471 ließ der um die Typographie hochverdiente Bischof Johann von Aleria zum erstenmal den lateinischen Strabo zu Rom drucken. Das Nähere über Guarino u. seine literarische Thätigkeit, siehe Voigt l. c. I. u. II. Bd. a. v. St. Dann Rosmini, Vita e disciplina di Guarino Veronese e de' suoi discepoli. 3 Bde. Brescia 1805—1806.

das ihm, kaum 20 Jahr alt, zu Venedig angeboten wurde, ausschlagen, um sich ungehindert der weiteren Ausbildung in Constantinopel widmen zu können. Sieben Jahre verweilte er dort, wo er die eigentliche Schule bei Johann Chrysoloras durchmachte und nach dessen Tod bei Chrysokokkas sich weiter bildete. Von ersterem wurde er nicht nur in die griechische Literatur eingeführt, sondern erhielt auch dessen Tochter Theodora zur Frau, eine Verbindung, die ihn an den kaiserlichen Hof brachte, wo er bei Gesandtschaften Verwendung fand. 1427 kehrte er reich an Wissen und Handschriften nach Italien zurück und erhielt im folgenden Jahre in Bologna eine Stelle. Wegen der daselbst herrschenden Unruhen verließ er die Stadt aber bald wieder, und gieng nach Florenz, wo er freundliche Aufnahme und 1429 eine Lehrstelle mit 300 Goldgulden jährlicher Besoldung erhielt. Seine Thätigkeit wie seine Erfolge waren gleich erstaunlich. Oft gab er im Tage drei Vorlesungen, und nachdem er Homer, Thucydides, Cicero und Livius erklärt, gab er noch in Santa Maria del Fiore öffentliche Vorträge über die göttliche Comödie. Sein unruhiger und eingebildeter Geist brachte ihm jedoch bald Zerwürfnisse der verschiedensten Art, die ihm seine Lebenslage verbitterten. Durch seine heftigen Satiren machte er sich den Medici verhaßt, weßhalb er 1434, als Cosimo zur Herrschaft gelangte, Florenz verlassen mußte. Er lehrte nun in Siena, Bologna und Mailand, von wo er sich 1453 nach Neapel begab, um dem dortigen König Alfons seine Satiren persönlich zu überreichen. Auf der Durchreise wurde er von Papst Nicolaus V. in Rom höchst ehrenvoll empfangen und erhielt sogar ein Geschenk von 500 Ducaten. Sein Wunsch an der Curie eine Verwendung zu erhalten, gieng aber erst 1474 unter Sixtus IV. in Erfüllung, von dem er eine Stelle an der römischen Universität erhielt. In hohem Alter kehrte er nochmals nach Florenz zurück, starb aber bald nach seiner Ankunft daselbst 1481. Die Bedeutung Filelfos für die classischen Studien ist nicht hoch genug zu schätzen, so tiefe Schatten auch sonst sein Charakter zeigt. Der widerlichste unter den verschiedenen Charakterfehlern ist sein Wissensstolz, der bei ihm in förmlichen Gelehrtenwahnsinn ausartete, eine Krankheit, die nachmals endemisch geworden ist. „Die ganze Stadt hat sich mir zugewandt, schreibt er über sein Wirken in Florenz, alle lieben mich, alle ehren mich, alle erheben mich in den Himmel. Mein Name ist in aller Mund. Die edelsten Bürger, die vornehmsten Frauen vergönnen mir den Ehrenplatz. Mehr denn 400 Zuhörer füllen täglich den Saal, großentheils hochstehende Männer selbst senatorischen Ranges"[1]).

† 164. Leonardo Bruni nach seiner Vaterstadt Arezzo, wo er 1370 geboren wurde, gewöhnlich Leonardo d'Arezzo genannt, entschloß sich während seiner Gefangenschaft auf dem Schlosse Quarata, wo er von den Franzosen sammt seinem Vater eingeschlossen wurde, sich den Wissenschaften zu widmen. Ein Porträt Petrarcas, das er in seinem Zimmer auf jenem Schloß öfter betrachtete, soll ihn zu diesem Entschluß vermocht haben. Nach seiner Freilassung begab er sich auch sofort nach Florenz zu Johann von Ravenna und Emanuel Chrysoloras, in deren Schule er es bald soweit brachte, daß er griechisch schreiben und sprechen konnte. Durch Empfehlung seines Freundes Poggio wurde er 1405 päpstlicher Secretär, in welcher Stellung er bis zur Absetzung Johannes XXIII. 1415 verblieb, worauf er sich nach Florenz begab. Seine Geschichte von Florenz lohnte die Republik durch Ver-

---

1) † Rosmini, Vita di Francesco Filelfo da Tolentino. 3 Bde Milano 1808.

leihung des Bürgerrechts und einige Jahre später durch das Amt eines Kanzlers, das er bis zu seinem Tode, 6. März 1444 verwaltete. Nicht als öffentlicher Lehrer, sondern in seinen Aemtern und als Schriftsteller, namentlich als Uebersetzer, hat Bruni für das Wiederaufblühen des Classicismus gewirkt. Seine Uebersetzungen namentlich der Werke Platons und des Aristoteles ernteten geradezu überschwänglichen Beifall, so daß Bruni als der gefeiertste Latinist und Hellenist fast vergöttert wurde.

† 165. Poggio Bracciolini wurde in der Gegend von Arezzo 1380 geboren und bildete sich in der Schule des Johann von Ravenna und des Chrysoloras zu Florenz. Kaum 23 Jahre alt erhielt er 1403 durch Vermittlung Salutatos in Rom eine Stellung als Privatsecretär des Cardinals Landulf Maramaldo, bald darauf aber wurde er unter Bonifaz IX. apostolischer Scriptor, ein Amt, das er unter acht Päpsten verwaltete, meistens freilich auf Reisen in wissenschaftlichen Angelegenheiten. Johann XXIII. begleitete er zum Concil nach Constanz und war daselbst auch Zeuge des Todes von Hus und Hieronymus, den er in einem Brief an Bruni verherrlichte. Den constanzischen Aufenthalt benutzte Poggio zu Forschungen in den Bibliotheken des nahen Reichenau und St. Gallen, wo er den Quinctilian entdeckte. Nach Absetzung Johanns unternahm er seine wissenschaftlichen Entdeckungsreisen nach Frankreich und England. 1423 kehrte er an die Curie zurück und wurde Secretär. Die Mußestunden verwandte Poggio zum Studium der Alterthümer und Sammeln von Inschriften und Anticaglien. Das Resultat seiner Studien über die alten Monumente Roms legte er in dem Tractat de varietate fortunae nieder, einer Schrift, die er kurz vor dem Tode Martin V. verfaßt, aber erst Nicolaus V. überreichte [1]). In den Basler Wirren stand er auf Seiten des Papstes, freilich nicht aus religiöser Ueberzeugung, sondern in persönlichem Interesse. Seine Streitschrift gegen die Basler und ihren Papst Felix V. ist eine Blumenlese beschimpfender Epitheta. Mit ähnlichen Waffen kämpfte er auch gegen die ihm verhaßten Mönche, namentlich die Minoriten in verschiedenen Schriften; so im Dialog „über die Heuchelei," „über den Geiz und die Ueppigkeit," in den Tischgesprächen u. a. Auch sein widerlicher Streit mit Filelfo und Valla war für die Schimpf- und Polterliteratur sehr ergiebig. Freundlicher ist sein Wirken für Erhaltung der Alterthümer, und seinem emsigen Forschen verdanken wir manche kostbare Inschrift. Für Nicolaus V. übersetzte er die Cyropädie und den Diodor und als ihn im Jubeljahr 1450 die Pest aus Rom vertrieb, entstanden die „Facetien", die Scandalgeschichten, wie sie im „Bugiale," der Lügenschmiede von den Beamten der apostolischen Kanzlei fabricirt worden waren. Im Jahre 1453 wurde Poggio als Kanzler nach Florenz berufen; der Abschied von Rom, wo er 50 Jahre hindurch im Dienste der Päpste gestanden, wurde ihm schwer. In Florenz entstand sein letztes wichtiges Werk, die Geschichte der florentinischen Republik von 1350 bis 1455. Am 30. October 1459 nahm der Tod dem vielgeschäftigen Mann die Feder aus der Hand.

† 166. Ambrosius Traversari aus einer altadeligen Familie der Romagna entstammend war 1378 geboren und schon als Kind zum geistlichen Stand bestimmt worden. Mit 14 Jahren trat er in das Camaldulenserkloster St. Angeli zu Florenz ein, wo er auch seine wissenschaftliche

---

1) † Poggii Bracciolini Florentini historici de varietate fortunae libri quatuor — editi et notis illustrati a dom. Georgio. Lutet. Paris. 1723.

Ausbildung erhielt und höchst wahrscheinlich auch unter die Schüler des Chrysoloras zählte. Später stand er der Klosterschule vor und kam in dieser Stellung mit den bedeutendsten Gelehrten der Zeit in Berührung. 1431 wurde er von Eugen IV. zum General seines Ordens ernannt, als welcher er strenge Visitationen der italienischen Klosterprovinz vornahm. Da er in den wichtigsten Angelegenheiten verwendet wurde und mit den bedeutendsten Männern in Verkehr stand, sind vor allem seine Briefe von hohem Werth [1]). Er starb schon 1439 am 19. November.

† 167. Diese rege literarische und wissenschaftliche Thätigkeit, wie wir sie in Italien vom Anfang des 15. Jahrhunderts an aufs neue aufblühen sehen, fand mächtige Förderung durch den fortwährenden lebendigen Verkehr mit Byzanz in Angelegenheiten der Union. Legaten, die nach Constantinopel reisten, kehrten immer mit literarischen Schätzen beladen zurück. Als dann der ganze byzantinische Kaiserhof in Begleitung zahlreicher Bischöfe und Gelehrten nach Italien kam, mußte dies für die Fortentwickelung des wissenschaftlichen Lebens von größter Bedeutung werden. Zwei Männer namentlich ragen besonders hervor aus dem Gefolge des Kaisers, und ihr Name sollte für immer mit der abendländischen Wissenschaft unzertrennlich verbunden bleiben; es sind G e m i s t o s P l e t h o n und B e s s a r i o n. Georgios Gemistos Plethon war zu Byzanz geboren, hatte aber im laconischen Misitra eine Schule. Bereits als Greis mit ehrwürdigen Silberhaaren kam er zum Unionsconcil nach Ferrara. Nicht nur den Griechen, sondern auch den Abendländern galt er als einer der gelehrtesten Männer der Zeit; seinen Namen Plethon wollte man mit Rücksicht auf sein umfassendes Wissen deuten. Nach Abschluß der Union blieb Gemistos noch einige Zeit in Italien und er hat hier nachhaltige Spuren seines Wirkens hinterlassen. Er gehörte der mystischen Richtung innerhalb der griechischen Kirche an, die auf der Grundlage des Neuplatonismus das Christenthum zu regeneriren versuchte, im Grunde aber zersetzend wirkte, da die letzte Consequenz dieses Systems der unverhüllte Pantheismus war [2]). Als Anhänger oder besser Haupt dieser Richtung war Plethon enthusiastischer Verehrer Platons, dessen Werke durch Brunis Uebersetzungen in Italien bereits bekannt geworden. Erst Plethon [3]) aber entzündete die Begeisterung für den Platonismus, wenn er mit erzväterlicher Würde, aber jugendlichem Feuer die erhabenen Ideen seines Meisters zu preisen wußte. Seine begeisterten Worte fanden eine empfängliche Seele in Cosimo Medici, der sofort den Entschluß faßte, dem Platonismus im Abendlande eine bleibende Heimstätte zu bereiten. Es sollte dies geschehen durch Gründung einer platonischen Academie in Florenz, wozu von Cosimo Marsilius Ficinus ausersehen wurde. Gemistos Plethon nahm den Ruhm eines umfassenden Gelehrten mit nach dem Peloponnes zurück, wo er hochbetagt 1450 starb.

† 168. Einer der berühmtesten Schüler des Gemistos und Vertreter des Platonismus war B e s s a r i o n. Ueber seine Jugend besitzen wir nur spärliche Nachrichten [4]); 1403 wurde er zu Trapezunt von armen Eltern geboren,

---

1) † Traversarius Ambrosius (Camaldulensis) latinae epistolae a Petro Canneto in libros XXV. tributae etc. Accedit ejusdem Ambrosii Vita a Laur. Mehus. Florent. 1759. — 2) † Leo Allatius, De Georgiis. Par. 1651. — 3) † *Πλήθωνος νόμων συγγραφῆς τὰ σωζόμενα* par A l e x a n d r e Paris 1858. Fritz Schultze, Georgios Gemistos Plethon u. seine reformatorischen Bestrebungen. Jena 1874. G a ß, Gennadius u. Plethon. Breslau 1844. — 4) † P l a t i n a's Panegyricus in laudem Bessarionis ist bei Lebzeiten des Cardinals geschrieben u. von nicht allzugroßem Werth. Dasselbe gilt von Michaelis A p o s t o l i i Byz.

schon als Kind zum geistlichen Stand bestimmt und mit 14 Jahren zur Ausbildung nach Constantinopel gesandt. Auf Veranlassung des Erzbischofs Dorotheus von Dorion trat er 1423 in den Basilianerorden, wobei er den bisherigen Namen Johannes mit dem Bessarions, eines ägyptischen Mönchsheiligen vertauschte. Noch in demselben Jahre wurde er nach dem Peloponnes zu Gemistos, dem „zweiten Platon" gesandt, bei dem er vorzüglich in der Mathematik unterrichtet worden sein soll. Inwieweit er hier schon in die neuplatonischen Ideen, in die Theosophie seines Meisters eingeweiht wurde, läßt sich des Nähern nicht bestimmen, gewiß aber war Gemistos von wesentlichem Einfluß auf die nachmalige platonische Richtung Bessarions. In Bälde erlangte dieser großes Ansehen, so daß er sogar zu einer politischen Sendung zum Zweck der Aussöhnung der beiden Kaiser von Trapezunt und Byzanz verwendet und wahrscheinlich infolge hievon schon 1437 zum Erzbischof von Nicäa ernannt wurde. Die hervorragende und erfolgreiche Rolle, die Bessarion in der Unionsangelegenheit gespielt, zeigt die Geschichte der Synode von Ferrara-Florenz, für deren Durchführung, sowie für die Rettung seines unglücklichen Vaterlandes er zeitlebens unermüdlich thätig war. Nach Schluß der Unionssynode gieng er für kurze Zeit nach Candia, kehrte aber bald wieder nach Italien zurück, wo er von Eugen IV. mit dem Purpur geschmückt wurde (18. December 1439). Von da an nahm er Italien zu seinem bleibenden Wohnsitz und wurde von den Päpsten zu den wichtigsten Gesandtschaften nach Deutschland und Frankreich verwendet. Zweimal (nach dem Tode Nicolaus' V. und Pauls II.) stand er der Tiara nahe; 1463 erhielt er vom Papst den Titel eines Patriarchen von Constantinopel. Als solcher richtete er an alle Griechen eine epistola encyclica, worin er sie zur Union mit der römischen Kirche aufforderte, freilich vergeblich.

Hier handelt es sich uns vorzüglich um die hervorragenden Verdienste, die sich Bessarion um die Wissenschaft erworben[1]); war er ja doch ein wahrhaft fürstlicher Förderer vor allem seiner vaterländischen Literatur. Selbst einer der gelehrtesten Männer der Zeit[2]), verwandte er seine reichen Einkünfte aus den zahlreichen, vom Papst und den Fürsten ihm verliehenen Beneficien in edelster Weise zur Förderung der Wissenschaft, theils durch Erwerbung von Handschriften und Büchern, theils durch Unterstützung von Gelehrten. Namentlich fanden seine unglücklichen Landsleute an ihm stets einen freundlichen und liebevollen Beschützer und Helfer. In Bälde sammelte sich um den gelehrten Cardinal ein ganzer Musenhof, an dem wir Namen finden vom besten Klang in der wissenschaftlichen Welt. 1446 war er vom Papst zum Protektor der Basilianermönche ernannt worden, eine Stellung,

---

oratio funebris in Bessarionem ed. Füllborn, Lips. 1793 u. bei Migne S. g. T. 161 p. CXXVII. Von viel größerem Werth, namentlich auch für die griechische Zeit ist Niccolo Capranica's Oratio habita in funere Reverendissimi Cardinalis graeci. s. l. et. a. Die seltene Schrift findet sich in den Hofbibliotheken zu Wien u. München; in letzterer im cod. lat. Monac. 443 mit der Ueberschrift: In Bessarionem cardinalem oratio funebris. Weiter ist zu vergleichen: Bandinius, De vita et rebus gestis Bessarionis commentarius. Romae 1777. Hase in der Encyclopädie von Ersch u. Gruber s. v. Bessarion. Hacke, Disputatio, qua Bessarionis aetas, vita, merita, scripta exponuntur, Harlemi 1840. Vast, Le Cardinal Bessarion, Paris 1878. Bessarionis opera omnia ed. Migne Patrol. graec. T CLXI. — 1) † Cfr. oben S. 240. — 2) † Caspar Veronensis sagt von ihm: Literatissmus est, et hominibus latinis et graecis multo dilectissimus ... Taceo, quantam librorum linguae utriusque Graecae Latinaeque multitudinem comparavit. Taceo, quod plerosque juvenes alit, et ut discant, praeceptoribus abunde persolvens. Muratori script. rer. ital. T. III. 2. p. 1032.

die ihm reichlich Gelegenheit bot, für Sammlung der Schätze der griechischen Literatur thätig zu sein. Als Legat von Bologna (1450—1455) wußte er die dort völlig zerfallenen Studien wieder herzustellen und der Hochschule neues Leben einzuhauchen.

Die eigenen Werke Bessarions waren vorherrschend theologischen Inhaltes, namentlich der Vertheidigung der Union gewidmet, doch fertigte er auch Uebersetzungen einzelner Autoren. In dem leidenschaftlichen Streit zwischen der Academie und der peripatetischen Schule trat Bessarion als Schüler von Gemistos für Platon ein und verwickelte sich so in einen heftigen Streit mit dem Aristoteliker Georgios Trapezuntios, gegen welchen er seine libri IV contra calumniatorem Platonis verfaßte.

Die Bibliothek Bessarions zählte 900 Bände der werthvollsten Werke, sie war damals unstreitig die reichste Sammlung griechischer Handschriften. Aus Dankbarkeit für erwiesene Freundschaft und aus Rücksicht für seine Landsleute, die bei der Ueberfahrt nach dem Abendland zuerst in Venedig, dem zweiten Byzanz, landen würden, vermachte er diesen reichen Wissensschatz der Republik des hl. Markus, unter der Bedingung, daß für die Bibliothek ein würdiger Platz geschaffen, und sie der allgemeinen Benutzung der Gelehrten zugänglich sein sollte [1]).

† 169. Der Platonismus, den Gemistos und Bessarion nach dem Abendlande gebracht und begeistert vertraten, konnte erst in Florenz eine eigentliche Heimstätte finden, in der von Cosimo Medici geplanten platonischen Academie, die Marsilius Ficinus ins Leben rufen sollte. Dieser war zu Florenz als der Sohn eines Arztes 1433 geboren, „in jenem goldenen Zeitalter, wie er selbst sagt, wo die halberstorbenen Wissenschaften durch den Ruf der Medicis wieder erwachten.“ In einem etwas gebrechlichen Leib lebte ein reichbegabter Geist; Ficin besaß ein gutes Gedächtniß, lebhafte Phantasie und herrliche poetische Anlagen. Mit 12 Jahren begann er bereits sein angestrengtes Studium; als der 16jährige Jüngling vor Cosimo Medici kam, durchschaute dieser sofort den reichbegabten Geist und erkannte in ihm den Mann, der seinen Lieblingsgedanken, die Errichtung einer platonischen Academie verwirklichen könnte. Auf Cosimos Betreiben erhielt Ficinus eine sorgfältige und umfassende wissenschaftliche Ausbildung [2]). Für ihn ließ er von überall her, namentlich von Venedig Handschriften platonischer und neuplatonischer Werke kommen, die Ficinus nicht nur ins Lateinische übersetzte, sondern zugleich auch zu seinem eigensten geistigen Besitzthum machte. Neben diesen Uebersetzungen des Plato, Plotin, Jamblich, Proklus u. a., die er zugleich mit Commentaren versah, verfaßte er auch eigene Werke, in denen er seine eigene Ueberzeugung zu systematischer Darstellung brachte. Das wichtigste dieser Werke ist die Theologia Platonica de animarum immortalitate. In Bälde war so Ficinus ein hoch gefeierter Lehrer der platonischen Philosophie, dem lernbegierige Schüler von überall her zuströmten. Diese Blüthezeit seines Schützlings erlebte Cosimo freilich nicht mehr, sie fiel erst in die Regierung Lorenz des Erlauchten; damit war die platonische Academie [3]) von selbst

1) † Das Schreiben an den Dogen Christoforo Moro vom 31. Mai 1468 siehe Raynald ad ann. 1472 n. 10. Ueber das Schicksal der Bibliothek gibt Auskunft Ramusios Schreiben an den Sekretär des Dogen, Benedetto Ramberti bei Cicogna, Inscrizioni Veneziane V. 309. Verzeichnis der Sammlung bei Tommasini, Bibliothecae Venetae manuscripta, Udine 1630, 31 ff. — 2) † Bezüglich dieser Sorgfalt Cosimos sagt Ficin selbst: „Melchisedech summus ille sacerdos, unum vix patrem habuit; ego sacerdos minimus patres habui duos: Ficinum medicum, Cosmum Medicem. — 3) † Sieveking, Geschichte der platonischen Academie zu Florenz. Göttingen 1812.

ins Leben getreten. Es war dies nemlich nicht eine eigentliche Stiftung, keine förmliche, durch bindende Formen zusammengehaltene Gesellschaft, sondern nur ein Verein Gleichgesinnter, die sich unter dem mächtigen Mäcenat der Medici und an der Hand begeisterter Lehrer in die Tiefen der platonischen Philosophie versenkten. Die Blüthezeit dieses Gelehrten-Vereins fällt mit der Glanzperiode des mediceischen Hauses unter Lorenz dem Erlauchten zusammen und überstrahlte damals das gesammte wissenschaftliche Leben.

In seiner enthusiastischen Verehrung Platons war Ficin zu der Ansicht gekommen, nur durch diese Philosophie könnte den Gebrechen der Zeit abgeholfen werden. Gegen den Unglauben, die Zweifelsucht und den religiösen Indifferentismus vermöchte die Predigt allein nichts; nur durch göttliche Wunder oder aber durch philosophische Gründe könnten die Irrthümer der Zeit überwunden werden. Solch siegreiche Gründe aber finde man nur in der platonischen Philosophie, denn diese stehe, wenn sie auch nicht vollkommen christlich sei, doch der christlichen Wahrheit am nächsten und müsse daher auch am geeignetsten sein, die durch falsche Philosophie irregeleiteten Geister wieder für das Christenthum zu gewinnen. Uebrigens faßt Ficin die platonische Philosophie nicht bloß nach dem Umfang und Inhalt der platonischen Schriften, sondern sucht sie im Zusammenhang mit der älteren und der späteren, der neuplatonischen Philosophie darzustellen. In letzterer namentlich ist ihm das, was jene nur dunkel angedeutet, klar enthüllt. In ihr wollte er die Grundlehren des Christenthums wieder finden: die Dreieinigkeit, wie das Wesen des Logos, die mosaische Weltschöpfung, wie die heilige Eucharistie, kurz alle Mysterien der christlichen Religion sollte der Menschengeist an der Hand jener Philosophie zu durchschauen vermögen. So trieb der Enthusiasmus für den Platonismus zu förmlicher Vermengung desselben mit dem Christenthum. Die Begeisterung für die Lehre führte nothwendig auch zur Verherrlichung des Lehrers, die schließlich in einen förmlichen Platoncultus ausartete. Man feierte Feste zu seinen Ehren, errichtete ihm Statuen und pries ihn als einen gotterleuchteten Geist, um dessen willen Christus in die Vorhölle hinabgestiegen, um ihn mit den Erzvätern in die Wohnungen der Seligen zu führen. Ja Ficin gieng soweit, seine Zuhörer statt in herkömmlicher Weise mit: „Geliebte in Christo", als „Geliebte in Platon" anzureden. Sogar der Vorschlag konnte alles Ernstes gemacht werden, anstatt der sonntäglichen Perikopen oder doch mit und neben ihnen Abschnitte aus platonischen Schriften zu verlesen. Solches Treiben wird nicht mehr als bloße Spielerei angesehen werden dürfen; unverkennbar wurde hiedurch dem Heidenthum Thür und Thor geöffnet und schließlich an die Stelle des Christenthums ein restaurirtes Heidenthum gesetzt. Kein Wunder darum, wenn ein Savonarola mit der ganzen Fülle seines gottbegeisterten Herzens gegen solches Treiben der Academie einschritt und mit ihr zugleich deren Schützer und Hort, die Medici selbst, bekämpfte. Die Academie theilte auch wirklich, wie Ficinus selbst das Loos der Medici. Als letztere aus Florenz vertrieben wurden, zog sich Marsilius Ficinus in die Einsamkeit zurück und lebte daselbst von dem Canonicat, das er an der Cathedrale zu Florenz besaß, bis 1499 [1]).

† 170. Das berühmteste Mitglied der Academie zu Florenz war neben Marsilius, dessen jüngerer Freund Picus von Mirandula. Johannes Picus war als der jüngste Sohn des Grafen von Mirandula 1465 geboren. Von der Mutter zum geistlichen Stande bestimmt, bezog er mit 14 Jahren

---

1) † Ueber die Lehre des Marsilius Ficinus vgl. Stöckl, Geschichte der Philosophie des Mittelalters III. S. 154 ff. Dann Schellhorn, de vita, moribus et scriptis Marsilii Ficini commentatio in seinen amoenitates liter. T. I.

die Universität Bologna, um daselbst canonisches Recht zu studiren. Der junge Picus war von der Natur körperlich und geistig herrlich ausgestattet. Von schlanker Gestalt und gewinnendem Aeußern, besaß er ein bewunderungswürdiges Gedächtnis, einen durchdringenden Geist, orientalische Phantasie und hohen künstlerischen Sinn. Die canonischen Studien sagten ihm weniger zu, weit mehr fühlte er sich zur Philosophie und Theologie hingezogen und begab sich daher zu diesem Studium nach Padua und dann nach Paris. Die scholastische Philosophie konnte ihn nicht befriedigen, weßhalb er 21 Jahre alt, wieder nach Italien zurückkehrte. Hier kam er in Florenz mit Ficinus zusammen, der ihn mit den platonischen Ideen bekannt machte, die sein phantasiereicher und lebhafter Geist sofort mit voller Begeisterung ergriff. Gleich Ficinus wollte auch Picus auf die vorplatonischen Quellen der Philosophie zurückgehen. Da er der Ueberzeugung lebte, daß alle Weisheit der Alten in letzter Instanz ihren Ausgangspunkt in den hl. Büchern der Juden haben müsse, lernte er die hebräische Sprache, um jene Bücher in der Ursprache lesen zu können. Hiebei verfiel er auf die cabbalistischen Bücher und es bildete sich ihm nun die Ueberzeugung, die Cabbala enthalte erst die volle, in den mosaischen Büchern nur verschleiert niedergelegte Wahrheit, und jene müsse daher als die eigentliche Quelle aller Erkenntnis angesehen werden. In ihr glaubte er die stärksten Beweise für die christliche Religion finden zu können, so daß die Juden gerade aus ihren eigenen Büchern aufs gründlichste widerlegt werden können. Die wichtigsten Lehren des Christenthums fand er in den cabbalistischen Büchern enthalten: die Trinität, Menschwerdung und Gottheit des Messias, Erbsünde, Erlösung, Sturz der Engel u. s. w. So verband sich in Picus der Platonismus mit der Cabbala und in diesen Ideen bewegte sich seine ganze Denkweise. In solcher Weise gründlich unterrichtet, hielt er sich für befähigt, auf allen Wissensgebieten die schwierigsten Fragen lösen zu können. 24 Jahre alt verfaßte er 900 Thesen (de omni re scibili) aus allen Gebieten der Theologie, Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaft und ließ sie mit Erlaubniß Papst Innocenz' VIII. in Rom anschlagen, wie er sie auch an die berühmtesten Universitäten sandte. Er erbot sich die Säße gegen alle Gelehrten der Welt zu vertheidigen, und versprach den von der Ferne kommenden Ersatz der Reisekosten. Picus sollte bald erfahren, daß man die Gelehrten nicht ungestraft also in die Schranken fordern darf. Man wollte in den Thesen häretische Anwandlungen gefunden haben und zog aus dem Chaos derselben 13 Säße aus, die dem Papst als der Häresie verdächtig vorgelegt wurden. So unterblieb die Disputation, Picus aber schrieb eine von kindlichem Glauben dictirte Apologie der 13 Säße, worin er aufs feierlichste erklärte, sich in allem dem Urtheil der Kirche unterwerfen zu wollen. Hiedurch erwirkte er ein Verbot des Papstes, ihn ferner zu belästigen und der Häresie zu beschuldigen.

Das Vorkommnis hatte für Picus übrigens auch seine gute Wirkung; er zog sich von seinem bisher etwas leichtfertigen Leben, dem es nicht an sittlichen Ausschreitungen gefehlt, mehr zurück, um sich ungetheilt den theologischen und philosophischen Studien hinzugeben. Die ihm angefallene Regierung des väterlichen Fürstenthums nebst dem größten Theil des reichen Erbes trat er seinem Neffen ab, der auch sein Biograph geworden[1]), einen anderen Theil verschenkte er an die Armen. Nach dem Tode Innocenz VIII. eilte Picus nochmals nach Rom, um eine neue Untersuchung seiner 13 Säße zu veranlassen, und er erlangte auch wirklich völlige Freisprechung von allem Irrthum. Es war ein Freudentag für den jungen Gelehrten, als er an die

1) † Joannis Pici Mirandulae vita, per Joannem Franciscum illust. princip. Pici filium conscripta vor den Opera Pici utriusque basil. 1573 u. 1601.

Spitze seiner Thesen die Absolutionsbulle[1]) von Alexander VI. setzen konnte. Aber der wissensdurstige Geist war leider schon am Ende seiner allzukurzen Laufbahn angekommen. Picus starb schon am 17. November 1494 erst 32 Jahre alt, nachdem er die letzte Zeit des Lebens in Gebet und strengster Tugendübung verbracht.

† 171. Die neu erwachte Liebe zum classischen Alterthum äußerte sich vornehmlich in der Sehnsucht nach dem Besitz der classischen Werke. Ueberall sehen wir ein unermüdliches und emsiges Forschen und Suchen nach diesen kostbaren Schätzen. In Kreuz- und Querzügen eilen die Gelehrten durch die Länder; alle Bibliotheken und Klöster werden durchstöbert und die gefundenen Schätze nach Italien geschafft. Einer der glücklichsten in diesem Geschäft war Poggio, der während seines Constanzer Aufenthaltes mit seinen Freunden Cencio Rustici und Bartolomeo die benachbarten Klosterbibliotheken durchforschte und seinen Eifer herrlich belohnt sah. In St. Gallen fand er fast den ganzen Quinctilian. Nach und nach entdeckte er dann noch den Silius Italicus, Lucrez, Manilius, Valerius Flaccus, Columella sowie mehrere Reden Ciceros; dann Ammian, Vitruv und eine Reihe von Grammatikern. Ueber diese Funde gerieth die ganze lateinische Welt in Erregung; von Florenz, Mailand, Venedig und Rom eilten Agenten von mächtigen Mäcenen gesandt und unterstützt nach allen Richtungen hinaus, um Handschriften zu suchen. Bartolomeo fand in deutschen Klöstern den Vegetius; 1429 brachte ein Mönch aus Trier zwölf Comödien des Plautus nach Rom; Albert Enoche aus Ascoli Sueton de viris illustribus und die Germania des Tacitus.

Noch größer waren die literarischen Schätze, die aus dem Orient nach Italien kamen, da fast alle, die Wissensdrang oder Amtsgeschäfte dorthin führte, mit Handschriften nach Hause kehrten. Prototyp dieser wandernden Bibliomanen ist Ciricius Pizzicoli geworden, der an allen Höfen und in allen Ländern umherzog, mit allen Literaten in Verbindung stand und überall Handschriften und Münzen, Marmor- und Broncewerke, sowie Antiquitäten aller Art sammelte. Bei ihm ist aber die Alterthumsforschung schon mehr Geschäft, der Humanist ist zum Antiquar geworden.

Hand in Hand mit der Sammlung von Handschriften gieng der Eifer im Copiren und Uebersetzen, worin die Hauptthätigkeit des älteren Humanismus bestand. Die größten Gelehrten scheuten sich nicht die aufgefundenen Werke aufs sorgfältigste zu copiren. So copirte Poggio den Quinctilian in 32 Tagen; namentlich an den Centren des wissenschaftlichen Lebens Venedig, Florenz, Rom, Ferrara, Urbino u. a. wurden ganze Scharen von Copisten beschäftigt. Für den Markgrafen von Urbino z. B. arbeiteten dreißig bis vierzig Schreiber.

Auch Papst Nicolaus V. hat vor seiner Erhebung auf Petri Stuhl zu jenen librarii gezählt, die sich in den Besitz der classischen Werke durch Kauf oder Copiren von Handschriften zu setzen suchten. In Florenz hatte er in jenem anregenden Gelehrtenkreis verkehrt, den die mächtigen Medici um sich gesammelt; die Erinnerung an diese Tage begleiteten ihn auch auf den apostolischen Stuhl, er sollte den Classicismus nach Rom zurückführen. Die trüben Zeiten des avignonischen Exils waren nicht nur für das Papstthum, sondern auch für die Wissenschaft in Rom verhängnißvoll geworden. Die Stiftung von Bonifaz VIII., die römische Universität, war so gut wie aufgelöst. Erst Innocenz VII. suchte die als Aschenbrödl in die Ecke verwiesene

1) † Nullum haeresis specimen vel suspicionem aut notam sinistram incurrisse. Alexander, servus servorum Dei, nobili viro Johanni Pico, comiti Mirandulae XVII Junii 1493.

Wissenschaft wieder zu Ehren zu bringen. Durch Bulle vom 1. September 1406[1]) sollte die Universität restituirt werden. „Unter Gottes Beistand, sagte der Papst, haben wir beschlossen, die während langer Zeit hier gänzlich vernachläßigten Studien in unserem Pontificat zur Stadt zurückzuführen und in Aufnahme zu bringen, damit die Wissenschaft die Menschen zur Erkenntnis der Wahrheit führe und sie Gott und den Gesetzen gehorchen lernen." Die Lehrgegenstände sollten sein: Theologie, Recht, Medicin, Philosophie, Physik und Rhetorik. Innocenz starb zu früh, als daß er seinen guten Willen hätte verwirklicht sehen können, und die nachfolgenden Wirren waren für die Musen ungünstige Zeiten. Auch Martin V. scheint für das Gedeihen der Universität geringes Interesse gehabt zu haben; erst Eugen IV. nahm sich derselben wieder thatkräftig an. Durch Bulle vom 10. October 1431 und spätere Verordnungen hat er das römische Studienwesen wieder geordnet und die Musen in ihren alten Sitz bei St. Eustachio zurückgeführt[2]). An weiterem Wirken für die Universität wurde der Papst durch die in Rom ausgebrochenen Unruhen gehindert; 1434 mußte er aus Rom fliehen und blieb der Stadt neun Jahre lang ferne, erwies sich aber doch stets als aufrichtigen Gönner und Förderer der Wissenschaft, wie der Gelehrten.

Trotz der mißlichen Zeiten während der ersten Decennien des Jahrhunderts war die Curie keineswegs unberührt geblieben von dem neu erblühenden wissenschaftlichen Leben. Viele der hervorragenderen Humanisten bewarben sich um Stellen in der päpstlichen Kanzlei und nicht wenige fanden daselbst auch Verwendung. Aber gerade dieser Humanistenkreis, den wir im Anfang des Jahrhunderts an der päpstlichen Curie finden, wirft ein eigenthümliches Licht auf die damaligen Zustände. Wir finden da nemlich die päpstlichen Beamten in abendlicher Gesellschaft versammelt, wie sie sich an Erzählung schnurriger Geschichten ergötzen. Welcher Art diese Erzählungen waren, lernen wir aus den „Facetien" Poggios kennen, der sie der Aufzeichnung werth gehalten. Es sind meistens Scandalgeschichten und Obscönitäten derbster Art, wozu die profane Welt, wie kirchliche Kreise den Stoff bieten mußten. Bugiale, Lügenschmiede, nannten sie selbst ihre Gesellschaft.

† 172. Während des neunjährigen Exils weilte die Curie mit nur geringer Unterbrechung in Florenz, so bot sich den florentinischen und römischen Humanisten erwünschte Gelegenheit, sich gegenseitig kennen zu lernen und in dem literarischen Streben zu fördern. Der Thätigsten einer in diesem Kreis war Thomas da Sarzana, der gelehrte Secretär des Cardinals Albergati, der damals gleichfalls zu Florenz weilte. Schon als Secretär, wie später als Bischof und Cardinal verwandte er seine spärlichen Mittel fast sämmtlich für seine Bibliothek. Um Bücher zu kaufen, copiren und mit Miniaturen schmücken zu lassen, borgte er oft mehr als er bezahlen konnte. An Cosimo Medici fand er allezeit einen freigebigen Gönner. Schon damals besaß Thomas in seiner Bibliothek die Werke des hl. Augustin in 12 Bänden; nicht weniger als 216 Briefe des großen Kirchenlehrers hatte er in den verschiedenen Handschriften gesammelt. Von seinen Legationsreisen nach Frankreich, auf denen er alle Klosterbibliotheken durchstöberte, brachte er die Predigten Leo des Großen mit, einzelne Werke des Irenäus und Theophilus, sowie den Commentar des Thomas von Aquin über das Matthäusevangelium; aus Deutschland ein Exemplar der Werke Tertullians. Thomas da Sarzana war

---

1) † Raynald ad ann. 1406 n. 2. — 2) † Cfr. Renazzi, Storia dell università degli studi di Roma detta comunemente la Sapienza. Roma 1803.

in der literarischen und wissenschaftlichen Welt damaliger Zeit ein wohlbekannter Name und als derselbe am 6. März 1447 als Nicolaus V. aus der Wahlurne stieg, herrschte wohlbegründeter Jubel und allgemeine Freude in den Humanistenkreisen. Man sah einen Freund und Gönner der Wissenschaften auf Petri Stuhl erhoben und hoffte von ihm den Anbruch einer neuen Zeit; und diese Hoffnungen sind nicht getäuscht worden.

„All mein Geld möchte ich für Bücher und Bauten ausgeben", äußerte sich einmal Thomas, als Papst hatte er nun Gelegenheit, diese seine Liebe für Kunst und Wissenschaft in der denkbar umfassendsten Weise zu bethätigen und er hat dies auch in kaum geahnter Weise gethan. „Man könnte diesen trefflichen Papst-Mäcen passend darstellen mit dem Füllhorn in der Hand, aus dem er Männern der Kunst und Wissenschaft Gold vorschüttet — die Seligkeit des Gebens für edle Zwecke hat selten ein Mann so ganz genossen wie er" [1]). Gleich nach seiner Erhebung kamen die Gelehrten von allen Seiten nach Rom, theils vom Papst gerufen, theils aus freien Stücken. Poggio, gewissermaßen der Nestor der Gelehrtenrepublik richtete ein Gratulationsschreiben an Nicolaus, worin er den Hoffnungen und Wünschen der Humanisten beredten Ausdruck leiht. „Ich bitte dich, heiliger Vater! mögen deinem Gedächtnisse nicht jene alten Freunde entschwinden, laß unter deinen sonstigen Sorgen diese nicht zurückstehen, daß du ihrer gedenkst. Sorge, daß viele Menschen sich finden, die dir ähnlich sind, damit in diesem Zeitalter die freien Künste emporblühen, die durch die Schuld der Zeit fast erloschen und erstorben schienen. Von dir allein wird erwartet, was so viele versäumt haben. Dir allein steht der Beruf und die Ehre zu, zu sorgen, daß die wissenschaftlichen Studien in ihre alte Würde und in ihr altes Ansehen wieder eingesetzt werden, daß die edelsten Künste wieder aufleben" [2]).

Diese Worte waren aus des Papstes Seele gesprochen und fanden dort auch freudigen Wiederhall. Das Hauptstreben von Nicolaus V. gieng dahin, überall die Wissensschätze zu sammeln, sie zu retten und zu erhalten durch Gründung einer großartigen Bibliothek. Hiezu aber bedurfte er geeigneter Kräfte, er suchte daher die tüchtigsten Männer der Zeit zu gewinnen, um durch sie Handschriften sammeln, Copien fertigen und treffliche Uebersetzungen ausarbeiten zu lassen. In Bälde finden wir einen ganzen Musenhof um Nicolaus versammelt, der die gelehrtesten Männer in seine Dienste zu ziehen wußte, so Poggio, Vegio, Cencio, Filelfo, Valla, Theodor von Gaza und Georg von Trapezunt, Bessarion u. a.

† 173. Am intimsten unter allen literarischen Freunden stand Nicolaus wohl zu Gianozzo Manetti. Derselbe war aus vornehmem Geschlecht 1395 zu Florenz geboren. Vom Vater zum Kaufmannsstande bestimmt, widmete er alle freie Zeit dem Studium und erlernte so das Latei-

---

1) † Gregorovius l. c. VII. S. 518. Wenn der unbestrittene Ruhm und die unsterblichen Verdienste des großen Papst-Mäcen in hämischer Nergelei (s. Voigt, die Wiederbelebung ꝛc. II. Bd an verschiedenen Stellen) zu verkleinern gesucht werden, so gehört dies mit zu den literarischen Artigkeiten, deren sich die Träger der Tiara so vielfach zu erfreuen haben. Sonst galt es stets als Zeichen eines großen Geistes, als eine That des Dankes der Jahrhunderte werth, für Erhaltung der Wissensschätze die besten Kräfte in unermüdeter Thätigkeit eingesetzt zu haben. Solchen Eifer für kenntnißleeren Dilettantismus auszugeben, weil der große Papst nicht selbst Folianten geschrieben, mag Geschmacksache sein, nur sollten solche Geschichtsbaumeister nicht den Schein wahrheitsliebender Unparteilichkeit erwecken wollen. — 2) † Poggii, Opera Basil. 1538. p. 287 ff. oratio ad summum Pont. Nic. V.

nische, Griechische und Hebräische und zwar so gründlich, daß er diese Sprachen wie seine Muttersprache sprechen konnte. Dichter, Redner, Geschichtsschreiber und Mathematiker hatte er studirt, und war in der Philosophie, wie Theologie gründlich durchgebildet. Mit seinem umfassenden Wissen verband er aufrichtige Frömmigkeit. So groß auch sein Wissensdrang, begann er die Arbeit doch nie ohne vorher die hl. Messe gehört zu haben. Bald fand er in seiner Vaterstadt bei den Staatsgeschäften Verwendung und stand als gefeierter Redner an der Spitze der florentinischen Gesandtschaft, die Nicolaus V. die Glückwünsche der Republik überbrachte. Als er 1451 auf einer Gesandtschaftsreise an den Hof von Neapel nach Rom kam, ernannte ihn der Papst zum apostolischen Secretär; zunächst nur ein Ehrenamt, da Manetti vorerst wieder in seine politische Stellung nach Florenz zurückkehrte. Erst 1453 veranlaßten ihn gehässige Anfeindungen der Gegenpartei, seine Vaterstadt zu verlassen und von der angebotenen Freundschaft des Papstes Gebrauch zu machen. Dieser wollte die umfassenden Kenntnisse des seltenen Mannes der Wissenschaft nutzbar machen und verlieh Manetti eine jährliche Pension von 600 Ducaten. Er sollte für Nicolaus die ganze Bibel aus dem Hebräischen und Griechischen übersetzen und ein apologetisches Werk in 20 Büchern zur Bekehrung der Juden und Heiden abfassen. Der zu frühe Tod des Papstes hinderte die Vollendung dieser Werke, Manetti aber ehrte das Andenken seines großen Gönners durch eine liebevoll geschriebene Lebensgeschichte [1]).

Von den anderen Werken des gelehrten Mannes sind zu erwähnen: die Geschichte Genuas, die von Pistoja, mehrere Lebensbeschreibungen und eine lateinische Uebersetzung der Ethik des Aristoteles, die er in Neapel vollendete, wohin er sich nach Nicolaus V. Tod zurückgezogen. Dort starb er auch am 29. October 1492 [2]).

† 174. Zu den genialsten und scharfsinnigsten Geistern der Frührenaissance zählt unstreitig **Laurentius Valla** [3]). Geboren zu Rom 1406, wo sein Vater päpstlicher Consistorialadvocat war, empfing er daselbst auch seine Ausbildung bis zum 24sten Jahre. Sein Bemühen eine Scriptorstelle an der Curie zu erhalten blieb erfolglos, wie er argwohnte durch die Intriguen Poggios beim Papste; so entschloß sich Valla in die Fremde zu gehen, zunächst nach Piacenza, der Geburtsstadt seines Vaters. Bald darauf finden wir ihn in Pavia als Lehrer der Beredtsamkeit, wo er zugleich auch literarisch auftrat mit seinem Dialogus de voluptate, einer Schmähschrift gegen das Mönchthum, die zugleich auch der Emancipation des Fleisches das Wort redete. Von 1435 an finden wir Valla am Hofe König Alfons von Neapel, wo er seinen Kampf gegen das Mönchthum fortsetzte, zugleich aber das Papstthum selbst in gehässiger Weise angriff. Dies geschah vornehmlich in der berühmt gewordenen und vernichtenden Streitschrift gegen die damals noch allgemein für ächt gehaltene constantinische Schenkung, deren Unächtheit Valla schlagend nachwies. Aber nicht bloß in diesem historisch-kritischen Ergebnis lag die Bedeutung von Vallas Schrift, sondern in der papstfeindlichen Tendenz derselben. Valla griff nemlich nicht nur die constantinische Schenkung an, sondern die weltliche Herrschaft des Papstes überhaupt. Er scheute sich nicht, Eugen IV. zur Niederlegung seiner weltlichen Gewalt aufzufordern, um dann

---

1) † Muratori, Script. rer. ital. III. 2. p. 905 ff. — 2) † Vita Jannotii Manetti von Naldo Naldi bei Muratori l. c. T. XX. p. 529 ff. — 3) † Vgl. Vahlen, Laurentius Valla. Berlin 1870. **Zumpt**, Leben u. Verdienste des Laurentius Valla in Bd. IV der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft von Ad. Schmidt.

wahrhaft Papst sein zu können [1]). Daß solch freche Sprache den Papst verletzte, wird diesem nicht zum Vorwurf gereichen können; verwundern aber wird man sich müssen, daß Valla trotz dieser literarischen Vergangenheit um Aufnahme in den päpstlichen Dienst nachsuchen konnte. Eugen verzieh dem kecken Humanisten seine Frechheit nie, obwohl dieser sowohl persönlich, wie durch Vermittlung der Cardinäle Scarampa und Landriani um Verzeihung bat und künftiges Wohlverhalten versprach.

Unbedenklicher war sein Nachfolger Nicolaus V. Die Liebe zur Wissenschaft ließ ihn oft allzuleicht über bedenkliche Punkte hinwegsehen bei Männern, deren er für seine literarischen Zwecke benöthigt zu sein glaubte. So kam 1447 auch Valla an die Curie, um für den Papst den Herodot und Thucydides zu übersetzen, verwickelte sich aber bald, wie in Neapel mit Beccadelli, so hier mit Poggio und Georg von Trapezunt in unerquickliche Fehden, die eine Masse von Haß und Schmutz zu Tage förderten, nicht zur Erhöhung des Ansehens des Papstes, vor dessen Augen die unsaubere Wäsche ausgelegt wurde. Unter Calixt III. wurde Valla päpstlicher Secretär und Canoniker am Lateran und scheint mit seiner Gelehrsamkeit die Gunst Bessarions und Cusas genossen zu haben. Kaum 50 Jahre alt starb der rücksichtslose Kriticus am 1. August 1457. Die Hauptkraft Vallas zeigte sich in der Schärfe seiner Kritik und hierin steht er am Beginn einer neuen Zeitepoche. Nicht nur die Aechtheit der constantinischen Schenkung stritt er an, sondern auch den Abgarbrief an Christus, sowie das apostolische Symbolum. Selbst eine Textkritik der Vulgata versuchte er, veröffentlichte aber das Ergebnis seiner Forschung nicht. Erst Erasmus wagte die Publication und Verwerthung von Vallas Werk.

† 175. Am geeignetsten zum Uebersetzen griechischer Classiker mußten lateinisch gebildete Griechen erscheinen, weßhalb Nicolaus V. auch solche Männer an seinen Musenhof zog. Die hervorragendsten unter diesen waren Georgios Trapezuntios und Theodorus Gaza. Ersterer war 1395 auf Kreta geboren, nannte sich aber Trapezuntier, weil seine Familie aus Trapezunt stamme. Auf Einladung Francescos Barbaro kam er um 1430 nach Venedig als griechischer Copist. Barbaro ließ ihn im Lateinischen unterrichten, worin er auch solche Fortschritte machte, daß er in drei Jahren der Sprache vollständig mächtig war und sogar selbst als Lehrer der lateinischen Literatur und Rhetorik auftreten konnte. Bald traten aber auch die widerlichen Seiten seines Charakters in recht abstoßender Weise hervor: seine Aufgeblasenheit, Prahlerei und Zanksucht. Wegen seiner Gewandtheit im Griechischen und Lateinischen wurde er von Barbaro der Curie für die Arbeiten des Unionsconcils empfohlen. Er zog nun mit seiner Familie nach Florenz, wo er nebenher in griechischer Sprache und Rhetorik Unterricht ertheilte. Eugen IV. ernannte ihn zum päpstlichen Secretär und verlieh seinem Sohne eine Scriptorstelle. Als der Papst nach Rom zurückkehrte, begleitete auch Georgios die Curie dahin und wirkte nun lange Zeit als hochgefeierter Lehrer der Rhetorik in Rom, bis ihn die Concurrenz Vallas zum Rücktritt nöthigte 1450.

---

1) † Ut Papa tantum vicarius Christi sit et non etiam Caesaris . . . tunc Papa et dicetur et erit pater sanctus, pater omnium, pater ecclesiae. Als päpstlicher Secretär benutzte er die Gelegenheit, die Schrift durch Documente des päpstlichen Archivs zu vervollständigen. Sie wurde übrigens nur im Geheimen verbreitet, erst Ulrich von Hutten ließ sie mit sarkastischer Widmung an Leo X. drucken. Laurentii Vallensis, Patricii Romani, de falso credita et ementita Constantini donatione.

Nun widmete sich Georgios der Uebersetzungsarbeit, die ihm für einige Jahre reichen Erwerb, aber desto weniger Ruhm und Ehre einbrachte. Der Reihe nach übersetzte er die Praeparatio evangelica des Eusebius, das Werk Cyrills über die Trinität, die Homilien des Chrysostomus, des Aristoteles Rhetorik und das Buch über die Thiere, sowie Platons Buch von den Gesetzen All dies waren werthlose Lohnarbeiten ohne wissenschaftliche Bedeutung; es waren flüchtige, willkürliche Uebertragungen voll von Unrichtigkeiten und Entstellungen. Nicht selten waren ganze Stellen kurzweg ausgelassen und das Ganze so unbrauchbar, so reichlich sich auch Georgios vom Papste dafür lohnen ließ. Bei der Uebersetzung des Almagest von Ptolemäus kam endlich diese unverantwortliche Leichtfertigkeit des bisher hochgeehrten Uebersetzers zu Tage [1]), und brachte diesen in der Gunst des Papstes zu Fall, so daß er im April 1452 Rom verlassen mußte. Mit zwei Söhnen und fünf Töchtern begab sich der Trapezuntier nach Neapel, durfte aber auf Verwenden einiger Freunde, namentlich des alten Gönners Barbaro 1453 wieder nach Rom zurückkehren, ohne sich aber in der Gunst des Papstes rehabilitiren zu können. Seinen Ruf als Uebersetzer hatte er gründlich verdorben, blieb aber doch päpstlicher Secretär auch unter Calixt III. und Pius II. Nahezu 90 Jahre alt starb er zu Rom am 12. August 1484.

† 176. Gewissermaßen sein Nebenbuhler in der edlen Uebersetzungskunst war Theodorus Gaza aus Salonichi. Nach Eroberung seiner Vaterstadt 1430, scheint er sich nach Constantinopel geflüchtet zu haben, wo er mit Filelfo bekannt wurde. Erst nach 1440 begab er sich nach Italien, da er aber des Lateinischen unkundig, bequemte er sich, gleich seinem Landsmann, die Schule des Vittorio de Feltre in Mantua zu besuchen. Ebenso rasch und gründlich wie der Trapezuntier eignete er sich das neue Idiom an und erhielt nach dreijährigem Unterricht in derselben zu Ferrara eine Lehrstelle der griechischen Sprache. Er unterrichtete daselbst mit solchem Ruhm, daß Nicolaus V. ihn für seine Universität als Docent der Philosophie zu gewinnen suchte. Mehr noch als auf dem Lehrstuhl scheint er hier als Uebersetzer gewirkt zu haben, zog sich aber hiedurch den Haß seines Landsmanns des Trapezuntiers zu. Gaza übersetzte des Aristoteles' Problemata, die Mathematik sowie dessen Thiergeschichte; des Theophrast's Buch über die Pflanzen und eine Reihe anderer Werke. Die gleichzeitigen italienischen Humanisten rühmen ihn als den gelehrtesten und bescheidensten aller Griechen. Für letzteres Lob spricht der Umstand, daß Gaza trotz der Achtung und Verehrung, die er überall genoß, sich doch nicht zu glänzenden Verhältnissen emporschwang, sondern zeitlebens ein dürftiges Dasein führte. Auf Bessarions Verwendung erhielt er eine kleine Pfarrei in Calabrien, wo er sich aber ohne Bücher und gelehrte Freunde vereinsammt abhärmte. Er starb daselbst 1478.

† 177. Durch die zahlreichen Copien und Uebersetzungen hatte Nicolaus V. seinen Bücherschatz ansehnlich vermehrt; sein Hauptstreben aber gieng auf die Auffindung alter Classiker und namentlich der Werke der Kirchenväter [2]).

---

1) † Auch Regiomontanus war wegen dieser fehlerhaften Uebertragung mit dem Trapezuntier und seinen Söhnen in Streit gerathen. Siehe oben S. 8. — 2) † Tortello in der Widmung des Buches de orthographia sagt: Video quantam adhibes curam in antiquorum nostrorum operibus exquirendis quae deperdita credebantur, ita ut nonnullos ad diversas extremasque mundi partes pro re hac multis cum difficultatibus et impensis destinaveris (Bandini bibl. Leop. Laur. I. p. 498.) Manetti sagt: quot exploratores doctos homines non per universam Italiam solum, sed usque ad extremos etiam Germaniae ac Britanniae

Zu seiner Zeit aber hatte es mit diesen Erwerbungen bereits seine Schwierigkeiten, da sich das Meiste schon in festem Besitz befand. Doch hatte Nicolaus überall noch Agenten, um nach verlorenen Werken forschen zu lassen. Poggio und Tortello waren hiebei des Papstes kundigste und beste Berather, letzterer namentlich als Kämmerer und Vorstand der Bibliothek war eine der einflußreichsten Persönlichkeiten. Die meisten seiner Agenten sandte der Papst wohl nach dem Orient [1]); wie denn auch der Gewinn an griechischen Werken weit größer war als an lateinischen. Von Einem solchen päpstlichen Büchersammler ist Kunde auf uns gekommen, es ist Albert Enoche aus Ascoli, der 1451 nach dem Norden Europas entsandt wurde [2]), um in den verschiedenen Bibliotheken nach einem vollständigen Livius zu forschen. Das Ergebnis dieser Sendung war freilich kaum nennenswerth. Am sorglichsten bedacht war Nicolaus auf die Auffindung des hebräischen Matthäusevangeliums, worauf er eine Belohnung von 5000 Ducaten gesetzt hatte. Er sah sich aber nicht in die glückliche Lage versetzt, diesen hohen Finderlohn ausbezahlen zu dürfen.

Das eifrige Sammeln von Handschriften, Copien und Uebersetzungen führte von selbst zur Anlage einer großen Bibliothek. Die Gründung einer solchen am Sitze des Papstthums und zu allgemeinem Gebrauch der Gelehrten bestimmt, war das Lebensideal von Nicolaus V. [3]). Schon als Secretär des Cardinals Albergati hatte er die aus etwa 800 Bänden bestehende Bibliothek des Cosimo Medici in Florenz geordnet, als Papst nun sollte er der Begründer der großen vaticanischen Bibliothek werden. Vor ihm war es mit den literarischen Schätzen Roms schlecht bestellt. Wohl gab es theologische, canonistische und historische Urkunden an der Curie, allein dieselben scheinen während des avignonischen Aufenthalts größtentheils verschleudert worden zu sein. Travisari, der 1432 die päpstliche Bibliothek und die bei St. Peter durchforschte, erklärte, nichts Bemerkenswerthes darin gefunden zu haben. Ebenso klagte er über den trostlosen Zustand der Bibliotheken bei Santa Cecilia und Grotta Ferrata. Erst mit Nicolaus V. begann eine neue Zeit; sein mit enormen Kosten und unermüdlichem Fleiß gesammelter Bücherschatz zählte über 5000 Bände der verschiedensten Autoren. Wir finden darunter die wichtigsten classischen Werke: Homer, Thucydides, Appian, mehrere Schriften von Aristoteles und Platon, Xenophon, Polybius, Diodor, Theophrast, Philo; Cicero, Sallust, Livius, Horaz, Virgil, Terenz, Ovid, Juvenal, Plinius, Seneca, Quinctilian, Valerius Maximus, Apulejus, Claudian u. a. Aber auch Werke von Eusebius, Basilius, Dionysius Areopagita, Gregor von Nazianz, Chrysostomus, Cyrill u. s. w. Diese Wissensschätze fanden durch die unmittelbaren Nachfolger von Nicolaus V. nicht nur keine Bereicherung, sondern sogar empfindliche Einbuße [5]). Nicht genug, daß Calixt III. die Gold- und Silber-

---

angulos ad investigandum indagandumque transmiserat. (Muratori l. c. III. 2 p. 926). — 1) † Quot insuper in Graeciam ipsam et ante et post deplorandam Constantinopolis captivitatem, eruditos viros magnis cum salariis ingentibusque emendorum et perferendorum carorum codicum commissionibus destinaverat. Manetti bei Muratori l. c. — 2) † Das Empfehlungsschreiben an den Deutschhochmeister Ludwig von Elrichshausen s. Voigt, l. c. II. 202. Anm. 1. Es ist datirt vom 30. April 1451. — 3) † Singularem et praecipuam bibliothecam opportuno quodam Palatii sui loco condere ac construere decreverat, ubi omnes simul congregatos (sc. libros) ad communem cunctorum Romanae ecclesiae Praelatorum utilitatem . . . collocasset. Manetti bei Murat. l. c. — 4) † Muratori l. c. 927. — 5) † Ueber die vaticanische Bibliothek vgl. die Einleitung der Assemani, bibliothecae apost. Vaticanae Codd. mss. catalogus Rom, 1756—59. Dann Gaetano Marini u. C. Ruggieri, memorie storiche ed. v. A. Mai, Rom. 1825. Zanelli, la Bibl. Vat. dalla sua origine fino al presente, Rom. 1857. Röstel, in der Beschreibung der Stadt Rom II. 2 303 ff. C. Greith, Spicilegium Vaticanum, Frauenfeld 1838.

beschläge von den Einbänden in die Münze wandern ließ, um Geld für den Türkenkrieg zu bekommen, sollen von ihm auch noch einige hundert Bände verschleudert worden sein[1]). Auch Pius II. und Paul II. thaten für die Bibliothek wenig oder gar nichts, erst Sixtus IV. vollendete das Werk von Nicolaus V. und wurde mit ihm der zweite Gründer der Vaticana. 1475 ließ er die Bibliothek in ein neu eingerichtetes Local von 4 Sälen zu ebener Erde übertragen, wo sie verblieb, bis sie Sixtus IV. in die neuen Säle überführen ließ. Außerdem vermehrte Sixtus V. die Bibliothek noch durch neue Erwerbungen und sorgte für deren Bestand durch Anlegung eines gesicherten Fonds. Zum Bibliothekar ernannte er den um den Bücherdruck hochverdienten Johann de Bussi, nachmals Bischof von Aleria, und 1475 den berühmten Platina, der hierin einige Entschädigung finden konnte für die Leiden, die ihn in den Verwicklungen unter Paul II. betroffen.

† 178. Auffallend wird man die Stellung finden, die Pius II. als Papst dem Humanismus gegenüber einnahm, er, der als Aeneas Sylvius mitten in dieser literarischen Bewegung gestanden, nicht selten ihr Herold gewesen und ihr die Wege gebahnt, wie z. B. in Deutschland als Sekretär und Kanzler Kaiser Friedrichs III. [2]). In allen Fächern der Literatur bewandert und mit umfassenden Kenntnissen ausgestattet, ist Aeneas Sylvius einer der fruchtbarsten Schriftsteller des 15. Jahrhunderts geworden. Manche seiner früheren literarischen Producte hat er nachmals bitter beklagt und hätte, wenn möglich, dies beschriebene Papier mit Thränen wieder rein gewaschen. Manche dieser Werke haben ihm auch noch als Papst vielfachen und freilich nicht immer unbegründeten Tadel zugezogen. War es vielleicht gerade die Erinnerung an diese schlimme Seite seines literarischen Wirkens, die ihn als Papst der früher so enthusiastisch gefeierten Richtung mehr indifferent gegenüber stehen ließ? Man braucht übrigens bei Pius II. nicht einmal eine geflissentliche Zurückhaltung zu vermuthen; er war zu sehr Papst, um noch Gelehrter sein zu können. Beschäftigten ihn doch die wichtigsten Fragen und nahmen alle seine Kräfte in Anspruch.

Die Bedeutung Pius II. für die Literatur liegt in seinen historischen Schriften; bei einigen derselben wie z. B. den geographisch-encyclopädischen Arbeiten ist das stoffliche Interesse heute nur mehr gering. Das Hauptwerk sind die „Commentare" seiner Zeit, in welchen die Begebenheiten des 15. Jahrhunderts bis 1463 in autobiographischer Form enthalten sind. Als historische Quelle sind sie von großem Werth, wenn auch die Aufeinanderfolge der Begebenheiten nicht streng chronologisch gehalten ist. Sie sind ein herrliches Denkmal des reichen und vielseitigen Geistes, der mit scharfem Blick die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Nationen, ihre Sinnesart, Sitten, Lebensweise, ihre Städte und Monumente zu erfassen und darzustellen vermag. Einen trefflichen und geschickten Fortsetzer hat das Werk in dem Liebling des Papstes, Jakob Ammanati gefunden. Er hatte seine Bildung in der florentinischen Humanistenschule gemacht und war 1450 Secretär des Cardinals Capranica geworden. Unter Calixt III. zum apostolischen Scriptor ernannt, blieb er in diesem Amt auch unter Pius II., obwohl dieser das ganze Collegium neu organisirte. 1460 wurde er Bischof von Pavia und im folgenden Jahre Cardinal. Von Pius II. erhielt er sogar seinen Familiennamen Piccolomini und blieb dessen treuer Begleiter bis zu seinem letzten Athem-

1) † Reumont l. c. III. 1. S. 333. — 2) † Die Bedeutung Pius II. für das wissenschaftliche Leben Deutschlands behandelt Voigt, Enea Sylvio II. S. 342 ff., Wiederaufleben II. S. 279 ff.

zug. In die Fortsetzung der Commentare Pius II., die er bis zu seinem Tode 1479 fortgeführt, hat er eine große Zahl von wichtigen historischen Documenten einverwoben und hat sich so als Gelehrter, wie als Priester der ihm von Pius II. erwiesenen Gunst durchaus würdig gezeigt. In Johann Anton Campanus Bischof von Teramo (gest. 1477) erhielt Pius einen Biographen[1]), dessen Werk in der Literatur stets eine Ehrenstelle eingenommen, wenn es auch nachmals oft allzu überschwenglich verherrlicht wurde.

† 179. Wir haben gesehen[2]), wie die Aufhebung des Collegiums der Abbreviatoren durch Paul II. unter diesen einen wahren Sturm der Entrüstung hervorgerufen, wie sie alles aufgeboten, die Verfügung rückgängig zu machen, wie aber Bitten und Drohungen beim Papste erfolglos blieben; ja Platina, der sich als Vertreter des Collegiums schriftlich an Paul gewendet, büßte sein Wagnis mit viermonatlicher Haft. Dieses Ereignis sollte noch ein unliebsames Nachspiel haben. Die Drohungen der Abbreviatoren mit Appellation an ein allgemeines Concil, an die christlichen Fürsten und dergleichen waren höchst unpassend; nicht nur daß sie ihren Zweck durchaus verfehlten, mußten sie die Appellanten auch politisch verdächtig machen. Die meisten derselben gehörten dem Humanistenkreis an; nun waren aber die Erinnerungen an Porcari und Trivulzio und deren Beziehungen zum Humanismus noch zu frisch, als daß man nicht auch hinter dieser Bewegung ernstere politische Bedeutung hätte vermuthen sollen. So konnte eine Denunciation, die während der Carnevalszeit 1469 an Paul II. kam und ihn vor einer Verschwörung der Academie warnte, leichtiglich Glauben finden.

Diese römische Academie war eine literarische Sodalität, die sich nach Art anderer derartigen Vereine, namentlich des florentinischen in ein antik heidnisches Gewand kleidete und Anregung und Förderung der Mitglieder zum Studium des Alterthums bezweckte. Gründer war Pomponius Leto[3]), ein enthusiastischer Verehrer des Alterthums, Schüler und Nachfolger Vallas auf dem Lehrstuhl an der römischen Universität. Neben der Erklärung der Classiker beschäftigte er sich mit Untersuchung und Sammlung der Alterthümer der Stadt und bethätigte hiebei einen Eifer, der auch seine Umgebung und seine Schüler erfaßte. Seine Wohnung auf dem Quirinal, die eine förmliche Anticagliensammlung war, wurde der Sammelplatz aller Alterthumsfreunde, zugleich aber auch das Lehrzimmer zur praktischen Unterweisung über die Ueberreste jener vergangenen Zeit. In dieser Anregung zum Studium des Alterthums besteht auch das hauptsächliche Verdienst Letos, mehr als in dem Werth seiner 1515 erschienenen Topographie Roms. „Priester der römischen Academie" nannten sich die Glieder dieses Vereins und legten sich altheidnische Namen bei. Pomponius Leto als Stifter war Pontifex Maximus. Neben letzterem waren die berühmtesten Mitglieder Filippo Buonacorsi und Platina, eigentlich Bartolomeo Sacchi aus Piadena im Cremonensischen, berühmt durch seine vitae Pontificum, ein Werk, dessen Werth für die ältere Zeit sehr problematisch ist.

Der Cultus mit dem alten Heidenthum mag vielfach als leere Spielerei angesehen werden, in der Weise aber, wie er damals in den verschiedenen

---

1) † Muratori l. c. III. 2. 967 ff. — 2) † Siehe oben S. 234. — 3) † Pomponio Leto und die Accademia Romana übersichtlich bei Tiraboschi, Storia della litteratura Italiana VI. 1. 158 ff. Die Vita Pauli II. von Michael Cannesius (Muratori l. c. III. 2. p. 993). Casparo Veronese (l. c. 10. 23) und Platina, letztere natürlich in einseitiger, feindseliger Darstellung. Die Academiker in den Cömeterien: de Rossi, Rom. sott. I. 2 ff.

Academien getrieben wurde, war er religiös wie politisch nicht unbedenklich. Manche der Beschuldigungen: die Jünger der Academie seien Verächter des Christenthums, mehr Heiden als Christen, schwören bei heidnischen Gottheiten und dergleichen sind gewiß nicht grundlos gewesen. Daß sodann die enthusiastische Verehrung der altheidnischen Republik auch eine praktische Ausgestaltung finden konnte, hatte die Erfahrung schon sattsam bewiesen. So wurden denn sofort auf erfolgte Anzeige etwa 20 Mitglieder der Academie in Haft genommen und processirt; viele derselben, so namentlich Buonacorsi und Leto waren geflohen, letzterer wurde aber von Venedig ausgeliefert. Der Papst nahm den lebhaftesten Antheil an den Verhandlungen und wohnte den Verhören persönlich bei. Die vermuthete Verschwörung erwies sich als durchaus grundlos; auch eigentliche Häresie konnte den Angeschuldigten nicht zur Last gelegt werden; nur Aeußerungen frivoler Ungebundenheit wurden erwiesen und auch zugestanden. Die Academie wurde zwar aufgelöst, die Mitglieder aber milde behandelt, nur Platina war ein volles Jahr in Haft. Leto durfte schließlich seinen Lehrstuhl wieder besteigen und unter Sixtus IV. wurde auch die Academie wie Platina selbst restituirt.

† 180. Die von Nicolaus V. und anderen Mäcenen Italiens mit so großen Kosten und bewunderungswerthem Fleiß gesammelten literarischen Schätze des Alterthums, sollten in Bälde Gemeingut aller werden. Gerade zu der Zeit, als das Copistenhandwerk seine größte Vollendung erlangt und die Schätze der Literatur in den Bibliotheken gesammelt wurden, gerade da wurde die für die Wissenschaft so hochwichtige Erfindung des Bücherdrucks gemacht. Es ist darum leicht begreiflich, wie diese Kunst vielfach als ein göttliches Geschenk gepriesen und namentlich in kirchlichen Kreisen unbegrenzte Verehrung finden konnte [1]. In den verschiedensten Variationen begegnet uns immer wieder derselbe Gedanke, daß diese Kunst, wie von Gott verliehen, so nur in seinem Dienst und zu seiner Ehre verwendet werden soll, ein frommer Gedanke, von dem schon der Erfinder derselben durchdrungen war. Das 1460 gedruckte Catholikon schloß Gutenberg mit folgenden Worten: „Unter dem Beistande des Höchsten, auf dessen Wink die Zungen der Kleinen beredt werden, ist dieses vorzügliche Buch ꝛc. gedruckt und vollendet worden, deßhalb sei Dir, heiliger Vater, sammt dem Sohne und hl. Geiste, Lob und Ehre, Dir dem Dreieinigen; Verherrlichung sei der katholischen Kirche mit diesem Buche gebracht und laß nie ab, Maria, die Gütige, zu loben" [2]. „Laus Deo!" „Da gloriam Deo!" „Zum Lobe der ungetheilten Dreieinigkeit!" „Ad eusebiam Dei!" „Dem Wesen der Wesen und seiner süßesten Mutter sei Lob!" so und ähnlich schließen die Drucker regelmäßig ihre Werke [3]. Eine „göttliche Kunst" (divina quaedam imprimendi ars) nennt der Erzbischof von Mainz, Berthold von Henneberg, in seinem berühmten Bücherverbot von 1486 [4]), die Buchdruckerkunst. Nauclerus, Lehrer des Grafen Eberhard von Württemberg und erster Rector der Universität Tübingen, glaubt in seiner historia universalis zum Jahre 1440 „der Welt sei diese Kunst durchaus von Gott gegeben." Felix Fabri, Dominicaner zu

---

1) † Siehe hierüber Falk Dr. F., Die Druckkunst im Dienste der Kirche zunächst in Deutschland bis zum Jahre 1520. Köln 1879. — 2) † Schaab, Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst. Mainz 1830—31. I. S. 382. — 3) † Siehe Falk a. a. O. — 4) † Gudanus, Cod. dipl. 4, 469 u. Hist. pol. Bl. Bd. 77. S. 296.

Ulm, bemerkt zum Jahre 1459 in seiner historia Suevorum: „es gebe keine Kunst der Welt, welche würdiger, löblicher, nützlicher, ja göttlicher und heiliger sein könne, als die Druckkunst.“ Besonders schön drückt sich der Leibarzt des Bischofs von Augsburg Adolf Occo im Jahre 1487 über unsere Kunst aus. „Wie viel jedwede Klasse der menschlichen Gesellschaft heutzutage der Druckkunst verdankt, welche durch des allmächtigen Gottes Erbarmen in unserer Zeit aufleuchtete, das wird jeder Vernünftige unschwer zu beurtheilen wissen. Wenngleich alle ihm zu Dank verpflichtet sind, so doch in ganz besonderem Maße, Christi Braut, die katholische Kirche, welche infolge dieser Kunst neu verherrlicht, nunmehr reicher geschmückt ihrem Bräutigam entgegengeht, da dieser sie mit Büchern göttlichen Wissens in Ueberfluß ausgestattet erblickt“[1]).

Gleich große Begeisterung rief die Erfindung Gutenbergs auch in Italien hervor. „Ich wünsche unserem Zeitalter Glück, sagt Nicolaus Perrotto, seit 1451 Erzbischof von Siponto, da wir ein großes und in der That göttliches Geschenk erlangt haben in unseren Tagen, nemlich eine neue aus Deutschland gekommene Kunst.“ Johann Andreas de Bussis, Bischof von Aleria, preist in seiner Vorrede zu den Briefen des hl. Hieronymus das Pontificat Pauls II., „das nie in Vergessenheit gerathen wird, weil diese Kunst bis zu deinem Throne gedrungen.“ Unter Paul II. war nemlich der Bücherdruck nach Italien und nach Rom gelangt. Dem um die Wissenschaft hochverdienten Benedictinerorden gebührt auch das Verdienst, den neuen Ankömmlingen in Italien die erste Heimstätte bereitet zu haben. 1464 oder 1465 waren zwei junge Drucker aus der Mainzer Officin von Fuß und Schöffer, Conrad Sweinheim und Arnold Pannartz nach Rom gekommen. Vielleicht von Cusa gerufen[2]), vielleicht auch nur infolge der Mainzer Katastrophe von 1462, hatten die zwei Deutschen ihren Weg über die Alpen genommen. Bei ihrer Ankunft in der ewigen Stadt fanden sie anfänglich keinen schützenden Gönner, denn Cusa weilte nicht mehr unter den Lebenden. Das nahe Benedictinerkloster Subiaco aber bot ihnen gastliche Aufnahme. Hier druckten sie von 1465 an den Lactantius, Augustin de civitate Dei und Cicero de oratore. Unterdessen war in Rom ein anderer deutscher Drucker erschienen, von Cardinal Turrecremata aus Wien berufen, nemlich Ulrich Hahn aus Ingolstadt. Sein erstes Druckwerk mit Namen und Jahrzahl waren die Meditationen Turrecrematas, wobei er erstmals den Holzschnitt anwandte. Anton Campanus, Bischof[3]) von Terramo leistete ihm die Dienste eines Correctors, dessen Aufgabe aber eine viel weitere war, als heutzutage, da er die kritische Revision des Textes zu besorgen hatte, also eigentlich Editor war. 1467 übersiedelten auch Sweinheim und Pannartz nach Rom, wo sie in Johann Andreas de Bussis einen eifrigen Beschützer und Gönner fanden. Derselbe war von Paul II. zum Bischof von Aleria auf Corsica ernannt und von Sixtus IV. zum Bibliothekar der Vaticana bestellt worden. Durch seine Vermittlung fanden die beiden Drucker Aufnahme in dem Palast der Massimi, wo sie ihre Officin einrichteten und unter Leitung de Bussis' sofort zu arbeiten begannen. Dieser übernahm nemlich das Amt eines Correctors und versah zugleich jedes Werk mit einer Vorrede oder einer schön geschriebenen

---

1) † Falk l. c. S. 8. — 2) † Peroptabat (Cusa), ut haec sancta ars, quae oriri tunc videbatur in Germania, Romam duceretur. Meerman, origg. typogr. I. 110. — 3) † Ueber die Stellung der Geistlichkeit, einzelner Personen wie ganzer geistlicher Genossenschaften zur Buchdruckerkunst, siehe die interessanten Angaben bei Falk l. c. S. 9 ff.

lateinischen Dedicationsepistel, die, weil sie interessante Nachrichten enthalten, heute noch werthvoll sind [1]).

Neben altclassischen Werken erschienen auch Werke der Kirchenväter und 1471 der erste römische Bibeldruck [2]) aus der Officin von Sweinheim und Pannartz. Allein die Drucker fanden trotz der Correctheit des Druckes für ihre Werke nicht genügenden Absatz und kamen dadurch in bittere Noth. Der Bischof von Aleria war zwar unermüdlich besorgt, seinen Schützlingen die nöthigen Existenzmittel zu verschaffen und wandte sich dieserhalb wiederholt bald an den Papst, bald an einen reichen Cardinal. 1472 wandten sich die Drucker selbst in einer von de Bussis verfaßten Bittschrift an Sixtus IV. „Heiligster Vater, lautet das Gesuch, wir haben während unseres Aufenthaltes zu Rom eine große Menge Werke gedruckt, von denen wir dir der Reihe nach Donat, unser erstes Buch, zum Gebrauch der Jugend mit 300 Exemplaren, Lactantius mit 825 Exemplaren, Ciceros epistolae familiares mit 550 Exemplaren . . . nennen. Jetzt aber vermögen wir nicht mehr die ungeheuren Kosten unserer Anstalt zu decken, da es uns an Käufern fehlt. Unser sehr großes Haus ist vollgepfropft mit Papierballen, zum unwiderleglichen Beweis, daß wir wenig verkaufen können. Möge doch deine unerschöpfliche Milde uns zu Hülfe kommen, daß wir uns und die Unsrigen ernähren können" [3]). Es scheint nicht, daß die Bitte großen Erfolg gehabt hätte; von 1473 an mußten sich nemlich die beiden Drucker wegen des schlechten Absatzes ihrer Bücher von einander trennen und geschieden arbeiten; bis 1476 finden sich ihre Namen noch in den Druckwerken, von da an aber verschwinden sie. Neuen Aufschwung nahm die Typographie in Italien durch Aldus Manutius unter Julius II. und Leo X. [4]). Welch ungemein rasche Verbreitung die Kunst Gutenbergs schon im 15. Jahrhundert fand, mögen nachfolgende Daten etwas veranschaulichen: In Italien finden wir bis zum Jahre 1500 in Rom 41 verschiedene Officinen, in Venedig gar 199, in Mailand 60; in Bologna 43; in Parma 34; in Florenz 37 [5]). Nach Falkenstein [6]) gab es in Europa bis zum Jahre 1500 bereits 210 Druckorte und 902 Drucker. Mit dem Weizen wuchs aber auch das Unkraut in üppiger Fülle, und in das Lob der Buchdruckerkunst mischten sich nur zu bald bittere Klagen über die Ausschreitungen der Presse [7]).

† 181. Es ist überhaupt nicht so gar leicht, Nutzen und Schaden der neuen geistigen Bewegung für Kirche und Religion in richtiger Weise abzuwägen. An sich muß jeder wahrhaft wissenschaftliche Aufschwung auch für Kirche und Religion von Vortheil sein, denn Wahrheit, Wissenschaft und Kunst sind stammverwandte Himmelstöchter. Wohl und Wehe der einen muß daher in irgend welcher Weise auch von den andern mitempfunden werden. Nicht das Wiedererblühen des Classicismus an sich konnte dem Christenthum

---

1) † Vgl. über diese ersten Drucke und deren Vorreden: Laire, specimen hist. typogr. Romanae. Romae 1778. Zeltner, Correctorum eruditorum centuria. Norimb. 1716. Quirinus, Liber singularis de optimorum scriptorum editionibus quae Romae primum prodierunt rec. Schelhornius. Lindaugiae 1761. Botfield, Prefaces to the first editions of the Greek and Roman classics. London 1861. — 2) † In der Reihe der übrigen ist er der fünfte; es giengen ihm voran: Mainz 1462 und 1464; Augsburg 1466 und Reutlingen 1469. — 3) † Quirini l. c. p. 54. — 4) S. F. Schück Dr., Aldus Manutius und seine Zeitgenossen in Italien u. Deutschland, Berlin 1862. — 5) † Siehe Hain, Repertorium t. IV. Verzeichnis der Druckorte u. ihrer Drucker bis 1500. — 6) † Geschichte der Buchdruckerkunst. Leipzig 1840. S. 383 und 394. — 7) † Siehe unten beim Lateranconcil.

gefährlich sein, wohl aber machten die besonderen Umstände, unter denen diese Neubelebung in Italien statthatte, dieselbe für die Religion zu einem zweifelhaften Geschenk. Im ersten Anflug der Begeisterung unterschied man nicht scharf genug zwischen Form und Inhalt. Die unbegrenzte Verehrung, mit der man zu den Mustern der altclassischen Bildung emporschaute, ließ nicht selten den Stoff, der in solch schöner Gestalt geboten wurde, allzu harmlos erscheinen, so schlich sich unvermerkt heidnische Denk- und Anschauungsweise in das christliche Leben ein und wirkte zersetzend auf Glaube und Sitten. Der Humanismus wurde für die Kirche zum Danaergeschenk. Anfänglich mag das heidnisch-mythologische Costüm, in dem sich die Sprache der Gelehrten gefiel, als harmlose Spielerei erschienen sein, nach und nach aber mußten die Früchte dieses verkehrten Accomodationssystems heranreifen. „Die hellenische Mythologie, bemerkt Voigt [1]) ganz richtig, dient noch als stilistisches Spielzeug, aber die Spielerei steht schon vor dem Heiligen nicht mehr still und wird unvermerkt zur Frivolität, während sie nur geistreich sein möchte.“ Dies zeigte sich am schnellsten und bedenklichsten auf ethischem Gebiet. Nur zu bald stiegen die Obscönitäten und Laster der heidnischen Götterwelt vom hohen Olymp herab in die Kreise des alltäglichen Lebens, und fanden gerade bei den Gelehrten selbst eine zweite Heimstätte. Ernste Beachtung verdient gewiß die traurige Thatsache, daß so viele unter den Humanisten in der Blüthe der Jahre mit halbsiechem Leibe dahin starben; leider daß sie die Werke ihrer lüsternen Phantasie nicht mit sich nahmen in die Vergessenheit des Grabes. Es waren dies Werke, die an Raffinirtheit nicht selten sogar die altheidnischen übertrafen. Allen voran gieng hierin Beccadelli, nach seinem Geburtsort gewöhnlich Panormita genannt, mit seinem „Hermaphroditus“ [2]). Es ist dies das Evangelium der Fleischesemancipation, ein Abgrund von Lasterhaftigkeit und wildester Lüsternheit. Wenn Panormita meint, man könne recht wohl ein obscöner Dichter und doch ein reiner und keuscher Mensch sein, so hat er an die Wahrheit und Möglichkeit dieses Satzes gewiß selbst am wenigsten geglaubt; belehrte ihn ja doch die tägliche Erfahrung eines ganz anderen. Charakteristisch ist die Art und Weise, wie er seinen Sinnlichkeitspanegyrikus entschuldigen zu können glaubte. Er beruft sich auf einen berühmten Mönch, dessen Predigten er oft beigewohnt: „dieser habe in seinem Eifer oft so nackte Dinge gesagt, daß man sich nicht in der Kirche, ja nicht einmal auf offenem Marktplatz zu befinden vermeinte.“ Wohl erhob sich in kirchlichen Kreisen eine Reaction gegen solche Zotenliteratur; Eugen IV. verdammte das Buch, Alberto da Sarteano, Antonio Rho schrieben dagegen, ebenso der Carthäuser Mariano da Volterra; der hl. Bernhardin von Siena, Robert de Lecce sprachen von der Kanzel das Verdammungsurtheil und verbrannten das Buch öffentlich zu Ferrara, Bologna und Mailand, der Dichter aber wurde von Kaiser Sigismund zu Siena feierlich gekrönt. Das Seitenstück zu Beccadellis Schrift lieferte Poggio in seinen schon genannten „Facetien“, die er noch als 70jähriger Greis einer Ueberarbeitung werth hielt. Auch Valla scheute sich nicht in seinem Dialog de voluptate der Sinnlichkeit

---

1) † Wiederbelebung II. Bd. 2. Aufl. S. 284. — 2) † Das Werk erschien erst Ende vorigen Jahrhunderts 1791 im Druck, von einem französischen Abbé anonym herausgegeben. 1824 erschien zu Coburg die erste deutsche Ausgabe, von Karl Friedrich Forberg besorgt. Mit Recht bemerkt Reumont (l. c. III. 1 S. 508). „Was das an Cruditäten u. Nuditäten gewohnte Quatrocento nicht gewagt, den Hermaphroditus zu drucken, das wagte im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts und im dritten des unsrigen ein französischer Abbé und ein deutscher Philologe.“

offen das Wort zu reden. Mit Recht bemerkte Gregorovius[1]): „Die Emancipation der Sinnlichkeit war eine der frühesten Früchte des Humanismus gewesen.“

Solche Geistesrichtung mußte nothwendig auch für das Glaubensleben seine bedenklichen Folgen haben. Die Emancipation auf ethischem Gebiet führt von selbst zu einer solchen auf geistigem und untergräbt unvermerkt die Fundamente der Auctorität. Im Keime zeigte sich dieses beim Humanismus bereits in seinem heftigen Kampf gegen das Mönchthum, den er mit den giftigsten Waffen des Spottes und Hohnes führte. Inwiefern dieser Kampf provocirt und wie Ursache und Wirkung zwischen beiden Theilen vertheilt war, können wir hier nicht untersuchen; daß aber eine principielle Verhöhnung einer legitimen Einrichtung der Kirche, schließlich dieser selbst zum Schaden gereichen mußte, wird nicht erst eines Beweises bedürfen. Nicht selten ist solcher Angriff der erste Schritt zum Angriff gegen die Kirche selbst, daß aber die Humanisten nöthigenfalls auch vor einem solchen nicht zurückschrecken würden, dafür bürgte ihr schwindelnder Gelehrtenhochmuth, mit dem sie gegen die Vertreter der althergebrachten Wissenschaft überall in die Arena traten.

So barg der Humanismus, wie er in Italien sich ausgebildet, unverkennbar nicht wenige bedenkliche Momente in sich, die für Kirche und Christenthum gefährlich werden konnten, ja unter bestimmten Verhältnissen sogar gefährlich werden mußten.

† 182. Anders geartet tritt uns der deutsche Humanismus in seiner älteren Gestalt entgegen. Die älteren deutschen Humanisten waren für die Hinterlassenschaft des classischen Alterthums nicht weniger begeistert, als die italienischen, aber sie haben dasselbe vom Standpunkt des Christenthums aufgefaßt, und nicht umgekehrt, das Christenthum vom Standpunkt des Heidenthums. Sie suchten in den Werken der Alten die religiösen Grundgedanken, die Nachklänge der Uroffenbarung auf, blieben dabei aber entschiedene Gegner heidnischer Weltanschauung und Lebensrichtung. Ihnen war der Classicismus nur Mittel zu formaler Bildung und gelehrter Schulung, zur Schärfung der Urtheilskraft und Uebung des Geistes, um dann die religiösen Wahrheiten um so tiefer erfassen und überzeugungsvoller darstellen zu können[2]). In solcher Weise wurden in Deutschland die classischen Studien betrieben, vor allem in den gefeierten Schulen der „Brüder des gemeinsamen Lebens,“ die sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts „von der Schelde bis zur Weichsel, von Cambrai in den Niederlanden bis nach Culm in Ostpreußen und den Rhein hinauf bis nach Schwaben ausbreiteten.“ In diesen Schulen wurde die Erziehung hoch über das bloße Wissen gestellt; Hauptaufgabe blieb immer die religiös praktische Erziehung, die Pflege eines gesunden religiösen Sinnes, daher war der ganze Unterricht von religiösem Geiste durchweht; der Schüler sollte die Religion als das Fundament des ganzen künftigen Lebens betrachten lernen. Dabei wurde ihm das nöthige Maß gelehrter Kenntnisse beigebracht, um auf diesem Grunde später selbständig weiter bauen zu können[3]). Der große Erfolg dieser Brüderschulen zeigt sich in der staunenswerthen Frequenz, die sie aufzuweisen haben. Mehrere hundert, ja 1000—2000 Zöglinge finden wir in manchen dieser Anstalten[4]).

---

1) † l. c. Bd. VII. S. 544. — 2) † Janssen, Geschichte des deutschen Volkes II. 1. — 3) † Janssen, l. c. II. S. 47. — 4) † Ueber die „Brüder des gemeinsamen Lebens“ vgl. den sehr ausführlichen Artikel von Karl Hirsche unter diesem Titel in Herzogs Realencyclopädie Bd. II., woselbst am Schluß die weitere Literatur angegeben ist.

Neben diesen Fraterschulen wirkten noch andere in ähnlicher Richtung, namentlich zeigte sich an manchen Stiftsschulen wieder ein regeres wissenschaftliches Treiben. Eine der gefeiertsten Schulen damaliger Zeit war die Schlettstadter, die unter Ludwig von Dringenberg, nach seinem Geburtsort unweit Paderborn so genannt, zur „Perle des Elsaßes" wurde [1]). Seine erste Ausbildung hatte Ludwig in einer Brüderschule erhalten, war dann nach Heidelberg gegangen, da er zu arm war, um nach damaliger Sitte eine italienische Hochschule besuchen zu können. 1450 wurde er vom Rath zu Schlettstadt zum Rector an dortiger Schule berufen, die er ganz im Geiste der Brüderschulen leitete. Er zählte oft 700—800 Zöglinge, unter ihnen die Hauptvertreter des älteren deutschen Humanismus, wie Dalberg, Wimpfeling, Geiler von Kaisersberg u. a.

† 183. Einer der edelsten Vertreter des deutschen Humanismus war Rudolf Agricola [2]) oder Hausmann, er war zu Baflo, einem Dorfe bei Gröningen in den Niederlanden 1443, geboren. Den ersten wissenschaftlichen Unterricht erhielt er in der Schule des Thomas von Kempen zu Zwoll, wo er bereits das Interesse für die Ueberreste des classischen Alterthums in sich aufnahm. Von Zwoll bezog er die Universität Löwen, wo ihm aber die dort noch herrschende scholastische Lehrmethode nicht zusagte, weßhalb er sich nach Paris begab. Hier scheint er sich längere Zeit aufgehalten und auch die Mittel zu einer italienischen Reise erworben zu haben. 1476 finden wir ihn im Lande der classischen Bildung, wo er seine Kenntnisse im Umgang mit dortigen Gelehrten erweiterte und vervollkommnete. Er besaß jedoch damals schon eine solche Fertigkeit, Sicherheit und Reinheit im Lateinischen, daß ihn sogar die Italiener dieserhalb anstaunten. In Ferrara machte er die Bekanntschaft mit Johann von Dalberg und Dietrich von Plenningen, die für sein späteres Leben von großer Bedeutung sein sollte. Mit reichem Wissen und literarischen Schätzen ausgestattet, kehrte er in die Heimath zurück. 1481 wurde er von der Stadt Gröningen mit wichtigen Aufträgen nach Brüssel gesandt an den Hof Maximilians, der die herrlichen Kenntnisse des Mannes durchschauend ihn für sich zu gewinnen suchte. Agricola fand aber keinen Geschmack am Hofleben und kehrte in seine Heimath zurück. Die Verhandlungen mit der Stadt Antwerpen, welche den trefflichen Mann dorthin führen sollten, vereitelte Johann von Dalberg. Dieser war nemlich unterdessen Kanzler des Churfürsten von der Pfalz und bald darauf Fürstbischof von Worms geworden und gedachte nun in dieser Eigenschaft wieder seines gelehrten Freundes von Ferrara. Durch Vermittlung Dietrichs von Plenningen gewann er Agricola für die Universität Heidelberg, wohin dieser im Sommer 1483 übersiedelte. Hier wie auch in Worms hielt Agricola Vorlesungen über die classischen Studien und namentlich auch über die Behandlung der Philosophie, um zu reinerer Auffassung und edlerer Behandlung derselben anzuleiten. Daneben arbeitete er aber fortwährend an der eigenen Ausbildung, namentlich in der Theologie, zu welchem Zweck er sich von einem christlich gewordenen Juden im Hebräischen unterrichten ließ. Innig überzeugt von dem hohen Werth der Werke der Griechen und Römer war er einer der ersten unter den Deutschen, der durch Wort und Beispiel den Eifer für den Clas=

1) † Röhrig, die Schule zu Schlettstadt, in Illgens Zeitschrift für histor. Theologie. Leipzig 1834 S. 199 ff. Strüver, die Schule von Schlettstadt von 1450—1560. Leipzig 1880. Diss. — 2) † Erhard l. c. I. 374 ff. Tresling, Vita et merita Rudolfi Agricolae. Gröningen 1830. Raumer, Geschichte der Pädagogik II. S. 77 ff. Geiger in Allg. deutsche Biographie I. S. 151 ff.

sicismus zu wecken suchte, um sich mit ihren Kenntnissen zu bereichern und namentlich Geschmack und Urtheil an ihren Mustern zu bilden. Goldkörner treffender Unterrichtsweisheit hat er in dem Brief an seinen Freund Barbirianus niedergelegt[1]). Er empfiehlt darin das Studium der alten Philosophen, der Geschichtsschreiber, Redner und Dichter. „Von diesen aber steigen wir höher zur hl. Schrift, um nach ihren Lehren unser Leben einzurichten und auf ihre segensreiche Leitung unser Heil zu bauen. Allem, was uns andere lehren, ist immer mehr oder weniger Irrthum beigemischt; sie selbst konnten es auch nicht dahin bringen, ihren Lebenswandel ganz tadellos einzurichten, den wahren Zweck des Lebens kannten sie entweder gar nicht, oder ahnten ihn doch nur dunkel, gleichsam wie durch eine Wolke sehend, so daß sie davon mehr redeten, als überzeugt waren. Die hl. Schrift aber ist von allem Irrthum ebensoweit entfernt, als ihr Urheber, Gott selbst." Weiter empfiehlt er die Untersuchung über die Natur der Dinge, „denn dadurch lernt man solche Dinge, welche der Unkundige anstaunt, mit Gleichgiltigkeit und Ruhe betrachten; man bedauert jene, welche gewöhnlich für glücklich gelten, weil man einsieht, wie vergänglich und geringfügig alle Dinge ihrer ursprünglichen Natur nach sind. Und wenn wir uns von der schwachen, gebrechlichen und allen Unglücksfällen unterworfenen Beschaffenheit unseres eigenen Körpers überzeugen, so werden wir um so mehr alle Sorge auf unseren Geist und dessen Ausbildung verwenden, worauf keine Mühe fruchtlos verwandt wird, weil alles so unvergänglich ist, wie dieser selbst." Sodann heißt es: „Wer beim Erlernen der Wissenschaft zu einer Frucht kommen will, die der Mühe werth ist, der hat vornemlich auf dreierlei zu sehen: erstlich, daß er das, was er erlernt, richtig und deutlich versteht; zweitens, daß er das einmal Aufgefaßte auch richtig behält; und drittens, daß er sich dadurch in den Stand setzt, auch selbst etwas hervorzubringen. Zum ersten gehört fleißiges Lesen, zum anderen ein getreues Gedächtnis und zum dritten eine fleißige Uebung." Namentlich dringt Agricola auf selbständiges productives Arbeiten, „denn wenn wir selbst nichts anderes der Nachwelt überliefern oder der Mitwelt darstellen können, als das, was wir von anderen gelernt; worin würden wir uns dann von einem Buch unterscheiden, außer etwa darin, daß dieses seinen Inhalt immer getreu aufbewahrt und wiedergibt, unsere Kenntnisse aber oft einer Wiederholung und Erneuerung bedürfen."

Das Verdienst Agricolas war eine scharfe Bestimmung der Begriffe, Verbannung aller geschmacklosen, barbarischen Terminologie und ein reiner, deutlicher und bündiger Ausdruck. Dabei gründete sein Wissen und seine Wissenschaft auf festem Glaubensleben. Wissenschaft und Frömmigkeit sind ihm nicht einander ausschließende, sondern correlate Begriffe. Wie seine Gelehrsamkeit achtbar, sein Glaube unwandelbar, so war auch sein sittlicher Charakter und Wandel unbescholten. Darin stimmen alle Nachrichten überein, daß er sowohl in der Jugend, wie in männlichen Jahren von jeder sittlichen Ausschweifung sich frei gehalten. Ebenso rühmen die Zeitgenossen sein heiteres Gemüth, sein gefälliges Wesen, seine Bescheidenheit und Friedfertigkeit. Sein sehnlicher Wunsch, Italien nochmals zu sehen, wurde noch erfüllt, da er 1485 seinen Bischof nach Rom begleiten mußte. Leider kehrte er von dort nur zurück, um sich aufs Sterbelager niederzulegen, er hatte den Todeskeim mit sich gebracht und starb nach nur kurzem Krankenlager zu Heidelberg am 28. October 1485, wenig über 42 Jahre alt. Er wurde in dortiger Franciscanerkirche im Kleide des hl. Franciscus beigesetzt. Die Klage über den so raschen und allzufrühen Verlust des trefflichen Mannes war eine allgemeine;

---

1) † Erhard I. 389.

Hermolaus Barbarus, einer der berühmtesten Männer Italiens, widmete ihm folgende Grabschrift:

„Während noch lebte der Mann, warb Deutschland keck
um den Lorbeer,
Welcher in Latium grünt, welchen uns Gräcien beut."

Seine Schriften siehe bei Erhard I. 411 ff.

† 184. Ein Zeit- und Studiengenosse und zugleich Schüler Agricolas war Alexander Hegius[1]); er stammte aus dem Dorfe Heck im Münsterlande, woher sein latinisirter Name. Das Jahr seiner Geburt ist nicht bekannt, den ersten Unterricht erhielt er mit Agricola, Rudolf Lange u. a. zu Zwoll in der Schule des Thomas von Kempen. Wo er sich seine weiteren Kenntnisse erworben, ist nicht gewiß, da er aber im Lateinischen wie Griechischen treffliche Kenntnisse besaß, da von einem italienischen Aufenthalt nie etwas berichtet wurde, so muß er treffliche Lehrer besessen und mit großem Fleiß der Selbstausbildung obgelegen sein. Höchst wahrscheinlich machte er sich die italienischen Errungenschaften seines Freundes und Studiengenossen Agricola zu Nutzen. „Von meinem Lehrer Agricola, sagt er, habe ich alles gelernt, was ich weiß, oder was andere meinen, daß ich wisse." Von 1469 bis 1474 war er Rector an der Schule zu Wesel, kam dann an die Stiftsschule zu Emmerich und um das Jahr 1481 nach Deventer, wo er bis an seinen Tod mit großem Erfolg und nicht abnehmender Begeisterung wirkte. Die tüchtigsten Männer giengen aus seiner Schule hervor, wie ein Murmellius, Hermann Busch und Erasmus. Es wird von ihm vorzüglich gerühmt, daß er seine Schüler nicht nur in der lateinischen Sprache und Literatur in größerem Umfang, nach besserer Methode und mit trefflicheren Hülfsmitteln, als dies in den gewöhnlichen seiner Zeit gebräuchlich war, unterrichtete, sondern auch mit der in jener Zeit noch seltenen griechischen Sprache bekannt machte. Gleich vortheilhaft, wie durch wissenschaftliche Bildung, wirkte Hegius auf seine Schüler, durch seinen musterhaften Lebenswandel und hinterließ hiedurch bei ihnen ein Andenken voll Dankbarkeit und Liebe. Fern von Eigennutz unterrichtete er dürftige Schüler nicht nur unentgeltlich, sondern unterstützte sie auch noch aus eigenem Vermögen oder sorgte für sie durch Empfehlung an vermögliche Freunde. Kein Wunder, wenn die lernbegierigen Jünglinge diesem trefflichen Manne zahlreich zuströmten. Wenn etwas an ihm zu tadeln war, sagt Erasmus[2]), so war es allzugroße Bescheidenheit, daß er es verschmähte, seinen Ruhm der Nachwelt in schriftlichen Denkmalen zu hinterlassen. Treffend bemerkt hierüber Erhard[3]): „Durch seine Verdienste lebt sein Wirken mittelbar noch immer fort bei der Nachwelt und vielleicht besser und dauernder als wenn er sich weniger des Unterrichts durch das lebendige Wort und Beispiel befleißigt, und dafür große Bücher geschrieben hätte, die vielleicht jetzt wie so manche aus jener Zeit unbrauchbar und ungelesen in dem Staub der Bibliotheken vermoderten." Schon hochbetagt trat Hegius noch in den geistlichen Stand und als er am 27. December 1498 starb, flossen vor allem die Thränen der Armen, denen er alles gegeben bis

---

1) † Erhard I. 416 ff. Raßmann, Biographische und literarische Nachrichten von Münsterischen Schulmännern des 15. u. 16 Jahrh. Münster 1862. Progr. Krafft und Cornelius W., Mittheilungen über Alexander Hegius u. seine Schüler, Zeitschrift des bergischen Vereins. Bonn 1871. 7. 213 ff. Butzbach, J. Wanderbüchlein (Chronica eines fahrenden Schülers), ed. von Becker. Regensburg 1869. — 2) † Adag. I. 5. c. — 3) † Erhard l. c. I. 423.

auf seine Bücher und Kleidungsstücke. Sein Grundsatz: „Alle Gelehrsamkeit ist verderblich, die mit Verlust der Frömmigkeit erworben wird," dürfte noch heute der Gelehrtenwelt als Leitstern dienen.

† 185. Gleich Hegius hat auch Jakob Wimpheling[1]) weniger durch die Schrift als das lebendige Wort gewirkt, dennoch gebührt ihm unter dem Gelehrtenareopag des 15. Jahrhunderts eine hervorragende Stelle. Mit Agricola und Hegius theilt er sich in das Verdienst der Schulreform und wird sogar mit dem ehrenden Epitheton „Erzieher Deutschlands" ausgezeichnet. Geboren zu Schlettstadt am 27. Juli 1450 erhielt er daselbst in der trefflichen Schule Ludwig Dringenbergs seinen ersten Unterricht. Nach dem Tode des Vaters sorgte ein Oheim für die Weiterbildung des talentvollen Knaben, der schon 1464 die Universität Freiburg bezog. Später gieng er auch nach Erfurt und zuletzt nach Heidelberg, wo er 1471 die Magisterwürde erwarb. Nun begann Wimpheling mit allem Eifer das Studium der Theologie, worin er 1483 das Baccalaureat erhielt. Als eine in Heidelberg pestartig auftretende Krankheit Lehrer und Schüler vertrieb, erhielt Wimpheling auf Empfehlung des Andreas Brambach einen Ruf als Domprediger nach Speyer. Es scheint, daß er erst in dieser neuen Stellung die höheren Weihen empfieng. 14 Jahre lang wirkte er in dieser Stellung und wollte sich eben, dem Zug des Herzens folgend, mit dem Domherrn Christof von Utenheim in die Einsamkeit begeben, als er von Churfürst Philipp als Professor der Literatur und griechischen Sprache nach Heidelberg berufen wurde. Die neue Stellung entsprach ganz seinen Wünschen, trotzdem entsagte er ihr sofort, als ihn Utenheim nach 3 Jahren an die Erfüllung seines Versprechens erinnerte. Er gieng sofort nach Straßburg zu Geiler, der sich gleichfalls anschließen wollte, erhielt aber hier die Nachricht von der Erhebung Utenheims auf den Bischofsstuhl von Basel. Von nun an ohne eigentliche Stellung lebte Wimpheling an verschiedenen Orten und Klöstern, so zu Straßburg, Freiburg und namentlich auch zu Basel am bischöflichen Hofe seines Freundes Christof. Die letzte Zeit seines Lebens, die er bei seiner Schwester Margaretha in Schlettstadt verbrachte, wurde vielfach getrübt durch Luthers Auftreten. Der tief religiöse Gelehrte beklagte schmerzlich die Wirren, welche der Wittenberger Mönch heraufbeschworen; er ahnte wohl, daß dieser Sturm mit seinem eisigen Hauch die so schön aufblühenden Keime einer glücklichen Aussaat völlig ersticken werde. Froh der wirren Welt entrückt zu werden, entschlief Wimpheling 79 Jahre alt den 17. November 1528.

Mehr als um das eigentliche wissenschaftliche Leben hat sich Wimpheling um Neugestaltung und Veredlung des Jugendunterrichts verdient gemacht. Mit scharfem Kennerblick erfaßte er die ganze Wichtigkeit und hohe Bedeutung dieses Punktes und verwandte auf ihn seine ganze Thätigkeit in Wort und Schrift. Sein Hauptgrundsatz war, durch wissenschaftliche Bildung soll nicht nur der Verstand erleuchtet, sondern auch das Herz veredelt und die Sitten verbessert werden. Von der richtigen Jugenderziehung erwartete Wimpheling alles Heil und Glück für Familie, Staat und Kirche. Eine wahre Verbesserung der Kirche oder die Zurückführung derselben zur alten Zucht und Ordnung muß von einer guten Unterweisung der Jugend ausgehen, sowie von

---

1) † Josef Anton Riegger, Amoenitates literariae Friburgenses Fascic. II. III. Ulmae 1776. Nach ihm aber in einseitig kirchenfeindlicher Darstellung: Wiskowatoff P. v., Jakob Wimpheling, sein Leben und seine Schriften. Berlin 1867. Schwarz B., Jakob Wimpheling, der Altvater des deutschen Schulwesens. Gotha 1875. Hist. pol. Blätter 1868. S. 573 ff.

einem schlechten, verkehrten Unterricht das Verderben derselben ausgegangen ist; nur durch eine gute Vorbildung in der Jugend wird der Mensch überhaupt für den Eindruck des Bessern empfänglich. Dies gilt wie von der Religion, so auch von der äußeren, gesetzlichen Zucht, wovon Sicherheit und Ordnung der Staaten abhängt, sowie von der Verbesserung des häuslichen und allgemeinen Wohlstandes. Das Fundament, auf dem sich jede gedeihliche Erziehung aufbauen muß, ist ihm die Gottesfurcht; „denn, sagt er, die Religion ist die Führerin zu allen Tugenden und daher ist die erste Forderung an einen guten Unterricht des Jünglings, daß er von Kindheit auf in der Religion gefestigt sei. Wie kann man erwarten, daß etwas Menschliches dem heilig sei, der das Göttliche nicht achtet?" Diese Grundsätze finden sich in all den zahlreichen Schriften Wimphelings[1]), namentlich aber in seinem „Wegweiser für die Jugend Deutschlands"[2]). Der „Erzieher Deutschlands" zeigt darin das Verkehrte des früheren Unterrichts, gibt eine reiche Auswahl goldener Regeln und Lehren für die Erlernung der alten Sprachen und lehrt die richtige Methode zu einem ersprießlichen und erfolgreichen Jugendunterricht. Die Schrift ist die erste deutsche Pädagogik, „ein wahrhaft nationales Werk, das durch alle Zeiten mit Dank und Verehrung anerkannt zu werden verdient"[3]).

† 186. Ein hochherziger und eifriger Beschützer der Wissenschaft war der edle Johann von Dalberg. Er war 1445 zu Oppenheim aus der altadeligen Familie der Dalberg geboren; sein Vater war Ritter Wolfgang von Dalberg, seine Mutter Gertrud geborne Greifenklau von Vollrath. Die erste Ausbildung erhielt der junge Dalberg in der Schule des berühmten Dringenberg in Schlettstadt. Mit 21 Jahren bezog er die Universität Erfurt, wo der Humanist Jakob Publicius wirkte. 1470 erwarb er daselbst das Baccalaureat in der Philosophie, scheint aber durch den großen Brand 1472 bestimmt worden zu sein, die Universität zu verlassen. 1476 finden wir Dalberg in Italien zu Ferrara, wo er mit den gelehrten Griechen und Lateinern und dadurch mit dem Classicismus bekannt wurde. Zugleich lernte er hier Rudolf Agricola und Dietrich von Plenningen kennen. Während dieses italienischen Aufenthaltes starb der Vater Johanns und dieses Ereignis scheint ihn in die Heimat gerufen zu haben, wenigstens finden wir ihn 1478 wieder in Ingolstadt. Bald darauf erhielt er einen Wirkungskreis, in dem er seine bisher gesammelten Kenntnisse trefflich verwerthen konnte. Philipp, Churfürst und Pfalzgraf bei Rhein, war seit seinem Regierungsantritt 1476 unermüdlich bestrebt, seine Landesuniversität zu einem würdigen Musensitz zu machen. Schon hatte er Johann Wessel und Jakob Wimpheling gewonnen; nun zog er 1482 auch Dalberg und seinen Freund Dietrich von Plenningen nach Heidelberg und übertrug ersterem das Amt eines Kanzlers[4]). In dieser Eigenschaft errichtete Dalberg sofort einen neuen Lehrstuhl für die griechische Sprache, wofür er Dionysius Reuchlin, den Bruder von Johann Reuchlin, gewann. Doch konnte der neue Kanzler nicht allzulange in seiner Stellung wirken; als 1482 der Fürstbischof von Worms starb, wählte das Domcapitel rasch seinen Probst Johann von Dalberg, der schon im October desselben Jahres die päpstliche Bestätigung erhielt. Die neue Würde konnte ihn den

---

1) † Ihre Zusammenstellung siehe bei Erhard l. c. I. 455 ff. — 2) † Isidoneus Germanicus erschien erstmals 1497 zu Straßburg, dem Speyrer Dompropst Georg von Gemmingen gewidmet. — 3) † Zarnke, in Sebastian Brants Narrenschiff. Leipzig 1854. — 4) † Vgl. Ullmann, Johann von Dalberg, in den theol. Studien u. Kritiken 1841. S. 555 ff.

Wissenschaften nicht entfremden, Heidelberg blieb auch dem Fürstbischof ein Lieblingsaufenthalt, wo er die tüchtigsten Gelehrten um sich zu sammeln suchte, so namentlich seinen Freund Agricola, der ihn auch 1485 nach Rom begleitete. Dalberg war es auch, der dem Churfürsten den Gedanken zur Gründung einer Bibliothek eingab, der nachmals weltberühmten Palatina, zu welcher die Bibliothek des 1485 gestorbenen Agricola den Grund legte.

Von Conrad Celtes angeregt, gründete Dalberg um das Jahr 1496 die rheinische Gesellschaft, die erste dieser Art in Deutschland. Es war ein Verein von Männern, die sich zu gemeinsamem Wirken verbunden, zum Studium der alten Literatur und Erforschung der vaterländischen Geschichte. Der Verkehr war zunächst ein brieflicher, doch kamen die Mitglieder, so oft es die Verhältnisse gestatteten auch persönlich zusammen, um gemeinschaftlich zu berathen. Haupt und Vorsteher der ganzen Gesellschaft war Fürstbischof Dalberg. Die berühmtesten Mitglieder waren Johann Trithemius, Abt zu Sponheim, Johann Tholasus, Probst zu Regensburg, Heinrich von Bünau, Domherr in Magdeburg, der gelehrte Ritter Eitelwolf vom Stein, der Rechtsgelehrte Ulrich Zasius zu Freiburg [1]); Johann Vigilius, Professor der Rechte in Heidelberg. Willibald Pirkheimer [2]), Konrad Celtes, Konrad Peutinger [3]) von Augsburg, Heinrich Bebel von Tübingen, Sebastian Sprenz u. a.

Mit welchem Eifer und mit welcher Begeisterung Dalberg den classischen Studien ergeben, zeigt uns ein Schreiben des Vigilius an Celtes nach Ingolstadt: „Vergiß nicht, schrieb ersterer im December 1495, den Bischof bei seiner Abreise mit einem griechischen Buche zu beschenken; das wird ihm die größte Freude machen, denn er lebt ganz in der griechischen Literatur (totus Graecus est). Der Name Dalbergs als eines fürstlichen Gönners und Förderers der Wissenschaften war bei allen Gelehrten Deutschlands gefeiert; als daher der Fürstbischof am 23. Juli 1503 unvermuthet rasch, erst 58 Jahre alt, starb, wurde sein Verlust in gelehrten Kreisen schmerzlich empfunden und tief beklagt.

† 187. Der „Erzhumanist" und erste gekrönte Dichter Deutschlands ist Konrad Celtes, geboren am 1. Februar 1459 zu Wipfeld bei Schweinfurt, wo sein Vater Weinbauer war. Celtes wird als gräcisirter Familienname angesehen, der Schäfer oder Pickel gelautet haben soll, andere wollen die Bezeichnung auch auf das Heimatland Franken beziehen. Den ersten Unterricht erhielt Celtes im väterlichen Haus von einem äußerst strengen Lehrer, unter dessen Leitung er aber gute Fortschritte machte. Schon jetzt beschäftigte er sich mit Poesie und Musik, allein der Vater wollte keinen Gelehrten, sondern einen Nachfolger in seinem Gewerbe und führte daher den jungen Konrad in den Weinberg, um ihn zur Arbeit anzuleiten. Die Wissenschaft hatte aber das Herz des talentvollen Knaben bereits völlig bezaubert und da er keine Möglichkeit sah, den Willen des Vaters umzustimmen, entfloh er dem elterlichen Hause. Auf einem Floß, der den Main hinabfuhr, kam er nach Cöln, wo er am 9. October 1477 unter die academischen Bürger aufgenommen wurde. Er widmete sich zunächst der Philosophie und Theologie, fand aber an der trockenen scholastischen Behandlungsweise dieser Disciplinen

---

1) † Stintzig, R. Ulrich Zasius. Ein Beitrag zur Geschichte der Rechtswissenschaft im Zeitalter der Reformation. Basel 1857. — 2) † Vgl. Binder, Charitas Pirkheimer. Freiburg 1873. — 3) † Ueber Peutingers Wirken siehe Janssen l. c. I. S. 117. Ueber sein Verhältnis zu Kaiser Max. Herberger, in dem historischen Verein für Schwaben u. Neuburg. Augsburg 1851. S. 29 ff.

keinen Gefallen, obnedies für seine Lieblingsstudien, Rhetorik und Poesie, zu wenig Anregung und eilte daher alsbald wieder auf andere Hochschulen. Schon jetzt zeigte sich bei Celtes jene unstäte Wanderlust und jener nimmersatte Wissensdurst, der ihn zeitlebens lehrend und lernend durch die Länder trieb, überall Verbindungen und wissenschaftliche Freundschaftsbande knüpfend[1]). Von Cöln gieng er nach Leipzig, dann nach Erfurt, Schlettstadt, Heidelberg und wieder nach Erfurt zurück. In Heidelberg fand er an Dalberg und Agricola mächtige Gönner und kenntnißreiche Lehrer. Das hier Erworbene suchte er sofort in Erfurt und Leipzig zu verwerthen, an welch letzterem Ort er sein erstes Werk, die ars versificandi, für Churfürst Friedrich von Sachsen verfaßte, infolge dessen er vom Kaiser 1487 eigenhändig zu Nürnberg zum Dichter gekrönt wurde; der erste Deutsche, der diese Auszeichnung erhielt. Sein reichbegabter Geist beschäftigte sich mit den verschiedenartigsten Studien, rhetorischen und historischen, philosophischen und sprachlichen, mathematischen und geographischen. Zur Bereicherung dieser seiner Kenntnisse eilte er in rastlosem Eifer fast unstät durch die Länder Europas, nach Italien, Ungarn und Polen, durch alle Gaue Deutschlands bis zum „äußersten Thule". Ueberall fand der vielseitige Gelehrte freundliche Aufnahme, ohne sich irgendwo bleibend niederzulassen; am längsten wirkte der wanderlustige Sänger in Ingolstadt und von 1497 an in Wien, wohin ihn Kaiser Max durch ein eigenhändiges Schreiben als Lehrer der Beredtsamkeit und Philosophie berufen. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Tod, 4. Februar 1508, ohne übrigens seine Wanderlust ganz zum Opfer zu bringen.

Für das wissenschaftliche Geistesleben Deutschlands ist Celtes ein großer Förderer geworden, sowohl als Lehrer wie als Schriftsteller. Als Humanist steht er auf der Grenzscheide zwischen dem altdeutschen und jungdeutschen Humanismus, indem bei ihm bereits die schlimmen Eigenschaften der Italiener stark zum Vorschein kommen. Wie diese schritt auch er vielfach in grober Weise über die Gesetze von Sitte, Moral und Christenthum hinweg, so namentlich in seinen vier Büchern amores. Manche Schätze älterer Literatur wurden durch Celtes der Vergessenheit entrissen. Im Kloster St. Emmeran entdeckte er die Werke der Hroswitha, im Kloster Eberach den Ligurinus, ein den Zeiten Barbarossas angehöriges Gedicht[2]); ebenso ist er der Entdecker der berühmten Reisekarte aus der Zeit Kaiser Marc Aurels, die unter dem Namen tabula Peutingeriana bekannt ist. Wie Celtes Dalberg zur Gründung der „rheinischen Gesellschaft" veranlaßt, so bestimmte er auch Kaiser Max 1501 zur Errichtung des sogenannten „Dichtercollegs" zur Förderung des Studiums der Poesie und Mathematik. Für die humanistischen Disciplinen stiftete er selbst die „Danubische Gesellschaft", der in Bälde die vorzüglichsten Gelehrten Wiens und der benachbarten Länder als Mitglieder zugehörten. Die Früchte seiner langjährigen ausgedehnten Reisen, sowie die Ergebnisse seiner umfassenden Studien wollte Celtes in einem eigenen größeren Werke über Deutschland und die Deutschen niederlegen, in einer germania illustrata, leider hinderte ihn ein allzufrüher Tod an der Ausführung dieses Werkes[3]).

---

1) † S. Aschbach, Die früheren Wanderjahre des Konrad Celtes und die Anfänge der von ihm errichteten gelehrten Sodalitäten. Sitzungsbericht der k. k. Academie der Wissenschaften philos. histor. Klasse. Wien 1868. 60. S. 75 ff. — 2) † 1507 zum erstenmal edirt von Conrad Peutinger von Augsburg. — 3) † Ueber Celtes siehe Klüpfel E. De vita et scriptis Conradi Celtis. Freiburg 1813—29. Erhard. l. c. II. 1 ff. Bezold F. v., Konrad Celtes der „deutsche Erzhumanist" in Sybel, historische Zeitschrift N. F. 13. S. 1 ff. 1883. Die Epigramme von Celtes wurden edirt von Hartfelder, Karlsruhe 1881.

† 188. Eine der schönsten Zierden Deutschlands im ausgehenden Mittelalter ist der gelehrte Abt Johann Trithemius von Sponheim. Er war zu Tritenheim im Trierischen am 1. Februar 1462 geboren. Sein Vater, ein nicht sehr bemittelter Landmann, wurde ihm frühzeitig durch den Tod entrissen, und sein Stiefvater that nicht nur nichts für die geistige Ausbildung des talentvollen Knaben, sondern untersagte ihm sogar aufs strengste alles und jedes Studium. Nichtsdestoweniger wußte Johannes heimlich Gelegenheit zu geistiger Weiterbildung zu finden, und wie sein großer Landsmann Cusa entzog auch er sich den väterlichen Mißhandlungen durch die Flucht. Von seinem Oheim, Peter von Heydenberg, erhielt er einige Unterstützung und begab sich nun zunächst nach Trier, wo er einige Zeit die dortigen Schulen besuchte, dann aber gieng er nach Heidelberg, um sich an dortiger Hochschule in den Wissenschaften gründlich auszubilden. Auf einer Reise in die Heimat wurde er in der Nähe des Klosters Sponheim bei Kreuznach von einem heftigen Gewitter überrascht und zur Umkehr gezwungen. Seine Worte: Wohlan, ich will im Kloster bleiben, sollten eine ungeahnte Erfüllung finden. Einen Wink des Himmels in diesem Vorkommnis erkennend, trat nemlich der wissensdurstige Jüngling wirklich als Novize in das Benedictinerkloster Sponheim ein und wurde schon im folgenden Jahre 1483, obwohl der jüngste Professe zum Abte gewählt. Als solcher war er für die Hebung des Klosters sowohl in ökonomischer, wie disciplinärer und wissenschaftlicher Hinsicht unermüdlich thätig, und bald beginnt der Name Trithems und seines Klosters ein gefeierter zu werden in ganz Deutschland und weit über die vaterländischen Grenzen hinaus. Der gelehrte Abt war ebenso berühmt wie seine in ganz Deutschland einzig dastehende Bibliothek. Die 48 Bände[1]), die er im Kloster angetroffen, waren durch seine umsichtige Leitung und staunenswerthe Thätigkeit bis zum Jahre 1502 auf 1646[2]) der seltensten und kostbarsten Werke in zwölf verschiedenen Sprachen angewachsen. Aus allen Gegenden Europas kamen gelehrte Prälaten und Fürsten nach Sponheim, um die Bibliothek und deren gelehrten Sammler kennen zu lernen[3]). Die höchstgestellten Personen, wie Kaiser Max, Churfürst Philipp von der Pfalz, Joachim von Brandenburg, Herzog Eberhard von Württemberg warben um die Gunst des seltenen Mannes; welchen Ruf er in der Gelehrtenwelt genossen, beweist sein ausgedehnter Briefwechsel mit Theologen, Juristen, Mathematikern, Physikern, Medicinern und Poeten. Selbst aus Italien liefen Schreiben berühmter Männer in Sponheim ein, um den berühmten Abt in gelehrten Dingen um Rath zu fragen. Die schriftstellerische Thätigkeit des Trithemius ist eine staunenswerth umfangreiche und vielseitige, wenn man bedenkt, welch zahlreich andere Arbeiten auf ihm lasteten. Am berühmtesten und dem Geschichtsforscher heute noch unentbehrlich sind sein „Catalog berühmter Männer Deutschlands," das erste Gelehrtenlexikon, von seinem Schüler Johann Butzbach mit einem Nachtrag von 1155 Artikeln bereichert, sein Buch „über die kirchlichen Schriftsteller" und seine „Hirsauer Annalen."

Bezüglich der Behandlung der Wissenschaft finden wir bei Trithemius dieselben edlen, tiefreligiösen Grundsätze, wie sie auch Wimpheling, Agricola und andere seiner Zeitgenossen vertreten. „Ob wir mit dem Wort oder der Feder wirken, sagt er, stets sollen wir bedenken, daß wir Prediger der Wahrheit, Verkündiger der Liebe sind und daß diese Liebe in uns selbst Frieden wirken, und Heil und Segen, so weit in unseren Kräften steht, über Andere verbreiten

---

1) † Chronic. Sponh. p. 395. ed. Francf. 1601. vix XLVIII volumina, imputatis omnibus, tempore ordinationis in hoc monasterio reperta sunt. — 2) † Chronic. Sponh. p. 416. — 3) † Chronic. Sponh. p. 396.

muß. Eine Wissenschaft, die nicht aus diesem Geiste geboren ist, führt zum Bösen, verunreinigt unser Herz, verbittert unser Wesen, verwirrt die Welt"[1]). Mit den besten Geistern seiner Zeit huldigte Trithemius dem Grundsatz, „daß das theologische Studium wieder mehr auf die hl. Schrift zurückgeführt, die herkömmliche Theologie der Schule durch Vertiefung in die der Bibel erfrischt und verjüngt werden müsse" [2]).

Mehr als 20 Jahre lang war Trithemius seinem Kloster ruhmreich vorgestanden, da veranlaßte ihn der bayrisch-pfälzische Krieg Sponheim zu verlassen; während seiner Abwesenheit war im Kloster wieder die alte Unordnung eingerissen, deßhalb legte er, ohnedies durch Undank und Verfolgung schwer gekränkt, seine Würde nieder und begab sich nach kurzem Aufenthalt in Heidelberg und bei Joachim von Brandenburg in das seiner Auflösung nahe Kloster St. Jakob zu Würzburg, wo er 1506 zum Abt gewählt wurde. In dieser Stellung verharrte er, mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, bis zu seinem Tod, der ihm am 16. December 1516 die Feder aus der unermüdlich thätigen Hand nahm[3]).

* 189. In dem Kreise deutscher Gelehrten gebührt auch dem Hamburger Dombecan Albert Krantz eine ehrende Stelle. Er stammte aus einer angesehenen Familie Hamburgs, wo er um die Mitte des 15. Jahrhunderts geboren wurde. Nachdem er sich auf verschiedenen Universitäten ausgebildet, wurde er 1482 Rector der Universität zu Rostock, wo er geraume Zeit hindurch Theologie und canonisches Recht docirte. Als Domherr in die Vaterstadt zurückgerufen, wurde er zu verschiedenen politischen Sendungen verwendet, die er alle mit ebensoviel Geschick als Eifer besorgte. Selbst der König von Dänemark und der Herzog von Holstein übertrugen Krantz die Entscheidung in ihrer Streitsache bezüglich der Provinz Dittmarsen, und das Domcapitel ehrte ihn durch die Wahl zu seinem Decan. Letztere Würde bekleidete er bis zu seinem Tode am 7. December 1517.

Krantz ist der eigentliche Kirchenhistoriker Niedersachsens, der für die wirkliche Reformation der Kirche großen Eifer zeigte. Das wichtigste seiner Werke ist die Metropolis, sive historia ecclesiastica Saxoniae worin er in 12 Kapiteln die Kirchengeschichte der Erzbisthümer Hamburg und Bremen, sowie der damit verbundenen Bisthümer Niedersachsens und Westfalens gibt. Erwähnenswerth sind ferner noch die Wandalia sive historiae Wandalicae l. XIV.; die historiae Saxonicae l. XIII. und das Chronicon. Die Schriften von Krantz kamen auf den Index „donec expurgentur", nach den einen weil er die kirchlichen Mißbräuche seiner Zeit in zu grellen Farben geschildert, nach anderen wegen der von den Reformatoren gefälschten Stellen[4]).

† 190. Noch mag hier zweier wissenschaftlicher Wundergestalten unserer Periode, über die uns Trithemius berichtet, kurze Erwähnung geschehen; es sind dies Nicasius von Voerda und Carolus Fernandus. Ersterer

---

1) † Janssen l. c. I. S. 86. — 2) † Janssen l. c. S. 86. — 3) † Ueber Tritheim besitzen wir leider noch keine erschöpfende und allseitig befriedigende Arbeit. Das Beste ist die Monographie von Silbernagl: Johann Trithemius. Landshut 1868. Vgl. weiter Histor. polit. Bl. 1846, II. S. 278 ff. 1868. II. S. 837 ff. „Neue Sion" 1852. n. 56 u. 57. Bonner Literaturblatt 1868. S. 734 ff. Erhard l. c. III. 379 ff. Janssen l. c. I. S. 84 ff. Das neueste Werk von Schneegans: Joh. Trithemius u. Kloster Sponheim. 1882 verdient kaum Erwähnung. — 4) † Wilkens Nic., Leben des berühmten Doct. Albert Krantz. Hamburg 1722. Zeitschrift für Hamburger Gesch. III. 394.

hatte bereits mit drei Jahren sein Gesicht vollständig verloren und mußte so des elementarsten Unterrichts entbehren; dennoch aber wurde er, ein zweiter Didymus, einer der Gelehrtesten seiner Zeit, im profanen wie im theologischen Wissen wohl bewandert. Ohne je ein Buch gesehen zu haben erwarb er sich umfassende Kenntnisse, namentlich in den Rechtswissenschaften, indem er sich die betreffenden Werke vorlesen ließ und deren Inhalt aufs getreueste im Gedächtnis behielt. Auf der Universität Löwen wurde er Magister der freien Künste und zu Cöln mit Zustimmung sämmtlicher Doctoren, Doctor des canonischen Rechts, wie er hier auch im Profan- und Kirchenrecht unterrichtete. Mit päpstlicher Dispens wurde er sogar zum Priester geweiht und verrichtete sämmtliche Functionen des hl. Amtes aufs eifrigste, nur die hl. Messe durfte er nicht ohne Assistenz celebriren. Sogar wissenschaftlich war er thätig und hinterließ vier Bücher Commentare über die Institutionen, die er seinen Schülern dictirte. Trithemius besaß einige Briefe von dem seltsamen Mann, worin er ihm seine Lebensschicksale erzählt. Er starb 1492 zu Cöln.

Eine gleich seltsame Erscheinung war Carolus Fernandus; zu Brügge in Flandern geboren, war er gleichfalls von Jugend an blind, wurde aber nichtsdestoweniger ein berühmter Dichter, scharfsinniger Exeget, feuriger Redner und gewandter Lehrer. Vom König von Frankreich erhielt er dauernde Unterstützung und wirkte lange Zeit zu Paris als Lehrer der classischen Sprachen. Plötzlich entsagte er der Welt und trat in ein reformirtes Benedictinerkloster in der Nähe von Bourges, wo er mit päpstlicher Dispens zum Diacon geweiht wurde und das Predigtamt unter großem Zulauf und mit reichem Segen verwaltete. Auch er hinterließ mehrere schriftliche Werke theils in Prosa theils in gebundener Form, so mehrere Oden zum Lobe Christi und des Carmelitenordens. Gegen Vincenz von Castelnau schrieb er über die unbefleckte Empfängnis Mariä, und eine andere Schrift in Versen über denselben Gegenstand. Außerdem hinterließ er noch mehrere Briefe und zahlreiche andere Gedichte. Im Jahre 1494 lebte er noch.

† 191. So finden wir bei dem deutschen Humanismus und dessen ersten Vertretern einen principiell verschiedenen Geist, als wie er uns in Italien entgegengetreten. Zwar hatten auch die deutschen Humanisten für die Schäden in Wissenschaft und Sitte ein offenes Auge, aber sie suchten dieselben nicht durch beißenden Witz und verletzenden Spott zu verhöhnen, sondern in kindlicher Liebe und Sorgfalt zu heilen. An Stelle der abstoßenden italienischen Frivolität und Lascivität finden wir hier durchgehends überall edlen Ernst und wohlthuende, aufrichtige und wahre Religiösität. Vor allem gieng das Streben des deutschen Humanismus dahin, die Resultate des neu erblühenden Classicismus auch für die theologische Wissenschaft nutzbar zu machen und diese statt des verrosteten, jede freie Bewegung hemmenden Panzers in eine leichtere und geschmeidigere Gewandung zu kleiden.

Die Leistungen der Scholastik sowohl in der Schule der Thomisten und Scotisten als auch der Nominalisten waren während des 15. Jahrhunderts unverkennbar abwärts gegangen, vor allem wenn man sie mit denen des 13. und zum Theil noch des 14. Jahrhunderts vergleicht. Unter den beengenden Formeln eines erstarrten Aristotelismus war die theologische Wissenschaft vielfach zu einer Mumie oder einem Knochengerüste geworden, das nur abschreckend wirken konnte.

Den Inhalt der Scholastik anlangend als einer menschlichen Wissenschaft, abgesehen von dem göttlichen, unveränderlichen Gehalt der Dogmen, war derselbe größtentheils, wie auch die Methode der aristotelischen Philosophie entlehnt worden. Beim ersten Eindringen des arabischen Aristotelismus in die Gedankenwelt des christlichen Europas zu Ende des 12. und Anfang

des 13. Jahrhunderts nahm die Theologie unter dem Einfluß anderer günstiger Momente einen ganz ungewöhnlichen Aufschwung, überwältigte rasch die auf sie einströmende fremdartig scheinende Macht vollkommen und machte sich dieselbe dienstbar. Den späteren Theologen aber ergieng es wie einem siegreichen Heer, das unter Anführung von Heroen, die nach neuer Taktik und mit neuen Waffen kämpfen, ein Land erobert, dann aber während einer langen Friedenszeit es bei seiner Taktik und seinen Waffen bewenden läßt, bis es plötzlich von einem neuen Feind nach ganz neuer Kampfweise angegriffen wird. Während des 14. und 15. Jahrhunderts hatte die Scholastik zu wenig neue Anregung gefunden, und war so allmählich verknöchert. Die aristotelische Methode hatte sich bei den ersten Meistern als durchaus geeignet erwiesen zu einer rationellen Behandlung und allseitiger Durchdringung der Dogmen, hatte auch nichts Schwerfälliges oder Ermüdendes. Die These wurde an die Spitze des Satzes gestellt, die scheinbaren Gegengründe der Reihe nach aufgeführt und die entscheidenden äußeren Gründe der Autorität ihnen entgegengestellt; sodann wurde die rationelle Ausführung der These und zuletzt die Widerlegung der Einwendungen gegeben. Bei den Ausläufern der Scholastik aber und zum Theil schon bei Duns Scotus und Occam, noch mehr bei den Theologen des 15. Jahrhunderts, selbst bei den hervorragenden, wie Dionysius Carthusianus und Capreolus, artet die dialectische Erörterung der These in ein Labyrinth von verschiedenen Ansichten aus, bei deren Aufzählung und Besprechung man den Faden nur mit der größten Anstrengung verfolgen kann, um dann endlich auf die Ansicht des Autors zu stoßen.

So wurde die ganze Behandlung der Dogmen ausschließlich eine Operation des abstrahirenden Verstandes, der für jeden Artikel ein Prokrustesbett von feststehenden Fragen nach Wesenheit, Sein, den realen und virtuellen Unterschieden, nach Form und Materie, nach allen denkbaren Möglichkeiten in Bereitschaft hatte und zur Anwendung brachte. Dadurch kam eine ermüdende und zuletzt ertödtende Einförmigkeit heraus.

Zu den genannten Mängeln der Scholastik kam noch die Unbeholfenheit, Schwerfälligkeit oder gar Roheit der Sprache, die um so mehr mit Widerwillen erfüllte, seitdem die alten classischen Studien ihre Renaissance feierten, so daß jene schließlich zum Gegenstand des beißendsten Witzes und Spottes in den epistolae virorum obscurorum wurde[1]).

† 192. Neben dem unverständlich zähen Festhalten an dem äußeren Knochengerüste, als würde mit dessen Darangabe, Glaube und Seligkeit selbst preisgegeben, forderten die Theologen zudem noch geflissentlich den Spott gegen sich heraus durch verschiedene Streitigkeiten, die unter ihnen selbst, wie mit den Vertretern der neuen Wissenschaft oft in sehr animoser Weise ausgetragen wurden.

Eine der wichtigsten Streitfragen unter den Theologen des ausgehenden Mittelalters war die über die unbefleckte Empfängnis Marias, die schließlich zwischen Dominicanern und Franciscanern zu einer Lebensfrage geworden war[2]). Mit dem Auftreten von Duns Scotus für die unbefleckte Empfängnis hatte sich die Lage wesentlich zu Gunsten der allgemeinen Annahme derselben geändert. Die Franciscaner sahen es als eine Ehrensache an, für

---

1) † Schwane, Dogmengeschichte der mittleren Zeit. Freiburg 1882. S. 94. Scharfe und eingehende Beurtheilung findet die niedergehende Scholastik von Mattes. Freiburger Kirchenlex. Bd. IX, S. 723 ff., wo überhaupt das Wesen der Scholastik trefflich charakterisirt ist. — 2) † Cfr. Wadding, Annal. ad ann. 1477. 1 u. 2. u. 1482. 15.

Verbreitung des Festes und Glaubens der unbefleckten Empfängnis überall thätig zu sein, während die Dominicaner an der Ansicht des hl. Thomas festhielten. Als der Dominicaner Johannes de Montesono 1387 bei seiner Promotion in Paris die Thesen aufstellte, es sei contra fidem zu lehren, daß außer Christus noch jemand von der Erbsünde frei gewesen und insbesondere Maria ohne sie empfangen worden sei, verwarf sie die Sorbonne und verlangte von da an von jedem Promovenden das eidliche Versprechen, die unbefleckte Empfängnis vertheidigen zu wollen. Auch zu Basel war die Frage eingehend verhandelt worden und das Concil erließ in seiner 36. Sitzung 1439 ein Decret, worin die Lehre von der unbefleckten Empfängnis als eine dem kirchlichen Gebrauche, dem katholischen Glauben, der rechten Vernunft und der heiligen Schrift entsprechende erklärt wird, der in Zukunft Niemand mehr widersprechen dürfe, zugleich wird die bezügliche Festfeier aufs Neue angeordnet [1]). Da aber das Concil in dieser Sitzung bereits schismatisch geworden war, konnte die Entscheidung kein autoritatives Ansehen erlangen und der Streit wurde mit erneuter Bitterkeit fortgeführt. Endlich erließ Sixtus IV. drei aufeinanderfolgende Constitutionen [2]), deren dritte vom Jahre 1483 den Gebrauch der römischen Kirche, sowie die vom apostolischen Stuhl ertheilten Indulte betreffs des Officiums und Meßformulars sanctionirt; die gegenseitige Verketzerung aber unter Strafe der Excommunication verbietet, cum nondum decisum sit a Romana ecclesia et apostolica sede [3]). Diese Entscheidung behandelt zwar die Frage noch als eine offene, thatsächlich aber war sie doch der erste Schritt zur Anerkennung der unbefleckten Empfängnis. In diesem Sinne erließ denn auch die Sorbonne 1496 ihr Decret de defendenda immac. concept. B. M. V. und ihr folgte 1499 auch die Universität von Cöln. So wurde die Opposition der Dominicaner immer vereinzelter. Einen unglücklichen Versuch der Ordenstradition wieder mehr Ansehen zu verschaffen, machten 1509 die Dominicaner in Bern durch erdichtete Wundererscheinungen. Die Sache wurde durch die Bischöfe von Sitten und Lausanne und einen päpstlichen Legaten untersucht. Vier Brüder, der Prior, Subprior, Lector und Custos wurden verurtheilt, degradirt und am 31. Mai 1509 auf öffentlichem Markte verbrannt [4]).

† 193. Eine andere Streitfrage, die zwischen Franciscanern und Dominicanern heftig discutirt wurde, war die: ob das während des Leidens vom Leibe Christi getrennte Blut hypostatisch mit der Gottheit vereint geblieben sei oder nicht. Die Dominicaner behaupteten, es könne auf Erden kein Blut Christi geben, ohne die ihm geeinte Gottheit. Die Franciscaner aber verneinten dies und erklärten, daß Theile des Blutes Christi auf Erden hätten zurückbleiben können, ohne daß mit ihnen die Gottheit vereint sein müßte. Da der Streit namentlich in Italien sehr erregt geführt wurde, beschied Papst Pius II. die beiderseitigen Ordensobern zu sich in den Vatican

---

1) † Harduin, Acta Conc. T. VIII. 1265. — 2) † Im Jahre 1474 wurde das Fest Mariä Heimsuchung mit Octav zu feiern befohlen (Raynald ad. ann. 1475 n. 34); durch eine Constitution von 1482 wurde das vom päpstlichen Proton. Leonardus de Nogarolis verfaßte Officium und Missa von der unbefleckten Empfängnis Mariä einzuführen erlaubt und die Feier mit Indulgenzen versehen. Wadding. Ann. ad ann. 1482. 37. Vgl. über diese Frage Petr. Canisius, De Maria Virgine incomparabili et Dei genitrice sacrosancta. Ingolst. 1577. — 3) † Raynald ad ann. 1483. n. 64. Extrav. comm. l. 3. tit. 12. c. 2. — 4) † Raynald ad ann. 1509 n. 22. Trithem, Chron. Sponh. ad ann. 1509. Böcking, Ulr. Hutt. opp. suppl. 2. 305 ff.

zu einer Disputation. Die Verhandlungen waren sehr lebhaft und es nahmen nicht nur Mitglieder der beiden Orden daran Theil, sondern auch Bischöfe, welche die eine oder die andere Ansicht vertraten. Keine der beiden Parteien vermochte ihre Ansicht siegreich zu vertreten, weßhalb der Papst durch Decret vom Jahre 1464 beiden Orden jede weitere Discussion über diese Streitfrage untersagte, zugleich verbot er auch, die eine oder andere Ansicht für häretisch oder für Sünde zu erklären, bis vom apostolischen Stuhle eine Definitivsentenz erflossen wäre [1]).

† 194. Bedenklichere Dimensionen nahm der Streit Reuchlins mit den Cölner Theologen über die Judenbücher an, der um so gefährlicher wurde, als Reuchlin für eine der gefeiertsten wissenschaftlichen Autoritäten der Zeit galt. Er war geboren zu Pforzheim am 28. December 1455 aus unbedeutender Familie. Seiner schönen Stimme wegen erhielt er bei den dortigen Dominicanern als Chorknabe den ersten Unterricht; gieng dann zu weiterer Ausbildung noch Freiburg, worauf er dem badischen Prinzen Friedrich als Begleiter nach Paris beigegeben wurde. Hier benutzte er die Gelegenheit zu gründlichem Studium der classischen Sprachen und nach seiner Rückkehr gab er sofort zu Basel griechische und lateinische Vorlesungen, zu welch' letzteren er ein eigenes lateinisches Wörterbuch verfaßte, das zahlreiche Auflagen erlebte. Nun wandte er sich zum Studium der Jurisprudenz und besuchte zu diesem Zweck abermals Paris, dann auch Orleans und Poitiers, gab aber nebenbei immer auch Vorlesungen über classische Philologie. Für den Unterricht im Griechischen hatte er eine griechische Grammatik verfaßt, wodurch er dem griechischen Sprachstudium erst festen Gehalt gegeben. Nach der Rückkehr ließ er sich in Tübingen als Rechtsgelehrter häuslich nieder, zugleich aber hielt er auch Vorlesungen über Philologie. Als gefeierter Jurist fand er bald am Hofe des Grafen Eberhard von Württemberg Verwendung, den er 1482 mit dem Propst von Urach und Gabriel Biel auf seiner Reise nach Rom begleiten mußte, um als bester Latinist die Conversation am römischen Hofe zu vermitteln. Diese Reise in das Heimatland des Classicismus war für Reuchlin von höchster Bedeutung; hier kam er an den beiden Musensitzen zu Florenz und Rom mit den ersten Gelehrten Italiens in Berührung; einen Marsilius Ficinus, Politianus, Picus von Mirandula u. a. lernte er genauer kennen. Letzterer namentlich wurde für seine künftige Geistesrichtung bedeutungsvoll, indem er ihn für das Hebräische und namentlich die Kabbala begeisterte. Aber auch das umfassende Wissen des Deutschen erregte bei den italienischen Humanisten allgemeine Bewunderung, und Reuchlins Name war in Bälde in allen Gelehrtenkreisen bekannt und berühmt. Vom Grafen Eberhard zu verschiedenen diplomatischen Sendungen verwendet, kam Reuchlin 1492 auch an den kaiserlichen Hof nach Linz, wo er vom Kaiser Friedrich III. mit allen erdenklichen Ehren empfangen, in den Adelsstand und zur Würde eines kaiserlichen Pfalzgrafen erhoben wurde. Der Tod seines Herrn, des Herzogs Eberhard, brachte auch für unseren Gelehrten eine Wandlung in der Lebensstellung. Reuchlin mußte aus Württemberg fliehen und begab sich nach Heidelberg, wo er vom Fürstbischof Dalberg und Churfürst Philipp mit Freuden aufgenommen wurde. Letzterer übertrug ihm die Erziehung seiner Söhne, ersterer ernannte ihn zum Vorstand der Universitätsbibliothek. Einen nochmaligen Aufenthalt in Rom, wohin er im Auftrag des Churfürsten reisen mußte, benutzte er zu weiterer Ausbildung im Hebräischen, indem er sich von

---

1) † Cfr. die Vita Sixti IV. des Anonymus bei Muratori script. rer. ital. T. III. 2. p. 1055. Denzinger, Enchiridion ed. IV. p. 217.

einem gelehrten Juden, Abdias, Unterricht ertheilen ließ. Von nun an widmete er sich vorherrschend dem Studium des Hebräischen, auf dessen Gebiet er für Deutschland bahnbrechend geworden ist.

Nicht als ob die Kenntnis der hebräischen Sprache den Christen völlig verloren gegangen wäre. Wir kennen die Verordnung der Synode zu Vienne vom Jahre 1312, die bestimmte, daß zu Rom, Oxford, Bologna und Salamanca im Interesse der Bibelerklärung für das Hebräische, Arabische und Chaldäische je zwei Lehrer angestellt werden sollen [1]). Es ist nicht wohl anzunehmen, daß dieser Canon ohne alle Nachachtung geblieben wäre. Thatsächlich finden wir auch gerade in unserer Periode das Studium des Hebräischen mancherorts eifrigst betrieben. Die großen Verdienste, die sich Ximenes um die Ursprache der heiligen Schriften erworben, haben wir bereits oben kennen gelernt [2]). Nicht geringere Pflege fand das Hebräische in Italien, wo die Wissenschaften an Nicolaus V. einen eifrigen Förderer hatten. Wir haben gesehen, wie er die umfassenden Kenntnisse seines intimsten Freundes Manetti dazu benutzen wollte, die hl. Schrift aus dem hebräischen und griechischen Urtext übersetzen zu lassen und wie er eifrig nach dem hebräischen Matthäusevangelium forschen ließ [3]). Zu den Kennern des Hebräischen gehörte auch Ambrosius Traversari, der von Mariano, dem Bruder des Stefano Porcaro, einen hebräischen Codex geschenkt erhielt, der die Psalmen, Hiob und noch andere Schriften enthielt [4]). Auch des begeisterten Hebräers und Kabbalisten Picus von Mirandula ist bereits Erwähnung geschehen, durch den erst Reuchlin zu diesem Studium angeregt wurde. Aber auch in Deutschland war das Studium des Hebräischen vor Reuchlin keineswegs eine unbekannte Sache. Der Dominicaner Petrus Niger, der zu Salamanca, Montpellier, Freiburg und Ingolstadt wirkte, hatte bereits 1477 eine Anleitung zur Erlernung der hebräischen Sprache herausgegeben [5]). Auch sein Ordensgenosse, der Mainzer Weihbischof Sifrid von Cyrene, wird uns als gründlicher Kenner des Hebräischen geschildert [6]), der auch im Besitz einer hebräischen Bibliothek war. Vom Fürstbischof Dalberg wird berichtet, daß er dreier Sprachen mächtig gewesen, des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen [7]). Den Genannten ließe sich noch manch anderer bekannter Name anfügen, wie Paul Scriptoris und Summenhart in Tübingen u. a. Das Angeführte aber mag genügen zu dem Erweis, wie wahr die Behauptung ist, Reuchlin hätte erst das hebräische Studium unter den Christen ins Leben gerufen.

Wohl aber gebührt ihm das unbestrittene Verdienst, in Deutschland das eigentlich wissenschaftliche Studium des Hebräischen fest begründet zu haben. Von 1498 an wirkte er zu Heidelberg als Lehrer dieser Sprache und gab 1506 sein Hauptwerk heraus, die rudimenta linguae hebraicae, eine hebräische Grammatik mit Wörterbuch [8]). Hiemit war sein Ruf als eines

---

1) † Hefele, C. G. Bd. VI. p. 482. — 2) † S. 57. — 3) † S. 315 u. 318. — 4) † Ambros. Camald. ep. XI. 16, — 5) † Schellhorn. amoenitat. lit. T. XIII. p. 206. Quetif. Echard Script. Praed. I. 861. Touron. Homm. ill. Dom. III. 523ff. — 6) † Vir in lingua hebrea specialiter discretus. Hist. pol. Blätter Bd. 77. S. 293. — 7) † Trithemius Chronic. Hirs. p. 514. Fuit enim vir in omni facultate doctissimus, triumque linguarum Hebraicae, Graecae et Latinae peritus. Vgl. auch L. Geiger, das Studium der hebräischen Sprache in Deutschland vom Ende des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Breslau 1870. — 8) † Das Ganze besteht aus 3 Büchern, das erste gibt die Grundbegriffe der Sprache, Belehrung über Buchstaben, Silben und andere zum Lesen nothwendigen Vorkenntnisse. Dann folgt ein hebräisches Wörterbuch, alphabetisch geordnet; das dritte Buch sodann enthält die eigentliche Grammatik.

gründlichen Kenners dieses Sprachidioms begründet. Später vervollständigte er dieses Werk noch durch den Commentar über die Bußpsalmen 1512 und durch die Schrift de accentibus et orthographia linguae hebraicae vom Jahre 1518. Durch Förderung des Hebräischen wollte Reuchlin seine treue Liebe und Anhänglichkeit an die Kirche bethätigen, indem er hoffte durch Eröffnung des Urtextes der hl. Schrift, sowohl der kirchlichen Wissenschaft wie den Theologen einen wichtigen Dienst zu leisten. Aber gerade auf diesem Gebiete sollte er in einen Streit verwickelt werden, dessen Verlauf und Ausgang der Kirche nichts weniger als förderlich sein konnte.

Der 1506 zum Christenthum übergetretene Jude Pfefferkorn aus Cöln bethätigte, wie dies bei Convertiten nicht selten zu beobachten ist, einen übergroßen Bekehrungseifer gegenüber seinen bisherigen Glaubensgenossen. Gleich von 1507 an veröffentlichte er eine Reihe von Schriften, in denen er alle Juden zum gleichen Schritt bewegen zu können vermeinte. Schon vorher war vielfach die Ansicht verlautbart, eine allgemeine Bekehrung der Juden sei erst dann zu hoffen, wenn diese ihrem Wuchergeist entsagten, sich gleich den Christen an bürgerliches Leben gewöhnten und vor allem ihre antichristlichen Bücher, namentlich den Talmud auslieferten. Diese Ansicht vertrat nun auch Pfefferkorn in seinem 1507 erschienenen „Judenspiegel", in dem er die Juden zugleich gegen die ihnen gewöhnlich zur Last gelegten Verbrechen vertheidigte, vor allen dagegen, als ob sie zu ihren rituellen Handlungen Christenblut bedürften und darum Christenkinder morden müßten. Da die Juden auf Pfefferkorns Rathschläge nicht gutwillig eingehen wollten, den „Apostaten" vielmehr heftig anfeindeten, wurde dieser in seinem Angriff gereizter. In der „Judenbeicht" 1508, dem „Judenfeind" 1509 und einer weiteren Schrift „Wie die blinden Juden Ostern halten" 1509 forderte er unter Beschuldigung crassen Aberglaubens, gemeinschädlicher Irrthümer und grundsätzlicher Immoralität gegen die Christen die weltliche Obrigkeit geradezu zum Einschreiten gegen die Juden auf. Auf Andringen seiner Schwester Cunigunde, der verwittweten Herzogin von Bayern, gieng der Kaiser insoweit auf Pfefferkorns Wunsch ein, als er unter dem 19. August 1509 von Padua aus ein Mandat erließ, wornach die Juden alle ihre Bücher einer Commission, an deren Spitze Pfefferkorn stand, ausliefern sollten, damit dieselben auf ihren christenfeindlichen Inhalt geprüft und je nach Befund verbrannt werden könnten. In dieser Angelegenheit wollte Pfefferkorn auch noch den Rath und das Urtheil des berühmten hebräischen Sprachkenners Reuchlin einholen und reiste daher persönlich nach Stuttgart, wo sich dieser damals aufhielt. Hiezu mochte er noch mehr als durch Reuchlins wissenschaftliche Werke durch dessen „Missive" veranlaßt worden sein. In dieser 1505 erschienenen Schrift hatte nemlich Reuchlin darzuthun versucht, daß das lange Elend der Juden, eine gerechte Strafe für ihre Christo zugefügte gotteslästerliche Missethat sei, die durch ihre Verstocktheit fortdauere und erst aufhöre, wenn sie ihre Sünden und Jesum erkennen würden. Dann erbot er sich: „welcher Jude vom Messias und unserem rechten Glauben gern wollte unterwiesen werden, dessen wollte ich mich williglich annehmen und helfen, daß er keine Sorgen bedürfte haben um zeitlicher Nahrung, sondern möchte Gott ruhiglich dienen und aller Sorgen frei sein." Diese Schrift berechtigte Pfefferkorn zu der Annahme, Reuchlin würde freudig auf seinen Plan eingehen; wie gewaltig er sich verrechnet, sollte er bald bitter erfahren. Am 6. Juli 1510 war ein zweites kaiserliches Mandat erschienen, wornach die Untersuchung über die jüdischen Bücher dem Erzbischof Uriel von Mainz übertragen wurde, der hierüber außerdem noch die Gutachten der Universitäten von Erfurt, Cöln, Mainz und Heidelberg, dann des Inquisitors Hogstraten und Reuchlins einholen sollte. Wider aller Erwarten fiel des letzteren „Rathschlag", den er versiegelt an den Churfürsten

eingesandt, ganz anders aus, als man nach seinem „Missive" vermuthen konnte. Nur die offenbaren Schmähbücher sollten vernichtet, die übrigen aber als für das Studium und die Apologetik des Christenthums nützlich, erhalten werden. Speciell der Talmud, die Kabbala und die Bibelcommentare seien nothwendig zur Ueberführung der Juden, zur Exegese des Alten Testaments und zum Unterricht überhaupt. Die Universität zu Heidelberg kam zu gar keinem bestimmten Entscheid, die zu Erfurt erklärte, daß den Juden alle das Christenthum schmähenden Bücher mit Recht weggenommen werden, die Mainzer wollten ihnen vorläufig sogar die Bibel entzogen wissen, wogegen die Cölner ihnen letztere belassen wollten, nicht aber die talmudischen Bücher. Diesem Gutachten schloß sich auch Hogstraten an. Durch Pfefferkorn wurden diese Vota im November 1510 dem Kaiser überbracht, der sie nochmals von einer theologischen Commission begutachten ließ. Auch dieser letztere Entscheid fiel im Sinne der Cölner aus; practische Bedeutung hatte weder das eine noch das andere Votum, da der Kaiser ohne die Stände des Reiches in dieser Angelegenheit nicht vorgehen wollte, die Sache aber auf keinem der folgenden Reichstage verhandelt wurde.

Dagegen führte Reuchlins Gutachten zu einem höchst widerlichen Streit mit Pfefferkorn, der schließlich zu einem Kampf der alten und neuen Schule auswuchs. Als nemlich Pfefferkorn von Reuchlins „Rathschlag" Kunde erhielt, trat er in seinem „Handspiegel" 1511 gegen dessen Ausführungen in etwas erregtem Tone auf und ließ dabei durchblicken, daß sich Reuchlin wohl von den Juden als Advocaten habe erkaufen lassen. Reuchlin antwortete in seinem „Augenspiegel", worin er sein Gutachten des nähern begründete, den Talmud und die Kabbala vertheidigte, sich zugleich aber auch in den gehäßigsten Invectiven gegen Pfefferkorn ergieng. Die Schrift erregte verdientes Aufsehen und die Juden namentlich, hocherfreut über solch angesehenen und tüchtigen Sachwalter, suchten derselben auf der Frankfurter Messe 1511 die größtmögliche Verbreitung zu geben. Dies veranlaßte den Stadtpfarrer Meyer von Frankfurt, wie er behauptete auf Anregung des Erzbischofs von Mainz, den Augenspiegel an die Cölner theologische Facultät als das oberste Glaubensgericht Deutschlands einzusenden, wegen seiner bedenklichen Judenbegünstigung, und weil einige irrige Lehren darin enthalten wären. Als Reuchlin hievon hörte, wandte er sich sofort an einige befreundete Theologen in Cöln, an Arnold von Tungern nemlich und an den Dominicaner Collin [1]), entschuldigte sich wegen seiner Judenschriften, bat um Nachsicht wegen etwaiger Irrthümer, die zu verbessern er gerne bereit sei und betheuerte seine durchaus kirchliche Gesinnung. Von dieser loyalen Aeußerung Reuchlins nahmen die Cölner freudig Notiz und legten ihm in der schonendsten Weise einige unrichtige Behauptungen vor mit der Bitte, sich über dieselben genauer äußern zu wollen, oder aber sie zurückzunehmen. Man sollte glauben durch diese sachgemäße Behandlung der Frage, hätte sich die Differenz leichtiglich in Ruhe beilegen lassen, plötzlich aber änderte Reuchlin den Ton seiner Sprache. In einem zweiten Schreiben an Collin vom 12. März 1512 führte ein ganz anderer Geist die Feder, er ist gereizt, verbittert, aggressiv und pocht auf die Zahl und Macht der ihn unterstützenden Anhänger. Pfefferkorn namentlich wird als ein Mann gezeichnet, der eine sonderliche Lust zum Lügen hat. Hiedurch gereizt griff dieser seinen Gegner in gleich rücksichtsloser Weise an, in seinem „Brandspiegel" 1513 und seiner „Sturmglocke" 1514. („Sturm

---

1) † Siehe hierüber Reuchlins Briefwechsel, herausgegeben von Geiger, in der Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart. Band 126. Jahrgang 1877.

über und wider die treulosen Juden, Sturm über einen alten Sünder, Johann Reuchlin"). Auch die Cölner Facultät sah sich zur Vertheidigung genöthigt und Arnold von Tungern verfaßte in lateinischer Sprache eine ruhig gehaltene, aber gemessene Schrift gegen Reuchlins unrichtige Behauptungen, und der Humanist Ortuin Gratius schrieb dazu ein lateinisches Einleitungsgedicht[1]). Die Schrift war an den Kaiser gerichtet, der auch unter dem 7. October 1512 ein Verbot gegen den „Augenspiegel" erließ. Durch diese Angriffe und Niederlagen aufs heftigste gereizt, veröffentlichte Reuchlin nun seine wüthendste Brandschrift, die Defensio[2]), mit der er seinen bisher ehrenvollen Namen brandmarkte. Er erachtete es nemlich nicht unter seiner Würde zu tactlosen Invectiven, ehrlosen Verleumdungen, gemeinen Anschuldigungen und der trivialsten Gassensprache zu greifen. Selbst Männer des Humanistenkreises, die doch Reuchlins Sache ganz zu der ihrigen gemacht, obgleich dieselbe sie ebensowenig berührte als die Besetzung von Ormus im persischen Meerbusen, mißbilligten solche Kampfesart, soweit sie nemlich des Ehrgefühls noch nicht gänzlich verlustig gegangen. Auch der Kaiser erließ unter dem 9. Juli 1513 abermals ein Verbot gegen diese Schrift „als geeignet unter dem Volke Aergerniß zu erregen". Da auch die theologischen Facultäten von Löwen, Paris, Mainz und Erfurt sich gegen den Augenspiegel aussprachen, hielt sich Hogstraten nun berechtigt als Glaubensinquisitor gegen Reuchlin den Prozeß auf Häresie einzuleiten im Herbst 1513. Dieser übergroße Glaubenseifer war höchst unpassend und konnte nur dazu dienen, die Sache Reuchlins, die durch seine Heftigkeit sichtlich an Ansehen verloren, wieder zu heben. Um Häresie handelte es sich zunächst nicht, sondern nur um unzeitgemäße Begünstigung des Judenthums, und dem unbillig als Häretiker Verfolgten mußten sich sofort die Herzen wieder zuwenden. Reuchlin appellirte an den Papst, der den Bischof von Speier, Pfalzgrafen Georg, mit Untersuchung der Angelegenheit betraute. In seinem Namen und Auftrag fällte der Domherr Georg Truchseß die Sentenz, „daß der Augenspiegel der Ketzerei nicht verdächtig, auch nicht allzu judenfreundlich sei und überall gelesen werden dürfe", Hogstraten dagegen wurde zum Stillschweigen und in die Prozeßkosten verurtheilt. Auch er appellirte an den Papst und nun wurde die Sache von einer in Rom niedergesetzten Commission von Cardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen unter den Augen des Lateranconcils untersucht. Trotzdem die Angelegenheit bei der großen Ausdehnung, die der Streit allmählich gefunden, eine rasche Erledigung dringend erheischte, wie denn auch beide Parteien und allen voran auch Erzherzog Karl eine solche angelegentlich erbaten, erfolgte doch keine Definitivsentenz. Man glaubte in Rom wohl die Sache einschlafen lassen zu können, während die Leidenschaften aufs heftigste erregt und die Feinde geschäftig daran arbeiteten, die Religion und ihre Diener verächtlich zu machen.

Letzteres geschah namentlich in den epistolae virorum obscurorum, deren erster Band 1516 erschien und dessen Verdammung zum Hohne auf dem Fuß der zweite folgte 1517[3]). Es waren 15 Briefe „fast sämmtliche in Beziehung auf den Reuchlinschen Streit, ihr wahrer Zweck aber besteht nicht in der Verhöhnung der Gegner Reuchlins, sondern in der Anfeindung der kirchlichen Autorität; nicht die Cölner bildeten das eigentliche Ziel des Angriffs, sondern man gieng schon damals auf die Bekämpfung des Papstthums aus[4])."

---

1) † Articuli sive propositiones de judaico favore nimis suspectae, ex libello teutonico Joannis Reuchlini. Coloniae 1512. — 2) † Defensio J. Reuchlini contra calumniatores suos Colonienses. — 3) † Beste Ausgabe von E. Böcking Lipsiae 1858. — 4) † Janssen a. a. O. I. S. 57.

So mußte dieser Reuchlinsche Handel die Uebergangsbrücke bilden vom älteren zum jungdeutschen Humanismus, der sich in obscönen Trivialitäten und rücksichtslosen Invectiven an die Italiener anschloß, ja sie vielfach noch zu überbieten suchte. Dieser Streit [1]) bildete auch zugleich die Ouverture zum großen Lutherdrama, in das er unmittelbar einmündete, so fern auch Reuchlin den Tendenzen und Gesinnungen Luthers stand.

† 195. Angeblich galt der erbitterte Kampf dieser Humanisten den „Barbaren", d. h. der einseitigen und ausgearteten Scholastik, gegen die sich aber bereits innerhalb der kirchlichen Kreise selbst eine heilsame Reaction gebildet, die gewiß in kürzester Zeit zu einer wirklichen Um= und Neugestaltung hätte führen müssen, falls der geistige Prozeß nicht gewaltsam wäre unterbrochen worden. Einer der ersten, der auch auf diesem Gebiet reformirend einzugreifen suchte, war wiederum Nicolaus von Cusa. Er gehört zu den großen Geistern, die an einem Wendepunkt der Zeiten stehend, neue Bahnen zu eröffnen suchen, wiewohl ihm dies bezüglich der Theologie nicht gelang. Er war mehr in den exakten und profanen Wissenschaften als in den Schriften der Väter und Scholastiker bewandert, und so ist sein Einfluß auf diesem Gebiet weder bahnbrechend noch nachhaltig genug gewesen. Die wichtigste theologische Schrift Cusas ist seine „docta ignorantia" [2]), in welcher er seine Erkenntnißtheorie zu entwickeln sucht. Die menschliche Vernunft soll aus sich unvermögend sein die Wahrheit zu ergreifen. Die größte Weisheit besteht gerade in dem lebendigen Bewußtsein und der gegründeten Ueberzeugung, von sich aus weder Gott, noch auch die Wesenheit der Dinge erkennen zu können. Der socratische Satz: ich weiß, daß ich nichts weiß, in seinem vollen Ernst genommen, ist ihm die docta ignorantia. Nur der Potenz nach besitzt die Vernunft die Möglichkeit, die Wahrheit zu erfassen, zur Actualität gelangt sie aber erst durch Einstrahlung des göttlichen Lichtes, das in dem Glauben und der Gnade besteht, wodurch Gott gewissermaßen in die Seele hineinspricht. Damit ist die natürliche Erkenntnis eigentlich aufgehoben und natürliche und übernatürliche Wahrheit mit einander vermengt. So zeigt sich uns gleich in der Erkenntnißlehre Cusas der Grundgedanke seiner ganzen Philosophie und Theologie, das Streben nemlich, alle Gegensätze in eine Einheit aufzulösen und auf Gott zurückzuführen. In dem absoluten und höchsten Wesen sollen nemlich alle Gegensätze, namentlich der von Möglichkeit und Wirklichkeit vollkommen Eins sein, wie z. B. der Gegensatz vom absolut Größtem und absolut Kleinsten. Diesen Satz sucht Cusa durch mathematische Analogien zu erweisen, wo z. B. die gerade und die Kreislinie zusammenfallen, wenn man sie als unendliche denkt, wie auch der größte stumpfe Winkel und der kleinste spitze in der geraden Linie zusammenfallen. Offenbar hat dieses System seine Gefahren, denn die letzte Consequenz muß schließlich der Pantheismus sein, dessen Cusa auch beschuldigt wurde, wogegen er sich aber namentlich in seiner Apologie verwahrte. Wenn nemlich auch alles Endliche in gewisser Weise in Gott als der Ursache und dem Urbilde sei, so sei damit

---

1) † Ueber Reuchlin u. seinen Streit vgl. Mayerhoff, Joh. Reuchlin u. seine Zeit. Berlin 1830. Geiger L., Johann Reuchlin. Sein Leben u. seine Werke. Leipzig 1871. Janssen l. c II. S. 37 ff. — 2) † Andere philosophisch=theologische Werke sind: Apologia doctae ignorantiae, de conjecturis, de filiatione Dei, de genesi, Idiotae, de visione Dei, de Possest, de Beryllo, de venatione sapientiae, de pace seu concordantia fidei u. a. Siehe hierüber Düx l. c. II. Band über die docta ign. S. 316 ff. Scharpff, Nicolaus von Cusa. Tübingen 1871. Schwane l. c. S. 98 ff.

das Urbild und die Ursache noch nicht identisch mit der Wirkung und dem Nachbilde.

† 196. Unter jenen, die solch neologistischer und manche Gefahren in sich bergender Philosophie gegenüber an der altüberlieferten scholastischen Lehrmethode unentwegt festhalten wollten, ist einer der hervorragendsten Gabriel Biel[1]), gewöhnlich der letzte Sententiarier genannt. Nach seiner eigenen Angabe stammte er aus Speier, wo er um 1425[2]) geboren wurde. Seine höhere Ausbildung scheint er in Heidelberg erhalten zu haben, hier nemlich erhielt er 1442 die Würde eines Magisters und bald darauf die eines Licentiaten der Theologie. Dann finden wir ihn wieder als Domprediger in Mainz, wo seine Thätigkeit in die unglückselige Bisthumsfehde[3]) hineinfiel, in der er auf Seite Adolfs von Nassau, des Papstes und Kaisers stand und diese seine Parteinahme in einer eigenen Schrift[4]) vertheidigte. Diese widerlichen Streitigkeiten mögen in ihm den Entschluß zur Reife gebracht haben, die Welt ganz zu verlassen, und Biel zog sich zu den Brüdern des gemeinsamen Lebens in das Stift St. Martin in Butzbach zurück, wo er bald darauf Propst wurde. Als dann Graf Eberhard von Württemberg die Windesheimer Congregation auch in seinem Lande einzuführen beabsichtigte, fiel seine Wahl gerade auf unseren Propst, den er wohl aus genannter Bisthumsfehde kennen mochte. Biel wurde 1477 mit dem Propst von Marienthal, Benedict Helmstatt, nach Urach berufen, dessen Pfarrkirche zu einem Chorherrenstift erhoben werden sollte[5]). Biel genoß bald des Grafen volles Vertrauen und wurde dessen Rathgeber in allen wichtigen kirchlichen Angelegenheiten namentlich auch bei Einrichtung der eben damals gegründeten Universität Tübingen, wo er denn selbst von 1484 an als einer der berühmtesten Lehrer der Philosophie und Theologie wirken sollte. Eine letzte Auszeichnung erhielt Biel von seinem erlauchten Gönner 1492, wo er von Eberhard zum Propst des von diesem auf dem Einsiedel im Schönbuch errichteten Chorherrenstiftes[6]) ernannt wurde. Hier fand der letzte Sententiarier, der 1495 in Tübingen starb auch seine letzte Ruhestätte, und schon im darauf folgenden Jahr auch Eberhard „Württembergs geliebter Herr".

Biel war strenger Nominalist nach der Schule Occams, gerade dieser Nominalismus aber hat an den aristotelisch-scholastischen Principien eine unerbittliche Kritik geübt und dieselbe abgewerthet. Sollte etwas anderes an deren Stelle gesetzt werden, so konnte es nur der Cartesianismus sein. Will man nemlich von der Offenbarung, die uns die Gewißheit unserer Erkenntnisse gewährleistet, absehen, so bleibt als das einzig Gewisse nur das menschliche Selbstbewußtsein[7]).

---

1) † Vgl. Linsenmann, Gabriel Biel u. die Anfänge der Universität zu Tübingen. Theol. Quartalschrift 1865. S. 195 ff. 449 ff. 601 ff. — 2) † Trithem. cat. illustr. vir. p. 169 sagt über ihn 1495: vivit adhuc prope septuagenarius. — 3) † Genaueres über sie bei Voigt, Enea Silvio III. p. 268 ff. — 4) † Defensorium obedientiae apostolicae ad Pium Papam 1462 veröffentlicht. — 5) † Cleß, Versuch einer kirchlich-politischen Landes- und Cultur-Geschichte von Wirtemberg bis zur Reformation. Gmünd 1808. II. 2. S. 281. — 6) † Das Stift St. Peter sollte nach der Zahl Christi u. der Apostel einen Propst u. 12 Capitularen zählen, dann einen Meister, 12 adelige und 12 bürgerliche Laienbrüder. Ordenstracht war ein blauer Talar mit weißen Schlüsseln auf der Brust. 1580 brannte das Stift ab und wurde Jagdhaus, die Einkünfte kamen an das Collegium illustre, heutiges Wilhelmsstift in Tübingen. Cleß, l. c. 285. Pfister, Eberhard im Bart, erster Herzog zu Wirtemberg. Tübingen 1822. S. 221 ff. — 7) † Linsenmann, l. c. S. 675.

† 197. So hatte die spätere Scholastik in sich selbst die Kraft verloren und vermochte den Forderungen einer neuen Zeit nicht mehr Stand zu halten, abgesehen von dem abschreckenden Aeußeren, in dem sie sich präsentirte. „Die Gebrechen ihrer Methode und Form traten zu grell und zu allgemein hervor, als daß nicht viele von den verdorrten und mit Disteln und Dorngestrüpp bedeckten Fluren sich abgewandt und die damals frisch grünenden Auen und üppigen Gefilde der Mystik aufgesucht hätten. Gerade auf diesen Gefilden gediehen im 15. Jahrhundert herrliche Früchte, die nicht etwa bloß einem engen Kreise von Gelehrten zusagten, sondern dem ganzen christlichen Volke zur Erbauung, zur Weckung und Vertiefung des religiösen Lebens dienten" [1]). Die berühmtesten Auctoritäten, wie die zartesten Blüthen auf mystischem Gebiet fallen freilich nicht in unsere Periode. Ein Eckhardt, Tauler, Suso, Gerson, Petrus ab Alliaco, sowie die verschiedenen religiösen Vereine, bekannt unter dem Namen „Gottesfreunde" mit den hervorragenderen ihrer Mitglieder, ja selbst das goldene Büchlein „der Nachfolge Christi", wer immer sein Verfasser sein mag, stehen außerhalb des Rahmens unserer Zeitperiode. Die Ideen aber, die in jenen tief angelegten mystischen Naturen, sowie in ihren herrlichen Geistesprodukten lebten, wirken auch in unserer Periode mit nicht geschwächter Kraft noch fort. Zeuge dessen sind die zahlreichen Verbreitungen jener ersten mystischen Schriften, neben neuen Werken solcher Art, an denen unsere Zeit keineswegs arm ist.

An erster Stelle verdient hier Erwähnung die sog. „deutsche Theologie" von einem anonymen Geistlichen des Frankfurter Ordenshauses der Deutschherren. Mag ihre Abfassung dem Beginn unserer Periode näher oder ferner stehen, so hat diese Schrift für uns vor allem deßhalb erhöhtes Interesse, weil sie, gewiß völlig unverdient, in allzu intime Beziehungen zur Reformation gebracht werden wollte. Luther, der für unsere Schrift besondere Vorliebe zeigte, so daß er sie 1518 erstmals edirte, soll nemlich, so glaubt man, seine antikirchlichen Grundsätze aus dieser Quelle geschöpft haben. Hieran ist gewiß so viel wahr oder unwahr, als die hl. Schrift für dessen oppositionelle Stellung verantwortlich gemacht werden kann. Bei näherem und genauerem Eingehen auf den Inhalt des Buches schwinden all die verschiedenen Anklagen auf Pantheismus, Prädestinatianismus, Antinomismus u. s. w., die gegen dasselbe erhoben worden, als leere Luftgebilde. Nicht mit Unrecht bemerkt Mattes: „Hätte sich Luther die Grundsätze angeeignet, von denen das ganze Buch getragen ist, sein Werk würde unterblieben und seinen Jüngern die Frage erspart worden sein, wer wohl unter den alten ehrwürdigen Männern der Kirche am meisten geeignet sei, als Vorläufer der Reformation gebrandmarkt zu werden" [2]).

† 198. Erwähnung verdient hier weiter das herrliche Buch „von der Nachfolge Christi", wie immer die Frage nach der Autorschaft desselben schließlich gelöst werden mag. So viel muß jedenfalls unbestritten zugestanden werden, daß es erst in unserer Periode größere Verbreitung gefunden, sowohl durch Handschriften wie durch Druck. Der Schluß aber, daß die Abfassungszeit eines Werkes, wie die Nachfolge Christi ist, seiner auffallend großen Verbreitung nicht allzuferne stehen werde, dürfte so gewagt nicht sein. Schon von diesem Gesichtspunkt aus ist die Phantasiegestalt eines Johannes Gersen,

---

1) † Schwane, l. c. S. 96. — 2) † Kirchenlexicon von Wetzer u. Welte Bd. X. S. 878, dessen ganzer Artikel über unsere Schrift zu vergleichen ist. Dann die neue Ausgabe derselben nach der einzigen bis jetzt bekannten Handschrift von 1497, besorgt von Pfeiffer. Stuttgart 1851 u. Leipzig 1858.

der um 1230 geblüht haben soll, in zu nebelhafte Ferne gerückt, als daß er für uns wirklich Fleisch und Blut annehmen könnte, trotz des marmornen Denkmals, das diesem wesenlosen Schemen am 28. October 1874 in der Pfarrkirche zu Cavaglia gesetzt wurde. Dieser mythischen Gestalt, wie einseitiges befangenes Parteiinteresse nur je eine solche hervorzuzaubern vermochte, hat Denifle[1]) mit wuchtigen Schlägen das wohlverdiente, ruhmlose Ende bereitet. Man könnte dieser zeitweilig sehr animos ventilirten Gersonfrage eine humoristische Seite abgewinnen[2]), böte sie nicht andererseits einen sehr ernsten Betrachtungsstoff, wie ihn wohl der in dem engen Horizont einseitiger Parteibefangenheit gebannte Blick nicht zu erfassen vermochte. Mit gutem Recht und vollem Ernst machte Denifle[3]) auf diesen Punkt aufmerksam. „Zu bedauern ist, sagt er, daß man in Piemont der Existenz des Abtes von St. Stephan Johann Gersen eine kirchliche Weihe gab, eine Weihe, die höchst wahrscheinlich einem Phantom galt. Solche Dinge sind in unserer kritischen Zeit nicht weniger gefährlich, als das zu starke Anklammern an Privatoffenbarungen und Prophezeiungen, zumal bei nicht theologisch Geschulten, die nicht zu unterscheiden wissen. Ob bei jenen der in der Pfarrkirche zu Cavaglia am 28. October 1874 anwesenden Gläubigen, welche vielleicht später zur Ueberzeugung gelangen, die Existenz des genannten Abtes, dem die kirchliche Feier galt, sei in Frage gestellt, der Glaube erstarke, ist mehr als zweifelhaft."

Wir können und wollen hier die Frage nicht untersuchen, ob durch Verschwinden des mythischen Benedictinerabtes Gersen, Thomas von Kempen, der bis heute trotz aller gegnerischen Anstrengungen noch nicht aus seinem Besitzrecht verdrängt werden konnte, die unbestrittene Autorschaft wird antreten können oder nicht. Wir halten ersteres nicht für unmöglich, wiewohl die ganze Frage sich nicht so gar einfach erledigen dürfte, als die Kempisten es darzustellen belieben[4]). So folgen wir denn hier der heute noch allgemeineren Ansicht, die dem Thomas die Autorschaft des Buches zuspricht. Thomas von Kempen, so genannt von seinem Geburtsort in der Erzdiöcese Cöln, hieß mit seinem eigentlichen Namen Thomas Hemerken und wurde 1379 oder 1380 geboren. Von 1395 an studirte er an der unter Radewyns Leitung stehenden

---

1) † Zeitschrift für kathol. Theologie. Innsbruck 1882. VI. Jahrgang S. 692 ff. Wir beabsichtigen nicht die gesammte ausgedehnte Literatur betreffs dieser Streitfrage hier in extenso anzuführen, verweisen vielmehr auf den über den Stand der Frage trefflich orientirenden Aufsatz von P. Keppler: Der Verfasser der Nachfolge Christi. Eine Studie über den gegenwärtigen Stand der Frage. In Tübing. theol. Quartalsch. 1880 S. 47 ff. Malou, Recherches historiques et critiques sur le véritable auteur du livre de l'Imitation de Jésus-Christ. ed. III. 1858. Hergenröther K. G. III. S. 318 u. 379. — 2) † Oder macht es nicht einen jocosen Eindruck, wenn hüben wie drüben mit Aufgebot aller Gelehrsamkeit und Scharfsinn über die Handschriften, deren Alter, Beschaffenheit u. Werth verhandelt wird, ohne daß von diesen objecta litigiosa genaue Einsicht genommen und dieselben eingehend studirt worden wären? Es ist dies wohl auch ein Zeichen unserer schreib- u. druckseligen Zeit, wo vielfach auf Bestellung und darum nicht selten auch pro nihilo gearbeitet wird. — 3) † Zeitschrift l. c. S. 718. Funk, Gerson u. Gersen, historisches Jahrbuch 1881. S. 149. u. „der Verfasser der Nachfolge Christi" l. c. 481 ff. 4) † Unter anderen möchten wir hier wenigstens Ein Bedenken namhaft machen, über das die Kempisten doch etwas zu leicht hinweggleiten, es ist die Unterschrift im Codex Antwerpiensis vom Jahre 1441 finitus et completus anno Domini MCCCCXLI per manus fratris Thomae Kempensis in Monte S. Agnetis prope Zwollis. Von anderem abgesehen will es uns doch als ein nicht gerade selbstverständlicher Widerspruch erscheinen, daß der Verfasser, der, wie sich aus der Schrift selbst ergibt und wie auch allgemein zugestanden wird, aus Demuth u. Bescheidenheit seinen Namen im Original absichtlich verschwiegen, diesen in dem von ihm gefertigten Apographon so sorglich angefügt haben soll.

Schule zu Deventer und trat 1400 in das Kloster der regulirten Chorherren der Windesheimer Congregation auf dem Agnetenberg bei Zwoll, wo er 1406 Profeß ablegte und 1413 die Priesterweihe empfing, 1429 wurde er Subprior; mußte aber bald darauf wegen eines über die Diözese Utrecht verhängten Interdictes das Kloster verlassen und verweilte mehrere Jahre zu Arnheim, während welcher Zeit er seinen Bruder, den Prior des Klosters, 1432 durch den Tod verlor. Nach seiner Rückkehr auf den Agnetenberg wurde Thomas 1448 abermals Subprior und starb am 24. Juli 1471 über 90 Jahre alt. Thomas verfaßte mehrere vortreffliche ascetische Schriften, deren hohen Werth die große Zahl von Gesammt-Ausgaben derselben [1]) bekundet, die gleich nach Erfindung der Buchdruckerkunst erschienen. Von den Schriften sind zu erwähnen: 3 Bücher Reden an die Novizen, ein Buch an die Ordensbrüder und 36 Predigten über das Leben des Herrn. Dann De vita solitaria, hortulus rosarum, vallis liliorum, de tribus tabernaculis (Armuth, Demuth und Geduld), consolatio pauperum und viele andere ascetische Schriften. Ferner die Biographien des Gerhard Groot, Florentius Radewyn, der hl. Lidwina und neun seiner Schüler, eine Chronik vom Agnetenberg, herausgegeben von Rosweyd, Antwerpen 1615. Weitaus das berühmteste aller seiner Werke aber ist das Buch „von der Nachfolge Christi", das den Namen seines Verfassers so berühmt gemacht hat. „Dies goldene Büchlein muß als der Inbegriff der besten kirchlichen Ascese, als die reinste und herrlichste Blüte der deutschen Mystik bezeichnet werden. Nicht als ob es an speculativer Tiefe an Eckhart oder Tauler heranreichte. Wohl aber darf immer behauptet werden, daß das innere Leben des Christen nie von einem anderen Schriftsteller mit gleicher Erfahrung, gleicher Eindringlichkeit und rührender Herzlichkeit geschildert und gelehrt worden ist, so daß es kein Wunder nimmt, wenn die Nachfolge Christi weitaus das verbreitetste Andachtsbuch der Christenheit wurde und in zahllosen Ausgaben und Uebersetzungen Verbreitung fand" [2]).

† 199. Die Mystik fand wie immer, so auch in unserer Periode vornehmlich unter dem Frauengeschlechte zahlreiche Vertreterinnen. Unter ihnen ragen hervor Katharina von Bologna, daselbst aus einer der ersten Familien des Landes 1413 geboren. Mit 12 Jahren wurde sie Ehrendame der Prinzessin Margaretha von Este, Tochter des Markgrafen von Ferrara. Als sich Margaretha nach zwei Jahren verehelichte, benutzte Katharina die wiedererlangte Freiheit, um sich in eine Genossenschaft der Frauen vom dritten Orden des hl. Franciscus zu Ferrara zurückzuziehen. Hier verblieb sie bis zur Gründung des Klosters der Clarissinnen zu Bologna, dessen erste Vorsteherin sie wurde. Für Bekehrung der Sünder zeigte sie glühenden Eifer und wurde von Gott durch die Gabe der Wunder und Weissagung belohnt. Sie starb am 9. März 1463, fünfzig Jahre alt. Durch Benedikt XIII. wurde sie 1724 unter die Zahl der Heiligen aufgenommen.

Aus den von Katharina hinterlassenen Schriften erschienen 1511 ihre Offenbarungen, die aber mit Reserve aufzunehmen sind [3]).

---

1) † Die ältesten dürften die Pariser von 1493 u. die Nürnberger von 1494 sein. Die besten sind die von dem Jesuiten Sommalius, Antwerpen 1600 und öfters, von Eusebius Amort. Cöln 1728; Kraus, Trier 1868. — 2) † Alzog-Kraus K. G. 10. Aufl. Mainz 1882. II. S. 121 f. — 3) † AA. SS. Mart. II. 34. Grassetti Giac. Vita della b. Caterina di Bologna; Bologna 1610 und öfters.

† 200. Auch Katharina von Genua verdient hier angereiht zu werden; sie war aus dem berühmten genuesischen Geschlechte der Fieschi 1447 geboren. Ihr Vater Jakob Fieschi war Vicekönig von Sicilien unter René von Anjou. Schon als Kind zeigte Katharina außerordentliche Anlagen und namentlich große Frömmigkeit. 13 Jahre alt geworden, wollte sie sich in die klösterliche Einsamkeit zurückziehen, wurde aber durch die Eltern an der Ausführung ihres Vorhabens gehindert, nach deren Willen sie drei Jahre später einen genuesischen Edelmann, Namens Julian Adorno, heirathete. Die Ehe war keine glückliche, in leichtsinnigem Leben vergeudete der Mann den Besitz der Familie, bekehrte sich aber auf die Bitten Katharinas noch vor seinem Tode und ließ sich in den dritten Orden des hl. Franciscus aufnehmen. Nach seinem Tode 1474 benützte die junge Wittwe die wiedererlangte Freiheit, um nun ungetheilt Gott zu dienen; sie wählte eine Lebensweise, in der sie das beschauliche mit dem thätigen Leben verbinden konnte. Katharina widmete sich der Krankenpflege in dem großen Spital zu Genua, wo sie sich namentlich während der furchtbaren Pestjahre 1497 und 1501 als einen Engel christlicher Liebe und Barmherzigkeit auszeichnete. Diesem segensreichen Wirken christlicher Liebe machte der Tod am 14. September 1510 ein Ende. Die Verlebte wurde in Genua sofort als Selige verehrt, aber erst Papst Clemens XII. nahm sie 1737 unter die Zahl der Heiligen auf. Katharina hinterließ eine Abhandlung über das Fegfeuer und einen Dialog über die reine Liebe zu Gott, als deren nothwendigstes Erfordernis vollkommene Abtödtung und aufrichtige Demuth gefordert werden. Ihre Lebensgeschichte, von ihrem Beichtvater Marabotto verfaßt, erschien 1551 im Druck [1]).

† 201. Eine hervorragende Stelle in der Mystik verdient die heilige Theresia von Jesu, eine besonders liebliche Blume im Heiligenkranz der Kirche, die zwar unserer Periode nur noch durch ihr Geburtsjahr angehört [2]). Sie wurde geboren am 28. März 1515 zu Avila, einer kleinen Provinzialstadt Altcastiliens, am Fuße der Sierra de Guadarrama, in der Mitte zwischen Madrid und der Universitätsstadt Salamanca gelegen. Der Vater Theresias, Alfons Sanchez de Cepeda war aus altritterlichem Geschlecht; die Mutter Beatrix de Ahumada, eine tiefreligiöse, feingebildete Dame. Aus erster Ehe wurden dem Vater drei, aus zweiter neun Kinder geboren; das drittälteste zweiter Ehe war Theresia. Ihre Geburt und Jugendzeit fiel in die Blütheperiode der spanischen Monarchie und gewiß fand das patriotische Hochgefühl über Spaniens Ruhm und Größe auch im Familienkreis zu Avila seinen Wiederhall. Das Hauptgewicht bei der Erziehung der Kinder legte die fromme Mutter auf das religiöse Moment, und auch der Vater stand ihr hiebei unterstützend zur Seite. Wie er selbst der Lectüre geistlicher Bücher oblag, so suchte er auch durch Lesen der Heiligenleben den religiösen Sinn der Kinder zu

---

1) † Marabotto Ant. e Vernazza Vita della b. Catarina Adorna. Genova 1551. Bussière Théod., Oeuvres de ste. Catherine de Gênes, précédées de sa vie. Paris 1854. Lechner, Leben u. Schriften der hl. Catharina von Genua 1859. — 2) † Rohrbacher hat das Leben und Wirken der hl. Theresia zusammenhangslos unserer Periode angehängt, weßhalb es hier gleichfalls eingefügt werden muß, da es in andern Bänden keine Berücksichtigung findet. Wir glaubten dasselbe aber in mehr organische Verbindung bringen und das Ganze überhaupt anders behandeln zu sollen, als Rohrbacher. Die bevorzugte Stellung der Heiligen im Leben der Kirche mag eine eingehendere Besprechung ihres Wirkens rechtfertigen, aber die 42 Quartseiten Rohrbachers, die zudem meistens nur weitläufige wörtliche Citate aus ihren Schriften enthalten, dürften doch zu weitgehend, und zudem mehr einem ascetischen denn kirchengeschichtlichen Werke entsprechend sein.

wecken und zu beleben. Die kleine lebhafte Theresia wurde hiedurch so begeistert, daß sie sieben Jahre alt den Entschluß faßte, zu den Mauren zu gehen, um dort den Martertod zu sterben. Mit ihrem noch jüngeren Brüderchen Roderich machte sie sich auch wirklich auf den Weg; die beiden Geschwister wurden aber von einem Oheim eingeholt und ins Elternhaus zurückgebracht. Nun beschäftigten sie sich damit, im Garten das Klosterleben nachzuahmen, sie bauten Zellen und Klösterchen und beteten fleißig den Rosenkranz. In ihrem zwölften Jahre verlor Theresia die treubesorgte Mutter. Sie schreibt darüber: „Ich ahnte die Größe des Verlustes, den ich erlitten. In meinem Schmerz gieng ich zu einem Heiligthum unserer lieben Frau, warf mich vor ihrem Bilde nieder und beschwor sie unter vielen Thränen, fürder meine Mutter zu sein. Dieser Ruf eines einfachen, kindlichen Herzens wurde erhört, ich fand eine Mutter in der Himmelskönigin. Von diesem Augenblick an habe ich mich nie dieser erhabenen Jungfrau empfohlen, ohne daß ich ihre allvermögende Hilfe sichtbarlich erfahren hätte; und wenn ich von meinen Verirrungen zurückgekommen bin, so ist meine Rückkehr ihr Werk.“ Ueber diese Verirrungen gibt uns Theresia äußerst interessanten Aufschluß, der von der romanlesenden Jugend wohl beherzigt werden dürfte. „Ich hatte eine Mutter von seltenem Verdienst, sagt sie, dennoch war ich, zum Alter der Vernunft gelangt, wenig bemüht ihre Tugenden nachzuahmen, während eine einzige Unvollkommenheit von ihr mir sehr schädlich ward. Sie liebte es nemlich Ritterbücher zu lesen. Für sie war es eine Erholung, nachdem sie allen Verpflichtungen nachgekommen, und sie that es wohl nur, um uns zu beschäftigen und von anderen verderblichen Dingen abzuhalten. Wir aber vergaßen alle anderen Pflichten, um nur an dieses Eine zu denken. Mein Vater sah es indeß nicht gerne und wir mußten uns vor ihm verbergen. Nach und nach gewöhnte ich mich völlig an solch verderbliche Lectüre und dieser Fehler, in den ich durch das Beispiel meiner Mutter gefallen, erkaltete allmählich meine bessern Empfindungen und führte mich zur Vernachlässigung der Pflichten. Ich sah nicht das geringste Böse darin, mehrere Stunden des Tages und der Nacht solch eitler Beschäftigung zu widmen und dies vor meinem Vater zu verbergen. Leidenschaftlich ergab ich mich dieser Lectüre und suchte mir immer neue Bücher zu verschaffen.“

„Allmählich gewann ich Geschmack an Putz und eleganter Toilette. Ich kümmerte mich viel um weiße Hände und schöne Frisur. Ich hatte keine böse Absicht dabei und hätte um keinen Preis Ursache sein wollen, daß jemand aus Liebe zu mir, Gott beleidigt hätte.“

So war aus dem Herzen der jungen Theresia der ernstere religiöse Sinn unversehens geschwunden und hatte angeblich unschuldiger Weltlichkeit Platz gemacht. Diesen Zug des Herzens wußte eine etwas ältere und lebensfrohe Cousine, die öfters zu Theresia kam, kräftig zu nähren. Die Mutter wurde der Gefahr bald gewahr, allein all ihrer Vorsicht gelang es nicht, das leichtlebige Weltkind fern zu halten und nach ihrem Tod stand der intimen Freundschaft vollends nichts mehr im Wege. Der Vater, der die Kinder in strenge Obhut nahm, gestattete nur genannter Cousine und zwei fast gleichalten Vettern den Zutritt ins Haus. Gerade dies aber konnte der aufgeweckten Theresia zum Verderben werden. Bald knüpften sich zwischen den Verwandten zartere Bande und Theresia schrieb es nur dem besonderen Schutze Gottes und ihrem zarten Ehrgefühl zu, wenn ihre kindliche Unschuld nicht Schiffbruch litt. Als die ältere Schwester, welche die Stelle der Mutter versah, sich verheirathete, schien es dem besorgten Vater doch bedenklich, der 14jährigen Theresia die Haushaltung zu überlassen; er übergab sie daher einem Augustiner-Nonnenkloster zu Avila zu weiterer Ausbildung. Hiemit waren alle Gefahren abgeschnitten und Theresia, wiewohl anfänglich mit diesem

Leben stiller Zurückgezogenheit nicht recht zufrieden, lernte es doch bald liebgewinnen. Vertrauensvoll schloß sie sich an ihre Lehrerinnen an, und an Stelle eitler Weltlichkeit, die ihr Herz leer gelassen, trat sanfter Friede und natürliche Heiterkeit. Sie fand wieder Freude und Trost am Gebet und bald erwachte der Gedanke im Ordensstande Gott zu dienen. Mit liebenswürdiger Einfachheit hat sie den Kampf beschrieben, der sich nun in ihrem Herzen zwischen Gott und der Welt entspann. Nach anderthalbjährigem Aufenthalt im Kloster mußte sie wegen Kränklichkeit ins elterliche Haus zurückkehren; nach erlangter Genesung wurde sie zur Erholung aufs Land geschickt zu ihrer verheiratheten Schwester. Hier beschäftigte sie ihr künftiger Beruf wieder angelegentlich und die Briefe des hl. Hieronymus, die sie eifrig las, bestärkten sie im früheren Entschluß. Nach kurzem Kampf trat sie, wohl mit Erlaubnis des Vaters am 2. November 1533, achtzehneinhalb Jahre alt als Novizin in das Kloster der Carmeliterinnen in Avila. Mit größter Pünktlichkeit und gewissenhaftester Treue verrichtete sie alle Obliegenheiten des Noviziates und legte am 3. November 1534 die feierlichen Gelübde ab.

„In dem Augenblick, schreibt sie, wo ich mich mit dem hl. Gewande des Ordensstandes bekleidet sah, überfluthete das reinste Glück meine Seele, das bis auf den heutigen Tag nichts zu ändern vermocht hat. Auf eine grausame Trockenheit, die mich quälte, ließ Gott das süße Gefühl einer zärtlichen Liebe zu ihm folgen. Alle Uebungen des religiösen Lebens wurden mir zu einer Quelle der Wonne. Bisweilen traf es sich, daß ich zur selben Stunde im Hause kehren mußte, die ich früher auf meinen Putz und mein Vergnügen verwandte, schon der bloße Gedanke, nicht mehr Sklavin dieser Eitelkeit zu sein, erfüllte alsdann mein Herz mit stets neuer Freude; ich war darüber erstaunt und begriff nicht, woher sie kommen könnte. Nicht ohne Thränen vermag ich von dem Augenblick der Profeßablegung zu reden, wo ich mich in freiestem Entschluß deiner göttlichen Majestät vermählte, aber diese Thränen sollten von Blut sein und mir das Herz zersprengen in Anbetracht der großen Beleidigungen, die ich dir später wieder angethan."

Mit Ablegung der feierlichen Gelübde war für Theresia die erste Lebensperiode abgeschlossen. Im heißen Ringen hatte sie den ersten entscheidenden Sieg davongetragen; aber noch Schwereres war ihr vorbehalten. Das Carmeliterinnenkloster zur „Menschwerdung" in Avila war keineswegs der Entartung anheimgefallen, nach Theresias eigenen Schilderungen herrschte daselbst ein guter Geist, nur war im Verkehr mit der Außenwelt etwas größere Freiheit verstattet, als sich mit den strengen Ordensregeln vertrug. Gerade diese Freiheit nun sollte für Theresia die Quelle langer und harter Prüfungen und schwerer Kämpfe werden. Bald nach Ablegung der Profeß erkrankte Theresia bedenklich, wohl infolge der veränderten Lebensweise. Sie wurde abermals ins elterliche Haus und zu den Verwandten gebracht, wo sich ihr Zustand aber noch verschlimmerte, so daß die Aerzte sie bereits aufgaben. Die Schwerkranke verlangte ins Kloster zurück, wo sich ihr Befinden nach acht Monaten auch langsam besserte. Während der schmerzlichen Leiden zeigte Theresia eine rührende Geduld und Gottergebenheit, so daß sie allen Mitschwestern zur Erbauung diente. Als sie wieder genesen, trugen die Obern kein Bedenken, ihr größere Freiheit zu gestatten, als anderen Klosterfrauen. Sie durfte ungehindert im Sprechzimmer Besuche empfangen, die sich auch in Bälde, durch das gewinnende Aeußere, die feinen Manieren und den liebenswürdigen Charakter Theresias angezogen, ziemlich zahlreich einfanden. Theresia selbst fand wieder Gefallen an solchem Verkehr und sah sich unvermerkt in eine gewisse Anhänglichkeit an die Außenwelt verstrickt, zu der sie hundert kleine Aufmerksamkeiten und Sorgen hinzogen. Infolge dessen verlor sie die innere Sammlung, wurde in den religiösen Uebungen zerstreut und

verlor die Lust am Beten. Das innerliche Gebet gab sie ganz auf unter der angeblichen Entschuldigung, sie wäre eines so vertrauten Umganges mit Gott nicht würdig. Erst im Jahre 1542 befreite sie ein frommer Priester von diesem unglücklichen Wahne, und von da an nahm sie die Uebung wieder auf und setzte sie nie mehr aus, wenn sie auch mit der größten Geistesdürre zu kämpfen hatte. Ihren Verkehr mit der Außenwelt setzte sie aber immer noch fort und so bildete sich in ihr eine Mittelstellung zwischen Zelle und Sprechzimmer, zwischen Kloster und Welt, eine Halbheit, die ihren Geist und ihr Herz nicht befriedigen konnte.

„Mein damaliges Leben, schreibt sie, war sehr mühselig, weil ich während des Gebetes meine Fehler erkannte. Auf der einen Seite rief mich Gott, auf der anderen folgte ich der Welt. Die göttlichen Dinge hatten zwar großen Reiz für mich, aber die weltlichen hielten mich noch gefesselt. Ich schien zwei so entgegengesetzte Dinge — das geistliche Leben mit seinen Tröstungen und die sinnlichen Vergnügungen — mit einander vereinigen zu wollen. Unter dem Gebet litt ich viele Mühsal, denn der Geist war nicht Herr, sondern Knecht, und daher konnte ich mich, wie es meine einzige Gebetsweise war, nicht in mir sammeln und mich innerlich einschließen, ohne zugleich auch tausend Eitelkeiten mit einzuschließen. So brachte ich viele Jahre hin und ich wundere mich nur, wie ich es ohne Unterlassung des Einen oder Anderen aushalten konnte. Bald fiel ich, bald stand ich wieder auf, aber nicht so wie es sich gebührt hätte, weil ich in der Folge wieder sank. Ich schleppte mich auf so niedriger Stufe der Vollkommenheit einher, daß ich mich der läßlichen Sünden wegen nicht sonderlich beunruhigte, obschon ich mich vor Todsünden fürchtete, jedoch nicht mit so tiefem Abscheu, wie ich mußte, da ich die Gelegenheit nicht floh.

Dieser Zustand unentschiedenen Schwankens dauerte nach dem eigenen Bekenntnis der Heiligen bis zum Jahre 1555, also im Ganzen etwa zwanzig Jahre. Uebrigens wird man diese Selbstanklage, die Theresia auf der späteren Stufe der Vollkommenheit in tiefer Demuth gegen sich selbst erhob, nicht zu sehr premiren dürfen. Allgemein wird zugestanden, daß sie der Taufgnade nie verlustig gegangen. Es handelte sich nicht um schwere Verfehlungen, sondern lediglich um Nachlässigkeiten im Guten bei sonst ernster Tugendübung, um Fehler, die das Gnadenleben nur indirekt bedrohen. Diese Periode des heißen Ringens und schweren Kämpfens bis zum endlichen und vollen Sieg der göttlichen Gnade, mag für jene lehrreich sein, die da glauben, wenn sich die Klosterpforten hinter ihnen geschlossen, sei alle Gefahr überstanden, und die die Klostermauern für zu hoch halten, als daß die Welt mit ihren Lockungen und Verführungen sie zu übersteigen vermöchte und wenn sie dann endlich der Täuschung gewahr werden, muthlos und verzagt werden möchten. Theresia gab ihr Ideal nicht auf trotz der heißen Kämpfe; sie rang, stritt und betete, bis endlich der Sieg errungen und beseligender Friede erstritten war. Vorbild in diesem Kampfe war ihr der hl. Augustin, dessen Bekenntnisse sie eifrig las und die büßende Magdalena. Als sie eines Tages ein Ecce-Homo-Bild erblickte, wurde ihr Herz mit solch gewaltigem Schmerz ob des kalten Undankes gegenüber solch unendlicher Liebe durchzittert, daß sie mit Magdalena unter einem Strom von Thränen zu den Füßen des Heilandes niedersank. „Ich empfahl mich, schreibt sie, dieser Liebhaberin Jesu und beschwor sie, mir Verzeihung zu erwirken. Nie glaube ich, zeigte sie sich meinem Gebet so gnädig, als da, wo ich ob der Wunden meines Heilandes in Thränen zerfloß. Von da an hörte ich auf mir Vertrauen zu schenken und setzte all meine Hoffnung auf den Herrn. Und ich glaube, daß er den tiefen Aufschrei meines Herzens gnädig aufgenommen, von da an hörte ich nicht mehr auf, im innern Leben rasche Fortschritte zu machen.

Nun war Theresia ein ganz anderes Wesen. Alles Interesse an der Außenwelt wie auch jeglicher Widerwille am Gebet war geschwunden, statt dessen feuriger Eifer und seraphische Andacht in ihrem Herzen eingekehrt. In der Innigkeit des Gebetes versank sie in himmlische Entzückungen, in denen sie die unmittelbare Nähe ihres göttlichen Heilandes empfinden zu können glaubte. In einer Vision glaubte sie einen Engel zu sehen, der mit glühendem Eisen ihr Herz durchstach und sie mit der Liebe Gottes völlig entbrannte. In heiliger Begeisterung besang sie diesen Triumph Gottes über ihr Herz [1]). Aber auch in diesen glücklichen Tagen seliger Gottinnigkeit blieben der reinen Seele schwere Prüfungen nicht erspart. Viele hielten die außerordentlichen Gnadenbezeugungen Gottes für frevle Täuschungen, ja manche hielten sie sogar für besessen und drohten mit der Inquisition. Theresia schien selbst manchmal an ihrem Beruf zu zweifeln, der strenge Gehorsam gegen ihre Ordensobern aber und die tiefe aufrichtige Demuth müssen jede Täuschung ausschließen.

Die seltene Jungfrau war übrigens nicht nur zu mystischem Geistesleben berufen, sie sollte auch handelnd ins Leben eingreifen und eine Reformation durchführen, die sich freilich nicht über alle Gesetze und Autorität hinwegsetzt, Kirchen plündert, Klöster zerstört, Kunstwerke zusammenschlägt und die Bürger zu blutigem Bruderkrieg bewaffnet, sondern eine Reformation im wahren und edelsten Sinn des Wortes. Durch ihr bewunderungswürdiges Leben hatte Theresia manche ihrer Mitschwestern zu ähnlichem Eifer entflammt; diese entschlossen sich nun zu einem Leben nach der alten strengen Ordensregel. In völliger Abgeschiedenheit wollten sie ein Leben der Armuth, des Gehorsams, der Arbeitsamkeit und Buße leben. Mittel dazu sollten sein Stillschweigen, Clausur und strenge Ordnung des Gebetes. Wohnung, Kleidung und Nahrung wurden auf das unentbehrlichste beschränkt.

Unter vielen Schwierigkeiten und heftigen Anfeindungen vom eigenen Orden sowohl wie von der Außenwelt, vermochte Theresia endlich im Jahre 1562 nach obigen Grundsätzen ein armes Klösterlein in Avila zu gründen, das dem hl. Josef geweiht wurde. 1565 erhielt sie die päpstliche Bestätigung für ihre Stiftung und 1567 bevollmächtigte sie der General der Carmeliten Giovanni Rossi, die Reform auch auf andere Klöster auszudehnen. So errichtete Theresia selbst noch 16 reformirte Klöster in verschiedenen Städten Spaniens.

---

1) † „In des Herzens Tiefe traten
Schwerter mir mit jähen Streichen;
Göttlich war ihr Wappenzeichen;
Denn sie wirkten große Thaten.

Wund' hat mir ihr Stoß gegeben;
Aber bringt die Wund auch Tod
Und der Qualen herbste Noth —
Diesem Tod entkeimt das Leben.

Tödtet sie, wie gibt sie Leben?
Wie kann Leben Tod uns schaffen,
Heil erblüh'n aus Todeswaffen,
Tod und Leben sich verweben?

Gottes Macht ist wohl berathen,
Der also im wilden Ringen
Sich erhebt auf Siegesschwingen,
Durch Erwirkung großer Thaten."

Noch größer, ja fast unüberwindlich wurden die Schwierigkeiten, als Theresia die Reform auch auf die Mannsklöster des Carmelitenordens auszudehnen suchte. Der hl. Johann vom Kreuz, der sie in diesem Werke am meisten unterstützte, wurde sogar ins Gefängnis geworfen und es schien fast, als ob das ganze Reformwerk der Heiligen vernichtet werden sollte. 1580 aber traf Gregor XIII. die Verfügung, daß die Reform volle Freiheit haben soll, dagegen dürfen die Carmeliten der milderen Observanz nach den bisherigen Regeln fortleben. Nun gründete Theresia noch 15 Mannsklöster nach der strengen Observanz.

Neben dieser angestrengten Thätigkeit als Nonne, Klostergründerin und Klosterreformatorin, und trotz der vielen körperlichen und geistigen Leiden und Qualen war Theresia auch noch äußerst fruchtbar als Schriftstellerin. Die meisten ihrer Schriften verfaßte sie auf ausdrücklichen Befehl der geistlichen Obern, so ihre Autobiographie, die sie von 1562—1566 abfaßte und die das schönste Gegenstück zu den Bekenntnissen des hl. Augustin bildet. 1566 verfaßte sie den „Weg der Vollkommenheit", 1573 begann sie das „Buch der Klosterstiftungen", an dem sie bis zu ihrem Tode weiterarbeitete. 1577 vollendete sie „die Seelenburg". Weitere Werke sind: „Ermahnungen an die Klosterfrauen"; „Sieben Betrachtungen über das Vater unser"; „Ergießungen des Herzens"; „Gedanken über die Liebe Gottes". Ihre „Briefe" gehören zu den besten Erscheinungen dieser Literaturgattung, es sind Muster des Stils, von Reinheit und Fülle der Sprache. Auch die anderen Werke gehören ihrer Formschönheit nach zu den Zierden der spanischen Literatur. Was den Inhalt der Schriften Theresias anlangt, so zeugen sie von tiefer theologischer Kenntnis und einer hohen Stufe der Mystik; sie gehören zu den werthvollsten Schätzen der ascetischen Literatur.

Gegen Ende September 1582 befiel Theresia ein Blutsturz und kündigte ihr die Nähe des Todes an. Sofort verlangte sie nach den hl. Sakramenten, die sie mit himmlischer Liebesgluth empfing. Wie sie während des Lebens alle Leiden aus Liebe zu ihrem Erlöser freudig ertragen, so gieng sie auch mit völliger Ergebung, ja inniger Sehnsucht dem Tode entgegen. Ihr letztes Gebet war der Bußpsalm „Miserere", aus dem sie die Worte: „Ein zerknirschtes und gedemüthigtes Herz wirst du, o Gott, nicht verachten", so lange wiederholte, bis sie die Sprache verlor. Sie starb in der Nacht vom 4. zum 5. October 1582, 67 Jahre alt [1]). Da die folgenden 10 Tage nach Anordnung Gregor XIII. ausfallen mußten, fiel ihr Todestag auf den 15. October, an dem auch ihr Fest gefeiert wird. Am 12. März 1622 wurde sie von Gregor XV. unter die Zahl der Heiligen aufgenommen [2]).

---

1) † „Beglückter Tag, an dem der Geist
Theresens dieser Welt entschwebt,
Und in der Taube Lichtgestalt
Zu Gottes Tempel sich erhebt.

„Sie hört den Ruf des Bräutigams:
Komm, Schwester, von des Karmels Höh'n,
Komm, deine Sternenkron zu sehn,
Komm zu dem Hochzeitmahl des Lamm."
(Hymnus zur Matutin des Tagesofficiums).

2) † Schriften der hl. Theresia von Jesu, 6 Bde., hrsgegeb. von Schwab, rev. von Jocham. 2. Aufl. Sulzb. 1851. AA. SS. 15. Oct. Hennes, das Leben der hl. Theresia II. A. Mainz 1866. Bouix, Leben der hl. Theresia, aus dem Französischen. Aachen 1865. Ida Gräfin Hahn-Hahn, Leben der hl. Theresia. Aus dem Spanischen des Vincente de la Fuente. Mainz 1867. Ob u. inwieweit die infolge des Centenariums der Heiligen erschienenen und noch zu erscheinenden Monographien die bisherigen Arbeiten übertreffen, wird erst zu untersuchen sein.

† 202. In der mystischen wie humanistischen Richtung unserer Periode war unverkennbar ein bedenklicher Subjectivismus grundgelegt, der sich zu gefährlichen Consequenzen bezüglich der kirchlichen Lehre auswachsen konnte. Wenn trotzdem wirklich häretische Verirrungen nur ganz vereinzelt und auch diese ohne jede nachhaltige Wirkung auftreten, so wird man diese Erscheinung billig auffallend finden müssen und darin vielleicht eine beachtenswerthe Andeutung finden dürfen, daß die angebliche Ausartung der kirchlichen Lehre keine so bedeutende gewesen sein könne, als von akatholischer Seite gewöhnlich angenommen werden möchte. Eine solche häretische Erscheinung haben wir bereits kennen gelernt in Reginald Pecok, Bischof von Chichester[1]). Ein anderer Irrlehrer tauchte in Spanien auf, es war Petrus de Osma, Lehrer der Theologie zu Salamanca. 1478 war gegen ihn beim apostolischen Stuhle Klage erhoben worden, daß er von seinem Lehrstuhle aus, sowie in einer Schrift, über die hl. Sakramente und das der Buße insbesondere falsche Lehren vorgetragen, und dabei die heilige Schrift gegen die Tradition der Väter und der Kirche erklärt habe. Seine Schrift, de confessione betitelt, enthielt folgende sechs Irrthümer: 1) Tod- wie läßliche Sünden werden bezüglich der Schuld und der ewigen Strafe einzig durch die innere Reue getilgt ohne Zuhülfenahme der kirchlichen Schlüsselgewalt. 2) Das specielle Sündenbekenntnis beruht nicht auf göttlichem Recht, sondern ist eine Anordnung der allgemeinen Kirche. 3) Gedankensünden werden durch bloßes inneres Mißfallen getilgt, ohne daß sie gebeichtet werden müßten. 4) Nur die geheimen, nicht auch die notorischen müssen gebeichtet werden, und den Pönitenten darf die Absolution nicht ertheilt werden, bevor sie die ihnen auferlegte Buße verrichtet haben. 5) Die römische Kirche kann in ihren Entscheidungen irren; der Papst kann die Strafen des Fegfeuers nicht erlassen und von den Bestimmungen der allgemeinen Kirche nicht dispensiren. 6. Was die Gnadenvermittlung anlangt, so ist das Sakrament der Buße ein Sakrament der natürlichen Ordnung und weder im alten noch im neuen Testament begründet[2]).

Ueber diese Sätze Peters von Osma wurde in verschiedenen Versammlungen von Doctoren verhandelt, am 25. Juni 1478 forderte der Papst den Erzbischof von Toledo, Alfons Carillo, zum Einschreiten auf. Derselbe erließ unter den 22. März 1479 eine Citation an Petrus, worin er auf den 15. Mai 1479 nach Alcala vor das erzbischöfliche Glaubensgericht vorgeladen wurde. Da er auf dem Wege dahin zu Madrigal von einer bösartigen Krankheit überfallen wurde, mußte die Untersuchung und Verurtheilung der Irrlehren in seiner Abwesenheit erfolgen. Am 24. Mai wurde die Schrift Peters von Osma nebst den genannten Propositionen vor den Thoren der Marienkirche zu Alcala verbrannt und Petrus zum Widerruf aufgefordert, den er auch leistete. Zur Buße sollte er sich ein Jahr von Salamanca und dessen Umgebung fern halten, dann aber wieder in seine vorigen Aemter und Ehren eingesetzt werden. Dieses Urtheil bestätigte Sixtus IV. und Petrus trat wieder in das Dunkel zurück, aus dem er für kurze Zeit aufgetaucht war.

† 203. In demselben Jahre 1479 wurde auch in Deutschland ein Glaubensgericht gehalten zu Mainz über den Doctor der Theologie Johann Wesel, so genannt von seinem Geburtsort Oberwesel am Rhein, eigentlich

1) † Cfr. oben S. 221. — 2) † Du Plessis d'Argentré, Collectio judiciorum de novis erroribus, qui ab initio XII sec. usque a. 1713 in ecclesia proscripti sunt. tom. 1. (1160—1520) p. 289 sqq. Gams, Kirchengeschichte von Spanien III. 1 S. 434 ff.

Johann Ruchrat oder Ruchard. Er war Professor der Theologie in Erfurt und Prediger in Mainz und Worms gewesen, und hatte die Hierarchie und kirchliche Lehre heftig angegriffen. Namentlich an letzterem Ort soll er folgende Sätze gepredigt und vertheidigt haben: 1) Die kirchlichen Obern haben keine Gewalt, Gesetze zu erlassen noch auch zu dem, was Christus und die Apostel verkündigt, etwas hinzuzufügen. 2) Kein Mensch, so heilig, gelehrt und weise er auch sein mag, darf das Evangelium und Christi Wort erklären; die heiligen Väter haben die Schrift nicht in dem Sinn und Geist erklärt, in dem sie geschrieben worden ist. 3) Die Ablässe seien nichts anderes als frommer Betrug [1]), jene seien thöricht und einfältig, die der Ablässe wegen nach Rom reisten, da sie zu Hause dasselbe erlangen könnten, falls sie nur wahrhafte Reue über ihre Sünden erweckten mit dem Vorsatz der Besserung. 4) Die Gebote der Kirche, des Papstes und anderer kirchlicher Obern verpflichten nicht unter einer Todsünde, da letztere kein Gesetzgebungsrecht haben. 5) Es gibt keine Erbsünde, noch gab es je eine solche, die Kinder werden nicht in der Erbsünde empfangen und werden auch deßhalb nicht verdammt, wenn sie ohne Taufe sterben. 6) Alle Priester sind in Wirklichkeit Bischöfe und Päpste, sie unterscheiden sich nur dem Namen nach und gemäß menschlicher Anordnung. Weder die Päpste, noch die Bischöfe und Priester theilen den Gläubigen etwas zum Heile mit; diese können durch den Glauben, die Eintracht und den Frieden gerettet werden auch ohne Priester. 7) Da das Fastengebot nicht von Christus eingesetzt worden, verpflichtet es uns nicht. Die Kirche kann uns nemlich nicht verpflichten zu etwas, was Christus nicht befohlen, da sie keine Vollmacht hat, Gesetze und Verordnungen zu erlassen. 8) Die letzte Oelung ist kein Sacrament, weil sie nicht durch Christus, sondern von den Menschen eingesetzt worden ist; sie ist Oel und bleibt Oel, was sie vorher gewesen. 9) Da in der hl. Schrift nirgends gesagt ist, daß der hl. Geist vom Sohne ausgehe, eher das Gegentheil, so soll man eher den Griechen Glauben schenken, daß der hl. Geist nur vom Vater und nicht auch vom Sohne ausgehe. 10) Wegen der vielen Canones und Censuren sei es gegenwärtig beschwerlich, ja gefährlich Christ zu sein. 11) Das canonische Stundengebet, wozu die Kirche die Cleriker verpflichtet, ist überflüssig und diese Zeit würde besser zum Studium verwendet. 12) Die Segnungen und Exorcismen des Wassers, des Salzes, des Brodes und anderer lebloser Dinge sind nutzlos und überflüssig. 13) Es ist nicht nothwendig, die Feste der Heiligen zu feiern, es genügt die Feier des Sonntags, des Weihnachts- und Osterfestes. 14) Die Enthaltsamkeit der Priester ist ein Aberglaube, von den Päpsten gegen das Evangelium erfunden; weder Christus noch die Apostel haben dieselbe geboten, weßhalb es auch den Priestern freisteht, sie zu beobachten oder nicht. 15) Die Gesammtkirche kann irren und hat thatsächlich schon in verschiedenen Punkten geirrt, so in der Canonisation der Heiligen, in ihren Constitutionen, Censuren und Ablässen.

Der Erzbischof Dietrich von Isenburg rief Wesel vor ein Inquisitionsgericht aus Cölner und Heidelberger Doctoren; seine Irrthümer wurden

---

1) † Es ist hier zum richtigen Verständnis an eine Stelle des Albertus Magnus zu erinnern in Sent. lib. IV. dist. 20. art. 17. Dicendum, quod tres opiniones fuerunt antiquitus circa indulgentias. Quidam enim dixerunt, indulgentias omnino nihil valere, et esse eas piam fraudem, qua mater decipiendo pueros suos provocat ad bonum, sc. peregrinationem et eleemosynas et auditum verbi Dei et hujusmodi. Sed isti ad ludum puerorum distrahunt verba ecclesiae, et hoc fere sapere haeresin puto.

verdammt und seine Schriften vor seinen Augen verbrannt, am Sonntag Quinquagesimä, den 21. Februar 1479. Wesel widerrief und wurde zu lebenslänglicher Haft in das Augustinerkloster zu Mainz verwiesen, wo er von Kummer verzehrt 1481 starb [1]).

Aehnliche Ideen wie Johann Wesel vertrat auch Nicolaus Ruß, Priester zu Rostock. In seiner Schrift de triplici funiculo [2]) sprach er sich gegen Reliquien= und Heiligenverehrung, gegen Ablaß, Mönchthum und Hierarchie aus.

† 204. Ein anderer Niederländer, Johannes Pupper, von seinem Geburtsort Goch, einem Städtchen im Clevischen, gewöhnlich Johannes von Goch genannt, verfiel in seiner versuchten Reform des kirchlichen Lebens gleichfalls auf sehr bedenkliche Grundsätze. Er war zu Anfang des Jahrhunderts geboren und hatte seine Studien wahrscheinlich in den Fraterschulen der Windesheimer Congregation und auf der Universität Paris gemacht. Um das Jahr 1450 finden wir ihn als Prior eines Nonnenklosters zu Mecheln, wo er 24 Jahre hindurch das Amt eines Beichtvaters bekleidete. Er starb am 28. März 1475. Goch war eine mystisch, tief religiös angelegte Natur, weßhalb er sich durch den starren Formalismus der scholastischen Theologie, sowie durch verschiedene Mißbräuche des äußeren Kirchenthums abgestoßen fühlte. In bewußter Opposition hiegegen gerieth er auf einseitigen subjektivistischen Standpunkt, der zu bedenklichen Grundsätzen führte. Das kirchliche Leben schien ihm völlig veräußerlicht, den Grund hievon fand er in den zahlreichen und verschiedenen Satzungen und Bestimmungen, die schließlich zu bloßer Legalität geführt, da sie nur mechanische und nicht selten gedankenlose Nachachtung und Erfüllung fänden. Dieser Verflüchtigung des kirchlichen Geistes gegenüber drang Goch auf innerliches, lebendiges Christenthum und betonte daher vor allem den Geist der christlichen Freiheit, der nicht bloß dem äußeren Buchstaben des Gesetzes, sondern mehr und vor allem dem inneren Wesen desselben gerecht zu werden sucht. Das Gesetz des Evangeliums ist ein Gesetz der Liebe, diese Liebe aber verschafft uns die Freiheit der Kinder Gottes. Nur soviel ist Verdienst oder Schuld an den menschlichen Handlungen, als sie Freiheit in sich schließen. So betont Goch einseitig die Macht des Willens gegenüber dem scholastisch=philosophischen Erkennen. Ist so die aus der Liebe resultirende und mit ihr unzertrennlich verbundene sittliche Freiheit gewissermaßen das Materialprincip von Gochs Theologie, so ist ihm die hl. Schrift das Formalprincip. Die heilige Schrift allein gibt nach ihm dem Menschen zuverlässige Belehrung über die göttlichen Dinge. Jede andere Belehrung, woher sie immer kommen mag, hat nur dann Werth, wenn sie mit der hl. Schrift übereinstimmt. Bezüglich der Erklärung der Schrift läßt er zwar den vierfachen Sinn zu [3]), legt aber nur dem buchstäblichen beweisende Kraft, bei und möchte die Schrift vorzugs=

---

1) † Trithem., Chron. Sponh. ed. Freh. II. p. 391. Die Proceßacten bei Du Plessis d'Argentré l. c. II. 2 p. 291—98. Serrarii, Rer. Mogunt. 1604. lib. V. p. 144. 877. Ullmann, Reformat. vor der Reform. Hamburg 1841. I. 240 ff. Walch, Monimenta medii aevi. Götting. 1757. T. I. fasc. I. p. 111. T. II. fasc. II. p. 115. — 2) † Die Schrift war im 16. Jahrhundert bekannt aus dem Catalogus testium veritatis des Flacius Illyricus, ist dann verschollen und wurde erst 1850 von Julius Wiggers wieder entdeckt und in Niedners Zeitschrift f. hist. Theol. 1850 II. 171 ff. veröffentlicht. — 3) † Den allegorischen, moralischen, anagogischen u. Literalsinn. Bekannt ist, daß bereits Nicolaus von Lyra, gest. als Provinzial des Franciscanerordens von Burgund 23. Octobr. 1341, vorzüglich auf die grammatisch=historische Erklärung der hl. Schrift drang.

weise aus sich selbst erklärt wissen. Hierin ist er vornehmlich Vorläufer der Reformatoren des 16. Jahrhunderts geworden. Sein einseitiger Subjektivismus führte Goch noch zu einer weiteren Verirrung, zur Negation der Hierarchie. Die bischöfliche Würde als hierarchische Erhebung über das Priesterthum schien ihm unvereinbar mit seinem Begriff der christlichen Freiheit; nach ihm ist der priesterliche Stand der höchste in der Kirche[1]).

† 205. Zwei andere Männer unserer Zeit können nicht zu den häretischen Erscheinungen gerechnet werden, der eine, Hermann Ruißwik nicht, weil er vollendetem Unglauben verfallem, der andere, Johannes Wessel, nicht, weil ihm mit Unrecht häretische Lehrabweichungen imputirt wurden. Ruißwick, ein geborner Holländer, verbreitete seinen crassen Unglauben gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Er lehrte eine Gott gleich=ewige Materie, leugnete die Schöpfung der Engel durch Gott, die Existenz der Hölle und die Unsterblichkeit der Seele. Moses hat das Gesetz nicht von Gott empfangen und Christus ist nicht der Sohn Gottes, sondern ein phantastischer Verführer; die heiligen Schriften alten wie neuen Bundes sind leere Fabeln. So war Ruißwik mehr Vorläufer der „neuen“ oder „modernen Christen“ nach der Schule Strauß=Renan. Er wurde 1499 gefänglich eingezogen und trotz seiner destructiven Lehren wieder in Freiheit gesetzt, als er seinem Irrthum abschwor. Da er aber seine religiösen Phantasiebilder weiter verbreitete, wurde er abermals aufgegriffen und 1512 im Haag verbrannt.

Johann Wessel aber wurde nur von einer krankhaften Ahnensucht mit der zweifelhaften Ehre eines Reformators vor der Reformation bedacht. In Wahrheit steht er in allen dogmatischen Fragen durchaus auf katholischem Boden; in dem reformatorischen Hauptpunkt aber der Rechtfertigungslehre denkt er direct antilutherisch[2]). Wessel war geboren 1419 oder 1420, nach anderen schon 1400, zu Gröningen, wohin seine Familie von Gansfort in Westfalen übergesiedelt war. Sein Vater Hermann Wessel war Bäcker, die Mutter stammte aus der Familie Clantes, beide Eltern verlor Johann frühzeitig und kam nun in die Obhut einer reichen Verwandten, Ottilia Clantes, die dem Knaben eine sorgfältige Erziehung angedeihen ließ. Zur weiteren Ausbildung kam er in die Fraterschule nach Zwoll, wo er mit Thomas von Kempen wiederholt verkehrt haben soll, so daß er unter dem Einfluß des großen Meisters sogar den Entschluß faßte, selbst in die Windesheimer Congregation zu treten; ein Plan, der mit seiner ganzen geistigen Veranlagung in zu großem Widerspruch stand, als daß er sich hätte realisiren lassen. Von Zwoll begab sich Wessel auf die Universität nach Cöln, wo er eifrigem Studium oblag und begeisterter Realist wurde. Als „ein singulärer Kämpe“ dieser Richtung, wie er sich selbst nannte, begab er sich nach Paris, dem Hauptsitz des Nominalismus, um daselbst für den Realismus Propaganda zu machen. Schon auf dem Wege dorthin hatte er heftige Disputationen in Löwen, wo er sich einige Zeit aufgehalten; in Paris aber erkannte er bald, daß er sich über die Kraft seiner Gegner getäuscht und er nannte sein Unterfangen selbst einen „Uebermuth“. Er selbst wurde hier in Bälde für den Nominalismus gewonnen und wirkte nun längere Zeit bei der philosophischen

---

1) † Seine Schriften sind: De libertate christiana, ed. Grapheus Antwerp. 1521. De quatuor erroribus dialogus. Walch, Monimenta T. I. fasc. IV. p. 73 ff. De scholasticorum scriptis et religiosorum votis. Walch. l. c. T. II. fasc. I. p. 1. vgl. Ullmann, Reformatoren I. — 2) † Ueber Wessel u. seine Lehre vgl. Johann Wessel. Ein Bild aus der Kirchengeschichte des XV. Jahrhunderts, von Dr. Johann Friedrich. Regensburg, Manz 1862.

und theologischen Facultät. Zuverlässige Angaben über diesen Pariser Aufenthalt aber fehlen. 1470 und 1471 finden wir Wessel in Italien und Rom, ohne daß ein näherer Grund dieser Reise bekannt wäre; 1473 ist er wieder in Paris, wo er mit Johann Reuchlin und Rudolf Agricola in nähere Beziehungen trat. „Das Verhältnis Wessels zu den beiden jungen Männern war das eines Rathgebers und Ermunterers zum Studium, besonders der hebräischen Sprache" [1]). Nach seinem zweiten kürzeren Aufenthalt in Paris finden wir Wessel um 1474 in Basel, ohne daß er hier als öffentlicher Lehrer auftrat. Um 1476 zog er sich in seine Heimath zurück, wo er freudige Aufnahme fand, ohne daß er übrigens einen bleibenden Wohnsitz genommen hätte. Bald finden wir ihn auf dem Agnetenberg bei Zwoll, bald in dem friesischen Kloster Adwert, bald in einem Frauenkloster in Gröningen. Seine Hauptthätigkeit war dem inneren Geistesleben gewidmet, wie er auch mehrere ascetische Schriften verfaßte [2]). Er starb in Gröningen am 4. October 1489 mit dem Bekenntnis: „Ich danke Gott, alle eitlen Disputationen sind geschwunden, ich weiß nur Christum den Gekreuzigten."

Wegen seiner großen Gelehrsamkeit nannten ihn die Bewunderer lux mundi, die Gegner aber, wie der Nominalist Höck, nannten ihn wegen seiner Singularitätensucht magister contradictionum. Dem Unterfangen der Protestanten, die Wessel zu einem Vorläufer Luthers stempeln wollen, hat Johann Faber, später Bischof von Wien, schon 1528 die gebührende Abfertigung zu Theil werden lassen, indem er in mehr als 30 Artikeln die katholische Lehre Wessels den lutherischen Irrlehren gegenüberstellte [3]). Mit Recht sagt Friedrich [4]): „Daß man wegen des Tadels von wirklichen Mißbräuchen in der Kirche, ohne gegen ihre Dogmen zu verstoßen, bereits lutherisch gesinnt sei, ist in der katholischen Kirche unerhört. Ein großer Theil ihrer Heiligen würde zu der Zahl der Vorläufer Luthers zählen und jetzt noch müßte das Anerkennen wirklicher Mißbräuche in geschichtlicher Darstellung lutherisch sein."

† 206. Wir haben gesehen, wie sich in genannten Lehrabweichungen unserer Periode bereits ein einseitiges, subjektives Hervorheben der hl. Schrift bemerkbar machte. Hiedurch allein schon wäre ein eingehenderes Studium der Schrift gefordert gewesen, ein solches war aber auch in der mystisch-religiösen Richtung grundgelegt; am meisten jedoch mußte die Bewegung auf dem Gebiet des Classicismus ihren Rückschlag auch auf die kirchliche Exegese ausüben. Noch bevor sich dieser Einfluß bemerkbar machte, begegnen uns zwei äußerst fruchtbare Exegeten unserer Periode, nemlich Alfons Tostatus und Dionysius Rickel. Ersterer wurde zu Madrigal 1400 geboren; er studirte zu Salamanca, wo er bereits mit 22 Jahren in der Philosophie und Theologie Vorlesungen hielt. Für seine kirchliche Haltung auf dem Concil zu Basel ernannte ihn der Papst 1449 zum Bischof von Avila, wo er aber schon 1455 starb. Seine staunenswerthe Gelehrsamkeit zeigt sich in seinen voluminösen Commentaren zu den historischen Büchern des alten Testaments und zum Matthäusevangelium. Im Gegensatz zu Nicolaus von Lyra folgte er der mystisch-allegorischen Methode.

---

1) † Friedrich l. c. S. 103. — 2) † Seine Werke siehe bei Friedrich l. c. S. 117. Opp. Wess. ed. Groning. 1614. — 3) † Cfr. Ullmann, Reformatoren II. S 657. — 4) † Friedrich l. c. S. 283. Ueber Wessel außer den genannten Werken noch Hardenberg, vita Wesseli vor der Ausgabe der Opp. Muurling, orat. de Wesselii Gansfortii principiis atque virtut. Amst. 1840. Weitere Literatur ist bei Friedrich angegeben.

Eine ganz singuläre Erscheinung auf dem geistigen Gebiet unseres Zeitabschnittes ist Dionysius Rickel, gewöhnlich Carthusianus genannt. Er wurde 1403 in Rickel, einem kleinen Ort bei Looz in der belgischen Provinz Limburg, damals zur Diöcese Lüttich gehörig, aus dem altadligen Geschlechte der von Leuwies oder Leewies geboren. Von Jugend auf zeigte er große Neigung zur Wissenschaft und Frömmigkeit und wollte mit 18 Jahren schon in den Carthäuserorden zu Roermunde eintreten. Da er wegen seiner Jugend abgewiesen werden mußte, begab er sich auf die Universität Cöln, wo er sich mit staunenswerthem Eifer dem Studium und vor allem den biblischen und exegetischen Wissenschaften widmete. 21 Jahre alt kehrte er nach Roermunde zurück und nun öffneten sich ihm die Klosterpforten, hinter denen er bis zu seinem Tode, 48 Jahre lang, verweilte. Abgeschieden von der Welt, blieb er doch nicht ohne großen Einfluß auf die Welt; Kaiser und Könige, Fürsten, Bischöfe und Prälaten erholten sich bei dem seltenen Mönche Rath und Hülfe. Eugen IV. soll beim Lesen eines seiner Werke ausgerufen haben: laetetur mater ecclesia, quae talem habet filium! Auch Cusa wollte bei seiner wichtigen Legationsreise des Einflusses des singulären Geistesmannes nicht entbehren. Bekannt ist seine eindringliche Rede, in der er den verweltlichten Bischof von Lüttich mit allem Freimuth an seine verantwortungsvollen Pflichten mahnte [1]). Neben seiner erstaunlichen Gelehrsamkeit, die er sich durch unermüdlichen Fleiß, seltene Ausdauer und ein ans Wunderbare grenzendes Gedächtnis erwarb, besaß er einen fast überirdischen Gebetseifer, so daß er nicht selten in extatisch-visionäre Zustände verfiel, und daher auch Doctor exstaticus genannt wurde. Bezüglich seiner zahlreichen Schriften sagt Trithemius [2]), daß er unter den lateinisch schreibenden Schriftstellern nur Augustinus über sich habe. „Betrachtung und Gebet, bemerkt er weiter, lag er mit solch innigem Eifer ob, daß man glauben sollte, er hätte nie Zeit gefunden zum Schreiben; andererseits hat er soviel gelesen und geschrieben, daß man annehmen möchte, zum Beten und Betrachten wäre ihm keine Zeit mehr übrig geblieben. Entweder las oder schrieb er, so daß Gebet mit Lesen und Lesen mit Gebet abwechselte". Die ungefähr anderthalb hundert einzelne Werke umfassenden Schriften behandeln verschiedene Gegenstände, die meisten sind exegetischen und mystisch-ascetischen Inhaltes. Das Hauptwerk, die Commentare zu sämmtlichen Schriften des alten und neuen Testaments füllen sieben Folianten; die Herausgabe besorgte der Carthäuser Theodorich Loer a Stratis, der auch sein Leben beschrieb [3]). Außerdem sind noch zu erwähnen der Commentar zu den Sentenzen, kürzere Abhandlungen über Philosophie und Theologie, zahlreiche Reden und Tractate mehr mystisch-ascetischen Inhaltes. Dionysius starb am 12. März 1471 und wurde vielfach als heilig verehrt, wiewohl er nicht in das kirchliche Heiligenverzeichnis aufgenommen wurde. Auffallend ist die fast geflissentliche Vernachlässigung des seltenen Mannes von Seite der katholischen Geschichtsschreibung.

Epochemachend für die exegetische Wissenschaft wurde die Thätigkeit von Reuchlin und Erasmus von Rotterdam; durch sie nemlich trat nun ein neues wichtiges Moment hinzu, die Textkritik. Reuchlin fühlte das Tiefgrei-

---

1) † Scharpff, Nicolaus v. Cusa S. 177. — 2) † Tot ac tanta scripsit, ut numero opusculorum praeter Augustinum parem habuerit neminem. De script. eccl. — 3) † Loerius Theod. a Stratis, Dionysii Carthusiani, Doctoris exstatici, vita simul et operum ejus catologus fidelissimus. Col. 1532. Comentarii etc. Col. 1530. sqq. AA. SS. Mart. II. 245. Cassani, Vida admirabile . . . del extatico varon padre Dionysio Rickel etc. Madrid 1738. Seiters, Kirchenlex. I. Aufl.

fende seiner Wirksamkeit auch recht gut, weßhalb er es für gerathen hielt, sich in der Vorrede zu seinen rudimenta linguae hebraicae gegen voraussichtliche Angriffe zu vertheidigen. Viele, sagte er, werden ihn des Frevels am Heiligen beschuldigen, da er es gewagt, so manche Stellen der hl. Schrift zu verbessern. Er verweist auf Hieronymus, der gleichfalls die Septuaginta nicht selten auf Grund des hebräischen Textes besserte und sagt dann: Warum sollte in solchen Fällen, wo es auf die Grundsätze der Auslegungskunst, auf grammatische Bestimmungen und auf ein treues Anschließen an den Grundtext ankommt, mir nicht auch freistehen, meine eigenen, mit den gelehrtesten Hebräern, deren Ausspruch Hieronymus selbst bei Zweifeln über den Text des alten Testaments für giltig erklärt, übereinstimmende Ansichten mitzutheilen? Wenn ich auch den hl. Hieronymus wie einen Engel verehre und Lyra als großen Lehrer achte, so beuge ich mich doch vor der Wahrheit, wie vor Gott. Wie Reuchlin für das alte, so erwarb sich Erasmus für das neue Testament und dessen Textgestaltung große Verdienste. Durch Vallas Anmerkungen über das neue Testament, die er 1504, in die Hände bekam, reifte in ihm der Plan, eine neue Ausgabe der hl. Schrift nach dem Grundtext zu besorgen. Wie Reuchlin sah sich auch Erasmus veranlaßt, dieses sein Beginnen zu rechtfertigen und zu vertheidigen, zunächst in der Ausgabe der Schrift Vallas [1]), die 1505 erschien. Er sieht voraus, daß Viele Vallas Unternehmen als frevelhaft tadeln und verurtheilen werden, als eine Entweihung der hl. Bücher. „Was ist es denn für ein Verbrechen, fragt er, wenn Valla auf Grund einiger sehr alten und richtigen griechischen Handschriften im neuen Testament, dessen Text ohne allen Streit ganz von jenen ausgeht, einige Stellen bemerkt, die entweder verschieden lauten oder durch die Nachlässigkeit des Uebersetzers unrichtig ausgedrückt sind oder in der Ursprache mehr Nachdruck haben; mit einem Wort, wo etwas bei uns verdorben scheint?“ Durch Valla angeregt, arbeitete Erasmus mit größtem Fleiß an einer Neuausgabe des neuen Testaments, wozu er acht jüngere Basler Handschriften, sowie einige Kirchenväter benutzte. Diese erste Ausgabe erschien 1516 bei Froben in Basel griechisch und lateinisch, mit einer Zueignung an Leo X., der dem Werke rühmende Anerkennung zollte.

† 207. Wie die exegetischen, so mußten auch die geschichtlichen Studien durch die Ereignisse auf wissenschaftlichem Gebiete, Humanismus und Buchdruckerkunst, wesentliche Anregung und Förderung finden. Bei Besprechung der einzelnen hervorragenderen Gelehrten unserer Zeit, haben wir bereits die wichtigeren Leistungen auf historischem Gebiet kennen gelernt, so bei Aeneas Sylvius und dessen Freund Cardinal Amanati, Platina, Machiavelli, Poggio, Valla, Manetti, Cusa, Agricola, Wimpheling, Trithemius, Krantz u. a. Vor allem ist es die Kritik, die wie auf exegetischem, so auch auf historischem Gebiete ihre Waffen wiederum schärft und so neues Leben schafft, das seine herrlichen Früchte freilich erst in der folgenden Periode reifen kann. Den genannten hervorragenden Autoritäten verdient noch angefügt zu werden der hl. Antonin, Erzbischof von Florenz. Antonius, wegen seiner kleinen Gestalt Antoninus genannt, wurde 1389 als Sohn des florentinischen Notars Pierozzi geboren. Von Jugend auf zeigte er große Neigung zu frommen Uebungen und trat mit 16 Jahren in den Dominicanerorden. Sowohl in den Studien als in Beobachtung der klösterlichen Disciplin zeigte er solchen Eifer, daß er, kaum zum Priester geweiht, in verschiedene Klöster des Ordens als

---

1) † Die Handschrift hatte Erasmus auf seinen gelehrten Forschungsreisen durch Holland in einem Kloster bei Brüssel gefunden.

Prior gesandt wurde, um die Klosterzucht herzustellen und die strengere Reform durchzuführen. Während seines Aufenthaltes im Kloster Santa Maria sopra Minerva in Rom, lernte man daselbst seinen praktischen und scharfen Verstand in den verwickeltsten Angelegenheiten des Kirchenregiments kennen, und wurde so auf den talentvollen Dominicaner aufmerksam. So wurde er vom Papst zu den Unionsverhandlungen zu Florenz beigezogen und nahm als Theologe an denselben lebhaften Antheil. Nach Beendigung des Concils war Antoninus wieder als Klosterreformator thätig und als er in dieser Eigenschaft wieder in Rom weilte, erhob ihn Eugen IV. auf den eben erledigten erzbischöflichen Stuhl von Florenz 1446. Nur mit Widerstreben fügte er sich dem entschiedenen Willen des Papstes. Mit apostolischer Milde, wo nöthig aber auch mit Strenge verwaltete er sein bischöfliches Amt und zeigte sich namentlich in Zeiten harter Prüfungen, wie in der Hungersnoth und Pest des Jahres 1448 und bei dem Erdbeben 1453, als ein wahrer Vater seiner Heerde. Wie hoch ihn Eugen IV. schätzte, zeigte er dadurch, daß er ihn nach Rom berief, um aus seiner Hand die hl. Sterbsakramente zu empfangen und in seinen Armen sterben zu können. Nach einer so segensreichen Wirksamkeit starb Antoninus am 2. Mai 1459, als eben Pius II. auf seiner Reise nach Mantua in Florenz weilte. Von Hadrian VI. wurde er 1523 canonisirt. Antonin glänzt nicht nur als seeleneifriger, frommer Bischof, sondern auch als kenntnißreicher Gelehrter; auch hier zeigt er sich in den uns hinterlassenen Schriften vorherrschend als praktischer Mann. Es gilt dies namentlich von seinen drei Summen, die Summa confessionalis 1472 erstmals zu Rom in einem Quartband gedruckt. Die Summa theologica, ein scholastisch-theologisches Compilationswerk, vorherrschend über Moral, mit reichem kanonistischen und casuistischen Detail, auf spätere Bearbeitungen dieser Disciplin nicht ohne großen Einfluß. Diese Summa wurde oft gedruckt, geschätzt ist die Ausgabe von Pet. Ballerini zu Verona in vier Folianten 1740. Die Summa historialis ist gleichfalls ein Compilationswerk, in drei Bänden enthält sie die größte Chronik des Mittelalters, von der Schöpfung bis zum Todesjahr des Verfassers reichend. Das Werk enthält sehr viel historisches und namentlich kirchengeschichtliches Material, aber ohne alle Sichtung und Kritik, nur bezüglich der Donatio Constantini blieb auch Antonin von Valla's Kritik nicht ganz unberührt. Je mehr sich die Summa dem Zeitalter des Verfassers nähert, desto besser und brauchbarer wird sie, namentlich bietet sie über die späteren Verhältnisse Italiens sehr zuverlässige Nachrichten. Die beste Ausgabe derselben ist die von Mamachi und Remedelli in ihrer Gesammtausgabe der Werke Antonin's in acht Foliobänden besorgte, Florenz 1741 [1]).

† 208. „Der geistige und sittliche Zustand der Klöster, sagt Linsenmann treffend [2]), spiegelt die Cultur und Moral des Zeitalters am deutlichsten wieder. Nach dem Mönche bildet sich der Weltgeistliche und nach beiden das Volk.“ Der Einfluß des weltflüchtigen Mönchthums auf diese Welt, auf den ganzen Organismus der Kirche ist ein viel tiefgehender als oberflächliche Betrachtung glauben möchte. Genaue Erforschung des Ordenslebens wird immer

---

1) † Ueber Antonin vgl. AA. SS. Mai T. I. p. 311 ff., wo sich eine genaue Vita des Heiligen findet. Nachträge. Mai T. VII. p. 553 ff. Dann die Ausgabe der Ballerini und Quétif und Echard. script. O. Praed. I. 817 ff. II. 823. — 2) † Konrad Summenhart. Ein Culturbild von Prof. Linsenmann. Festprogramm der katholisch-theologischen Facultät zur vierten Säcularfeier der Universität Tübingen. 1877. S. 69.

einen ziemlich sicheren Maßstab bieten zur Beurtheilung des ganzen kirchlichen Lebens einer Zeitperiode. Für unsere Zeit nun stellt sich dieses Heroscop weniger günstig, verschiedene Erscheinungen innerhalb dieser kirchlichen Institution nöthigen zu bedenklichen Rückschlüssen. Nie haben sich die Klagen gegen den Ordensstand so allgemein und so zahlreich vernehmen lassen, wie gerade zum Abschluß des 15. Jahrhunderts. Wollen wir auch gerne zugeben, daß manche Entstellungen, Uebertreibungen und Gehässigkeiten mituntergelaufen, daß nicht selten persönliche Gereiztheit und verletzte Eitelkeit die Feder geführt, des unzweifelhaft Bedenklichen bleibt immer noch mehr als genug, um sagen zu können, der Abfall vom inneren Geiste des Ordenslebens hatte in vielen Gegenden bedenkliche Dimensionen angenommen. Solche Erscheinungen darf man übrigens gar nicht befremdlich finden, sie sind vielleicht nur die nothwendigen Folgen aus den mit Absicht und Vorbedacht gesetzten Ursachen. Kaum eine andere Institution dürfte mit bewußterer Absichtlichkeit gegen ihr innerstes Lebensprincip verstoßen haben, als gerade das Mönchthum des Mittelalters. Möglichste Losschälung von der Welt zum Zweck der innigsten Hingabe an Gott, ist die Idee des Mönchsstandes; soll die Verwirklichung derselben aber möglich und segensreich sein, so erfordert die Ausführung den denkbar freiesten Willensakt. Gerade gegen diese fundamentalste Bedingung gesunder Lebenszustände aber hat das mittelalterliche Mönchthum in merkwürdiger Selbsttäuschung aufs gröblichste verstoßen, durch Ausbildung des sonderbaren Grundsatzes: monachum facit aut propria voluntas aut paterna devotio. Hiemit hatte sich das Mönchswesen den Giftstoff selbst eingeimpft, der früher oder später seine verderblichen Früchte tragen mußte. Diese »devotio« ist eine Chamäleonsnatur und zu allem nütze und gerade in unserem Falle äußerte sie sich nicht selten in recht niedrigen, kleinlichen und geradezu unchristlichen Familienrücksichten. Die nothwendige Folge war die Bevölkerung der Klöster mit unzufriedenen und unberufenen Elementen, ein Zustand, der gegen Ende des 15. Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreicht hatte [1]).

Eine andere bedenkliche Erscheinung war die übergroße Zahl und der übermäßige Besitz vieler Klöster, so daß manche nicht aus religiös-ascetischen Beweggründen, sondern angelockt durch den reichen Besitz und die Aussicht auf ein bequemes und gemächliches Leben den Ordensstand erwählten. Ein Ordensmann aber geschmückt mit den Herrscherinsignien dieser Welt, der er angeblich völlig entsagt, war doch ein zu flagranter Widerspruch, als daß er nicht allmählich auch dem nur oberflächlich urtheilenden Volke hätte zum Bewußtsein kommen sollen.

Zudem mußte solch geflissentlicher Widerspruch mit der Ordensidee für die ganze Klosterfamilie und in weiterem Verlauf dem Ordenswesen überhaupt verderblich werden. Warum sollte der einzelne Klosterbewohner im Kleinen nicht nachahmen, was er im Großen beim Abte selbst sah und vielleicht noch bewunderte. Damit aber kam ein Widerspruch ins Ganze, so daß nach und nach der Vorwurf der Heuchelei immer allgemeiner und leider auch

---

1) † Sebastian Brant sagt in seinem Narrenschiff:

„Man stoßt yetz manch kynd in eyn orden;
Ee es ist zu eym Menschen worden,
Vnd es verstand, ob das jm sy
Gut oder schad, stäckt es jm bry.
Wie wol gut gewonheit bringt vil,
Ruwt es doch manches vnder vile,
Die dann verfluchen all jr fründt,
Die vrsach solches ordens syndt.“

immer berechtigter wurde. „Frommes Thun aber, ist es vom Verdacht der Heuchelei auch nur angehaucht, unterliegt sofort der tiefsten Verachtung“ [1]). So werden wir uns nicht wundern dürfen über die verschiedenartigsten Klagen, die in unserer Periode allüberall gegen das Mönchthum verlautbarten und im wesentlichen in drei Hauptpunkten zusammenlaufen: Verweltlichung im Großen bis zur Genußsucht im schlimmsten Sinn des Wortes; Unbotmäßigkeit und Unwissenheit. Solche Erscheinungen aber treten nicht nur sporadisch auf, wir finden sie gleichmäßig fast in allen Ländern. Wollten wir auch den Ergüssen der italienischen Humanisten, eines Poggio, Filelfo, Valla u. a. als gehässigen Pamphleten weniger Beachtung schenken, so zeigt sich das Mönchthum selbst in nichts weniger als günstigem Licht in den verschiedenen animosen Streitigkeiten, oft recht kleinlicher Art; namentlich gilt dies in den äußerst feindseligen Kämpfen zwischen Franciscanern und Dominicanern zur Zeit Savonarolas; Streitigkeiten, die letzteren schließlich an den Galgen brachten. Ob die Franciscaner und das Ordenswesen überhaupt hiedurch gewonnen, dürfte nicht gar schwer zu entscheiden sein.

In das spanische Ordenswesen läßt uns die Klosterreform des Cardinals Ximenes [2]) einen Blick werfen. Er hat das radicalste aber auch wirksamste Heilmittel für die Klosterschäden angewendet, indem er die Klosterpforten öffnete und die Alternative stellte: Austritt oder Annahme der Reform. Die Zukunft hat ihm Recht gegeben.

Die Zustände der deutschen Klöster lernen wir am besten kennen aus der Reformthätigkeit des Cardinals Cusa oder der von ihm bestellten Generalvisitatoren, namentlich des tüchtigen Priors Johannes Busch [3]). Der berühmte Trithemius, Benedictinerabt zu Sponheim, später zu St. Jakob in Würzburg, äußert sich scharf und oft bitter über den Verfall der Klosterzucht seiner Zeit [4]). Besonders ungünstig spricht sich Tritheim über die zu seiner Zeit so oft vorgekommenen sog. Säcularisirungen der Klöster aus, indem die „schlechten, ungerechten, verkehrten Mönche“ mit päpstlicher Dispens zu „noch schlechteren Canonikern“ gemacht werden [5]). Summenhart schrieb einen eigenen Tractat über die zehn Gebrechen der Ordensleute, worin er in ernster, wenn auch schonender Weise die verschiedenen Auswüchse bespricht [6]). Den Zustand des französischen Mönchthums schildert uns Nicolaus de Clemanges in seiner tief empfundenen, zur Zeit des Constanzer Concils abgefaßten Schrift de ruina ecclesiae [7]). „Auch von den Mönchen, sagt er, kann kein erfreuliches Bild entworfen werden. Leben und Regel sehen bei ihnen aus, wie zwei ganz entgegengesetzte Dinge. Denn die Erfahrung zeigt mit Fingern auf Klosterleute, beschmutzt vom Geize und von Unlauterkeit, auf zuchtlose, ausschweifende, unruhige, hin- und herschwärmende Individuen.“ Auch aus den

---

1) † Voigt, Das classische Alterthum 2. A. II. S. 214. — 2) † Siehe oben S. 52 u. 55. — 3) † Dür, l. c. II. 12 ff. 123 ff. Grube, Johannes Busch. S. 182 ff. — 4) † Dies geschieht namentlich eindringlich in seinem liber lugubris de statu et ruina monastici ordinis gedruckt zu Mainz 1495. — 5) † Ann. Hirsaug., ed. S. Gallen. II. p. 566. u. a. a. O. — 6) † Linsenmann, l. c. S. 23 und 69. — 7) † Nicolaus v. Clemanges war 1393 Rector der Universität Paris und starb 1440 als Provisor des Navarresischen Collegs zu Paris. Die Schrift de ruina ecclesiae oder de corrupto ecclesiae statu findet sich auch bei von der Hardt Conc. Const. T. I. Seine gesammelten Werke erschienen 1613 zu Leyden. Adolf Müntz suchte 1846 in seiner Dissertation Nicolaus die Autorschaft des Buches abzusprechen, auf Veranlassung von Voigt hat neuestens Gustav Schubert in dem Osterprogramm der Realschule zu Großenhain 1882 die Ausführungen von Müntz gründlich widerlegt und die Schrift unserem Pariser Theologen vindicirt.

Schriften Gersons, des berühmten Pariser Kanzlers, treten uns im Ganzen dieselben Klagen entgegen.

Angesichts dieser zahlreichen und aus den verschiedensten Kreisen verlautbarten Klagen, die vielen und tiefgehenden Schäden im damaligen Ordenswesen ableugnen wollen, wäre eine Versündigung gegen die historische Wahrheit. Nicht weniger groß aber wäre der Verstoß gegen die historische Gerechtigkeit, die vielen lobenswerthen Erscheinungen im damaligen Mönchthum einfach zu ignoriren und zu verschweigen mit alleiniger Hervorhebung der dunklen Schattenseiten. Das Verderben im Klosterleben war keineswegs ein vollständiges und unheilbares; auch in dieser, im Ganzen schlimmen Periode treten uns erfreuliche Erscheinungen entgegen und die Reaction gegen das Uebel hatte bereits einen kräftigen und vielerorts auch einen erfolgreichen Anfang genommen. Wir erinnern hier an die schon besprochene Organisation in Spanien durch Ximenes, an die Windesheimer= und Bursfelder Congregation [1]).

† 209. Besonders reger Reformationseifer zeigte sich innerhalb des Dominicaner= oder Predigerordens, dessen wundervolle Organisation auch am ehesten vor gänzlicher Ausartung schützen mußte. Aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts, die Geschichte der Reform des Predigerordens enthaltend, gibt uns Greith [2]) eine Beschreibung eines Ordenscapitels der Dominicaner, die bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts 20 Provinzen in der ganzen Christenheit zählten. „Vom Ordensmeister zum Generalcapitel einberufen, erschienen die verschiedenen Provinciale mit ihren Beigeordneten an dem Versammlungsorte; die Sitzungen wurden im Chore der Kirche oder, wo es bequemer war, in dem Capitelshause abgehalten. Den Vorsitz führte der Ordensmeister; ihm zur rechten saßen der Reihe nach die Provinciale von Spanien, Frankreich, der römischen Provinz, Deutschland, England, Polen, Jerusalem, Böhmen, Provence und Dalmatien; auf der linken Seite des Chores die Provinciale aus der Lombardei, Toulouse, Bologna, Sicilien, Ungarn, Griechenland, Dacien, Aragonien, Sachsen und Trimaklien. Was diese Versammlung beschloß und von dem apostolischen Stuhl genehmigt war, galt für den Orden als Gesetz.“ Wie gerade in unserer Periode ein neuer lebensfrischer Geist durch die Stiftung des hl. Dominicus wehte, zeigt die stattliche Reihe reformirter Klöster der strengen Observanz, denen wir überall begegnen. In der deutschen Ordensprovinz allein, führt Denifle [3]) nicht weniger als 23 Frauenklöster auf, welche in der Zeit von 1397—1468 die Reform annahmen. Eifrige Reformatoren des Ordens in der deutschen Provinz waren auch Johannes Nider und Konrad von Preußen, auch Konrad de Grossis [4]) genannt. Ersterer seit 1428 Prior der Dominicaner zu Nürnberg († 1438) hat uns in seinem Formicarius [5]) ein lebendiges Bild von dem geistigen Ringen und Streben des 15. Jahrhunderts hinterlassen.

Ein anderes Beispiel segensreichen Wirkens im Dominicanerorden ist Johannes von Erfurt; derselbe hatte in einem Zweikampfe seinen Gegner getödtet. Allgemeiner Jubel der Umstehenden begrüßte den Sieger, dieser aber, erschüttert von dem Anblick des durch seine Hand gefallenen Todten, wollte nichts

---

1) † Siehe oben S. 201. — 2) † Die deutsche Mystik im Predigerorden. Freiburg 1861. S. 18. — 3) † Histor. polit. Bl. 1875. S. 31. — 4) † Quétif u. Echard. script. ord. Praed. I. 792. — 5) † Ed. Jac. Wimphelingius Argent. 1517. Hermann von der Hardt unter dem Titel: de visionibus et revelationibus. Helmstadt. 1692. Weitere Angaben über Klosterreformen s. hist. polit. Bl. 1877. S. 23 ff., über Nider daselbst S. 25 f. Stadler, Heiligenlex. III. S. 339.

mehr von irdischer Liebe wissen, die den unglücklichen Zweikampf veranlaßt. Vom Kampfplatz hinweg eilte er zum Dominicanerkloster und bat um Einlaß. Er warf sich den Klosterobern zu Füßen und flehte um Aufnahme in den Orden. Die Bitte wurde gewährt, aber bald erschienen die Verwandten von Johannes und an ihrer Spitze der eigene Vater, sie drohten Rache zu nehmen, wenn Johannes nicht ausgeliefert werde. Es gelang jedoch den Klosterbrüdern die Zürnenden zu besänftigen und Johannes wurde ein eifriger Apostel der norddeutschen Stämme und starb im Rufe der Heiligkeit im Jahre 1464.

† 210. Gerade die zahlreichen großen und heiligen Männer, die in unserer Periode im Kleide des hl. Dominicus glänzten, sind wohl das sprechendste Zeugnis, für den lebensstarken, gesunden religiösen Geist, der im Orden herrschte. Solche Früchte pflegen ja nicht an Bäumen zu reifen, die bis ins Mark hinein morsch und faul geworden. Schon oben haben wir manch trefflichen Mann unter den Jüngern des hl. Dominicus gefunden, so den gewaltigen Savonarola und den hl. Antoninüs von Florenz. In dem Vaterlande dieser Männer begegnen wir noch einem hl. Carrieri[1]). Er wurde geboren zu Mantua aus dem vornehmen Geschlechte der Carrieri und erhielt in der Taufe den Namen Johannes. Von frühester Jugend an zeigte er auffallende Liebe zum Gebet und zum Studium; kaum zum Jüngling herangereift trat er mit elterlicher Erlaubnis in den Dominicanerorden. Nach bestandenem Noviziat zeigten sich alsbald seine großen rhetorischen Anlagen, denen die verstocktesten Sünder nicht zu widerstehen vermochten. Der Ruf des feurigen Redners drang auch nach Genua, von wo er eine Einladung erhielt. Auf der Ueberfahrt dahin gerieth das Schiff in die Hände der Corsaren, durch Carrieris eindringliche Worte aber wurde der Anführer vermocht nicht nur ihn, sondern alle Gefangenen wieder frei zu lassen. Carrieri starb zu Vigevano am 5. October 1470; die ihm vom Volke alsbald gezollte Verehrung sanctionirte Sixtus IV. und Benedict XIV. bestätigte sie abermals 1742[2]).

Antonius Neyrot, zu Rivoli bei Turin geboren, trat zu Florenz unter dem Priorate des hl. Antoninus, des späteren Erzbischofs dieser Stadt, in den Dominicanerorden. Später gieng er nach Sicilien und bei einer Ueberfahrt nach Neapel wurde sein Schiff von Corsaren aufgefangen. Die ganze Bemannung kam nach Tunis in die Gefangenschaft, wo Antonius bald in Freiheit gesetzt wurde, aber plötzlich zum Muhammedanismus abfiel. Ueber dieses Vergehen befiel ihn schon nach vier Monaten solche Reue, daß er es mit seinem Blute zu sühnen verlangte. Er entließ seine Frau und bekannte vor demselben Bey, vor dem er Christum verleugnet, offen und frei seinen Glauben. Nach manchen Mißhandlungen starb er den Martyrertod am 29. August 1460[3]).

---

1) † Wir geben bei den einzelnen Heiligen nur die wichtigsten Momente in möglichst conciser Form, da es sich hier nicht darum handelt eine Legende zu schreiben. Rohrbacher ist etwas ausführlicher u. hält sich meistens an Godescard. Sein Werk ist eine Uebersetzung oder besser Ueberarbeitung des Lebens der Väter, Martyrer und anderer vorzüglicher Heiligen von Alban Butler. Der erste Band dieser Umarbeitung durch Abbé Godescard erschien 1763. 1786—88 erschien eine neue umgearbeitete Ausgabe, später in Frankreich mehrmals neu aufgelegt. Diese französische Ueberarbeitung wurde von Räß u. Weiß für Deutschland bearbeitet in 21 Bänden 1823—27. Wir führen hier regelmäßig das Heiligenlexicon von Stadler-Heim an, wo meistens auf die größeren Sammelwerke, namentlich die Bollandisten, verwiesen ist. — 2) † AA. SS. Oct. III. p. 248ff. — 3) † Stadler, I. S. 263.

Ein anderer Schüler des hl. Antoninus von Florenz und des seligen Conradin von Brescia war Constantius von Fabriano, so genannt nach seinem Geburtsort Fabriano in der Mark Ancona. Nach seinem Eintritt in den Dominicanerorden wirkte er sehr erfolgreich als eifriger Prediger und als Reformator im eigenen Orden, indem er viele zur alten strengen Regel zurückführte. Er starb am 25. Februar 1481, aber erst Pius VII. bestätigte 1821 die ihm erwiesene Verehrung [1]).

Andreas Grego, von seiner Vaterstadt auch a Pesceria genannt, wurde von armen aber tugendhaften Eltern Anfang des 15. Jahrhunderts geboren. Er zeichnete sich durch zarte Reinheit aus und trat, zum Jüngling herangereift, zu Brescia in den Orden des hl. Dominicus. Nach Vollendung der Studien wurde er als Missionär ins Veltlin gesandt, wo er 45 Jahre lang mit großem Erfolg an der Bekehrung der Irrgläubigen arbeitete, weßhalb er als Apostel jener Gegend verehrt wird. Er starb am 18. Januar 1485. Als im Jahre 1641 die Bewohner von Morbegno auf seine Fürbitte von der Pest befreit wurden, erhielt Andreas öffentliche Verehrung, die Papst Pius VII. am 23. September 1820 feierlich bestätigte [2]).

Bernhard von Scammaca war Anfang des 15. Jahrhunderts zu Catanea auf Sicilien von reichen und angesehenen Eltern geboren. Nach einer dissoluten Jugendzeit bekehrte er sich in einer Krankheit und trat in den Dominicanerorden und leuchtete hier allen als Muster der Tugend voran, namentlich war er unermüdlich in seinem Missionseifer. In schon vorgerückten Jahren starb er 1486; seine öffentliche Verehrung wurde von Leo XII. 1825 approbirt [3]).

Johannes Licci wurde 1397 in der Nähe von Palermo geboren. Im Alter von einem halben Jahr verlor er seine Mutter und wurde dürftig erzogen, zeigte aber von frühester Jugend an große Neigung zum Gebet, Fasten und Werken der Abtödtung. Zu den Jahren der Reife gelangt, trat er in den Orden des hl. Dominicus und zeigte alsbald große Rednergabe. Er wurde daher als Prediger verwendet und wirkte als solcher lange Jahre mit großem Erfolg. 1511 starb er in dem seltenen Alter von 115 Jahren, er wurde von der Bevölkerung sofort als heiligmäßig verehrt. Benedict XIV. nahm ihn 1733 in das Verzeichnis der Heiligen auf [4]).

Sebastian aus der Familie Maggi, im Anfange des 15. Jahrhunderts zu Breste im Venetianischen geboren, trat noch sehr jung in den Predigerorden. In den Wissenschaften wie in der Frömmigkeit machte er gleich herrliche Fortschritte; nachdem er zum Priester geweiht, wurde ihm das Predigtamt übertragen, in dessen Verwaltung er in mehreren Städten Italiens segensreich wirkte. Zu wiederholtenmalen bekleidete er die Stelle eines Priors und zweimal stand er an der Spitze der lombardischen Predigercongregation. In hohem Alter kam er nach Genua, wo er seiner Vorhersagung gemäß im dortigen Dominicanerkloster 1494 starb. Die ihm alsbald gezollte Verehrung bestätigte Clemens XIII. 1760 [5]).

Antonius ab Ecclesia oder nach seinem Familiennamen Roddi genannt, wurde zu St. Germano bei Vercelli im Piemontesischen geboren. Zu Vercelli trat er in den Predigerorden und zeichnete sich bald durch seine eindringlichen Reden aus. 1422 wurde er Prior des Convents zu Como und wirkte als solcher eifrig für die Reformen des Ordens, die in den Klöstern zu Como, Savona, Bologna und Florenz durchgeführt wurde. Reich an Verdiensten starb er 65 Jahre alt zu Como 1459 und wurde in der

---

1) † Stadler I. S. 667. — 2) † Stadler I. S. 195. — 3) † Stadler S. 461. — 4) † Stadler III. S. 333. — 5) Stadler IV. S. 232.

Kirche des hl. Johannes in der Nähe der Stadt beigesetzt. Erst 1810 wurde sein Leib erhoben und in die Kirche des hl. Germanus übertragen und 1819 gestattete Pius VII. seine öffentliche Verehrung[1]).

Eine besonders begnadigte Heilige des Dominicanerordens unserer Zeit ist Magdalena de Trino oder nach ihrem Vater Panatieri genannt. Sie wurde geboren zu Trino, einem Castell zwischen Casale und Vercelli. Von frühester Kindheit an zeigte sie zarten religiösen Sinn und trat noch sehr jung in den dritten Orden des hl. Dominicus, wo sie bald zu hoher Stufe der Vollkommenheit gelangte. Ihr Vorbild war die hl. Katharina von Siena, der sie im Gebet, Fasten und Werken der Abtödtung nacheiferte. Die Innigkeit der Andacht steigerte sich bis zum mystischen Verkehr mit ihrem Erlöser, dem sie in der Pflege der Armen und Kranken, sowie durch Bekehrung der Sünder zu dienen suchte. Sie starb 1503 und lebte in der Verehrung des Volkes fort, bis Leo XII. 1827 diese auch kirchlich sanctionirte[2]).

† 211. Auch der Bruderorden der Dominicaner, der Orden des hl. Franciscus zählte in unserer Periode zahlreiche Heilige zu seinen Mitgliedern. Einer der hervorragenderen ist Jacobus de Marchia, auch Jacobus Picenus genannt. Er wurde zu Montebrando in der Mark Ancona von gottesfürchtigen aber armen Eltern geboren. Da er am Sonntag das Licht der Welt erblickt, erhielt er in der Taufe den Namen Dominicus. Von einem Priester der Nachbarschaft erhielt er Unterricht in den Anfangsgründen des Lateinischen, er bereitete sich dann in Ascoli auf den Besuch der Universität vor, die er in ziemlich jungen Jahren bezog. Zu Perugia machte er treffliche Fortschritte und trat dann in die Dienste eines florentinischen Edelmanns als Erzieher seines Sohnes. Auf einer Reise führte ihn der Weg an der Portiunculakirche zu Assisi vorbei, wo er eintrat, um seine Andacht zu verrichten. Die Frömmigkeit der Mönche machte solchen Eindruck auf ihn, daß er sofort um Aufnahme in die Klostergemeinde bat. Seinem Wunsch wurde entsprochen und er in das nahe Novizenhaus gesandt; nach Ablauf des Probejahres kehrte er mit dem Klosternamen Jacobus nach Assisi zurück und führte nun ein Leben strengster Ascese. Beständig trug er ein rauhes Gewand und darunter einen eisernen stachligen Gürtel; er aß nie Fleisch und ohnedies so wenig, daß es kaum zu begreifen war, wie er leben konnte. Des Nachts schlief er nur drei Stunden; durch seine eindringlichen Predigten bekehrte er oft die verstocktesten Sünder. In Mailand namentlich hatte er als Prediger großen Erfolg. Nach dem Tode des Erzbischofs von Mailand wählte man ihn zum Nachfolger, allein er ergriff die Flucht und als er eingeholt wurde, bat er so anhaltend und inständig um Belassung in seinem einfachen Ordensstande, daß man seine Bitte gewähren mußte. Johannes Capistran begleitete er auf seinen Missionsreisen nach Deutschland, Böhmen und Ungarn und wurde selbst dreimal als apostolischer Commissär dahin gesandt von Eugen IV., Nicolaus V. und Calixt III. In dem Streit zwischen den Dominicanern und Franciscanern über das Blut Christi[3]), wurde Jacob vor die Inquisition gezogen, aber ehrenvoll wieder entlassen. Er starb im Dreifaltigkeitskloster zu Neapel am 28. November 1479. 1624 versetzte ihn Urban VIII. unter die Seligen und Benedict XIII. 1726 unter die Heiligen[4]).

1) † Stadler I. S. 261. — 2) † Stadler IV. S. 32. — 3) † S. oben S. 337. — 4) † Stadler III. S. 107. Jacobus wird einen Becher mit einer Schlange in der Hand haltend dargestellt, weil ihm das Gift, das er einmal erhalten, nicht geschadet haben soll, oder mit einem Becher ohne Schlange, als Symbol des unbedingten Gehorsams. Als er eben den Becher an den Mund gesetzt, erhielt er den Befehl nach Ungarn zu reisen; ohne zu trinken reiste er sofort ab. Auch einen Bischofsstab u. eine Inful zu seinen Füßen, die ausgeschlagene bischöfliche Würde symbolisirend.

Didacus aus unbedeutender Familie stammend, war auf der Burg St. Nicola in der Diöcese Sevilla geboren. In frühester Jugend zeigte er glühendes Verlangen den Fußtapfen seines Erlösers zu folgen. Er entsagte der Welt und trat als Laienbruder in das Franciscanerkloster der Observanz zu Arrizafa. Mit einem Priester wurde er nach den canarischen Inseln gesandt und bewies hier solchen Eifer in der Bekehrung der Heiden, daß er von seinen Obern, obwohl nur Laie, zum Guardian eines Klosters auf der Insel Forteventura ernannt wurde. Nach Spanien zurückgekehrt, wurde er nach verschiedenen Klöstern gesandt; 1450 wohnte er in Rom der Heiligsprechung Bernhardins von Siena an. Während der daselbst herrschenden Pest zeichnete sich Didacus durch hingebende Pflege der unglücklichen Kranken aus. Nach Spanien zurückgekehrt, weilte er in mehreren Klöstern, zu Sevilla, Saussaya und Alcala, an welch letzterem Orte er am 12. November 1463 starb. 1588 wurde die Canonisationsbulle durch Sixtus V. publizirt [1]).

Antonius von Stroncone, so genannt von seinem Geburtsort in der Diözese Narni in Umbrien. Er stammte aus edler Familie und war um das Jahr 1395 geboren; mit 12 Jahren faßte er den Entschluß in den Orden der Observanten des hl. Franciscus zu treten und zwar, obwohl von edler Abstammung und in den Wissenschaften unterrichtet, nur als Laienbruder. Nach einigen Jahren wurde er nach der Insel Corsica gesandt, um daselbst ein Kloster der Observanz zu errichten. Nach Italien zurückgekehrt, lebte er einige Zeit in Toscana, von wo er wieder in seine Heimat kam und daselbst bis an sein Lebensende verblieb. In den einsamsten Häusern führte er ein Leben äußerster Strenge, Brod, Wasser und Wermuth waren seine Nahrung; trotz dieser harten Lebensweise erreichte er doch ein Alter von 76 Jahren. Er starb im Kloster S. Damian bei Assisi 1471 nach einem 64 jährigen Ordensleben. Seine öffentliche Verehrung erhielt 1687 durch Alexander VII. die kirchliche Bestätigung [2]).

Seraphina war eine geborene Gräfin von Monte Feltro, als welche sie zu Urbino 1434 das Licht der Welt erblickte. Sie wurde mit Alexander Sforza, Herrn von Pesaro, vermählt, hatte von ihm aber eine äußerst harte und rücksichtslose Behandlung zu ertragen. Selbst in ehebrecherischem Umgange lebend, beschuldigte er auch seine schuldlose Gattin der Untreue, und ließ sie nach 2 jähriger Ehe ins Clarissenkloster nach Pesaro bringen und drang nun auf Ehescheidung. Mit größter Geduld und Ergebung ertrug sie diese schweren Kränkungen und lebte im Kloster der Frömmigkeit und Armenpflege. Nach 15 jährigem Klosterleben wurde sie von ihren Mitschwestern zur Aebtissin gewählt, welches Amt sie noch 5 Jahre lang führte. 1478 entschlief sie heiligmäßig, wie sie gelebt, und wurde von Benedict XIV. heilig gesprochen [3]).

Pacificus, Franciscaner zu Ceredano im Bisthum Novara, stammte aus der Familie Ramota und zeichnete sich durch Heiligkeit und Gelehrsamkeit aus. 1473 schrieb er eine Casuistik, nach ihm Summa Pacifica genannt. 1481 wurde er vom Papst als Kreuzprediger nach Sardinien gesandt, wo er nach nur kurzem Aufenthalt starb [4]).

Johannes de Dukla, so genannt nach dem galicischen Städtchen Dukla, wo er Anfang des 15. Jahrhunderts geboren wurde. Als Jüngling trat er in den Franciscanerorden der Conventualen; durch Johann Capistran veranlaßt, trat er später zu den Observanten über. Er war ein Muster aller

---

1) † Stadler I. S. 748. — 2) † Stadler I. S. 262. — 3) † Stadler V. S. 249. — 4) † Stadler IV. S. 656.

Mönchstugenden, namentlich verwaltete er das Predigtamt mit großer Hingebung und segensreichem Erfolg, selbst dann noch, als er blind geworden, zehn Jahre vor seinem Tod, der ihn am Feste des Erzengels Michael 1485 aus seinem Wirkungskreis abrief. 1733 bestätigte Clemens XII. die unvordenkliche Verehrung dieses Patrons der Polen und Litthauer [1]).

Eustochium wurde 1430 zu Messina in Sicilien aus edlem Geschlechte geboren. Ausgezeichnet durch Tugend und Schönheit war die edle Jungfrau viel umworben, allein sie schlug alle Anerbietungen aus, da sie Christus zum Bräutigam erkoren. Dem Drängen, ja Mißhandlungen von Seite der Eltern setzte sie unerschütterliche, kindlich bescheidene Entschlossenheit entgegen, bis sie endlich die Erlaubnis zum Eintritt in ein Kloster erhielt. Nun eilte sie nach Bassincano zu den Schwestern der heiligen Clara. Von Calixt III. ermächtigt gründete sie ein neues Kloster der strengsten Observanz, dessen Aebtissin sie wurde. Ihren Schwestern leuchtete sie namentlich als glühende Verehrerin des allerheiligsten Sacraments und der seligsten Jungfrau voran. Sie starb am 20. Januar 1484; die ihr gezollte Verehrung erhielt durch Pius VI. 1793 die kirchliche Sanction [2]).

Jakob von Sklavonien war in Dalmatien geboren und trat zu Bitetto unfern Bari im Königreich Neapel als Laienbruder in den Franciscanerorden, wo er sich durch gottinnige Frömmigkeit auszeichnete, weßhalb er bald nach seinem Tode 1485 große Verehrung genoß, die aber erst durch Clemens XI. 1700 kirchlich approbirt wurde [3]).

Als ein Engel christlicher Barmherzigkeit und seraphischer Liebe wirkte im nordwestlichen Europa gegen Ende des 15. Jahrhunderts Theodorich Kölde von Münster. Er war in den Franciscanerorden strenger Observanz getreten und stiftete dann überall am Niederrhein wie in Belgien Klöster dieser Richtung, so in Antwerpen, in Bodenthal bei Brüssel u. a. Wie Capistran den Osten, durcheilte Kölde den Nordwesten Europas, überall Frieden stiftend wohin er kam. In den größten Städten erschien er auf einem Wagen zwei Todtenschädel emporhaltend, das Volk zur Buße und Sinnesänderung ermahnend. Es war dies keineswegs theatralische Spielerei; welcher Geist ihn beseelte, zeigte er durch sein eigenes Beispiel. 1489 hatte eine verheerende Pest Nordeuropa heimgesucht, unter welcher namentlich die Stadt Brüssel zu leiden hatte. Fast alle Seelsorger waren derselben bereits erlegen, der einzige Franciscanerpater füllte noch die Lücke aus. Auf dem Markt errichtete er ein Zelt zur Aufbewahrung des Allerheiligsten, und hier konnten Tag und Nacht alle die hl. Sacramente empfangen, dann durcheilte er zu Pferd die Straßen der Stadt, um die Kranken zu besuchen. Nur noch ein Sacristan theilte die Todesgefahr mit ihm, und als auch dieser der Seuche erlegen, fand sich Niemand mehr, der dessen Stelle übernommen hätte, und Theodorich versah auch diesen Dienst. In einer Hand das Ciborium in der anderen die Laterne, durcheilte er die Straßen der Stadt, bis endlich nach einem Jahr die Seuche allmählich nachließ. 33,000 Einwohner waren ihr erlegen, 32,000 hatten aus der Hand des eifrigen Franciscaners die Gnadenmittel der Kirche empfangen und aus seinem Munde die letzten Trost- und Segensworte vernommen.

Theodorich war zugleich auch hochberühmter Volksprediger und Trithemius berichtet von ihm, „daß alle, die ihn kannten, sein Leben als das eines der ersten Heiligen der Zeit rühmten. In seinen Reden an das Volk wurde ihm von Gott solche Gnade zu Theil, er spricht mit solcher Wohlredenheit

1) † Stadler III. S. 310. — 2) † Stadler II. S. 134. — 3) † Stadler III. S. 109.

und weckt in seinen Zuhörern solche Zerknirschung und Süßigkeit des Geistes, daß in Deutschland kein zweiter ist, der ihm gleichkäme, weßhalb er auch in der ganzen Provinz als allgemeiner Prediger aufgestellt ist"[1]).

Die letzte Zeit seines Lebens verlebte Theodorich im Franciscanerkloster zu Löwen, wo er am 11. December 1515, nachdem er noch kurz vorher in einer schwungvollen Predigt auf seinen nahen Uebertritt in die Ewigkeit hingewiesen, 80 Jahre alt verschied. Eine einfache Inschrift weist auf die vielen Verdienste des eifrigen Gottesmannes hin[2]).

Vincenz von Aquila lebte als Franciscanerlaienbruder ein Leben ungewöhnlicher Frömmigkeit. König Ferdinand von Neapel verkündete er das ihm im bevorstehenden Krieg mit Karl VIII. von Frankreich drohende Unglück. Er starb 1504; die ihm gezollte Verehrung erhiel 1787 durch Pius VI. die päpstliche Bestätigung.

Für Polen und das angrenzende Rußland wurde besonders segensreich Ladislaus von Gielniow, einem zur Diözese Gnesen gehörigen Flecken im russischen Polen, wo unser Heiliger 1440 zur Welt kam. Schon als Knabe zeichnete er sich durch große Lernbegierde und innige Frömmigkeit aus und bezog frühzeitig die Universität Krakau. Die Gnade Gottes aber führte ihn nach Warschau in das von Capistran gegründete Franciscanerkloster strenger Observanz. Am 1. August 1462 legte er Profeß ab und wurde bald Gegenstand der Bewunderung ob seines Wissens und seiner Frömmigkeit. Seiner Geschäftsgewandtheit wegen wurde er 1487 zum Ordensprovinzial gewählt, eine Würde, die er 1496 zum zweitenmal übernehmen mußte. Auf Bitten des Herzogs von Litthauen sandte er einige Brüder dorthin als Missionäre und ihr Erfolg war ein großer. Ueber 10,000 Heiden und Schismatiker wurden in die Kirche aufgenommen. Nach sechsjährigem Wirken als Provinzial zog er sich als Guardian in das Kloster zu Warschau zurück, bis an seinen Tod mit Predigen beschäftigt. Manche seiner Predigten schrieb er in lateinischer und polnischer Sprache nieder, auch verfaßte er mehrere geistliche Lieder. Namentlich bei den Predigten über das Leiden Christi schien ihn die Gluth der Liebe zu verzehren. Er starb am 4. Mai 1505 und wurde in der Klosterkirche der heiligen Anna zu Warschau begraben. Schon Sixtus V. gab ihm das Prädicat „selig", aber erst Benedict XIV. approbirte die öffentliche Verehrung als Patron von Polen und Litthauen[3]).

Dies sind einige der zartesten und schönsten Blumen aus dem Heiligenkranz, den sich der Orden des hl. Franciscus in unserer Periode gewunden. Zahlreiche andere ließen sich den genannten noch anfügen, so der selige Angelus Clavasio († 1495), die selige Angela Catharina († 1448); Angela Felix († 1447) u. a. Auch die heilige Angela Mericia, Stifterin der Ursulinerinnen, gehört der Geburtszeit (1470) und ihres ersten Wirkens nach unserer Periode an.

† 212. Auch in den zwei anderen Mendicantenorden zeigte sich eifriges Ringen und reges Streben nach Erneuerung und Vertiefung des religiösen Lebens. So sehen wir Baptista Mantuanus als achtundzwanzigsten Carmelitengeneral die Congregation von Mantua stiften[4]) und

1) † Trith., catal. illustr. vir. p. 176. — 2) † Möhler-Gams, Kirchengesch. III. S. 48. Stadler V. 465 widmet dem hochverdienten Gottesmann, der wohl einige Anerkennung verdiente, nur ein paar Zeilen. — 3) † Stadler III. S. 652. — 4) † Ueber die Carmeliten und die Congregation von Mantua cfr. Lezana, Annal. ord. Carmel. Romae 1656 t. 4. Sacrum Museum congregat. Mont. Carmel. de observantia per P. Clementem Mariam Pellinum 4. Bononiae 1619. Weitere Literatur über den Carmelitenorden siehe bei Helyot. I. p. XXXVII. ff.

für Erneuerung seines Ordens unermüdlich thätig sein. Johannes Baptista war um 1448 in Mantua geboren, daher Mantuanus genannt. Er trägt aber auch den Beinamen Spagnuoli, weil seine Familie aus Spanien eingewandert war. 1464 trat er in den Carmelitenorden und wurde 1513 zum General desselben gewählt, soll aber diese Würde 1515 wegen der Anfeindungen, die seine Congregation fortwährend erlitt, wieder niedergelegt haben, um sich in Ruhe auf den Tod vorbereiten zu können, der ihn auch schon am 20. März 1516 abrief [1]).

Mantuanus hatte ein offenes Auge für die mannigfachen Schäden seiner Zeit, die er in mehreren seiner Gedichte, namentlich aber in seinen drei Büchern de calamitate temporum mit allem Freimuth und fast elegischem Klageton bespricht. Letzteres geschieht namentlich im zweiten Buch genannter Schrift, wo er als die Ursachen so vielen Jammers die sieben Todsünden vor sich ruft und die Tugend ihre Verbannung und Mißachtung beklagen läßt. Den Tiefen seines vom Weh der Zeiten schwer verwundeten Herzens entsteigt die flehentliche Bitte an Sixtus IV., der Noth zu steuern, und in ergreifender Weise beschwört er Gott den Barmherzigen, wenigstens der Unschuldigen und Unmündigen zu schonen. In einem anderen größeren Werk, der „Parthenice“, beschreibt er in sieben Büchern das Leben der seligsten Jungfrau und anderer heiligen Jungfrauen. Verletzt durch die Zuchtlosigkeit der Zeit schrieb er ein carmen contra poëtas impudice loquentes. Die Werke von Mantuanus gehören zu den besseren Erscheinungen der neulateinischen Poesie [2]).

Wie Mantuanus in Italien, so wirkte **Johannes Soreth**, Carmelitenprior zu Angers, für die Reform des Ordens in Frankreich. Mit 16 Jahren war er in den Carmelitenorden eingetreten, wo er sich so hervorragende Verdienste erworben, daß ihm Calixt III. den Cardinalshut und ein Bisthum antrug, allein Soreths Trachten gieng nicht nach solchen Ehren, er wollte seinem Orden und dessen Reform leben, starb aber schon 1471 an vergifteten Maulbeeren, die man ihm und zwei anderen Patres gab, als sie sich eben zu Nantes aufhielten, um die Reform des Ordens in Frankreich zu vollenden. So blieb seine Anstrengung ohne nachhaltigen Erfolg [3]).

In Italien glänzte **Johanna Scopelli**, zu Reggio im Herzogthum Mantua, 1428 von angesehenen Eltern geboren. Nach dem Tode der Eltern stiftete sie in ihrer Vaterstadt ein Carmelitenkloster, in welchem sie selbst den Schleier nahm. Durch Heiligkeit berühmt starb sie im Jahre 1491.

Außer den genannten zierten noch eine ganze Reihe von berühmten Predigern, Lehrern und Schriftstellern in Deutschland, Frankreich, England, Spanien und Italien im 15. Jahrhundert den Orden unserer lieben Frau vom Berge Carmel. Schon oben [4]) haben wir das Wirken der hl. Theresia gezeichnet; weiter sind zu erwähnen Johann Fust von Kreuznach, Carmelitenprior zu Straßburg; Johann Schadhoven, Prior zu Mecheln, Michael Herbrand von Düren, Prior zu Kreuznach; Johann Gluel von Aachen, Prior in Cöln; Wilhelm Clifford, berühmter Lehrer zu Canterbury, Stephan von Petringon und Thomas Lombe zu Oxford, die Catalonier Franz Martini und Philipp Riboti u. a.

---

1) † Ueber Mantuanus vgl. Theatro degli huomini illustri della familia carmelitana di Mantua per Gio. Maria Pansa. Romae 1618. — 2) † Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien 1513 zu Paris in 3 Foliobänden. 1576 in 4 Octavbänden zu Antwerpen. Ambrosi, Vita d. B. Mantovano. Torino 1785. Trith. de script. eccl. 387. Tiraboschi, Stor. lett. it. VI. 3. 933. — 3) † Trith. de script. eccl. S. 372 nennt ihn amator, norma et speculum monasticae conversationis, angelicae puritatis imitator, virtutum custos, vitiorum acerrimus hostis. Stadler III. 380. — 4) † S. 348 ff.

† 213. Auch in den Augustinerorden war der reformatorische Geist eingedrungen, und äußerte sich vornehmlich in der Bildung von Congregationen zur Herstellung der alten Zucht und Strenge; schon oben haben wir die Windesheimer Congregation kennen gelernt [1]). Neben hervorragenden Gelehrten, unter denen namentlich der General des Ordens, Egidius von Viterbo zu nennen ist, dessen freimüthige Sprache wir auf dem Lateranconcil noch kennen lernen werden, begegnen uns auch hier zahlreiche Heilige.

Antonius Turrianus, aus dem berühmten Geschlechte der Torres in Mailand stammend, genoß von frühester Kindheit an sorgfältigen Unterricht. Zu Padua studirte er Medicin, zeigte sich aber bald bei Ausübung seiner Praxis mehr als Arzt der Seelen, denn des Leibes. Nach einiger Zeit trat er in den Orden der Augustinereremiten in Mailand, von wo er in die strengere Congregation der Observanten zu Foligno übertrat. Von einer Wallfahrt nach Compostella, wo er drei Jahre lang segensreich wirkte, zurückgekehrt, weilte er zu Aquila in Umbrien bis an seinen Tod, der im Jahre 1494 erfolgte [2]).

Lagos, die Hauptstadt der Provinz Algarbe in Portugal, ist die Heimath von Gonsalvo, der sich von Jugend auf durch zarte Reinheit auszeichnete. Nachdem er in den Orden der Augustinereremiten getreten, erlangte er in Bälde einen solchen Ruf als Prediger, daß sein Name gegen Ende des 15. Jahrhunderts in ganz Portugal genannt wurde. Er starb gegen Ende des Jahrhunderts, 60 Jahre alt [3]).

Catharina von Palanza, einem Städtchen im Bisthum Novara, wo sie 1437 von adeligen aber unbegüterten Eltern geboren wurde, verlor schon im 14. Jahre ihre ganze Familie in einer Pest, weßhalb sie zu einer Verwandten nach Mailand gebracht wurde. Den Entschluß, sich dem geistlichen Leben zu widmen, brachte sie gegen den Willen der Pflegeeltern zur Ausführung, indem sie sich in eine Einsiedlei auf einem Berge außerhalb der Stadt zurückzog. Da sich bei ihr mehrere Jungfrauen einfanden, entstand aus der Einsiedelei bald ein klösterlicher Verein, dem Catharina die Augustinerregel gab. 1478 starb sie eines heiligmäßigen Todes [4]).

Andreas von Montreal wurde 1397 zu Mascou von frommen Eltern geboren. Als Knabe hütete er die Schafe, trat aber mit 14 Jahren in den Augustinerorden und erhielt 1425 die Priesterweihe. 1444 wurde er zum Provinzial in Umbrien erwählt und wirkte 50 Jahre lang in Italien und Frankreich als Prediger mit großem Erfolg. Er lebte der strengsten Ascese, trug ein rauhes Gewand, auf bloßem Leib einen eisernen Gürtel und geißelte sich oft bis aufs Blut. Schon bei seinem Tode 1479 genoß er allgemeine Verehrung, die durch Clemens XIII. 1764 die kirchliche Bestätigung erhielt [5]).

Johann von Sahagun im Königreich Leon war 1464 in den Augustinerorden getreten und wirkte als Prediger, Lehrer, Novizenmeister, Friedensstifter und Beichtvater sehr segensreich. Er starb 1479 und wurde 1690 von Alexander VIII. in die Zahl der Heiligen aufgenommen.

Eine schöne Blüthe klösterlicher Frömmigkeit erschloß sich in Veronica von Mailand, einer armen ungelehrten Jungfrau. Sie war geboren zu Binasco in der Nähe von Mailand von armen aber gottesfürchtigen Eltern und mußte sich frühzeitig das Brod durch Händearbeit verdienen. Die Sehnsucht nach einsamem, beschaulichem Leben fand endlich Erfüllung, als sich der armen, ungelehrten Jungfrau nach längerem Warten die Pforten des Augustinerinnenklosters zu Mailand erschlossen. Hier lebte sie ein Leben der innigsten Andacht und angestrengtester Ascese bis sie 1497, 42 Jahre alt, selig

1) † S. oben S. 201. — 2) † Stadler III. 263. — 3) † Stadler II. 582. — 4) † Stadler I. 585. — 5) † Stadler I. 196.

in Gott verschied. Durch Benedict XIV. wurde ihr Namen ins Verzeichnis der Heiligen eingetragen.

† 214. Am glänzendsten unter allen klösterlichen Genossenschaften tritt uns der Karthäuserorden am Ende des Mittelalters entgegen. Es wäre eine Arbeit des Schweißes der Gelehrten werth, die Verdienste dieses Ordens um Wissenschaft und Kirche zum Gegenstand einer eigenen Untersuchung zu machen. Eine ganze Reihe der angesehensten Gelehrten und Schriftsteller tritt uns im 15. Jahrhundert im Kleide des hl. Bruno entgegen. Einen der fruchtbarsten Schriftsteller unserer ganzen Periode überhaupt, Dionysius Rykel haben wir bereits oben kennen gelernt. An ihn reiht sich noch eine stattliche Anzahl von Männern der Wissenschaft und Frömmigkeit, deren Leben und Wirken wir hier leider des nähern nicht besprechen können.

So Heinrich von Kalkar, im Herzogthum Cleve, wo er 1328 geboren wurde; mit 37 Jahren trat er in den Karthäuserorden, und wurde später zum Generalvisitator des Ordens ernannt. Als ein Wunder des Wissens und ein Muster der Tugend starb er im Alter von 80 Jahren 1408. Heinrich von Coesfeld, Prior auf dem Gertrudenberg in Holland, der mit gründlicher Kenntnis der hl. Schriften eine musterhafte Frömmigkeit verband, auch mehrere exegetische, ascetische und mystische Schriften hinterließ. Er starb 1410 zu Gnadenthal in der Nähe von Brügge. Hermann de Stutdorp war 29 Jahre hindurch Leiter des Nonnenklosters der hl. Anna bei Brügge, wo er 1428 starb. Im gleichen Jahre starb sein Ordensbruder Heinrich der Jüngere von Hessen, der gleich jenem mehrere mystisch-ascetische Schriften hinterließ. Gerardus Stredan, Prior des Apostelklosters bei Lüttich, wo er nach Trithemius 1444 starb. Jakob von Jüterbock, Karthäusermönch zum „Erlöser" in Erfurt, wo er durch seine vorherrschend mystischen Schriften wie durch seine Lehrthätigkeit hochberühmt 1456 starb. Er gehört zu jenen Männern, welche die Gebrechen der Zeit mit klarem Blick durchschauten und in verschiedenen Schriften ernst und eindringlich auf Abhülfe drangen. Noch berühmter war sein Ordens- und Klostergenosse Johannes de Hagen, auch de Indagium, später Prior in Eisenach und Stettin. Seine einzelnen Tractate über die verschiedensten Gegenstände belaufen sich auf mehr als 300. Er starb 1460. Jacobus de Gruytrod, Prior des Apostelklosters bei Lüttich verfaßte mehrere Betrachtungswerke. Er starb 1472. Heinrich von Cöln, auch von Piro genannt, war Karthäusermönch der hl. Barbara in Cöln, wo er 1470 starb. Von seinen Werken scheinen viele verloren gegangen zu sein. Heinrich mit dem Beinamen „Prudens" war Prior des Klosters Gnadenthal bei Brügge und schrieb mehrere ascetische Werke für Klosterleute. Sein Tod fällt in das Jahr 1484. Heinrich Arnoldi, von Geburt ein Sachse, versah auf dem Basler Concil längere Zeit das Amt eines Notars, als er plötzlich der Welt entsagte und in das Karthäuserkloster daselbst eintrat, wo er 1487 als Prior starb. Seine Schriften sind vorherrschend betrachtenden Inhaltes. Zu den berühmtesten Männern unseres Jahrhunderts zählt Johannes Heynlin von Stein, genannt a Lapide, der hervorragendste Vertreter des Realismus zu Paris und Basel, an welch letzterer Universität er der geistige Mittelpunkt des ganzen wissenschaftlichen Lebens war. 1478 an die neu errichtete Universität Tübingen berufen, verließ er diese bald wieder, wohl infolge der fortwährenden realistischen und nominalistischen Streitereien und trat schließlich 1487 zu Basel in den Karthäuserorden, wo er 1496 starb[1]). Werner

---

1) † Cfr. über ihn: Fischer, Johannes Heynlin, genannt a Lapide. Aca-

Rolewinck von Laer, Karthäusermönch im Barbarakloster zu Cöln, verfaßte mehrere exegetische, ascetische und geschichtliche Werke, deren Titel Trithemius[1]) aufzeichnet nach der eigenen Angabe Werners, die er ihm als bereits 70jähriger Greis 1445 gemacht habe. Janssen[2]) nennt ihn eine „der ehrwürdigsten Persönlichkeiten des ausgehenden fünfzehnten Jahrhunderts." Von der Cölner Carthause sagt dann Janssen weiter, daß sie als ein Muster ascetischer Strenge unter allen Ordensgenossenschaften beim Volk weit und breit in höchster Verehrung stand, und in ihrer völligen Abgeschlossenheit von der Welt eine ganze Zahl wissenschaftlich strebender Mönche, religiöser Dichter, mystischer und ascetischer Schriftsteller in sich barg. Männer wie Hermann Appeldorn († 1472), Heinrich von Birnbaum († 1473), Hermann Greffen († 1480), Heinrich von Diessen († 1484), vor allen hervorragend Rolewincks innigster Freund Peter Blomevenna, ein ebenbürtiger Geistesgenosse von Thomas von Kempen und nach Rolewincks Tod Prior des Ordens[3]). Das Angeführte mag genügen zu dem Erweis, daß in den alten Orden, trotz mannigfacher Gebrechen, das Leben keineswegs erstorben, vielmehr allenthalben kräftige Ansätze zu frischer Regeneration sich zeigten; ja nicht nur dies, sogar neue Zweige sproßten aus dem alten Stamm.

† 215. Schon oben[4]) haben wir die Stiftung des Ordens von der Verkündigung Mariä durch die unglückliche Königin Johanna von Frankreich erwähnt. Eine der schönsten Blüthen des christlichen Ordenslebens des 15. Jahrhunderts aber ist der hl. Franz von Paula und seine Stiftung, der Orden der Minimiten. Franz war seinen armen frommen Eltern zu Paula, einem kleinen Städtchen Calabriens, nach längerer unfruchtbarer Ehe am 27. März 1416 geschenkt worden. Die Eltern erzogen den Knaben mit der größten Sorgfalt, und als er 13 Jahre alt war, übergaben sie ihn den Franciscanern zu San Marco, damit er, einem Gelübde zufolge, Gott ein Jahr lang im Kleide des heiligen Franciscus diene. Nach Ablauf dieses Jahres machte Franz mit seinen Eltern eine Wallfahrt nach Rom und Assisi; in die Heimath zurückgekehrt, begab er sich, obwohl erst 15 Jahre alt, in die Einsamkeit, um ungestört der Betrachtung leben zu können. Eine Höhle in der Nähe des Meeres diente ihm zum Aufenthalt; sein Lager war ein Stein, die Nahrung Kräuter, die er im nahen Walde auflas. Bald gesellten sich noch andere Jünglinge zu ihm und sie bauten sich nun ärmliche Zelte. Als die Zahl sich mehrte, schritt Franz mit Genehmigung des Bischofs von Cosenza zur Erbauung einer Kirche und eines Klosters, deren Bewohner die Minoriten an Strenge noch übertreffen sollten. Innigste Demuth, von der Franz selbst erfüllt war, sollte das Fundament bilden, auf dem sich die Klosterregel aufbaute. Das die ganze Genossenschaft verknüpfende Band war innige, selbstlose Liebe. Minimi, die Mindesten, nannten sich die Klosterbrüder selbst, ihr Vorsteher hieß Corrector und sollte sich stets der Worte des Herrn Luc. 22, 26 bewußt bleiben. Eine hervorragende Stelle nahm das Fasten ein; Franz wollte dadurch das leichtsinnige Uebertreten des kirchlichen Fastengebots sühnen, wie er es unter den Christen seiner Zeit beobachtete. Nicht nur untersagte er seinen Jüngern den Genuß jeglicher Fleischspeisen, auch die sog. Lacticinien waren strengstens verboten und dieses Verbot wurde

---

demischer Vortrag. Basel 1851. W. Vischer, Geschichte der Universität Basel von der Gründung 1460 bis zur Reformation 1529. Basel 1860. S. 143. 157ff. Basler Chroniken I. herausgegeben von W. Vischer u. a. Stern, Leipzig 1872. S. 342ff. — 1) † Catal. illustr. vir. p. 170. — 2) † Janssen l. c. I. S. 75. 3) † l. c. S. 77. — 4) † Siehe oben S. 176.

zum vierten Gelübde erhoben. Dieser Verein, der sich von tiefem sittlichen Ernst durchdrungen zeigte, wurde zuerst 1471 vom Erzbischof von Cosenza gebilligt, dann von Sixtus IV. 1474 als Orden der mindesten Eremitenbrüder bestätigt. Der Orden verbreitete sich rasch in Calabrien und Sicilien, da der heiligmäßige Stifter wegen seiner großen Frömmigkeit und der vielen von ihm verrichteten Wunder bei Päpsten und Fürsten hochgeehrt war. Der Ruf der wunderbaren Thaten veranlaßte Paul II. einen eigenen Legaten nach Calabrien zu senden, um den Thatbestand untersuchen zu lassen. Ludwig XI. hatte den heiligen Mann an sein Sterbelager rufen lassen, auf daß er ihm Verlängerung des Lebens erflehe [1]; aber nur des Papstes stricter Befehl vermochte ihn, die Reise nach Plessis les Tours zu unternehmen. Dem kranken König brachte er zwar nicht Verlängerung des Lebens, aber eine glückliche Todesstunde. Der Nachfolger Ludwigs Karl VIII. ehrte den hl. Mann noch mehr, er ließ ihn nicht mehr ziehen, sondern erbaute ihm im Park von Plessis les Tours ein Kloster und ein zweites zu Amboise. Von hier aus kamen die Minimiten auch nach Spanien, wo sie „Väter vom Siege“ genannt wurden, weil Ferdinand der Katholische ihrem Gebete die Einnahme von Malaga zuschrieb. 1497 sandte Franz auf Kaiser Maximilians Verlangen seine Jünger auch nach Deutschland, wo sie zunächst drei Klöster gründeten. 1493 hatte Franz seine Regel für die Mönche, Nonnen und Tertiarier vollendet und erhielt für sie die Bestätigung Alexander VI. und Julius II., sowie für seinen Orden alle Privilegien der vier großen Mendicantenorden. Auf Karl VIII. war 1498 Ludwig XII. gefolgt, der anfänglich Franz auf dessen dringenden Wunsch die Rückkehr in die Heimath gestattete, die Zusage aber bald wieder zurücknahm. So mußte der Heilige noch weitere 10 Jahre in Frankreich verweilen, bis er am 2. April 1507 nach der inbrünstigsten Vorbereitung im Kloster zu Plessis les Tours 91 Jahre alt gottselig verschied. Sein Leib ruhte in der Klosterkirche daselbst, bis ihn die Calvinisten 1562 mitsammt einem großen Crucifix verbrannten. Der Orden, der in seiner Blüthe 450 Häuser zählte, gieng bald wieder zurück und besitzt heute nur mehr wenige Niederlassungen in Italien [2].

216. Unter dem Schutze der Enthauptung des heiligen Johannes des Täufers bildete sich zu Rom die Bruderschaft von der Barmherzigkeit, mit der Aufgabe, die zum Tode Verurtheilten auf die ernste Stunde würdig vorzubereiten, ihnen die hl. Sacramente zu spenden, sie zu trösten und zu stärken und schließlich für ihr Begräbniß zu sorgen. Die Genossenschaft erhielt von Innocenz VIII. durch Bulle vom 1. September 1490 die Bestätigung.

† In Hildesheim entstand 1470 der Verein der Brüder von der freiwilligen Armuth. Die Mitglieder waren Laien, meist Handwerker, die unter einem Procurator standen. Sie trugen den Habit der Augustiner und giengen monatlich einmal zur Communion. Den Lebensunterhalt bot ihnen das Almosen, das sie von Thür zu Thür sammelten mit dem Ruf: „Brod um Gotteswillen“, ohne daß sie in die Häuser eintreten durften. Die Beschäftigung war Krankenpflege und Todtenbestattung [3].

Johannes Tisserandus, ein berühmter Bußprediger, hatte durch die Kraft seiner Worte eine Menge Mädchen und Frauen den schlimmen Wegen entrissen, für sie gründete er nun einen neuen Orden, dazu bestimmt, die Bekehrten

---

1) † Siehe oben S. 174. — 2) † Dabert, Hist. d. St. François de Paule et de l'ordre des Minimes. Paris 1875. AA. SS. April I. p. 103 sqq. Die äußerst reichhaltige Literatur über den hl. Franz von Paula siehe Chevalier II. p. 770. — 3) † Leibnitz, Script. rer. Brunsw. II. p. 857.

auf dem Wege des Heils zu erhalten. 200 hatten sich zu dem neuen Klosterleben eingefunden und Ludwig XII. gab ihnen einen Palast bei St. Eustach, wo 1500 die erste Niederlassung entstand unter dem Namen: Orden der Bußschwestern [1]).

† 217. Auffallen mag die merkwürdige Erscheinung, daß neben dem eigentlichen Klosterleben gerade im 15. Jahrhundert das Anachoretenthum zu ganz neuer Blüthe ersteht und zwar vornehmlich in der Schweiz und den angrenzenden oberdeutschen Landestheilen [2]). Einer der berühmtesten Einsiedler und die merkwürdigste Erscheinung der Zeit war der selige Nicolaus von der Flue. Er wurde geboren zu Fluele, einer Filiale der Pfarrei Saxeln im Kanton Unterwalden, am 21. März 1417. Seine Eltern, angesehene und nicht unbemittelte Bürgersleute, erzogen den Knaben in Gottesfurcht und Frömmigkeit. Zum Jüngling herangereift, verehelichte er sich nach dem Wunsche der Eltern mit Dorothea Wyßling, einer frommen Jungfrau aus angesehener Familie in Saxeln. Aus dieser Ehe entsprossen 10 Kinder, 5 Knaben und 5 Mädchen, von denen der jüngste Knabe Nicolaus 28 Jahre lang Pfarrer in Saxeln war. Mit 23 Jahren mußte Nicolaus in den Krieg ziehen und kämpfte 1446 im Treffen bei Ragaz, wo die Oestreicher geschlagen wurden. 1460 rettete er als Rottenführer das Kloster Catharinenthal in Thurgau vor Zerstörung. Die Würde eines Landammans, zu der ihn das Vertrauen und die Verehrung der Mitbürger wiederholt erheben wollte, wies er mit aller Entschiedenheit zurück, nur zum Richter und Landrath ließ er sich wählen. Seine unbeschreibliche Sehnsucht nach einem Leben der Zurückgezogenheit und Ascese fand endlich 1467 Befriedigung, indem seine Frau nach langem anhaltenden Bitten ihre Einwilligung zur Trennung gab. Nicolaus verließ sein Haus und seine Familie, um nie mehr zu ihr zurückzukehren. Er wollte in fernem Lande, an einsamem Orte ein Leben der Ascese führen, kam aber nur bis Basel, wo er auf den Rath eines fremden Mannes in die heimathlichen Berge zurückkehrte und auf dem sog. Ranft, unfern seiner früheren Wohnung, eine einsame Alp zum Aufenthalt wählte. Hier bauten ihm seine Angehörigen eine kleine Kapelle nebst einer Einsiedlerwohnung, in welcher Nicolaus volle zwanzig Jahre lang in gänzlicher Abgeschiedenheit lebte, ohne andere leibliche Nahrung als die heilige Kommunion, die er monatlich einmal empfing, unaufhörlich betend und die Geheimnisse Gottes betrachtend, als Tröster der Betrübten, als Bußprediger für die Sünder, als Friedensstifter und Berather des Vaterlandes. Von den Opfergaben, welche die ihn Besuchenden und Trost und Hülfe bei ihm

---

1) † Stadler III. 393. — 2) † Nieder in seinem Formicarius sagt, daß die meisten und züchtigsten Jungfrauen in Nürnberg lebten. Die Gegend um Lindau nennt er eine terra non vinifera, sed multum virginifera. Gegen die Berge Italiens, sagt er weiter, an den Grenzen der Diözesen Constanz u. Augsburg wohnten sehr viele Jungfrauen, nicht in Klöstern, sondern in Dörfern, Flecken, Städtchen, in den rauhesten Gegenden, wo kein Wein, sondern nur Gerste und Haber gedeiht. Wein kosten sie im Jahre einmal; was Bier ist, wissen sie nicht; Fische essen sie nie; Fleisch meiden sie als Zunder der Lüste. Sie trinken leeres Wasser, essen nur Milchspeisen und Brod, und dieses so grob, daß es in anderen Gegenden Deutschlands die Hunde nicht anrühren würden. Dazu leben sie von ihrer Händearbeit. Daß eine zum Falle komme, gilt dort als unerhört, wie es leider in Deutschland sonst ziemlich herkömmlich ist, wo es Wein und gut Essen in Fülle gibt. Dabei sind sie viel kräftiger, leben viel länger und sind zudem viel schöner als die Mädchen aus den reicheren und aus den Weingegenden. Form. l. 2. cp. 11 p. 267.

Holenden bei der Kapelle niederlegten, stiftete er eine Kaplanei, so daß er von da an zum Anhören der hl. Messe nicht mehr nach Saxeln gehen mußte. Den größten Dienst erwies er seinem Vaterlande auf der Stanzer Tagsatzung 1481, wo zwischen den um die burgundische Beute hadernden Eidgenossen ein brudermörderischer Krieg auszubrechen drohte. In der höchsten Noth eilte der Pfarrer von Stanz nach dem Ranft, um Bruder Klaus zu holen. Dem als heilig verehrten Einsiedler gelang es auch die wild tobenden Leidenschaften zu besänftigen und der Vaterlandsliebe zum Siege zu verhelfen. In einer Stunde war alles ausgeglichen und Freudengeläute verkündigte das frohe Ereignis durch die ganze Schweiz. Bruder Klaus aber kehrte wieder in seine einsame Hütte zurück, wo er 1487 an seinem Geburtstage den 21. März, umgeben von den Seinen, nach schmerzlichen Leiden, aber gestärkt durch das heiligste Sacrament, Gott seine Seele zurückgab. Sein Testament an das heißgeliebte Vaterland lautete: „Seid beharrlich im Glauben euerer Väter, denn nach meinem Tode wird sich ein großer Aufruhr begeben in der Christenheit, alsdann hütet euch vor des Teufels Betrug durch List und Neuerung.“ Der Tod des Seligen wurde in der ganzen Schweiz als Nationaltrauer begangen. Seine irdischen Ueberreste wurden in der Todtencapelle zu Saxeln beigesetzt, der Grabstein daselbst besagt: „Bruder Klaus von Flue ist gangen von Weib und Kindern in die Wilde, Gott dienend zwanzighalb Jahr ohne leibliche Speiß, ist gestorben St. Benedicti Tag 1487“ [1]).

† 218. Ein anderes erfreuliches Bild unserer Periode, wodurch manch trüber Schatten wieder freundlich erhellt wird, ist der christlich-fromme Sinn, der uns in so vielen Herrscherfamilien entgegentritt, von denen wir manche Glieder im Heiligenkranz der Kirche wiederfinden. Es ist dies das versöhnende Gegenbild zum dritten Kapitel, wo wir gesehen, wie vor allem Frankreichs Thron durch unwürdige Herrscher entehrt und durch sie das öffentliche Gewissen vergiftet worden ist, und zwar mehr noch als durch ihre widerliche Unsittlichkeit, durch die Entchristlichung der Regierungsgrundsätze. Statt der Forderungen der christlichen Moral galten ihnen Gewalt und Erfolg als Richtschnur der Politik, und so inaugurirten sie jene unchristliche Staatsraison, die unter dem Namen des Machiavellismus bekannt ist. Dem gegenüber sind die von echtem Christenthum erfüllten Herrschergestalten eine wahrhaft wohlthuende Erscheinung. Schon oben ist uns das Musterbild einer christlichen Regentin entgegengetreten in der edlen Isabella von Spanien, deren herrliche Eigenschaften um so heller glänzen, als der kaltberechende Diplomat Ferdinand neben ihr auf dem Throne saß. In ganz besonderer Weise aber ragt das Herrscherhaus von Savoyen, von Kaiser Sigismund 1416 zum Herzogthum erhoben, durch religiösen Sinn und innige Frömmigkeit hervor. Wie es in unserer Periode der Kirche den letzten Gegenpapst [2]) gegeben, so auch mehrere Heilige und zwar gerade in den nächsten Angehörigen Felix V., in seiner Schwester nemlich und in seinem Enkel. Margareta war um das Jahr 1382 geboren und wurde 1402 mit dem Grafen Theodor von Montferrat vermählt. Die glückliche Ehe wurde schon 1415 durch den Tod des Grafen gelöst; Margareta aber übergab die Herrschaft ihrem Sohne und trat 1420 in den

---

1) † Stadler IV. S. 552. AA. SS. Mart. III. p. 398 sqq. J. Ming, Der sel. Bruder Nicolaus von Flüe, sein Leben und Wirken. Aus den Quellen. Luzern 1861. 2 Bd. G. Morel im Geschichtsfreund, Mittheilungen des histor. Vereins der fünf Orte. Einsiedeln 1862. XVIII. S. 18 ff. Müller, Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft. Bd. VI. — 2) † Siehe oben S. 199.

dritten Orden des heiligen Dominicus, im Kloster zu Alba, wo sie 1464, 82 Jahre alt, selig im Herrn verschied.

Herzog Amadeus von Savoyen, der Enkel von Felix V., wurde 1435 zu Tonon geboren und 1452 mit Jolante, der Tochter Karls VII. von Frankreich, vermählt. 1455 folgte er seinem Vater in der Regierung, trat dieselbe aber 1469 an seine Gemahlin ab, da er an der Epilepsie litt. Er führte ein gottseliges Leben, bis er 1472 zu Vercelli starb.

Ein anderer Herrscher, Markgraf Bernhard von Baden, erregte durch seine Keuschheit und Frömmigkeit die Bewunderung seiner Zeitgenossen. Er war 1428 geboren und erhielt seine militärische und diplomatische Ausbildung am Hofe Kaiser Friedrichs, wo er sich aber von den Ausschweifungen der Höflinge sorgfältig fern hielt und nach Geist wie Körper eher als Mönch, denn als Fürst lebte, wie Trithemius [1]) berichtet. Er war namentlich ein Beschützer der Armen und hielt sich zeitlebens von jeder sinnlichen Befleckung frei. Nie gieng er zu Bett, ohne seinem Hofkaplan gebeichtet zu haben, „da es ihm gefährlich schien für einen Christen, in einem Zustande zu schlafen, in welchem er nicht zu sterben wünschte.“ Im kräftigsten Mannesalter starb er als kaiserlicher Reichsstatthalter in Italien und wurde schon 1481 selig gesprochen.

Das schöne Gegenbild zu Bernhard von Baden bildet der polnische Prinz Casimir, Sohn des Königs Casimir III. von Polen, geboren 1458. Von Jugend auf zeigte er große Frömmigkeit, zarte Reinheit und innige Verehrung der Gottesmutter. Mit kindlicher Liebe hieng er an seinem Erzieher, dem gelehrten und frommen Johannes Dlugoß. 1471 war er von den Ungarn zum König gewählt worden und zog auch auf Befehl seines Vaters gegen Mathias Corvinus, verzichtete aber später auf alle Rechte und weigerte sich standhaft einer zweiten Einladung zur Besitznahme einer unrechtmäßigen Krone Folge zu leisten. Bis zu seinem Tode lebte er in strengster Enthaltsamkeit und starb kaum 25 Jahre alt zu Vilna 1484. Schon 1522 wurde er canonisirt und wird als Patron Polens verehrt.

Zu den edelsten Fürsten unserer und wohl aller Zeit zählt Graf Eberhard von Württemberg, 1495 von Kaiser Max zum Herzog erhoben. Er wurde geboren am 11. December 1445 und gleich seiner erlauchten Mutter Mechthildis, der Tochter des Pfalzgrafen Ludwig III., der „großen Liebhaberin aller Künste“, wurde auch Eberhard hochherziger Protektor der Wissenschaft und Gründer der Landesuniversität Tübingen 1477. Sein aufrichtiger religiöser Sinn, der ihn 1468 zum Grabe des Erlösers nach Jerusalem und 1482 nach Rom führte, ließ ihn auch für die religiösen Bedürfnisse seines Landes angelegentlichst Sorge tragen. So ließ er durch Gabriel Biel die Windesheimer Congregation nach Württemberg verpflanzen, um deren segensreiches Wirken auch seinem Lande nutzbar zu machen. Der edle Fürst, der keinen höheren Ehrgeiz kannte, als den Frieden, die kirchliche Zucht und den wissenschaftlichen Sinn in seinem Lande zu pflegen, gehört zu den letzten großen Repräsentanten der alten Zeit, die voll Frömmigkeit und wahren Eifers für die hl. Sache der Religion und Kirche thätig waren, ohne daß sie in den wachsenden Bewegungen der Zeit den sicheren Boden des Glaubens und Rechtes verloren. „Unter den Zeitgenossen haben es wenige Fürsten Eberhard gleichgethan in Beförderung wahrer Bildung und Verbesserung kirchlicher Zustände“ [2]).

---

1) † Annal. Hirsaug. ad ann. 1465. — 2) † Linsenmann, Tübinger Theol. Quartalsch. 1865. S. 217. Ueber Herzog Eberhard von Württemberg vgl. Rößlin, Leben des ersten u. merkwürdigen Herzogs von Wirtemberg, Eberhard

Herzog Eberhard von Württemberg gehörte gleichfalls zu jenen fürstlichen Wallern, die gerade in unserer Zeit besonders zahlreich jene Stätten aufsuchten, die durch das Blut des Gottessohnes geheiligt worden, um ihnen in frommem christlichen Sinn ihre Verehrung zu zollen. Unter diesen Pilgern finden wir außer dem Beherrscher der württembergischen Lande, Glieder aus den Häusern Habsburg, Hohenzollern, Wittelsbach, Sachsen, Pommern, Mecklenburg u. a. Herzog Wilhelm III. von Sachsen zog 1461 nach dem hl. Lande; ihm folgten: Herzog Albrecht der Beherzte 1476; Churfürst Friedrich III. 1493; Herzog Alexander, Pfalzgraf bei Rhein und Graf Johann Ludwig von Nassau 1495—1496; Herzog Bogislav X. von Pommern 1496; Herzog Heinrich der Fromme von Sachsen 1498 [1]). Dürfte diese Erscheinung nicht ein Beweis dafür sein, daß diese Herrscher der Kirche und ihrem religiösen Leben keineswegs fremd gegenüberstanden, daß vielmehr die alt überlieferte katholische Frömmigkeit in diesen Regentenfamilien noch tief eingewurzelt war? Wie nun mochte es kommen, daß wir nach kaum einem Menschenalter viele von den Söhnen und Enkeln dieser Fürsten an der Spitze der deutschen Reformation finden?

† 219. Bei Betrachtung des Mönchthums zeigte sich uns neben manchen dunklen Schattenseiten im Ganzen doch ein erfreulicher Aufschwung, der, wie in allen Ländern, so auch innerhalb aller Orden deutlich wahrnehmbar war. Wie auf dem Gebiete der eigentlichen Klosterdisciplin eine heilsame Regeneration begonnen, so haben wir auch gerade innerhalb der Klostermauern das regste Interesse für wissenschaftliches Streben gefunden. Ein etwas trüberes Bild bietet sich uns bei Betrachtung der Weltgeistlichkeit, jedoch fehlen auch hier die erfreulicheren Erscheinungen nicht ganz, so daß die Hoffnung nicht unberechtigt war, der neu erwachte kirchliche Geist werde nach und nach vom Regularclerus aus auch den Säcularclerus mit Macht durchdringen und ihn regeneriren.

Der große Haupt- und Grundfehler war hier die allzugroße Verweltlichung, die nach und nach alle Grade fast gleichmäßig erfaßt hatte; aus ihr als der gemeinsamen Quelle resultirten alle anderen Gebrechen und Mißbräuche. Diese Verweltlichung aber hatte ihren letzten Grund in dem übermäßigen Besitz, der sich allmählich in den Händen der einzelnen Kirchen angesammelt [2]). So wurden die Gaben, die christlich frommer Sinn der Kirche Gottes gegeben, für diese zu Danaergeschenken, die schließlich zu dem unglückseligen, schon oben berührten [3]) Adelsmonopol führten, das gegen die fundamentalsten Sätze der kirchlichen Verfassung aufs gröblichste verstieß. Vor der einen adeligen Geburt verloren alle canonischen Bestimmungen, über deren Beobachtung die alte Kirche so ängstlich gewacht, alle verbindende Kraft. Die wichtigsten Erfordernisse, deren Abgang in der Urkirche von der niedrigsten

---

im Bart. Tübingen 1793. Pfister, Eberhard im Bart, erster Herzog von Wirtemberg. Tübingen 1822. Schneider, Eberhard im Bart. Freiburg 1873. — 1) † Ueber weitere Pilgerfahrten deutscher Fürsten nach dem heiligen Land vgl. Geisheim, die Hohenzollern am hl. Grabe zu Jerusalem. Berlin 1858. Balthasar Mencius, Itinera sex a diversis Saxoniae ducibus in Italiam et Palaestinam facta. Witeb. 1612. Reyßbuch des hl. Landes, das ist gründliche Beschreibung aller u. jeder Meer- u. Pilgerfahrten zum hl. Lande. Frankfort a. M. 1584. Felix Fabri, Evagatorium in terrae sanctae etc. ed. Hassler. Stuttg. 1843—49. 3 t. — 2) † Allen voran gieng in zeitlichem Besitz die deutsche Kirche, die fast ein Drittel des gesammten Grundbesitzes in Händen hatte. Siehe Döllinger Materialien zur Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts. Bd. 2. IX. Taxrolle 1—296. — 3) † S. 198.

Kirchenstelle ausschloß, wurden durch adelige Geburt voll und ganz aufgewogen, so daß jeder defectus: aetatis, scientiae, nativitatis u. s. w. leicht zu heben war, indispensabel war nur Ein defectus, der defectus nobilitatis. Die nothwendige Folge hiervon war, daß die wichtigsten Kirchenämter vielfach in die Hände von ganz unwürdigen, untauglichen und unberufenen Personen kamen, über deren ärgerlichen Lebenswandel allenthalben die eindringlichsten Klagen verlauteten [1]). Dies galt namentlich bezüglich der Bischöfe und deren Domcapitel, wo das Bewußtsein einer höheren Verantwortung vielfach ganz abhanden gekommen war. Freilich gab es noch treffliche Kirchenfürsten und eifrige Domherren, deren wir bereits oben einige kennen lernten, allein dieselben können, trotz des viel citirten Satzes von Geiler [2]), doch mehr nur als Ausnahmen gelten. Und selbst wenn ihre Zahl noch viel größer wäre, als dies wirklich der Fall ist, so möchten wir einen Punkt, der meistens mit Stillschweigen übergangen wird, noch besonders betonen. Nicht selten bekommt man aus den Darstellungen der kirchlichen Verhältnisse des 15. Jahrhunderts den Eindruck, als ob ein höchst unwürdiger Bischof, der mit kirchlicher Gutheißung oder Duldung zu Cöln, Straßburg oder Genf den Hirtenstab führte, nicht auch den Diöcesen von Constanz, Augsburg, Salzburg, Regensburg, Bamberg u. s. w. geschadet hätte. Hat denn der Heiland umsonst sein furchtbares Wehe über das Aergernis ausgerufen? Freilich entziehen sich solche Wirkungen unserer objektiven Berechnung, bei Beurtheilung des religiösen Gesammtzustandes einer Periode aber werden sie doch nicht ganz außer Berechnung bleiben dürfen [3]). Wie die moralischen, so traten auch die intellectuellen und scientifischen Eigenschaften in einer Weise in den Hintergrund, daß man schon von einem defectus stupiditatis [4]) für höhere Kirchenstellen gesprochen hat.

Je mehr der innere Werth und die wahre Tüchtigkeit in den Hintergrund traten, desto mehr sah man auf äußere Repräsentation, so daß man schließlich bei dem der christlichen Lehre diametral entgegengesetzten Grundsatz ankam, die Kirche vermöchte nur von irdischem Glanz und zeitlicher Pracht umgeben, der Welt wirklich zu imponiren [5]). Dies hinwieder hatte eine andere Verletzung einer strengen kirchlichen Verordnung zu Folge, die Pluralität von Kirchenpfründen, die anfänglich wohl unter genanntem Gesichtspunkt entschuldigt zu werden pflegte, in Bälde aber zu einer feststehenden Gewohnheit wurde, an der man nicht das geringste Tadelnswerthe fand. Bischofsstühle, Dom- und Stiftscanonicate, Abteien und andere reich dotirte Pfründen ohne Maß und Zahl wurden auf ein und dieselbe Person gehäuft, so daß eigentlich Niemand sagen konnte, wann einer Stellen genug besaß. Nach Gerson konnte ein hoher Prälat deren 2—300 innehaben, nach anderen Schriftstellern sogar 4—500 und nicht selten kam es vor, daß der also Ueberhäufte nicht einmal die erforderliche kirchliche Weihe für die niedrigste Kirchen-

---

1) † Siehe: Friedrich, Johann Wessel S. 8 ff. Janssen l. c. I. S. 592 ff. und die dort verzeichneten Schriften von Gerson, Brant, Murner, Krantz, Wimpheling, Butzbach, Geiler, Trithemius u. a. Dann die verschiedenen Synoden, von Constanz angefangen bis zum fünften Lateranconcil. Kirchenlex. IX. S. 141. Gröne, Tübinger Quartalschr. 1862. S. 84 ff. In den Gravamina germanicae nationis lautet das siebente gravamen: Ecclesiarum regimina minus dignis committuntur, qui ad mulos magis, quam homines pascendos et regendos essent idonei. Freher, script. rer. germ. II. p. 677. Siehe auch oben S. 198. — 2) † Cfr. Janssen I. S. 592 Anm. 1. — 3) † Treffend bemerkt Wilhelm Durandus in seinem 1311 verfaßten Buch: De modo celebrandi generalis concilii, P. II. rubr. 51: error, cui non resistitur, pro veritate accipitur. — 4) † Cfr. Hist. pol. Blätter Bd. 19 S. 27 f. — 5) † S. oben S. 53 das Breve Alexanders VI. an Ximenes.

stelle besaß. Es war dies nicht mehr nur eine Uebertretung der canonischen Vorschriften, sondern glich mehr einer Verhöhnung derselben. Wie diese unerhörte cumulatio beneficiorum eine Folge der widerlichsten Geldspeculation war, so mußte sie ihrerseits wieder eine solche hervorrufen, so daß Simon Magus sein Geschäft in der schwunghaftesten Weise betrieb. Ganz unbedenklich gab man auf die Worte der Schrift: gratis accepistis, gratis date, die Antwort: non gratis accepimus. Und da sollte man sich wundern, wenn schließlich das christliche Volk vor diesen so und so hoch taxirten Würden alle Ehrfurcht und Achtung verlor!

Eine der schlimmsten Folgen der unkirchlichen cumulatio aber war die naturnothwendige Unterdrückung des Bewußtseins der Pflicht, und damit zusammenhängend der dereinstigen Verantwortung. So mußte dem ärgerlichsten Leben Thür und Thor geöffnet werden. Es ist nicht möglich hier des genauern all die zahllosen Aergernisse zu besprechen, wodurch das religiöse Leben des Volkes vergiftet wurde, wir müssen in dieser Beziehung auf die oben schon angeführten Werke namentlich aber auf die synodalen Verhandlungen verweisen.

Es müßte als ein besonderes Wunder göttlicher Barmherzigkeit angesehen werden, wenn bei dem geschilderten Zustand des höheren Clerus, der niedere Seelsorgsclerus ein mustergiltiger gewesen wäre. Wenn sich dagegen all die oben gezeichneten Schattenseiten hier, manchmal sogar noch in dunklerer Farbe wiederspiegeln, so darf dies nicht im geringsten auffallen [1]). Vielfach handelte es sich nur darum, für die nothwendigen kirchlichen Verrichtungen möglichst gering bezahlte Vicare zu erhalten [2]), wobei auf umfassende und tiefere wissenschaftliche Ausbildung natürlich noch weniger gesehen wurde, als bei den höheren Kirchenstellen. Eine solche war auch von dem gewöhnlichen Seelsorgsclerus nicht so leicht zu erhalten, denn die Stelle eines Domscholastikers war eine Sinecur geworden, deren ganze amtliche Thätigkeit darin bestand, den richtigen Empfang der Revenüen zu bescheinigen. Die vornehmen Herren hielten es nemlich unter ihrer Würde im Trivium und Quatrivium zu unterrichten [3]). Die Bezahlung der Seelsorgsvicare war meistens die eines Lohnarbeiters, so daß ihnen die Mittel zu anständigem Leben fehlten [4]), während die hohen Herren das Einkommen der Stellen in ärgerlichem Leben verpraßten. Der Bezahlung entsprach meistens auch die Behandlung dieser Seelsorgspriester von oben herab, so daß es nicht zu verwundern ist, wenn alles Selbstvertrauen und jede Selbstachtung, die jedem Cleriker unumgänglich nothwendig ist, falls er seinem erhabenen Amte in allweg gerecht werden will, vielen gänzlich verloren gieng.

Der dunkelste Punkt beim Weltclerus unserer Periode aber ist die in erschrecklicher Weise sich breitmachende Incontinenz, die schließlich alle Zucht und Scham von sich geworfen und in der rücksichtslosesten Offenheit vor die Augen des Volkes getreten ist. Wie weit mag es gekommen sein, wenn ein Mann, wie Gerson, der mit aller Entschiedenheit gegen dieses Laster auftrat,

---

1) † Vgl. hierüber neben den schon genannten Werken eine Aeußerung des Abtes Andreas vom Michaelsberg bei Bamberg, bei Höfler, Friedrichs von Hohenlohe Rechtsbuch p. LXXXVIII. Wimpheling, Apolog. pro republ. christ. — 2) † Bemerkenswerth ist Gersons Anweisung in seiner Schrift de visitatione praelat. „item poterit visitator interrogare ab illo vel de illo, qui deservit curae parochiali: si sit curatus vel solum vicarius mercenarius conductus“. — 3) † Hist. pol. Bl. Bd 19. S. 27. In wissenschaftlicher Ausbildung u. Thätigkeit stand der Weltclerus dem Regularclerus unbestreitbar weit nach. — 4) † „Keyn ärmer vych uff erden ist, dann priesterschaft, den narung gbrist“, sagt Seb. Brant in seinem Narrenschiff.

schließlich zu der Anschauung kam, die Concubinarier wären wie feile Dirnen zu dulden, damit nicht noch größeres Uebel entstehe? [1]) Es mag uns erlassen werden diesen widerlichen Punkt des weitern zu verfolgen; jeder Seelsorgsgeistliche von nur mittelmäßigem psychologischem Scharfblick weiß zu beurtheilen, in welch innigem Zusammenhang dieses Laster mit dem religiösen Leben überhaupt steht, und welche Folgen mag es in dieser Ausdehnung für das christliche Volk gehabt haben? [2]) Ein Punkt mag hier noch hervorgehoben werden, weil er anderwärts meistens unbeachtet bleibt, das Verhalten gegenüber den Bastarden aus den Fürstenhäusern. Es ist hier vor allem auf die Gepflogenheit der Päpste hinzuweisen, die ihre nächsten Angehörigen ganz unbedenklich mit den Bastardkindern der verschiedensten Regentenhäuser verbanden. So unbedeutend dies auf den ersten Anblick erscheinen mag, so lassen sich die schlimmen Folgen doch nicht verkennen. Abgesehen davon, daß das Ansehen des Papstes durch solche Verbindungen mit Sprößlingen der Incontinenz beim Volke gewiß nicht gewinnen konnte, erschienen solche Ehen gewissermaßen als feierliche Legitimation der Ausschweifung. Nach solchen Vorgängen konnte es nicht befremden, wenn auch anderwärts, wie z. B. in Deutschland, solche Sprößlinge in die höheren kirchlichen Stellen eingedrängt wurden; daß aber dadurch das sittliche Bewußtsein des ganzen Volkes geschädigt werden mußte, sollte nicht erst eines Beweises bedürfen.

Wir haben hier in Kürze die Schattenseiten im Leben der Kirche des 15. Jahrhunderts Erwähnung gethan und hier ist ganz gewiß einzig und allein der Grund zu suchen, warum der bald erfolgende Sturm, ein so unheilvoller werden konnte. „Seitdem das Episcopat kaiserlich geworden war, die Päpste nicht mehr auf das Bedürfnis der Diözesen, sondern auf den Wunsch des von weltlichem wie dynastischem Interesse geleiteten Kaisers sahen, und das Wahlrecht der Capitel theils suspendirten, theils aufhoben, mußte die Verweltlichung immer weiter um sich greifen und konnten Scandale der Art vor sich gehen, daß ein und dieselbe Person Bischof von Bamberg, Erzbischof von Mainz, Patriarch von Aquileja, Erzbischof von Magdeburg, Bischof von Halberstadt wurde, und als Tänzer, schöne Frauen an der Hand führend, plötzlich vom Schlage getroffen starb. Zuletzt wurden die Bischöfe nur mehr Pfründengenießer; die Regierung und geistliche Leitung der Diözese fiel in die Hände des Capitels, das sich aber in der Weise abschloß, daß schließlich nur mehr ein kleiner Kreis von Familien stiftsgemäß war, die große Menge der Unadeligen aber, mochten sie noch so talentvoll sein, sahen sich systematisch von den Hochstiften ausgeschlossen. Man kann wohl mit Recht behaupten, hätte sich der deutsche geistliche Adel im 15. Jahrhundert nicht so hartnäckig gegen den Hauptgrundsatz aller kirchlichen Reform gesperrt, daß nur die geistige Befähigung bei dem geistlichen Stande entscheiden sollte, es wäre wohl nie zu den wilden Scenen der Glaubensspaltung, nicht zum so raschen Abfall der Reichsstädte und des Bürgerthums überhaupt gekommen, wir hätten statt des Schismas und der nachfolgenden politischen Auflösung unserer Nation, eine wirkliche Reformation, eine geistige Belebung und Durch-

---

1) † Siehe Schwab, Gerson S. 700 ff. Ein consilium der Dominicaner an den Herzog von Baiern von 1477 nennt die concubinarii Turci intestini, Janssen l. c. II. S. 338. Anm. 3. Friedrich, Wessel S. 25 ff. Dann die vita Geileri von Wimpheling bei Riegger, amoen. I. 104. — 2) † Eine Pariser Synode von 1429 sagt: „illud nefandissimum scelus in ecclesia Dei adeo invaluit, ut jam non credant christiani, simplicem fornicationem esse peccatum mortale. Mansi XXVIII. p. 1107. Noch schärfer spricht sich Eugen IV. in einer Bulle von 1446 aus, cfr. Raynald ad an. 1446 n. 10.

dringung der, wenn auch vielfach gespaltenen und getheilten, doch in der Hauptsache noch immer vereinten Nation aufzuweisen" [1]). Es zeigte sich hier in erschrecklicher Weise, wie gefährlich, aber auch wie verantwortungsvoll es ist, offenkundige Gebrechen nicht abzustellen und berechtigte Klagen unbeachtet zu lassen, in alleinigem Vertrauen auf die Macht, in deren Besitz man sich thatsächlich noch glaubt.

† 220. Neben den düsteren Schattenseiten dürfen aber auch hier die erfreulicheren Erscheinungen nicht außer Acht gelassen werden, die uns zeigen, daß bereits ein neuer Geist sich kräftig zu regen begann im kirchlichen Leben, und daß die vielen Straf- und Mahnrufe, die wir überall vernommen, keineswegs ganz wirkungslos verhallten. Die erste und sicherste Gewähr der Besserung bietet uns gerade das so laut und so allgemein geäußerte Verlangen nach Reform, die so rückhaltslose Verurtheilung der Mißstände. Eine Zeit, die ihre Fehler in solcher Weise durchschaut und erkennt, gehört gewiß nicht zu den schlimmsten. Wenn bei dem einzelnen Individuum die klare Erkenntnis der Fehler der erste Schritt zur Besserung ist, so wird dies auch bei ganzen Menschenklassen, Nationen und schließlich der Kirche selbst nicht anders sein. Daß diese Erkenntnis in der Kirche aber wirklich vorhanden, das wird Niemand bestreiten wollen, der auch nur einen oberflächlichen Blick in die damalige Literatur geworfen. So war also der erste und nothwendigste Schritt zur Besserung bereits in entschiedener Weise gethan, daß aber noch weitere thatkräftige folgen würden, dafür bürgten verschiedene zum Theil schon erwähnte Thatsachen.

Eine der erfreulichsten Erscheinungen war unbestreitbar die eifrige und nicht selten freimüthige Verwaltung des **Predigtamtes**. Bereits haben wir die Heroen des Wortes in unserer Periode, Capistran und Savonarola, kennen gelernt; an sie reihten sich zahlreiche andere Prediger aus dem Welt- und Ordensclerus an. Zwar ist die Geschichte der Predigt des Mittelalters und namentlich des ausgehenden noch nicht geschrieben, aber die Einzelforschungen, die in neuerer Zeit da und dort gemacht wurden [2]), zeigen zur Evidenz, wie ungerecht man in dieser Beziehung unsere Periode bisan beurtheilt. In erster Linie ist es das lebhafte Bewußtsein der Wichtigkeit und schweren Verpflichtung des Predigtamtes, dem wir überall begegnen. Eine Synode von York vom Jahre 1360 sagt: „Am Sonntag Gottes Wort in der Muttersprache anhören, sei besser, als vielen Messen anwohnen" [3]). Das Concil von Basel verpflichtet die Seelsorgspriester, an den Sonn- und Feiertagen ihre Pfarrkinder zu unterrichten und ihnen heilsame Unterweisungen zu geben. Wie Gerson das Predigtamt taxirte, das zeigen die hohen Anforderungen, die er an die Prediger seiner Zeit stellte und die heute noch alle mustergiltig sind [4]). Vor allem sind es aber die verschiedenen deutschen Pro-

---

1) † **Höfler**, Kirchenlexicon von Wetzer und Welte IX. S. 141. — 2) † **Kerker**, Zur Geschichte des Predigtwesens in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Tübingen, Theol. Quart. 1861. S. 373 ff. 1862. S. 267 ff. Ueber Gabriel Biels Predigtweise, Tübg. Quartalschr. 1865. S. 222. **Keppler**, Zur Passionspredigt des Mittelalters. Historisches Jahrbuch, Görresgesellschaft. 1882. S. 285 ff. 1883. S. 161. **Cruel R.**, Geschichte der deutschen Predigt im Mittelalter. Detmold 1879. Ueber die französische Kanzelberedsamkeit im Mittelalter cfr. Lecoy de la Marche, la chaire française au moyen âge. Paris 1868. Dann die Literatur über Geiler von Kaisersberg siehe unten. — 3) † To hear Goddy's law in the modyr tongue; for that is bettyr, than to hear many masses. (Collier, eccles. history of Great-Britain. N. A. London 1852. IV. 28.) — 4) † Siehe Schwab, Gerson, S. 376 ff.

vincial- und Diözesanconcilien, die alle sowohl den Geistlichen, wie den Laien aufs eindringlichste immer wieder die Pflicht einschärfen, das Wort Gottes zu verkünden und es anzuhören[1]). Eine Synode von Freising bestimmt Visitatoren, die neben anderen Punkten auch darüber Untersuchung anstellen mußten, ob der Pfarrer auch jeden Sonntag predige. Ein Basler Concil von 1503 bestimmt, daß die Seelsorger an allen Sonntagen den Pfarrkindern die evangelischen Pericopen in der Muttersprache (in vulgari) erklären. Im Anfang der Quadrages haben sie das Volk in ihren Predigten im Beichten zu unterrichten, und überhaupt ihre Pfarrangehörigen zum Anhören der Predigt ernstlich zu ermahnen"[2]). Eine Meißner Synode von 1504 verordnet, „daß jeder Leutpriester, in dessen Pfarrei Slaven wohnten, gehalten sei, einen der wendischen Sprache kundigen Hülfspriester zu halten, damit er jene unterrichte und im Beichtstuhl aushelfe"[3]). Auf einer Brixener Synode von 1438 sagt Bischof Georg: „Wir bitten und beschwören euch in unserem Herrn Jesu Christo, daß ihr mit großem Fleiß und eifrigem Studium, wie es euch von oben eingegeben wird, des hochheiligen Predigtamtes waltet, durch dessen Ausübung die Herzen der Gläubigen von Sünden befreit und in den Tugenden bestärkt werden, und das unser Herr und Erlöser Jesus Christus vor seiner Himmelfahrt noch eingesetzt hat mit den Worten: Gehet hin in alle Welt und prediget jeglicher Creatur"[4]). Eine andere Synode von 1449 bedroht jeden, der das Predigtamt an Sonn- und Festtagen verabsäumt mit Suspension und fünf Pfund für die Kirchenfabrik[5]). Aehnlich sprechen sich noch eine ganze Reihe von Synoden aus. Das Lavacrum conscientiae sacerdotum[6]), ein in unserer Periode viel verbreitetes ascetisches Handbuch für Priester, sagt, daß jeder Seelsorger, der nicht zu predigen verstehe oder nicht predigen wolle, im Stande der Todsünde sich befinde; und jeder Priester, der sich um eine Pfründe bewerbe, sei verpflichtet, von der Bewerbung zurückzutreten, wenn sich ein anderer zum Predigtamt geschickterer Bewerber melde." Ulrich Surgant, Pfarrer in Klein-Basel, selbst berühmter Prediger, stellt mit vielen anderen den Satz auf, daß ein Prediger, der im Stande der Todsünde ohne vorausgehende Reue, das Wort Gottes verkünde, aufs Neue eine Todsünde begehe[7]).

Wie so den Seelsorggeistlichen die strenge Verpflichtung zur gewissenhaften Ausübung des Predigtamtes immer wieder aufs eindringlichste eingeschärft wurde, so wurden andrerseits auch die Laien nicht weniger eindringlich zur Anhörung des Wortes Gottes angehalten. Das beweisen vor allem die gerade in unserer Periode erschienenen Beichtspiegel[8]), in denen man überall das Versäumen des „Sermons" gerügt findet, der somit allgemeine Sitte gewesen sein mußte, wie Gefffen in dem unten bezeichneten trefflichen Werke bemerkt. Aufs nachdrücklichste wird immer eingeschärft, daß der Christ nach der Messe auch bei der Predigt bleibe und sie fleißig höre. In eindringlicher Weise wird die schwere Verantwortung geschildert, die derjenige auf sich ladet, der am Sonntage die Predigt versäumt, oder gar seine Kinder und das Gesinde dieselbe versäumen läßt. Ja, wer Sonntags nicht die ganze Predigt

---

1) † Siehe Hartzheim, Concil. Germaniae T. V. — 2) † Hartzheim l. c. T. VI. p. 8. — 3) † Hartzheim l. c. T. VI. 33. — 4) † Bickell, Synodi Brixinenses p. 16. — 5) † Bickell l. c. p. 30. — 6) † Gedruckt 1504 zu Cöln u. sonst öfter. — 7) † In seinem Manuale curatorum lib. I. consid. 2. — 8) † S. Geffken J., Der Bilderkatechismus des 15. Jahrh. u. die katechetischen Hauptstücke in dieser Zeit bis auf Luther. I. die zehn Gebote mit 12 Bildtaf. nach Cod. Heidelb. 438. Leipzig 1855. Auch die Schrift des hochverdienten Hymnologen, des protestantischen Gelehrten Dr. Daniel; theolog. Controversen. Halle 1843, bietet für unsere Frage schätzbares Material.

anhören will, den soll man mit dem Bann belegen. Die oben genannte Basler Synode von 1503 fordert die Pfarrer auf, dafür zu sorgen, „daß das Volk während der Sonntagspredigt nicht auf dem Kirchhofe umherstehe, müßig oder vielleicht im Geschwätze begriffen. Es soll sich vielmehr jedermann zu dieser Zeit in der Kirche einfinden und das Wort Gottes fleißig anhören; die Zuwiderhandelnden sollten dem Bischof oder seinem Vicar angezeigt werden[1]."

Auch über den Inhalt der Predigten werden den Seelsorgsgeistlichen genaue und strenge Vorschriften gegeben. Eine Eichstädter Synode von 1447[2]) sagt: „Da die Priester von Gott das Amt haben, zu predigen, so sollen sie den ihnen anvertrauten Schäflein das Brod des göttlichen Wortes spenden und sie lehren, auf dem Wege seiner Gebote zu wandeln. Darum sollen sie in ihren Predigten nicht eitle, unnütze oder anstößige Worte gebrauchen, sondern an Sonn- und Festtagen in deutlicher und faßbarer Weise die hl. Schrift und besonders das Evangelium auslegen. Und weil es sehr nützlich ist, daß die Gebote des Herrn öfters dem Volke vorgetragen werden, so verordnen wir ausdrücklich den Pfarrern, jedes Jahr wenigstens einmal zum Inhalt ihrer Predigten die göttlichen Gebote zu nehmen und dieselben mit Rücksicht auf die entgegenstehenden Laster auszulegen. Aehnlich verordnen die Synoden zu Bamberg und Regensburg, daß das Vater unser, der englische Gruß und das apostolische Glaubensbekenntniß dem Volke erklärt werden soll. Der schon genannte Surgant[3]) sagt: „Die vorzüglichste Quelle, woraus der Prediger schöpfen soll, ist die Bibel; sie allein enthält Wahrheit in allen ihren Theilen, während die Lehren der katholischen Doctoren und auch der Bischöfe, die nach dem Schluß des biblischen Canon geschrieben haben, zuweilen von der Wahrheit abirren."

Einer der sprechendsten Beweise für die Hochschätzung der Predigt in unserer Zeit sind die vielen Stiftungen von Predigtämtern an Kirchen und Kapellen. Schon die früheren Zeiten des Mittelalters kennen zwar solche Stiftungen, aber gerade gegen den Ausgang desselben sind sie erst auffallend zahlreich geworden, so daß wir jetzt in allen bedeutenderen Städten eigene Predigerpfründen finden. In Speier verlieh Bischof Matthias 1471 allen, welche der Dompredigt anwohnen, einen Ablaß von 40 Tagen[4]). Wimpheling versah hier 14 Jahre lang das Amt eines Dompredigers. In Mainz finden wir Gabriel Biel als berühmten Domprediger. Eine der berühmtesten Stiftungen dieser Art ist die Predigerstelle zu Straßburg, die 1478 errichtet und für welche der berühmte Geiler von Kaisersberg gewonnen wurde. Bald darauf wurden auch zu Basel und Constanz ähnliche Stellen errichtet, wie wir aus Surgant[5]) ersehen. Bischof Friedrich von Zollern in Augsburg wollte schon 1485 eine Predigerpfründe an seiner Domkirche errichten, aber erst 20 Jahr später 1505 kam der Plan wirklich zur Ausführung[6]). In Passau finden wir als Domprediger Paul Wann, dessen Predigten große Verbreitung fanden und wiederholte Auflagen erlebten bis ins 17. Jahrhundert hinein. Ab r nicht nur in den großen Städten und an Domkirchen wurden eigene Predigerstellen gegründet, auch kleinere Städte und

1) † Harzheim, l. c. t. VI. 8. 9. — 2) † Harzheim l. c. t. V. p. 364. — 3) † Manuale curat. lib. I. consid. 3. Ueber die französischen Predigten vgl. Gerson l. c. und Lecoy. — 4) † Geißel, der Kaiserdom zu Speier II. 69. — 5) † Manuale curat. lib. I. consid. 16. — 6) † Braun, Geschichte der Bischöfe von Augsburg. 1814. III. 129. Steichele A., Friedrich, Graf von Zollern, Bischof v. Augsburg, im Archiv f. Gesch. d. Bisth. Augsb. Bd I. S. 1 u. 2. Augsburg 1854.

sogar Dörfer weisen solche auf, Beweis dessen ist das kleine Herzogthum Württemberg, wo in unserer Periode in den verschiedenen Städten und Ortschaften über ein Dutzend Predigerpfründen gestiftet wurden und zwar von Geistlichen nicht weniger, als von Laien. Noch 1522 stifteten die katholischen Eltern von Oekolampadius zu Weinsberg ein Predigtamt [1]). Die Universität Cambridge in England hatte und übte das päpstliche Privilegium, jährlich zwölf Reiseprediger in alle Gegenden von England und Schottland zu senden, mit der Vollmacht, in allen Kirchen und Kapellen zu predigen [2]). So finden wir zur Zeit der Reformation fast an allen größeren Pfarr- und Collegiatkirchen eigene Prediger und dieselben wurden den einzelnen Magistraten, die auf eigene Faust und in eigenem Interesse reformirten, oft recht unbequem, so daß sie denselben nicht selten, „des Friedens wegen", die Kanzel verboten.

Daß die eigens zum Predigtamt Aufgestellten auch wirklich gepredigt haben, wird nicht erst eines Beweises bedürfen; aber nicht nur diese, sondern auch die übrige Pfarr- und Seelsorgsgeistlichkeit predigte fleißig, ja fast nur zu fleißig. Wohl vernehmen wir Klagen, aber nicht über zu seltenes, sondern über zu vieles Predigen. In einer seiner Predigten spricht Geiler von Leuten, „die in großen Städten von einer Predigt zur andern laufen". Und in seiner Trauerrede auf Bischof Albert von Straßburg 1506 sagt er: „Ist nicht die Menge der Predigten so groß, daß sie bereits einen Ueberdruß bei den Zuhörern erzeugt!" Auch Surgant spricht von sonntäglichen Predigten im Dom, in St. Peter, St. Leonhard und St. Theodor zu Basel [3]). Im Jahre 1522 sah sich der Rath von Nürnberg veranlaßt, die Zahl der Predigten zu beschränken [4]). Zu förmlichem Mißbrauch aber artete das Predigen am Charfreitag aus, insofern an diesem Tag mehrere Stunden an einem fort gepredigt wurde, oft schon von Mitternacht an, da man meistens die gesammte Leidensgeschichte erklärte. Daß viel und fleißig gepredigt wurde, zeigt uns ferner die äußerst zahlreiche Predigtliteratur, gerade aus unserer Zeit stammend. In verschiedenen Auflagen erschienen die Werke der berühmtesten Kanzelredner unserer Zeit, des Geiler von Kaisersberg, des Dionysius Carthusianus; Nicolaus de Orbellis, Minorit aus Tours (blühte um 1450); des Heinrich Herp, Franciscaner (um 1468); des Johann Herold, Dominicaner in Basel, (schrieb um 1470 unter dem Namen Discipulus); des berühmten italienischen Dominicaners Gabriel Berletta (um 1486); des Gabriel Biel; des Antonius von Vercelli (um 1480); Bernardin's de Bussis; des Paul Wann; des ungarischen Franciscaners Pelbartus u. s. w. Auch förmliche Predigtsammlungen erschienen und zwar kennen wir von den meisten dieser Predigtwerke mehrere, ja nicht selten staunenswerth viele Ausgaben. Von der Postilla Guillelmi z. B. zählt Hain in seinem Repertorium 75 verschiedene Ausgaben auf; von den sermones disciPuli des genannten Herold erschienen 41; von den sermones thesauri novi de tempore 17; von den sermones parati 17 und von der Sammlung: sermones dormi secure [5]) nicht weniger als

---

1) † Siehe Tübinger Theol. Quart. 1861 S. 389 ff. — 2) † Collier, l. c. t. IX. p. 338. — 3) † Manuale lit. II. consid. 16. — 4) † Cfr. Soden, Beiträge zur Geschichte der Reformation. Scheurl II. Nürnberg 1855. S. 144. 5) † Nach heutigem Sprachgebrauch: „Der allzeit beredte Landpfarrer". Namentlich mit letzterem Werk speculirten die Buchhändler auf die Landgeistlichkeit. Ausdrücklich sagt Wimpheling: „Bibliopolae nostri nihil elegantius habent; sola „verborum composita", et sermones „Dormi secure" vendunt, quibus sacerdotes rurales fallunt, ceteraque id genus." Klüpfel, vita Celtis. Frib. 1827. I. 172. Es war somit auch auf dem Lande starke Nachfrage und Absatz von Predigtwerken, dies setzt aber doch mit Nothwendigkeit voraus, daß eben auch gepredigt wurde.

26 Ausgaben, und zwar nur bis zum Jahre 1500. Es muß somit ein Bedürfnis nach diesen Werken vorhanden gewesen und sie auch benützt worden sein.

Wenn diese Predigtwerke fast sämmtlich in lateinischer Sprache erschienen, so ist dies nach damaligem Gebrauch geradezu selbstverständlich und nicht dies, sondern das Gegentheil müßte auffallen. Daraus folgt aber keineswegs, daß auch lateinisch gepredigt wurde, die klarsten Zeugnisse sprechen für das Gegentheil. Schon oben haben wir die Bestimmungen einer englischen und einer deutschen Synode kennen gelernt, welche das Predigen in der Muttersprache anbefehlen. Von Thomas von Villanova, Erzbischof von Valencia, wird uns berichtet, daß er, wiewohl er in spanischer Sprache zum Volke redete, seine Predigten, doch lateinisch niedergeschrieben habe; nur hier und da fänden sich einzelne Sätze, ja oft ganze Perioden in spanischer Sprache untermischt [1]). Geiler von Kaisersberg verhöhnt einzelne Prediger seiner Zeit, die Merkwürdiges leisten, sobald es auf der Kanzel ans Verdeutschen komme. Das öfters genannte Manuale Curatorum Surgants weist die Prediger an, die Predigt lateinisch zu concipiren und gibt ihnen hierauf die Regeln der Uebersetzung (regulae vulgarizationis). Der Redner solle nicht wörtlich übersetzen, lautet die Anweisung, sondern dem Sinn nach; dann soll er auch auf den Sprachgebrauch der Gegend Rücksicht nehmen, damit er keine unverständlichen oder zweideutigen Worte gebrauche. Für ungeübtere Prediger erschienen eigene lateinisch-deutsche Wörterbücher, die sog. »Vocabularia praedicantium«, von denen das des Melber von Gerolzhofen bis 1500 nicht weniger als 23 Ausgaben erlebte. Ueber die äußere Form der Predigt, die sich von unseren heutigen Kanzelvorträgen nicht wesentlich unterscheidet, gibt uns Surgant in seinem Manuale hinlänglichen Aufschluß.

† 221. Einer der berühmtesten deutschen Prediger unserer Zeit war der bereits öfter genannte Geiler von Kaisersberg. Johannes Geiler wurde am 16. März 1445 in der schweizerischen, damals noch dem Hause Habsburg unterworfenen Stadt Schaffhausen geboren [2]). Seine Eltern waren Johannes Geiler und Anna Zuber; der Vater war Unterschreiber bei dem Stadtgericht und siedelte bald nach der Geburt seines Sohnes als öffentlicher Notar und Stadtschreiber nach Ammersweier im Ober-Elsaß über. Hier starb er

---

Ein beachtenswerthes Moment für Beurtheilung des Predigtwesens unserer Periode mag auch die Thatsache bilden, daß die meisten noch erhaltenen mittelalterlichen Kanzeln aus unserer Zeit stammen. — 1) † Pösl, Leben des hl. Thomas von Villanova. Münster 1860. S. 304. — 2) † Ueber Geilers Leben und Wirken vgl. Beatus Rhenanus, Joannis Geileri Caesarimontani vita und Wimpheling, vita Joh. Kaisersbergii, beide durch Auszüge aus Freiburger Universitätsakten vermehrt bei Riegger: Amoenit. literar. Friburg. Ulm 1775. I. 56 sq. Hierauf gestützt Ammon, Geiler von Kaisersbergs Leben, Lehren u. Predigten. Erlangen 1826. Röhrich, Reformationsgeschichte des Elsaßes u. Hagen, Deutschlands literarische u. religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter I., zeichnen sich durch protestantisch fanatische Einseitigkeit u. Unkenntnis katholischen Lebens vortheilhaft aus. Diesen gegenüber hat Kerker in dem 48. u. 49. Band der histor. pol. Blätter (Jahrg. 1861 u. 62) durch sieben Aufsätze hindurch Geilers guten Namen u. aufrichtig frommen kirchlichen Sinn wieder gerettet. In neuester Zeit erschien das treffliche Werk von Abbé L. Dacheux, Un reformateur catholique à la fin du XVe siècle, Jean Geiler de Kaisersberg. Paris et Strassbourg 1876 die Frucht zwanzigjährigen eingehenden Studiums in den Bibliotheken u. Archiven des Elsaßes. Nach Dacheux bearbeitet erschien: Johannes Geiler von Kaisersberg von Dr. W. Lindemann, in der Sammlung historischer Bildnisse. Freiburg, Herder 1877.

aber schon nach drei Jahren an einer Wunde, die er auf der Bärenjagd erhalten und der junge Johannes kam nun zu seinem Großvater nach Kaisersberg, einem gleichfalls im Elsaß gelegenen Städtchen, von dem er fortan den Namen trug. Ruhig und glücklich verlief ihm die Jugendzeit und zweifelsohne erhielt er auch hier seinen ersten Unterricht und Vorbildung zum geistlichen Stand. Mit 15 Jahren bezog der eifrige Jüngling 1460 die eben erst eröffnete Universität Freiburg, wo er zehn volle Jahre hindurch theils als Student, theils als Docent der philosophischen Fächer weilte. Um sich in der Theologie auszubilden begab sich Geiler an die damals blühende Universität Basel, wo Johannes a Lapide einen Kreis der trefflichsten Männer um sich gesammelt, dem sich zweifelsohne auch Geiler anschloß. 1475 wurde er Doctor der Theologie; kaum hatte er so seine theologischen Studien vollendet, da kam ein ehrenvoller Ruf nach Freiburg und 1476 wurde Geiler Mitglied der Freiburger theologischen Facultät. Aber schon nach einem Jahre verließ er die Universität wieder, um den Lehrstuhl mit der Kanzel zu vertauschen. Einige angesehene Würzburger Bürger, die ihn in Baden-Baden predigen hörten, hatten Geiler unter Zusicherung des für jene Zeit sehr bedeutenden Gehaltes von 200 Goldgulden als Kanzelredner für ihre Stadt gewonnen. Als nun Geiler auf der Reise nach Basel, wo er seine Bücher abholen wollte, nach Straßburg kam, wußte ihn der Ammeister Peter Schott daselbst festzuhalten und schließlich zu bestimmen, die eigens zu diesem Zweck gestiftete Dompredigerstelle anzunehmen. Die Boten, welche die besorgten Würzburger Bürger nachsandten, wurden listig hingehalten, bis die Angelegenheit bereinigt war und dann mit Geschenken und freundlichen Empfehlungen nach Hause entlassen. So wurde Geiler am 1. April 1478 Domprediger von Straßburg, ein Amt, das er bis zu seinem Tode 32 Jahre lang, mit größtem Segen und apostolischem Freimuth verwaltete. Er besaß wirklich alle Eigenschaften zu einem ausgezeichneten Prediger: umfassende und tiefe Gelehrsamkeit, scharfen Verstand, inniges Gemüth, Empfänglichkeit für die Tiefen der Mystik, lebhafte Phantasie, reichen Witz und eine seltene Rednergabe. Sein Charakter war ebenso edel, fromm und mild, als kraftvoll und unbeugsam; bevor er an die Reformation Anderer gieng, reformirte er sich selbst. Er predigte an allen Sonn- und Festtagen und in der Fastenzeit täglich; bei besonderen Veranlassungen oder wenn er von den Kirchenvorstehern gebeten wurde, predigte er auch wohl zwei- und dreimal des Tages. Geiler war eine kirchliche und politische Macht seiner Zeit, der alle Fragen und Gebrechen der Zeit rückhaltslos besprach und die Kirchen- wie die Landesfürsten freimüthig an ihre Pflichten mahnte. Bei Kaiser Maximilian I. stand die „helltönende Posaune der Kirche von Straßburg“ in hohem Ansehen; so oft er nach Straßburg kam, wollte er Geiler predigen hören, er wählte ihn sogar zu seinem Gewissensrath und ließ sich von ihm strenge Mahnungen ertheilen.

Am Neujahrstag 1510 bestieg der große Rufer im Streit zum letztenmal die ihm zu Ehren erbaute herrliche Kanzel im Münster, am 10. März desselben Jahres, am Sonntag Lätare, hauchte er etwas nach Mittag seine edle Seele aus und wurde seinem Wunsch entsprechend, zu Füßen der Domkanzel begraben. Ob die Streiter für das „reine Gotteswort“ die Grabesruhe dieses Mannes ihrer sonstigen Gepflogenheit entgegen, geschont, wissen wir nicht; kein äußeres Zeichen gibt uns mehr Kunde von dieser Ruhestätte. Man hat die Frage aufgeworfen, ob Geilers mächtiges Wort nicht das heranziehende Gewitter der Reformation von Straßburgs Mauern ferngehalten hätte. Gams[1]) gibt hierauf die Antwort, daß die Reformation, die

1) † Kirchengeschichte III. S. 72.

wie überall, so auch in Straßburg nur durch die weltliche, brutale Gewalt zum Siege gelangte, trotz des lebenden Geiler in Straßburg durchgeführt worden wäre. „Unter den Waffen schweigen die Wissenschaften, und den Gewaltmenschen, wenn Gott es zuläßt, daß ihre Stunde und die Macht der Finsterniß hereinbricht, müssen die Männer des Geistes weichen."

† 222. Die Behandlung des Predigtwesens legt von selbst den Schluß nahe, daß auch der religiöse Unterricht des Volkes oder wie wir heute sagen, die Katechese im 15. Jahrhundert eine nicht geringere Sorgfalt wird erfahren haben, als die Predigt selbst. Katechismen in unserem heutigen Sinn, d. h. kurzgefaßte Unterrichtsbücher über die Grundlehren des Christenthums für die Hand des zu Unterrichtenden gab es damals freilich noch nicht, deßhalb war aber für die religiöse Unterweisung des Volkes doch verhältnißmäßig gut gesorgt. Vor allem fehlte es nicht an trefflichen Anweisungen für die Religionslehrer, damit sie ihr wichtiges Amt gewissenhaft und möglichst segensreich verwalten könnten. Im Jahre 1330 verfaßte der spanische Dominicaner Quido de Monte Rotherio auf Verlangen des Bischofs Raymund von Valencia ein größeres treffliches katechetisches Werk, Manipulus pastorum, das alsbald nach Erfindung der Buchdruckerkunst in zahlreichen Ausgaben erschien [1]). Auch Gerson schrieb ein eigenes Werk über den katechetischen Unterricht, de parvulis ad Christum trahendis. Die eigentliche katechetische Unterweisung aber hing im 15. Jahrhundert aufs engste mit dem Beichtunterricht zusammen und an Anweisungen hiezu ist die Literatur unserer Zeit überaus reich, so daß sie Savonarola einem undurchschiffbaren Meere vergleicht [2]). Die verschiedenen hieher gehörigen Werke behandeln fast ausschließlich die zehn Gebote und zerfallen in drei Klassen, in solche für gelehrte Beichtväter zur Weiterbildung, dann für gewöhnliche Beichtpriester zur unmittelbaren praktischen Benutzung, und in solche, die in der Landessprache für den Gebrauch des Volkes verfaßt wurden. Eines der verbreitetsten Werke war das des uns bereits bekannten Dominicaners Johannes Nider: Praeceptorium oder explicatio decalogi [3]). Die einzelnen Gebote Gottes und der Kirche wurden hier sorgfältig erläutert und für Prediger und Beichtväter eingehend behandelt.

Vor allen waren es die Eltern [4]), denen in mündlicher und schriftlicher

---

1) † Der dritte Theil handelt de articulis fidei u. enthält die Bemerkung: „Debet rector ecclesiasticus sibi subditos instruere, quid credendum, quid petendum, quid faciendum et fugiendum et quid sperandum sit. Unter dieser einfachen und verständlichen Eintheilung behandelt er die gesammte christliche Lehre. — 2) † Intransfretabile pelagus nennt er sie. Ueber den katechetischen Unterricht unserer Zeit vgl. vor allem das schon oben genannte verdienstvolle Werk von Geffken, der Bilderkatechismus. Dann Falk Dr. Franz, die Druckkunst im Dienst der Kirche. Köln 1879. S. 38 ff., S. 99 ff., wo im ganzen 43 verschiedene deutsche Beichtbüchlein aufgeführt werden, theils nach den 10 Geboten, theils nach den 5 Sinnen oder auch den 7 Hauptsünden geordnet. Brück, der religiöse Unterricht für Jugend und Volk in Deutschland in der zweiten Hälfte des 15. Jahr. (a. d. Kath.) Mainz 1876. — 3) † Hain führt von diesem Werke 17 verschiedene Ausgaben an. — 4) † „Ich weiß es", sagt Joh. Cochläus, ein eifriger Gegner Luthers gest. 1552 als Canonicus in Breslau, „daß bei uns Deutschen, bevor das Lutherthum einriß, die Eltern ihre noch lallenden Kinder das Vater unser, den englischen Gruß, den Glauben u. die 10 Gebote lehrten, damit sie zu beten wüßten, ehe sie fertig zu reden oder sicher zu gehen vermöchten. Auf den Armen ihrer Mütter oder der Mägde wurden die Kindlein in die Kirchen mitgenommen, damit sie dem hl. Meßopfer, der Predigt und den Gesängen beiwohnten und so die frommen Gebräuche unserer Religion durch Hören und Sehen lernten und gleichsam mit der Muttermilch einsaugten, bevor ihnen noch die innewohnende Neigung zum Bösen Hindernisse bereitete." Otto, Joh. Cochläus. Breslau 1874.

Unterweisung die schwere Pflicht eingeschärft wurde, ihre Kinder in den nothwendigsten Glaubenswahrheiten sorgfältig zu unterrichten. Nächstdem wurden die Taufpathen eindringlich ermahnt, für den nöthigen Religionsunterricht ihrer Pathenkinder zu sorgen [1]). Dann finden wir, vor allem in den deutschen Kirchen, die treffliche Einrichtung, daß jedesmal nach dem öffentlichen Gottesdienst die katechetischen Formularien, nemlich das Vater unser, der englische Gruß, das apostolische Glaubensbekenntnis und die 10 Gebote laut und vernehmlich und zwar in der Muttersprache vorgebetet wurden. Eine diesbezügliche Verordnung für die Mainzer Diözese besitzen wir vom Erzbischof Adolf vom Jahre 1469 [2]) und eine andere vom Erzbischof Berthold vom Jahre 1493 [3]). Surgant in seinem schon öfter genannten Manuale sagt, alle Seelsorgspriester sollen an jedem Sonntag von der Kanzel mit lauter und verständlicher Stimme den versammelten Pfarrgenossen in ihrer Muttersprache das Gebet des Herrn, den englischen Gruß, das apostolische Glaubensbekenntnis und die 10 Gebote Gottes, vortragen. Dabei sollen sie das ihrer Sorge anvertraute Volk fleißig hierüber belehren und Niemanden, der darin unwissend ist, zum hl. Altarssacrament zulassen [4]). Es folgen dann die deutschen Formularien sammt der öffentlichen Schuld und dem Segen.

Derselbe Surgant verlangt weiter, daß genannte Formularien deutlich auf Tafeln geschrieben und in der Kirche aufgehängt werden, damit sie dem Volke stets mahnend vor Augen ständen, eine Einrichtung, die thatsächlich in vielen Kirchen Eingang gefunden.

Uebrigens besitzen wir gerade aus unserer Periode bereits den ersten deutschen Katechismus; es ist dies der von dem oben [5]) schon besprochenen berühmten Franciscaner Theodorich Kölde von Münster verfaßte „Kerstenspiegel," d. h. „ein fruchtbar Spiegel oder Handbüchlein des Christenmenschen." Derselbe erschien zuerst 1470 in Brabant in holländischer Sprache; dann 1480 zu Cöln in niederdeutscher Sprache und später noch in fünfzehn weiteren verschiedenen Ausgaben; doch wohl ein Beweis für die überaus große Verbreitung des Büchleins. Dasselbe handelt in sechs Abschnitten „von dem Glauben, Leben und Sterben des Christen." Der erste Theil behandelt das Symbolum, der zweite und umfangreichste die Gebote Gottes, den Empfang der Sacramente, Gottesdienst und Gebet, der dritte endlich in Kürze die Vorbereitung auf den Tod. In treuherziger und eindringlicher Weise wird hier zu aufrichtigem, lebensfrischem Christenthum Anleitung gegeben. Vor allem werden die Eltern unterwiesen, „wie man soll die Kinder lehren im Deutschen das Paternoster und Ave Maria und die zwölf Artikel des Christenglaubens und die zehn Gebote und noch mehr andere Punkte, die in diesem Buche stehen. Item des Morgens und des Abends sollen sie sich segnen; ferner sollen sie lernen ihr Benedicite und Gratias, Gott lob zu sprechen. Item man soll sie mitführen zu der Kirche, auf daß sie Messe, Vesper und Sermonen hören und man soll sie lehren beichten und man soll sie thun firmen nach sieben Jahren oder davor." Die Schulmeister werden angeleitet, „die Kinder mit Ruthen zu schlagen, wenn sie es verdienen, aber nicht um das Haupt" [6]).

---

1) † Eine Mainzer Agende vom Jahre 1480 sagt: Hic doceat presbyter patrinos, ut parvulos informent, in oracione dominica, in salutatione angelica et in simbolo. — 2) † Würdtwein, Nova subsid. diplom. Heidelbg 1787. T. IX. p. XXII. Moufang, Mainzer Katechismen. Mainz 1877, p. 6. — 3) † Severus, Parochiae Moguntinae. Aschaffenburg 1768. p. 97. — 4) † Man. Cur. lib. II. cons. V. u. Moufang l. c. S. 9 ff. — 5) † Siehe Seite 369. — 6) † Cfr. Dr. Christoph Moufang, Domcapitular u. Seminarregens, Katholische Katechismen des 16. Jahrhunderts in deutscher Sprache. Mainz 1881. I—L.

Ein weiterer wesentlicher Bestandtheil des Volksunterrichtes jener Zeit waren die sog. „Armenbibeln" [1]); es waren dies religiöse Bilderbücher, gewöhnlich aus 40 einseitig gedruckten Holztafeln bestehend, welche alttestamentliche Begebenheiten mit Ereignissen des Neuen Bundes, erstere gewissermaßen als Vorbedeutung, letztere als Erfüllung neben einander stellten und durch beigesetzte Sprüche erläuterten und versinnlichten.

Der Name „Armenbibel" war ganz bezeichnend für diese Bilder, denn sie dienten dazu, jenen, die nicht im Stande waren, ein damals sehr kostspieliges Exemplar der hl. Schrift sich zu verschaffen, auf diese wohlfeilste und leichteste Weise einen Begriff von der Bibel und deren nothwendigstem Inhalt zu verschaffen. Neben dieser „Armenbibel" diente zum Unterricht des Volkes das speculum humanae salvationis, Spiegel menschlicher Verhaltnuß" (Erlösung), ein Werk, das wohl ins 12. Jahrhundert zurückreicht und alles bildlich darzustellen sucht, was sich auf die Erlösung des Menschen durch Jesus Christus bezieht. Es werden immer zwei Bilder zusammengestellt, beginnend mit dem Fall der Engel und mit dem Himmelreich endigend.

Ein anderes Mittel auf den religiösen Sinn des Volkes einzuwirken, war die ernste Mahnung an den Tod, und gerade die Art und Weise, wie dieses geschah, läßt uns einen Blick werfen in den tiefernsten, religiösen Zug der Zeit. Hier sind es vor allem die berühmten „Todtentänze", welche in erschütternden Bildern dem Menschen die Wahrheit nahe legten, daß kein Alter, kein Stand und kein Geschäft vor dem Tode schütze. Der Tod erscheint immer als grinsendes Gerippe, der irgend eine Person, Papst, Kaiser, König, Bischof, Fürst, Künstler, Handwerksmann, Priester, Mönch, Nonne, Arm und Reich an der Hand ergreift und zum Tanze führt. In eindringlicher Sprache rufen die beigefügten Verse jedem Stande die ernste Stunde der Verantwortung in Erinnerung [2]). Die älteste dieser bildlichen Darstellungen ist der Todtentanz zu Basel vom Jahre 1312 [3]). An diese Todtentänze

---

1) † Biblia pauperum. Bis jetzt sind fünf verschiedene Exemplare bekannt. Das reichhaltigste ist das der K. Hof- u. Staatsbibliothek in München, aus dem Kloster der hl. Erentrud in Salzburg stammend, wahrscheinlich aus dem 15. Jahrhundert. Ein anderes ist im Stifte St. Florian in Oberöstreich, herausgegeben von A. Camosina, erläutert von G. Heider. Wien 1863. Ein drittes Exemplar befindet sich in der Lyceumsbibliothek in Constanz, ein Pergamentcodex von 9 Blättern u. 34 Bildern, herausgegeben von Laib und Dr. Schwarz. Zürich 1867. Das vierte Exemplar befand sich in Wolfenbüttel und wird von Heineke (Idée générale d'une collection d'estampes S. 329 ff.) beschrieben. Ein fünftes Exemplar endlich befindet sich im Besitz von J. O. Weigel und ist beschrieben in dessen Werk: „Die Anfänge der Buchdruckerkunst in Bild und Schrift," von Weigel u. Zestermann. Leipzig 1866. Ruland, Ant. Zur Geschichte bildlicher Darstellungen als Unterrichtsmittel für religiöse Volksbildung, im Chilianeum, herausgegeben von Stamminger 1862. S. 72 ff. u. 95 ff. — 2) † So heißt es z. B. bei einem Juristen:

das ortil yst alzo gegeben
das ir lenger nicht sullet leben
her iurist das tut des todis craft
mogit ir zo beweist ewr meisterschaft.

keyn appelliren czu deßir czeit
hilft vor todis harten streyth
her obirwint mit seynem geslecht
das geistliche und das wertliche recht.

— 3) † Maßmann, die Basler Todtentänze, in getreuen Abbildungen, sammt einem Anhang: Todtentanz in Holzschnitten des 15. Jahrhunderts. Stuttgart 1847 mit 81 Darstellungen.

schließen sich an, die verschiedenen Bearbeitungen der »Ars moriendi«, „die Kunst gut zu sterben.“ Diese „Sterbebüchlein“ waren zahlreich verbreitet, handschriftlich, xylographisch und typographisch, und von allen drei Gattungen [1]) sind uns ziemlich viele Exemplare erhalten worden; die aber alle auf dem c. 1400 entstandenen lateinischen Orginal beruhen. Es ist dies der dritte Theil des Opus tripartitum (de scientia sive arte moriendi) des berühmten Pariser Kanzlers Gerson. Alle diese verschiedenen Sterbebüchlein sind bald reicher bald weniger reich, mit besserem oder schlechterem Bilderschmuck versehen, immer aber enthalten sie kernige und treffliche Gebete, die noch alle mit Ehren ihren Platz behaupten in den besten Gebetbüchern des 19. Jahrhunderts.

Hat uns schon die bisherige Darstellung der Predigt und Katechese hinlänglich Beweise an die Hand gegeben, daß es mit der religiösen Unterweisung so schlecht nicht bestellt war, daß vor allem die hl. Schrift und ihr Inhalt unserer Zeit keineswegs ein mit 7 Siegeln verschlossenes Buch gewesen, so haben wir hiefür noch einen andern classischen Zeugen anzuführen: die zahlreichen Ausgaben der hl. Schrift, die mit Erfindung der Buchdruckerkunst erschienen. Die 98 verschiedenen lateinischen Ausgaben, die bis 1500 erschienen, setzen doch wohl einen nicht allzu engen Leserkreis voraus. Aber auch dem gewöhnlichen Volke wurde dieses wichtigste der Bücher zugänglich gemacht, wir kennen bis heute fünfzehn hochdeutsche und fünf niederdeutsche Bibelübersetzungen, die alle bis zum Jahre 1518 erschienen sind [2]). Aber noch mehr als durch diese Uebersetzungen wurde das deutsche Volk mit dem Inhalt der Bibel bekannt gemacht durch die sog. „Postillen“ [3]). Es ist dies das wichtigste und gehaltreichste Buch für die religiöse Bildung des Volkes. In der einfachsten Gestalt enthielt die Postille die deutsche Uebersetzung jener evangelischen Abschnitte, wie sie auf die Sonntage des Kirchenjahrs vertheilt sind, also der Pericopen des lateinischen Meßbuches. Bald aber kamen noch weitere Bestandtheile hinzu und in ihrer ausgebildeten Gestalt enthält die Postill eine Uebersetzung des gesammten Meßbuches d. h. der Pericopen sowohl wie der einzelnen Gebete; und nicht nur dies, an die Uebersetzung schlossen sich Erläuterungen, Nutzanwendungen, Beispiele und Erklärungen der einzelnen Ceremonien an. Sie hatte somit den ausgesprochensten Zweck, das christliche Volk möglichst vollständig über den Gottesdienst zu unterrichten und in die Feier der hl. Geheimnisse einzuführen. Die erstaunlich große Zahl [4]), in der dieses treffliche Buch unter dem Volke verbreitet war, nöthigt zu dem doppelten Schluß, daß einerseits das religiöse Bedürfnis des Volkes ein großes gewesen sein muß, andererseits aber muß die große Verbreitung eines solchen Buches auch die religiöse Erkenntnis gefördert haben. „Wenn man erwägt,“ sagt der Protestant Götze [5]), „daß ein lateinisches Missale selbst in dem kleinsten Kirchlein gebraucht wurde, während diese Evangelienbücher nur der Privaterbauung dienen konnten, so erscheint die Zahl dieser letzteren außerordentlich groß und bekundet laut das Verlangen des deutschen Volkes, das

---

1) † S. Weigel u. Zestermann, die Anfänge der Druckerkunst in Bild u. Schrift. Leipzig 1866. Bd. II. S. 1 ff. Hain, Repert. I. S. 227. Brunet, Manuel du libraire I. S. 502 ff. Ars moriendi, das ist die Kunst zu sterben. Nach Handschriften und Drucken des XV. Jahrhunderts bearbeitet. Augsburg, literarisches Institut von Dr. M. Hüttler. 1878. — 2) † S. Janssen l. c. I. S. 44 ff. — 3) † Der Name kommt bekanntlich von den Anführungsworten post illa verba sc. Evangelii. Sie hießen auch Plenarien. Cfr. über sie Falk l. c. S. 29 ff. Dann Alzog, die deutschen Plenarien von 1470—1522. Freiburg 1874. — 4) † Falk l. c. S. 80 ff. führt nicht weniger als 99 verschiedene Ausgaben auf. Wir können das Hundert voll machen, denn es fehlt in dem Verzeichnis die Speirer Ausgabe vom Jahre 1484, die sich in der Kreis- u. Lycealbibliothek zu Passau befindet. — 5) † Aelteste Buchdruckergeschichte Magdeburgs S. 36.

Wort Gottes in seiner Muttersprache zu vernehmen; es wollte dem Gottesdienst nicht bloß äußerlich und körperlich beiwohnen, sondern es wollte aus Gottes Wort auch geistige Nahrung gewinnen. Daß auch in Niederdeutschland ein solches Bedürfnis gefühlt wurde, beweisen die acht niederdeutschen Ausgaben aus Magdeburg, Lübeck und Braunschweig, die bis 1509 ans Licht getreten sind" [1]).

Eine wichtige Stelle im religiösen Leben des christlichen Volkes hat stets das Lied eingenommen, sowohl als Unterrichts-, wie als Erbauungsmittel; und auch in unserer Periode hören wir seine Töne rein, voll und kräftig erklingen. Gerade das 15. Jahrhundert war eines der fruchtbarsten für die Entwicklung des Kirchenliedes. Die reformatorischen Bestrebungen innerhalb der Kirche, das frisch aufblühende geistige Leben, die zahlreichen deutschen Bibeln und Erbauungsbücher, all das übte einen günstigen Einfluß aus. Selbst die religiösen Streitigkeiten wirkten fördernd, indem die Irrlehrer, namentlich die Husiten und mährischen Brüder, die ihre Meinungen in Liedern zu verbreiten suchten, mit denselben Waffen bekämpft wurden. Die verschiedenen im Volksmund fortlebenden religiösen Gesänge wurden mit Erfindung der Buchdruckerkunst rasch Gemeingut aller, und es sind bis jetzt, jene ohne Angabe des Jahres und Ortes erschienenen Einzeldrucke nicht gerechnet, aus der Zeit von 1470—1518 mehr als dreißig kirchliche Liedersammlungen und Gesangbücher in deutscher Sprache bekannt geworden, theilweise Uebertragungen liturgischer Gesänge, Messen, Hymnen, Bußpsalmen, theilweise eigene Conceptionen, den kirchlichen Festzeiten angepaßt [2]). Besonders verdient um das Kirchenlied im 15. Jahrhundert machte sich der Priester Heinrich von Laufenberg, seit 1445 im Johanniterkloster zu Straßburg. Was den Gehalt der verschiedenen, zum Theil herrlichen Lieder anlangt, so läßt sich aus ihnen eine vollständige Heilslehre zusammensetzen, die in den einfachsten Zügen Christum als den Anfang und das Ende des Heiles darstellt. Es ist daher leicht begreiflich, wenn diese Lieder immer mehr Aufnahme und Verwendung beim Gottesdienst fanden. So gestattet eine Synode von Schwerin 1492 [3]) das Singen eines deutschen Liedes beim Hochamte. Alle diese Lieder waren der Erguß eines glaubensfreudigen Herzens, zugleich ein wirksames Mittel, um die Lebendigkeit des Glaubens im Volk zu wecken und dasselbe an dem Gottesdienst so zu sagen in mehr aktiverer Weise Theil nehmen zu lassen, als durch bloßes Gebet. Nicht nur bei Bittgängen, Wallfahrten, Processionen, an den Hauptfesten des Kirchenjahres, sondern auch vor und nach der Predigt, bei einzelnen Theilen der hl. Messe, namentlich nach der Wandlung und bei der Communion, sowie beim Nachmittags- und Abendgottesdienst wurde deutsch gesungen. So konnte Melanchton in seiner Apologie der Augsburger Confession mit Recht sagen, „daß der Gebrauch des deutschen Liedes allezeit für löblich gehalten worden in der Kirche" [4]).

Mit dem Liede aufs engste verbunden ist die Melodie und die Tonkunst überhaupt, die gerade in unserer Zeit die herrlichsten Werke geschaffen,

---

1) † Ueber die religiöse Bildung des Volkes vgl. weiter noch Janssen l. c. I. S. 27 ff. Hasak, der christliche Glaube des deutschen Volkes beim Schluß des Mittelalters. Regensburg, 1868. Die 93 verschiedenen Proben, die uns in letzterem Buche geboten werden, können wir hier natürlich nicht ausgiebig verwerthen. — 2) † Janssen l. c. I. S. 221. Meister K. S., das katholisch deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen. Freiburg 1862. — 3) † Hartzheim l. c. V. p. 655. — 4) † Janssen l. c. I. S. 226. Ueber das Kirchenlied siehe außer den angeführten Werken: Hoffmann v. Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. Hannover 1854. Wackernagel W., das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Leipzig 1867.

Kunstwerke ersten Ranges, in vollem Maaße der Bewunderung werth, mit der sich die Mitwelt an ihnen entzückte. Vor allem sind es die Meister Johannes Okeghem (zwischen 1415 und 1420 geboren) und dessen genialer Schüler Josquin de Près, 1445 im Hennegau geboren, sowie sein Zeitgenosse Jakob Obrecht (geb. 1430, gest. 1505), die als die geistigen Stammväter aller folgenden Musikschulen gefeiert werden. Ihre Werke, Messen, Motetten und Psalmen sind voll Erhabenheit, milder Ruhe und fast wehmüthiger Andacht, Werke wie sie nur einer wahrhaft religiösen, reinen, frommen Seele entstammen können [1]). Vom Altare holten diese Künstler ihre Begeisterung und auf den Altar legten sie ihre Kunstwerke nieder. Auch der Orgelbau und das Orgelspiel erhielten in unserer Periode ihre Vervollkommnung und zwar zunächst bei den Deutschen, die in dieser Kunst allen andern voraus waren. Ein Deutscher, Namens Bernhard, hat um 1470 in Venedig den Gebrauch des Pedals eingeführt, und die berühmtesten Orgelbauer unserer Zeit waren lauter Deutsche. Der berühmteste Orgelspieler war der blindgeborne Conrad Paumann aus Nürnberg. Ihm zur Seite war Paul Hofheimer aus Radstadt, Hoforganist Kaiser Maximilians, hoch gefeiert [2]).

Mit den geistlichen Gesängen und dem Kirchenlied trat gleichzeitig auch das aus dem religiösen Volksleben herausgewachsene geistliche Schauspiel in seine Blüthezeit. Gegen Ende des Mittelalters besaß man für alle das Leben Jesu betreffenden Feste von Weihnachten bis zur Himmelfahrt, eigene religiöse Spiele, vor allem wurde die Leidensgeschichte in den Osterspielen zum Gegenstande geistlicher Dramen gemacht. In diesen Osterspielen wurde nach und nach das ganze Erlösungswerk in seinem weltgeschichtlichen Verlauf darzustellen gesucht. Außer den den Heiland betreffenden Spielen gab es noch Marienspiele, Legendenspiele, Parabelspiele, Spiele vom Antichrist und vom Weltgericht. Zu den letzteren gehörte vor allem das Tegernseer Spiel: „Vom Aufgang und Untergang des Antichrists", das im 15. Jahrhundert häufig aufgeführt wurde [3]).

Klingt es nicht wie Ironie, wenn eine Zeit, wie die besprochene, die so schöne und herrliche Denkmale religiösen Geisteslebens hinterlassen, von späteren Jahrhunderten, die vielfach das Beten verlernt, religiöser Geist- und Leblosigkeit angeklagt werden will?

† 223. Haben wir im Vorangehenden die erfreulicheren Seiten des religiösen Volkslebens unserer Zeit kennen gelernt, so liegt uns noch ob, im Folgenden den Blick auch kurz auf die dunkleren Parthien zu lenken. Hier bietet sich uns nun freilich ein Bild, das zu den düstersten der Völker- und Religionsgeschichte überhaupt gehört, wir meinen das Hexenwesen, eine Erscheinung, um so beklagenswerther, als der traurige Irrwahn, der Schöpfer namenlosen Jammers, sich sogar in das Gewand kirchlicher Sanction zu kleiden wußte. Es kann hier nicht der Ort sein, dem Ursprung des fahlen Wahngebildes nachzuforschen, gewiß aber kann es sein Dasein nicht der Macht des hohenpriesterlichen Gebetes [4]) verdanken. Verschiedene Factoren mögen

---

1) † Ambros, Geschichte der Musik im Zeitalter der Renaissance bis zu Palästrina. Breslau 1868. Jakob, die Kunst im Dienste der Kirche. 3. Aufl. Landshut 1880. S. 400 ff. Janssen l. c. I. S. 199 ff. — 2) † Jakob l. c. S. 250 ff. u. 420 ff. — 3) † Wilken, Geschichte der geistlichen Spiele in Deutschland. Göttingen 1872. Hase K., das geistliche Schauspiel. Leipzig 1858. Ueber die geistlichen Schauspiele des Mittelalters vgl. die noch nicht abgeschlossenen Untersuchungen von Milchsack, die Oster- und Passionsspiele. Wolfenbüttel 1880. Kummer, Erlauer Spiele. Sechs altdeutsche Mysterien des XV. Jahrh. Wien 1882. — 4) † Siehe Joh. 14, 30 u. 16, 11.

zusammengewirkt haben, den Hexenglauben, der uns in den verschiedensten Gestalten das ganze Mittelalter hindurch begegnet, nach und nach zu einem förmlichen Lehrsystem auszubilden, wie er uns gegen Ende des 15. Jahrhunderts im malleus maleficarum entgegentritt. Einen wesentlichen Einfluß auf die Ausbildung des Hexenglaubens haben unstreitig die verschiedenen häretischen Sekten ausgeübt. Die Ketzerverfolgungen konnten dieselben nemlich nicht austilgen, sondern nur gewaltsam in das Dunkel der Verborgenheit drängen und so mit dem Schleier des Geheimnisses umweben. Damit war aber mit Nothwendigkeit die Veranlassung gegeben, daß sich die tollsten und albernsten Fabeleien über diese geheimen Gesellschaften bildeten, die schließlich das Volk mit Schrecken und Abscheu erfüllten, ohne daß es daran dachte, daß es einstens selbst unter diesem Wahnglauben zu bluten haben würde. Es ist gewiß kein bloßer Zufall, daß Hexen und Zauberer stets in die gleiche Kategorie mit den Ketzern gestellt, und gleich diesen verfolgt und bestraft wurden. Bereits im blutigen Templerdrama haben wir die Schrecken religiösen Aberglaubens zu schauen bekommen; gewiß sind diese Wahngebilde nie mehr ganz von der Bildfläche der Volksphantasie verschwunden, haben sich vielmehr noch tiefer eingegraben und weiter ausgebildet. So finden wir denn in unserer Periode den Glauben an förmliche Bündnisse zwischen Menschen und Dämonen auf Grund derer wider- und übernatürliche Schädigungen der menschlichen Gesellschaft in der ausgedehntesten Weise möglich und thatsächlich sein sollten, als feststehende Wahrheit. Selbst die widerlichen Anschauungen von geschlechtlichen Vermischungen zwischen Menschen und Dämonen wurden unbedenklich als Thatsachen hingenommen. In der Bulle Innocenz VIII. vom 5. December 1484 werden bereits alle die verschiedenen Verheerungen und Schädigungen von Seiten der Hexen ausführlich und namentlich aufgeführt und den drei Predigermönchen, Jacob Sprenger, Heinrich Institor und Johann Gremper, die ausgedehntesten Vollmachten verliehen, alle der Zauberei und Hexerei Verdächtigen aufzusuchen, zu bestrafen und unschädlich zu machen. Nöthigenfalls soll ihnen sogar der weltliche Arm Hülfe und Unterstützung leihen. Daß durch diese Bulle die Hexenverfolgung erst hervorgerufen und begründet worden, behauptet auch Soldan[1]) nicht; wohl aber erhielt der Hexenprozeß durch sie eine bestimmte Form und höhere Sanction, und so bleibt deren Erlaß immerhin zu beklagen. Auf Grund dieser Bulle begannen genannte Männer ihre traurige Arbeit und verfaßten den berüchtigten „Hexenhammer," »Malleus maleficarum«, der zum erstenmal 1489 zu Cöln erschien. Nach mehreren einleitenden Aktenstücken, der Bulle Innocenz VIII., eines Diploms des Kaisers und eines Gutachtens der Cölner Facultät, beginnt das eigentliche Werk, das in drei Theile zerfällt. Der erste handelt vom Hexenwesen überhaupt und dessen Begründetsein im göttlichen Weltplan. Der zweite Theil zeigt, wie man sich vor der Macht des Hexenwesens bewahren und dessen Wirkungen wieder aufheben könne. Der dritte endlich enthält den eigentlichen Hexenprozeß und gibt einen traurigen Beleg, in welch erschrecklicher Weise der religiöse Sinn in die Irre gehen kann. Nicht um wahrheitsgetreue Erforschung von Schuld oder Unschuld handelte es sich hier, sondern lediglich darum, den einmal Beklagten auch wirklich zu verurtheilen. Zu diesem Zweck waren alle Mittel zulässig, namentlich aber die Folter mit all ihren entsetzlichen Qualen. Um aber auf die Anklagebank des Hexengerichtes zu kommen, genügte das geringfügigste Moment; wer einen hinlänglich gewissenlosen Feind besaß, der war unrettbar verloren. Von einem Gewitter

---

1) † Soldans Geschichte der Hexenprocesse, neu bearbeitet von Dr. Heinrich Hoppe. Stuttgart 1880. I. S. 268.

auf dem Felde überrascht zu werden genügte, um auf die Folterbank zu kommen, von der befreit zu werden man den Feuertod als Gnade begrüßte. Der geringste Verdacht der Hexerei führte zur Inquisition, und was galt nicht alles als hexenverdächtig? Große Heiterkeit wie große Freudigkeit waren Verdachtsgründe. Frommer Lebenswandel galt als Deckmantel des Teufelsbundes, noch mehr zeugte ausgelassenes Leben hievon. Wer bei der Verhaftung erschrocken war, zeigte ein böses Gewissen; war er ruhig, so hatte Satan ihm diese Ruhe gegeben. Wer vor oder unter der Folter gestand, war verloren; wer die entsetzlichen Folterqualen überstand, konnte nur vom Teufel gestärkt worden sein, er wurde gleichfalls verurtheilt. Es ist ein hartes Urtheil, das Soldan über den Hexenhammer fällt, aber es ist nicht unwahr: „ein Werk, sagt er, so barbarisch an Sprache wie an Gesinnung, spitzfindig und unverständlich in der Argumentation, originell nur in der Feierlichkeit, mit welcher die abgeschmacktesten Märchen als historische Belege vorgetragen werden" [1]).

Vor allem war es das weibliche Geschlecht, das unter diesem schauerlichen Schreckgespenst Unsägliches zu leiden hatte. Es bleibt einer menschlichen Feder versagt, die furchtbaren Qualen zu schildern, die solch unglückliche Frauensperson an Leib und Seele zu erdulden hatte, sie überstiegen weit die ausgesuchten Marter, die christliche Jungfrauen unter den Händen erbarmungsloser Schergen zu ertragen hatten. Ihnen war ja das selige, Muth und Kraft verleihende Bewußtsein geraubt, daß sie für das höchste, für den Glauben an Christus, den Erlöser dulden und streiten. Die auflodernde Flamme sollte die schuldlose Seele nicht zum Himmel tragen, sondern dem Abgrund der Hölle überantworten. Als die ärgsten Verbrecher der Menschheit aus ihrer Mitte gestoßen, von allen gehaßt, selbst von den Angehörigen verflucht und verworfen, sollten sie unbemitleidet sterben, und die entsetzliche Qual auf Erden nur mit ewiger Seelenpein vertauschen.

Auf unserer Periode lastet nun freilich die Schuld, das blutige Hexendrama in geschilderter Weise inscenirt und grundgelegt zu haben, allein erst nach Ablauf derselben, wurden die Hexenprocesse ins Große und Grauenhafte getrieben. Ob und inwieweit Schuld und Ursache hievon an der reformatorischen Bewegung hängt, haben wir hier nicht zu untersuchen; daß der Teufel für Luther eine höchst wichtige Persönlichkeit gewesen, dies weisen seine Schriften zur Genüge aus [2]).

† 224. Eine andere wichtige Frage des ausgehenden Mittelalters ist die Judenfrage, die zwar greifbarere Anhaltspunkte zur Erklärung bietet, als das Hexenwesen, wiewohl auch hier noch gar Manches erst aus dem bunten Sagengewande herauszulösen wäre. Die historisch und unverrückbar feste Grundlage zur Erklärung aller Judenverfolgungen ist zweifelsohne der enorme Besitz, den sich die Juden stets in rücksichtslosester Weise zu erwerben wußten, namentlich durch herzlose Ausbeute des Wucherwesens [3]). Hiedurch mußte das Rechtsgefühl des Volkes aufs tiefste verletzt werden; Haß und Verzweiflung drangen in immer weitere Kreise, die Gährung stieg immer höher, bis schließlich eine gewaltsame Eruption erfolgte. Ganz gewiß aber nahm hiebei das religiöse Moment immer nur die secundäre Stelle ein, das heißt die Religion war nie die wirkliche Ursache, sondern nur das Mittel, die Verfolgung in Scene zu setzen. Bereits im ersten Capitel haben wir die Behandlung der

---

1) † A. a. O. S. 276. — 2) † Cfr. Hist. pol. Blätter. Bd. 47. (1861) S. 890. Luther und das Zauberwesen. — 3) † Cfr. beim Lateranconcil die Leihhäuser.

Judenfrage auf der pyrenäischen Halbinsel besprochen; wir haben dort [1]) die Kreuzigung eines christlichen Knaben durch die Juden im Jahre 1490 erwähnt; ähnliche Blutthaten werden den Juden auch an anderen Orten zur Last gelegt. So sollen sie zu Trient im Jahre 1475 am Paschafest einen Christenknaben Namens Simeon in ritueller Weise hingemordet haben [2]). In Brandenburg sollen die 1510 hingerichteten Juden bekannt haben, innerhalb weniger Jahre sieben christliche Kinder in ähnlich unmenschlicher Weise abgeschlachtet zu haben [3]). Eine andere Anklage geht auf Entweihung und Verunehrung des heiligsten Sacramentes. Von verschiedenen Orten wird berichtet, daß sich die Juden in Besitz heiliger Hostien zu setzen suchten, die sie dann meistens mit Messern durchstachen und in anderer Weise aufs schimpflichste entweihten. Von Brandenburg [4]) namentlich und aus Passau [5]) werden uns solche Schandthaten aufs ausführlichste berichtet, die an ersterem Orte 1510 38 Juden, an letzterem 1477 zehn das Leben kosteten. Die historischen Berichte über all diese Frevelthaten lassen an Bestimmtheit und Genauigkeit nichts zu wünschen übrig, auch stammen sie von Zeitgenossen, die über den Sachverhalt wohl unterrichtet sein konnten; und doch wird man bezüglich des Thatbestandes äußerst vorsichtig zu Werke gehen müssen. Vor allem wird man im Auge zu behalten haben, daß all diese Geständnisse auf der Folter erpreßt wurden und sich dann erinnern müssen, welch fabelhafte Tollheiten dieselbe Folter im Hexenwesen als wirkliche Thatsachen hervorgezaubert. Wenn der berühmte Friedrich Spee sagt: „leget die Richter, die Kirchenobern, leget mich selbst auf die Folter und wir sind alle Zauberer"; und wenn er berichtet, daß ihm ein einmal gefolterter kräftiger Mann gestand, lieber die abscheulichsten Verbrechen zuzugestehen, als sich nochmals foltern zu lassen, dann werden wir auch die unter derselben Folter erpreßten Geständnisse der jüdischen Verbrecher unter diesem Gesichtspunkt zu beurtheilen haben. In der That machen auch die Berichte in ihrer ins einzelnste gehenden Gleichförmigkeit ganz und gar den Eindruck eines durch die Folter erpreßten Geständnisses, das nicht vom Inquisiten herrührt, sondern dem unglücklichen Inculpaten vom Inquisitor erst auf die Zunge gelegt wurde. Man vergleiche einmal des genauern die Berichte über das Passauer und das Brandenburger Ereignis [6]), die bis ins einzelnste zusammenstimmen. Die einzelnen Berichte werden somit nicht ohne weiteres als richtig gelten dürfen, sondern erst auf ihren historischen Werth zu prüfen sein.

† 225. Oben haben wir gesagt, daß Religion, Wissenschaft und Kunst, nach ihrem wahren Wesen gefaßt, mit einander aufs innigste verbunden seien, so daß Wohl oder Wehe der einen, irgendwie auch von der andern mitempfunden werden muß. Es kann somit das frische Leben, wie es sich in unserer Periode auf wissenschaftlichem und kirchlichem Gebiete zu regen begann, an der Kunst nicht wirkungslos vorübergegangen sein. Wirklich finden wir auch im Kunstleben unserer Zeit eine Thätigkeit sich entfalten, wie wir sie kaum je lebensvoller in einer anderen Periode wieder finden, wenn auch die Kunstwerke gegenüber den Schöpfungen früherer Zeit theilweise einen Niedergang nicht verkennen lassen.

---

1) † Siehe oben S. 76. — 2) † S. Raynald ad ann. 1475 n. 37. Martirio di s. Simone di Trento. Nel quale sitratta de la gran crudelita che usarono gli empi Ebrei in martirizarlo. Trento 1589. — 3) † Raynald ad ann. 1510 n. 41. — 4) † Raynald ad ann. 1510 n. 40 u. 41. — 5) † Erhard, Geschichte der Stadt Passau I. S. 192. — 6) † An den oben angegebenen Orten bei Raynald u. Erhard.

Letzteres gilt namentlich rücksichtlich der Architektur. Gleich der Scholastik war auch die majestätische Gothik allmählich in Kleinigkeiten, wenn man so sagen darf, in architektonische Spitzfindigkeiten ausgeartet; der Kern war mehr zurückgetreten, während sich das äußere Beiwerk breit zu machen suchte. Es ist das die Zeit der sog. Spätgothik, der style flamboyant der Franzosen, der Floridstil Englands, der sich im Ueberwuchern der Decoration, der Losreißung derselben von der Construction und in unnatürlichen Ausgestaltungen kennzeichnet. Die Kreuzgewölbe des 13. Jahrhunderts werden in Netz- und Sterngewölbe aufgelöst, selbst zu künstlich verschlungenen Geflechten erweitern sie sich, die stalaktitenartig frei herabhängen. Großartigstes Beispiel letzterer Art ist die Heinrichscapelle in der Westminster-Abtei zu London. Auch in Ingolstadt, Amberg und Nürnberg finden sich Beispiele dieser Art. Das Maß- und Füllwerk erhält willkürliche, fantastische Formen; die Fischblase spielt eine Hauptrolle; selbst ganze Figuren werden als Maßwerk eingefügt. (Georgskirche zu Tübingen). Der Spitzbogen wird eingedrückt und zum Eselsrücken geschweift. Diese Richtung herrschte vor allem in England und Deutschland und in letzterem Lande hat sie zahlreiche herrliche Kunstdenkmale geschaffen auf kirchlichem, wie profanem Gebiet. Fast unzählbar sind vor allem die großartigen Gottestempel, welche die Spätgothik über alle Theile Deutschlands hingesäet, so daß man wohl mit gutem Rechte sagen kann, in keiner Periode der Geschichte seien so viele dem Gottesdienst geweihte kunstschöne Bauwerke errichtet worden, als vom Beginn des 15. Jahrhunderts, bis zum Ausbruch der Reformation[1]). Als Prachtwerke ersten Ranges sind zu nennen der Dom zu Regensburg, das Ulmer Münster und die Frauenkirche in München. Solche geradezu staunenswerthe Thätigkeit war wohl nur möglich dadurch, daß die Kraft durch die vielen Bauvereine geeint, gestählt und geübt wurde, mit anderen Worten, daß die Kunst eine zünftige war. Gerade um die Mitte des 15. Jahrhunderts vereinigten sich die verschiedenen Bauvereine zu einer allgemeinen Bruderschaft der deutschen Bauhütten[2]). Auf zwei großen Steinmetzen-Versammlungen im Jahre 1459 zu Regensburg und 1464 zu Speier ordneten sich alle Bauhütten durch gemeinsames Statut den vier Haupthütten zu Straßburg, Cöln, Wien und Bern unter und übertrugen dem Werkmeister des Straßburger Münsters das Amt eines Obermeisters. Von welchem Geist die deutsche Kunst, die uns solch herrliche Denkmale hinterlassen, damals durchweht war, zeigt das Statut von 1462. „Meister und Gesellen, heißt es darin, sollen christliche Ordnung halten, einander beistehen, jeden Sonntag in das Hochamt und mindestens alle Jahre zu den hl. Sacramenten gehen." Das Urtheil, das Janssen in dieser Hinsicht fällt, wird darum wohl richtig sein[3]): „So viele und herrliche Bauten, sagt er, nebst all dem Schönen, womit sie im Innern ausgestattet worden, hätten nicht geschaffen werden können, wenn nicht christlicher Sinn und fromme Andacht in allen Ständen, in den Familien und Genossenschaften vorhanden gewesen wäre. Nicht die Kunstliebe trieb zur Andacht, sondern das fromme Gemüth und die hohe geistige Bildung des Volkes trieb zu Wohlgefallen an christlichen Kunstwerken."

Völlig anders gestaltet ist das Kunstleben in Italien, wo der wieder aufblühende Classicismus zugleich auch die antiken Kunstformen wieder wachrief und den großartigsten Umschwung veranlaßte. In unsere Periode fällt

---

1) † Janssen l. c. I. S. 137 ff., wo die wichtigsten Werke aus allen Theilen Deutschlands aufgeführt werden. Siehe auch Möhler-Gams, Kirchengesch. III. S. 86. — 2) † Allihn M., die Bauhütte des ausgehenden Mittelalters, in den Grenzboten 1875, drei Artikel in Nr. 42—44. Janner F., die Bauhütten des deutschen Mittelalters. Leipzig 1876. — 3) † Janssen l. c. I. S. 141.

die Epoche der Frührenaissance (1420—1500), eine Kunstrichtung, die mit der mittelalterlichen Anschauungsweise vollständig gebrochen. Zwar trennte sich auch die italienische Kunst unserer Zeit noch nicht völlig von der Religion, doch trat sie in ein freieres Verhältnis zu ihr, die Symbolik der altchristlichen Kunst tritt zurück, die italienischen Meister versenken sich in das Studium der Natur und der Antike; die Malerei wird die Hauptkunst der modernen Zeit, die in ihr die ganze Kraft und Tiefe, die ganze Leidenschaft und die glühende Empfindung ihrer Seele ausspricht. Am frühesten erhielt die Architektur nach den Mustern der römischen Bauweise ihre Neugestaltung. Man knüpfte da wieder an, wo die christliche Architektur ihren Anfang genommen, aber ohne die ausgesprochene Absicht, die antike Bauweise mit dem christlichen Geist zu durchdringen [1]), wenn auch die Frührenaissance noch eine gewisse Ehrfurcht vor den kirchlichen Baubedürfnissen bewahrte. Im Großen und Ganzen charakterisirt sich die Renaissance als ein entschieden hervortretendes Aufgeben kirchlicher Tradition und Erfassen der antik heidnischen Kunstformen. Es verräth sich ein Mangel an innerer Einheit, an constructiver Durchbildung des Ganzen und Einzelnen; es ist die Umkehr von der verticalen zur horizontalen, von der idealen und vergeistigten zur realistisch irdischen Richtung, „ein behagliches sich ausdehnen auf der Erde", wie Lübke sagt. Damit hängt zusammen das Streben nach Massenwirkung, das Haschen nach Großartigkeit und Effekt, und an Stelle der höheren Steinmetzkunst tritt die alte Maurertechnik. Im Grundriß ist die Renaissance keineswegs originell sondern eklektisch verfahren. Bald griff man zur Basilika, bald zum Kuppelmodell und bildete beide je nach Bedürfnis aus. Je nach der Verbindung mit dem griechischen oder lateinischen Kreuz, dem Central- oder Langbau, bildet die Kuppel den mehr oder minder dominirenden Theil.

Vier Männer sind es vor allem, die den Renaissancestil mit der ganzen Macht ihres außerordentlichen Talentes zu fördern suchten: Filippo Brunellesco, der Florentiner (1375—1444), der als der eigentliche Erfinder der neuen Kunstrichtung gefeiert wird. Er baute die ungeheure achteckige Kuppel auf dem Dome von Florenz. Leo Battista (1404—1472) suchte der neuen Bauweise ihre theoretische Begründung zu geben und von den ihr noch anhängenden Resten mittelalterlicher Elemente zu reinigen. Der gothischen Franciscuskirche zu Rimini setzte er geradezu eine nach dem Muster eines römischen Triumphbogens gestaltete Façade vor. Bramante (1444—1514), bis 1499 hauptsächlich im Mailändischen thätig, wirkte von 1500 an in Rom; und Michel Angelo Buonarrotti (1474—1564), wie in Sculptur und Malerei, so auch in der Architektur kühn, gewaltig und titanenhaft. Seine Hauptthätigkeit entfaltete er an der Peterskirche in Rom, das großartigste Vorbild der neuen Bauweise, „die Krystallisation der gesammten modernen Renaissance-

---

1) † „Daß die Renaissance über das Heidenthum in keiner Weise hinauskam, dagegen mit pietätslosem Schritt über die ganze christliche Kunstepoche weggieng, das muß ihr zur Schuld angerechnet werden," sagt Keppler in der Besprechung des Buches von Dr. Erich Frantz, Fra Bartolommeo della Porta, Studie über die Renaissance. Regensburg 1879. Hist. pol. Bl. Bd. 88. S. 762. Cfr. weiter über die Renaissance. Jakob l. c. S. 88 ff. Burckhardt, Geschichte der Renaissance in Italien. 2. Aufl. Stuttgart 1878. Lübke, Geschichte der Renaissance in Frankreich. Stuttgart 1868, dess. Geschichte der Renaissance in Deutschland. 2. Aufl. Stuttgart 1880. Rio, l'art chrétien, 4 voll. Paris 1861—67. Georg Vasari, Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister, von Cimabue bis zum Jahre 1567. Aus dem Italienischen von E. Schorn. Stuttgart 1832—1847. 5 Bände.

bildung Italiens," wie Gregorovius sagt [1]). Der Gedanke, an Stelle der alten St. Petersbasilika einen neuen Prachtbau aufzuführen, war bereits durch Eingebung Rosellinis in Nicolaus V. zur Reife gelangt, der der monumentalen Kunst nicht weniger als der Wissenschaft seinen mächtig schützenden und fördernden Arm geliehen. Vier große Ideen erfüllten den Geist des großen Papstes: neben vielen anderen Bauten im Kirchenstaate sollten in Rom die Stadtmauern und die 40 Stationskirchen hergestellt, der Borgo zur Wohnung für die gesammte Curie um- und der Vatican nebst Peterskirche neugebaut werden, Pläne, die wohl von dem großangelegten Geiste des Papstes zeugen, deren Ausführung aber in der kurzen Spanne eines einzigen Menschenlebens und noch weniger in der eines einzigen Pontificates unmöglich war. Die großen Ziele, welche Nicolaus bei seinem Bauwesen im Auge hatte, hat er selbst in seiner Abschiedsrede an die Cardinäle dargelegt. „Nicht Ehrgeiz, nicht Prachtliebe oder leere Ruhmsucht, nicht Begier, Unsern Namen zu verewigen, sagt er, hat uns den Gedanken eingegeben, so viele und so große Bauten zu beginnen, sondern die Sorge für Erhöhung des Ansehens des apostolischen Stuhles bei der gesammten Christenheit, sowie für künftige Sicherstellung der Päpste, damit sie nicht wieder vertrieben, gefangen genommen, belagert oder sonstwie bedrängt werden könnten [2]).

Die Ideen von Nicolaus V. wagte erst Julius II. wieder aufzunehmen; im Jahre 1505 stand der Entschluß bei ihm fest, St. Peter neu zu bauen, trotz des heftigen Widerspruchs der ganzen Welt, wie Onufrius sagt, und vor allem der Cardinäle, welche die altehrwürdige Basilika erhalten wissen wollten. Bramantes Plan sollte zu Grunde gelegt werden: ein griechisches Kreuz mit mächtigen Tribunen an den Enden der Arme und einer majestätischen Kuppel über dem Grabe des Apostels Petrus zwischen zwei Glockenthürmen; die Vorhalle einfach und würdevoll ruhend auf sechs Säulen. Am 18. April 1506, Sonnabend in albis, wurde der Grundstein gelegt zu einem Bau, dessen Vollendung anderthalb Jahrhunderte erforderte. In feierlicher Procession zog der Papst zu der Stelle, wo das Fundament gegraben war und stieg auf einer Leiter in die Grube, um den marmornen Grundstein, in den 12 neugeprägte Münzen eingesenkt wurden, einzuweihen. Acht Jahre noch baute Bramante an seinem Kunstwerk, während die alte Kirche theilweise abgetragen wurde, wobei gegen die Schöpfungen des Alterthums und selbst der letzten Jahrhunderte ziemlich pietätslos gefrevelt wurde, so daß Michel Angelo und Rafael Bramante des Vandalismus beschuldigen konnten. Bramante führte die vier Pfeilerkolosse der Kuppel und die zum Tragen derselben sich wölbenden Bogen auf, doch mußten bald nach ihm die Fundamente verstärkt werden. Dann begann er noch die Tribunen des Mittelschiffes und des südlichen Querschiffes. Das war alles, was er und Julius II. vom Neubau noch erlebten, denn schon am 11. März 1514 folgte der große Baumeister seinem fürstlichen Mäcen in das Grab, das er passend in den Grotten des von ihm erbauten Domes fand. Nach ihm leiteten den Bau Giuliano di Sangallo bis 1516, Fra Giacondo da Verona bis 1518, Rafael bis 1520; letzterer verließ die Form des griechischen Kreuzes und beabsichtigte einen Langhausbau über einem lateinischen Kreuz. Es folgten als Architekten Peruzzi bis 1536, Andrea di Sangallo bis 1546, bis Michel Angelo „um

---

1) † Geschichte der Stadt Rom. Bd. 8. S. 128. — 2) † Muratori, script. rer. ital. T. III. 2. p. 950.

Gotteslohn und zum Heile der eigenen Seele" den Bau übernahm und bis 1564 leitete [1]).

† 226. Wie die Architektur so zeigt auch ihre Schwesterkunst, die Sculptur, eine entschiedene Abkehr von ihrem bisherigen idealen Charakter und immer größere Hinneigung zum Realismus. Immer mehr sucht sie das Band, das sie bisher aufs engste mit der Architektur verband, zu lockern, um es schließlich ganz zu lösen. In der ersten Hälfte unserer Periode und namentlich in Deutschland wirkte übrigens immer noch ein idealistischer Zug nach, der bei aller Naturnachahmung und allem Streben nach tieferem Seelenausdruck doch noch eine höhere Vergeistigung und Verklärung bewahrte. Mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts aber gelangte das bloß Natürliche immer mehr zum Siege. Am frühesten kam diese Hinneigung zum Realismus in Italien zur völligen Ausbildung und Blüthe und zwar zunächst im Florentiner Realismus. Hier löste sich die Kunst von der bisherigen Auffassung völlig los und suchte ihr Ideal in der größtmöglichen Darstellung und Nachahmung der Wahrheit und Schönheit der Natur. Wirklich brachte sie es auch zu einer bisher nicht gekannten und nie mehr erreichten Durchbildung der Formen.

Diese naturalistische Richtung wurde begründet durch Lorenzo Ghiberti (1378—1455), berühmt durch die herrlichen Broncethüren am Baptisterium zu Florenz, nach Michel Angelo „würdig die Thüren des Paradieses zu zieren." Wesentlich gefördert wurde das Streben nach schöner und lebensvoller Darstellung des Naturwahren durch die Aufdeckung zahlreicher antiker Kunstwerke ersten Ranges. Zu erwähnen sind hier vor allem der Apollo von Belvedere, der Torso des Herkules, den Michel Angelo seinen Lehrmeister nannte, und die Laokoongruppe, das herrlichste und größte plastisch dramatische Gebilde, das aus dem Alterthum auf uns gekommen. Als im Januar 1506 dieses Wunderwerk in der Vigna des Römers Felix de Fredis aus dem Schutt der Vergessenheit herausstieg, stand die ganze Künstlerwelt entzückt und staunend vor diesem versteinerten Seelenleben, das so ergreifend aus dem Marmor sprach. Ein glücklicher Zufall wollte, daß der größte Bildhauer der Zeit, Zeuge der Auferstehung dieses Kunstwerkes sein sollte, für dessen plastische Vollendung gerade er das tiefste Verständnis besaß; es war dies Michel Angelo [2]), in welchem die Sculptur ihren Höhepunkt erreichte. Michel Angelo ist der eigentliche Vater der Renaissance in der Sculptur, der im Bewußtsein seiner gigantischen Kraft, kühn alle Kunsttradition abstreifte und sich nach seiner völlig subjektiven Auffassung seine eigenen Kunstgestalten schuf. Schon hatte er durch seine Pietà und seinen David die Bewunderung der Zeitgenossen erregt, als ihn Julius II. 1505 nach Rom rief und ihm den Auftrag ertheilte, sein Grabmal zu fertigen, ein Werk, das für Michel Angelo eine reiche Quelle des Kummers und Verdrusses werden sollte. Der Plan war großartig, dem Riesengeiste des Künstlers entsprechend. Das Monument sollte zur Basis ein massives Parallelogramm von 18 Ellen Länge und 12 Ellen Breite haben. Das Aeußere sollte mit Nischen und Drapirten, das Gesims tragenden Bildern geschmückt werden. Jede dieser Figuren sollte

---

1) † Ueber die Geschichte der Peterskirche vgl. außer den oben angeführten Werken, namentlich Vasari, noch Bonanni, Templi Vaticani Historia. Rom 1700. Geymüller, Notizen über die Entwürfe zu St. Peter. Carlsruhe 1868. — 2) † Neben Vasari u. Condivi handeln alle größeren Kunstgeschichten über das Leben dieses Kunstheroen. Gotti A., vita di Michel angelo Buonarotti, narrata con l'ajuto di nuovi documenti Fir. 1875. I u. II. Neueste Biographie von Hermann Grimm. 5. Aufl. Leipzig 1879.

einen Gefangenen an einer Kette halten, die von Julius II. dem Kirchenstaate wieder einverleibten Provinzen symbolisirend. Außer den Emblemen der Kunst sollte das Gesims vier Kolossalstatuen tragen: das thätige Leben, das beschauliche Leben, Paulus und Moses, zwischen denen sich der Sarkophag erheben sollte. Ueber ihm befanden sich dann noch zwei Statuen, von denen die eine den Himmel, welche die Seele Julius II. aufnimmt, die andere die Erde, die seinen Tod beweint, darstellte. Im ganzen sollte das Monument ohne die kleineren Figuren aus 40 Statuen bestehen, aber nur drei derselben wurden von der Hand des Meisters gefertigt, die beiden Sklaven[1]) und Moses, heute in S. Pietro in Vincoli aufgestellt. Dieser eine Moses Michel Angelos reicht übrigens hin, dem berühmten Papste zum würdigen Denkmal zu dienen. „Er ist die gewaltigste Anstrengung christlicher Bildhauerei, vielleicht der persönlichste Ausdruck der Kraft seines Schöpfers, der selbst unter der Herrschaft des Herkulesideals zu stehen schien, und ein gigantischer Wurf bis zu den letzten möglichen Grenzen der Natur. Neben ihm öffnet sich schon der Abgrund für die Irrthümer der Ungeheuerlichkeit eines Pseudo-Titanismus, worin die Schule des Meisters bald verfiel, als die hohe Flamme seines Geistes erloschen war, für dessen Probleme nur er selbst das Maß gewesen" [2]).

In der deutschen Sculptur zeigte sich der Einfluß der Antike erst später, im ganzen erst seit dem 16. Jahrhundert, ohne daß übrigens ein stark realistischer Zug zu verkennen wäre, vor allem in dem dramatischen Charakter der durch Polychromie gehobenen Holzsculpturen, in denen namentlich die beiden Syrlin Herrliches leisteten (Chorstühle in Ulm, Hochaltar in Blaubeuren). Zu den ersten Kunstwerken dieser Gattung gehört auch der große Rosenkranz von Veit Stoß in der Lorenzkirche zu Nürnberg, im Jahre 1518 vollendet. Stoß gehört zu den vielseitigsten Künstlern unserer Zeit, als Holzschnitzer, Maler, Bildhauer in Stein, Kupferstecher und Bautechniker arbeitete er in Nürnberg und Krakau und übte bedeutenden Einfluß auf die Kunst in Polen und Ungarn[3]). Auch die Steinsculptur fand berühmte Vertreter in Deutschland, in erster Linie in Adam Kraft[4]) (1430—1507), dessen Werke edle Einfachheit, Wahrheit und Würde zeigen. Vor allem sind es die sieben großen Passionsbilder, die einen ergreifenden Eindruck machen und eine innige Frömmigkeit des Meisters verrathen. Ein anderes Meisterwerk Krafts ist das 64 Fuß hohe Sakramentshaus in St. Lorenz in Nürnberg. Getragen von den lebensgroßen Figuren des Meisters und seiner zwei Gesellen steigt das Werk als organisches Gebilde zum Himmel, treibt Figuren wie Blüthen hervor, um endlich in einer hirtenstabähnlichen Form abzuschließen. In fünf Jahren (1496—1500) wurde das Werk vollendet[5]). In edler Reinheit der Formen wird das Werk von Kraft nur übertroffen von dem Sakramentshaus im Ulmer Münster, das die dortige Bürgerin Angelica Zähringer von 1461—1469 durch den Meister von Weingarten fertigen ließ.

Adam Kraft verwandt ist Meister Tillmann Riemenschneider, geboren in Osterrode am Harz, als Künstler in Würzburg thätig. Seine be-

1) † Andere erkennen darin Rachel und Lea. — 2) † Gregorov. l. c. Bd. 8. S. 144. — 3) † Vgl. Sighart, Geschichte der bildenden Künste im Königreich Baiern. München 1862. S. 533 ff. Sighart entwirft ein ziemlich dunkles Charakterbild von unserem Meister. Neudörfer J., Schreib- und Rechnenmeisters zu Nürnberg, Nachrichten von den Künstlern und Werkleuten daselbst, mit Anmerkungen herausgegeb. von G. M. K. Lachner. Wien 1875. — 4) † Ueber ihn Sighart l. c. S. 522 ff. Neudörfer, Rettberg, Nürnbergs Kunstleben in seinen Denkmalen dargestellt. Stuttgart 1854. — 5) † Sighart a. a. O. S. 528.

rühmtesten Werke sind die Grabmäler der Bischöfe Rudolf von Scherenberg und Lorenz von Bibra im Dome zu Würzburg und das Kaisergrab Heinrich II. und seiner Gemahlin Kunigunde in Bamberg [1]).

Auch der Erzguß hatte seine berühmten Vertreter und zwar finden wir auch hier die ersten Meister wieder in Nürnberg. Der bedeutendste unter den dortigen Erzgießern war Peter Vischer, dem Bildhauer Adam Kraft und dem Kupferschmied Sebastian Lindenast innig befreundet. Das berühmteste Werk von Vischer ist sein Tempelbau über dem Grabe des heiligen Sebaldus in der Sebalduskirche in Nürnberg, ein Werk, das er, von seinen fünf Söhnen unterstützt, in den Jahren 1508—1519 vollendete [2]). Bis heute ist es noch nicht gelungen, den Grundgedanken des tiefsinnigen Meisters ganz zu enträthseln; gedeutet wird er dahin, daß alles Christo, dem Weltheilande, diene, alles auf ihn hinweise, von ihm stamme, ihn verherrliche; die Natur mit ihren Gebilden und Reichen, das Heidenthum mit seinen großen Thaten und natürlichen Tugenden, das alte Testament mit den Propheten und endlich der neue Bund mit den Aposteln und Heiligen.

Die aufgeführten Zeugen vergangener deutscher Größe haben den Vandalismus der nachfolgenden Geschlechter überdauert, wieviel aber in ihm und durch ihn zu Grunde gegangen, läßt sich wohl nicht einmal mehr ahnen. Groß, erstaunlich groß müssen die Kunstschätze gewesen sein, die religiösem Fanatismus und blindem Puritanerthum zum Opfer gefallen, abgesehen von jenen, die durch die Ungunst der Zeiten zu Grunde giengen, das beweisen die wenigen noch erhaltenen Schatzverzeichnisse einzelner Kirchen, wie das von der Nürnberger Marienkirche von 1466, von Andechs und Freising [3]), von Passau [4]), wo es ganze Kirchen und Thürme von Silber, mit Heiligthümern gefüllt gab. Wenn wir lesen, daß man in St. Gallen 40 Wagen voll Heiligenbilder und andere hölzerne Kirchenzier nach dem Brühl geführt, um sie zu verbrennen; daß in Zürich 13 Tage lang unter obrigkeitlicher Aufsicht kirchliche Kunstwerke zerschlagen wurden; daß in Basel 1529 12 Haufen der „gefürchteten Götzen" verbrannt und in Ulm 1531 über 50 der prächtigsten Altäre mit ihren polychromen Holzsculpturen und reichem Metallwerk aus dem Münster entfernt und vernichtet wurden, dann vermag wohl niemand den hier vernichteten Kunstwerth auch nur annähernd zu taxiren, einen schwachen Begriff aber kann man sich machen von dem frommen Sinn und reichen Geist einer Zeit, die solches geschaffen.

† 227. Schon im 13. Jahrhundert war in Italien der starre Byzantinismus in der Malerei gebrochen worden und im 14. hatte Giotto die ältere Florentinerschule gegründet, deren Hauptvorzüge Weichheit der Bewegung, Gefühl für Raumvertheilung und bessere Charakteristik ist. Mit Fra Angelico da Fiesole (geb. 1387, gest. in Rom 1455), dem Maler des Seelenfriedens, dem glänzendsten Vertreter der mystischen Schule, geht sodann die mittelalterliche Kunst zu Grabe. Im Gegensatz zu diesen gottseligen, durchgeistigten, leidenschaftslosen und zarten Schöpfungen Fiesoles bringt mit dem

---

1) † S. Sighart l. c. S. 529 ff. — 2) † Die Beschreibung siehe bei Sighart l. c. S. 560. Die Inschrift an der Süd- und Ostseite lautet: „Peter Vischer purger zu Nurmberg machet das Werk mit seinen sunnen. Und wart vollbracht im jar 1519 u. ist allein Got dem Allmächtigen zu lob u. S. Sebolt dem himmelsfürsten zu eren mit hilf frumer leut und dern allmusen bezalt. — 3) † Archiv des histor. V. für Oberb. III. — 4) † Erhard, Geschichte der Stadt Passau II. S. 58. Ueber die Kunstwerke der deutschen Sculptur vgl. auch Janssen l. c. I. S. 152 ff.

Wiederaufblühen des Classicismus und dem Studium der Antike ein naturalistischer Zug in die Malerei [1]), der sich vor allem in dem Streben nach Naturwahrheit und Naturschönheit bekundete. Diese neue Richtung war vorherrschend durch drei Schulen vertreten: die mittlere florentinische, begründet durch Masaccio (1401—1428) und fortgebildet durch Fra Filippo Lippi (1412—1469), seinen Sohn Filippino Lippi (1460—1505); durch Domenico Ghirlandajo (1449—1495), den großen Meister des noch größern Schülers Michel Angelo, der das, was Masaccio gewollt und begonnen, zur schönsten Vollendung geführt. Neben diesen glänzt als einer der größten Meister der realistischen Kunstrichtung Luca Signorelli aus Cortona (1439—1521), in den kühnen, gewaltigen und leidenschaftlichen Schilderungen einem Lionardo verwandt. Seinen Höhepunkt erreichte er in den Fresken der Madonnenkapelle im Dome zu Orvieto, mit denen er die von Fiesole begonnene Darstellung des jüngsten Gerichtes vollendete. Die Hauptdarstellungen sind: Die Geschichte des Antichrists, die Auferweckung der Todten, Hölle und Paradies, wobei er seine Meisterschaft in Darstellung des nakten menschlichen Körpers in den kühnsten Bewegungen möglichster Vollendung zeigt. Freilich sind Signorellis gewaltige Gestalten, die gleichsam gegen die allgemeine Vernichtung kämpfen, der gewaltigste Gegensatz zu Fiesoles reinen, leidenschaftslosen, seligen Gebilden.

Die paduanische Schule, gegründet von Andrea Mantegna (1430 bis 1506), der die mehr theoretischen Anleitungen von Francesco Squarcione (1394—1474) zur höchsten Vollendung ausbildete. Sein Hauptwerk sind die Wandgemälde in der Eremitanerkirche zu Padua. Die Eigenthümlichkeit dieser Schule zeigt sich in einer mehr plastischen als malerischen Auffassungsweise.

Die altvenetianische Schule, als deren eigentlicher Begründer Giovanni Bellini (1426—1516) zu betrachten ist. Im Gegensatz zu den bisherigen Schulen, denen vorherrschend das Studium der Form zu Grunde liegt, tritt hier in Venedig das Element der Farbe als das bedeutendere hervor. Schon in früherer Zeit war hier mehr als anderswo ein zartes, reichverschmolzenes Colorit angestrebt worden. Dieses Streben fand in der von van Eyk in Flandern ausgebildeten Oelmalerei, die durch Antonello da Messina nach Italien gebracht wurde, das geeignetste Mittel, zu möglichster Vollendung zu gelangen. Gerade durch Bellini hat das venetianische Colorit seine größte Intensivität und Durchsichtigkeit erreicht.

Neben der realistischen Richtung, wie sie überwiegend fast alle italienischen Schulen des 15. Jahrhunderts beherrschte, blieb aber der Idealismus keineswegs ohne Vertretung. Er erhielt sich namentlich in den stillen Waldthälern des oberen Tiber, in dem abgeschlossenen Umbrien. Als eigentlicher Begründer dieser Schule ist Niccolo Alunno von Foligno anzusehen, dessen Grundgedanken dann Pietro Perugino (1446—1524) aufnahm und zur trefflichsten Vollendung ausbildete. Tief religiöser Geist waltet in allen seinen Bildern; namentlich sind seine weiblichen Gestalten von großer Anmuth, während ihm der Ausdruck männlicher Kraft und energischen Willens abgeht.

---

1) † Außer den oben bei der Architektur und Sculptur schon angeführten Werken sind über die Malerei speciell noch zu erwähnen: Crowe und Cavalcaselle, Geschichte der italienischen Malerei, deutsch von Jordan. I.—VI. Leipzig 1869—74. Geschichte der Malerei, herausgegeben von Alfr. Woltmann, fortgesetzt von Karl Wörmann. Leipzig, Seemann 1879. 2. Band 15. und 16. Jahrhundert. Franz Kugler, Handbuch der Geschichte der Malerei seit Constantin dem Großen. 3. Aufl. Leipzig 1867. 2. Band, die Kunst im 14. u. 15. Jahrhundert.

Dieser Richtung verwandt und mit Perugino auf gleicher Stufe der Vollendung stehend ist Francesco Raibolini von Bologna, genannt Francesco Francia (1450—1517). Die Schöpfungen dieser Meister sind an Innigkeit und Frömmigkeit den Bildern Fiesoles vergleichbar, die Technik aber ist fortgeschritten, wenn auch die Höhe der natürlichen Schönheit noch nicht erreicht ist.

In diesen verschiedenen Schulen, in welchen die Malerei nach besondern Richtungen auseinandergetreten, um je in den einzelnen Momenten die möglichste Vollendung zu erlangen, waren die Bedingnisse gegeben zu einer vollkommensten Blüthenentfaltung. Wirklich vereinigten sich im Beginne des 16. Jahrhunderts alle Vorzüge und Errungenschaften der einzelnen Richtungen zu einer großen Blütheepoche, zu einem Höhepunkt künstlerischen Schaffens, wie er weder vorher noch nachher jemals erreicht worden. Es ist eine Zeit der lautersten Offenbarung jener göttlichen Kraft, deren der Mensch theilhaft geworden ist; merkwürdig aber, daß sie nur von so kurzer Dauer gewesen. Innigkeit und Tiefe der Auffassung, verbunden mit der Schönheit der Form, der Pracht der Farben und edler Composition, ist in kürze das Charakteristicum dieser neu classischen Blüthezeit. Fünf große Schulen blühten in dieser Periode. Oben an steht Lionardo da Vinci, geboren auf dem toscanischen Schlosse Vinci in Valdarno 1452 und 1519 in Frankreich gestorben. Er war einer der seltesten Erscheinungen, ausgezeichnet durch alle Gaben des Geistes und Körpers, von anmuthiger würdevoller Schönheit und erstaunlicher Körperkraft, voll unermüdlichen Eifers, den Kreis seiner Bildung und Kenntnisse zu erweitern. Er war Architekt, Bildhauer, Maler, Musiker und Dichter. Mit größtem Eifer oblag er allen wissenschaftlichen Studien, welche zur Begründung der Kunst nothwendig sind; namentlich studirte er die Anatomie des Menschen, wie des Pferdes, die Mathematik, Perspective, Mechanik und Physik. Mit dem Studium verband er eine feine Beobachtungsgabe; aufs sorglichste forschte er nach allen Lebensäußerungen und wußte aufs schnellste die Bewegungen der Leidenschaften, wie sie sich in Mienen und Geberden zeigen, zu entwerfen. Er besuchte die volksreichsten Orte, die Schauplätze, wo der Mensch seine größte Thätigkeit entwickelt. Er folgte den Verbrechern zur Hinrichtung, um die Qualen der größten Verzweiflung zu schauen; er lud Bauern in sein Haus und erzählte ihnen die lächerlichsten Dinge, um auf ihren Physiognomien den Ausdruck der höchsten Komik beobachten zu können. Mit gleichem Interesse beobachtete er auch die Erscheinungen der leblosen Natur. Zum eifrigen Studium und der scharfen Beobachtungsgabe kam auch eine tiefe, seelenvolle Empfindung, ein zarter, fast sentimentaler, idealer Zug, das Grundelement der umbrischen Schule. Der Lehrer dieses seltenen Geistes war Andrea del Verrochio, ein Vertreter der mittleren Florentiner Schule. Als Lionardo auf einem Bilde des Meisters, die Taufe Christi darstellend, einen Engel gemalt, soll Verrochio, betroffen über die Kunst des Schülers, den Pinsel weggelegt und nie wieder gemalt haben. Im Jahre 1482 wurde Lionardo nach Mailand gerufen an den Hof des Herzogs Ludovico Sforza, und hier führte er sein weltberühmtes Abendmahl aus im Refectorium des Dominicanerklosters Maria delle Grazie, mit Oelfarbe auf Kalk gemalt. Die Folge war, daß die Farben bis auf die Umrisse allmählich verschwanden, außerdem hat die Ungunst der Zeit das ihrige dazu beigetragen, das Original dieses wundervollen Bildes fast ganz zu vernichten [1]). Die

1) † Die Geschichte dieses größten Werkes von Lionardo ist fast tragisch. Abgesehen davon, daß die Gebäulichkeiten des Klosters und somit auch die Wand, auf welcher das Bild gemalt ist, schlecht ausgeführt waren, wurde der Saal schon 1500 bei einer Ueberschwemmung beträchtlich unter Wasser gesetzt und das Mauer=

Composition ist großartig und die einzelnen Gestalten voll Erhabenheit und genau sprechender Charakteristik. Den Mittelpunkt bildet die Gestalt Christi, der eben die Worte gesprochen: „Einer aus euch wird mich verrathen.“ Diese Worte versetzen die trauliche Gesellschaft in die lebhafteste Unruhe, die sich in den zwei Gruppen zur Linken des Heilandes zu leidenschaftlicher Aufregung steigert, während auf der rechten Seite, in deren Mitte der Verräther in höchster Betroffenheit sitzt, Stille, leises Flüstern und scheue Beobachtung herrscht. Unter den übrigen Bildern Lionardos ragt besonders die hl. Jungfrau unter dem Felsen, im Louvre befindlich, hervor. Uebrigens werden Lionardo viele Werke zugeschrieben, die Arbeiten seiner Schüler sind, unter welchen der bedeutendste Bernhardino Luini ist.

Der zweite große Meister ist Michel Angelo[1]) Buonarotti, 22 Jahre jünger als Lionardo, geboren 1474, durchlebte er die ganze Blüthezeit der Kunst, zu deren Hauptträger er selbst gehörte, mußte aber auch noch den Niedergang derselben erleben; gestorben 1563. Er ist gleich vielseitig wie sein großer Landsmann und Zeitgenosse; wir haben ihn bereits als Architekt und Bildhauer kennen gelernt, aber auch als Maler ist er einer der Ersten und Höchsten unter allen Meistern dieser Kunst. Ebenso ist er vorzüglicher Dichter und Musiker, in den gelehrten Wissenschaften wohl bewandert und der gründlichste Kenner der Anatomie, auf deren Studium er 12 Jahre verwendet. Es war ein stolzer, strenger Geist, der in Michel Angelo lebte und der allen seinen Handlungen wie Kunstwerken ein eigenthümliches Gepräge gab. Seine Gestalten sind der Ausdruck urgewaltiger Kräfte, die ihnen in der Bewegung, wie in der Ruhe den Stempel höchster Macht und erhabenster Leidenschaft aufgeprägt. Derselbe titanenhafte Geist, den wir in seinen Sculpturen bewundert, lebt auch in den großen Gemälden, die er geschaffen. Die Farbengebung steht bei ihm der Zeichnung nach. Seine erste Kunstbildung erhielt Michel Angelo in der Schule von Domenico Ghirlandajo, bald aber zog ihn innere Neigung und äußere Veranlassung zum Studium der Sculptur. Auf Antrieb des Papstes Julius II. malte er von 1508—1512 ganz allein, ohne jede fremde Beihülfe, die Decke der sixtinischen Kapelle. Diese Gemälde enthalten das Schönste von allem, was Michel Angelo in seinem langen thätigen Leben geleistet; hier zeigt sich ein großer Geist in seiner edelsten Würde und höchsten Reinheit; hier tritt nichts von jenen Willkürlichkeiten störend in den Weg, zu denen ihn sein großes Talent bei anderen Werken nicht selten verleitet. Die langgestreckte mittlere Fläche des Spiegelgewölbes enthält in acht abwechselnd schmaleren und breiteren Bildern die Hauptscenen der Genesis bis zur Sintfluth. In den großen Dreieckfeldern der Wölbung sind die sitzenden Gestalten der Propheten und Sibyllen als die Vorherverkünder der Erlösung dargestellt; in den Stichkappen und den darunter befindlichen Bogen über den Fenstern sieht man die Vorfahren der heiligen Jungfrau, die in stiller Erwartung des Erlösers harren; in den Eckräumen sodann schildert er die vierfache Erlösung des israelitischen Volkes: eherne

---

werk mit Feuchtigkeit gesättigt. 1652 wurde unter der Gestalt des Heilandes eine Thüre durchgebrochen und damit die Füße desselben vernichtet. 1726 ward das Bild durch einen Stümper, Bellotti, und 1770 von einem gewissen Mazza abermals übermalt. Als 1796 Napoleon mit seinen französischen Kriegshorden über die Alpen stieg, gab er zwar die gemessensten Befehle zur Schonung des Refektoriums, spätere Generale kehrten sich aber nicht daran, und richteten dasselbe zu einem Pferdestall, später zu einem Heumagazin ein. — 1) † Anton Springer, Rafael und Michel Angelo. Leipzig 1878. Außerdem Vasari und Condivi. Zur Vollendung des Bildes des großen Künstlers dürfen auch seine lyrischen Gedichte nicht übersehen werden; in deutscher Uebersetzung von Gottlob Regis. Berlin 1842.

Schlange, Goliath, Judith und Esther. Der äußere Zusammenhang dieser mannigfaltigen Darstellungen wird durch ein architektonisches Gerüst von eigenthümlicher Composition vermittelt, wodurch die einzelnen Gegenstände umschlossen und das Bedeutsame hervorgehoben wird, so daß das Ganze eine gewisse Festigkeit und freie Haltbarkeit erhält.

Ein zweites großes Werk im Fache der Malerei schuf der Meister in schon vorgerückterem Alter, als er im Auftrage von Clemens VII. an der Hinterwand der sixtinischen Kapelle das jüngste Gericht darstellte (60 Fuß hoch), ein Gemälde, das er unter Paul III. 1541 vollendete. Conception und Durchführung ist dem großartigen Geiste Michel Angelos entsprechend, allein der Titane in der Welt der Kunst zollt der irdischen Vergänglichkeit bereits seinen Tribut; er erreicht nicht mehr die Reinheit und Hoheit der früheren Werke[1]). Es ist der Sturm der Leidenschaften, wie er in gewaltigster Erregung den menschlichen Körper durchschauert in dem entsetzlichsten Augenblick, da der Weltenrichter[2]) das schreckliche Urtheil fällt: „Weichet von mir ihr Verfluchten", den er hier zur Darstellung bringt. Der dies irae tritt uns hier in der Sprache der Kunst in ergreifender Weise vor die Seele. Schrecken, Verzweiflung, ohnmächtige Wuth, Kampf zwischen Furcht und Hoffnung durchbrausen in bunter Mischung das ungeheure Bild.

Der dritte große Meister der dritten Florentiner Schule ist Fra Bartolommeo, (Baccio della Porta 1469—1517), der wieder mehr zum kirchlichen Stil zurückkehrte. Seine Werke zeigen große Anmuth und edle Milde, wenn sie auch nicht die gleiche Kraft wie die von Michel Angelo besitzen. „Fra Bartolommeo ist eine jener Persönlichkeiten, welche die Strahlen einer ganzen großen Vergangenheit gleichsam noch einmal in ihrer Brust sammeln, um das Licht in eine neue Welt hineinzutragen und in ihr noch einmal zur Geltung zu bringen, die in der Zeit des Sturmes und Dranges mit unerschütterlicher Hoheit dastehen, weil sie auf dem Boden einer charaktervollen Zeit Fuß gefaßt haben; er trägt, wie ein Christoforus, das Palladium einer glaubensvollen religiösen Malerei durch die schäumenden Fluthen der Renaissancebewegung, indem er von diesen Wogen sich zwar weiterführen, aber nicht abbringen läßt von Weg und Ziel" [3]).

Der dritte Heros dieser Zeit ist Rafael Sanzio von Urbino, geboren am 6. April 1483, gestorben am Charfreitag (6. April) 1520, seiner Grabschrift zufolge an seinem Geburtstage[4]). Rafael ist eine seltene, ja einzigartige Erscheinung, bei der wir vor allem die Harmonie aller geistigen Anlagen bewundern müssen, die in ihm zu unvergleichlichem Ebenmaß, zur vollendeten Schönheit verbunden sind. Schönheit ist der geheimnißvolle Zauber, der sein ganzes Wesen erfüllt, und durch alle seine Werke hindurchleuchtet. Während bei Lionardo da Vinci die charakteristische Durchdringung des Gegenstandes, bei Michel Angelo die eigenartige titanenhafte Auffassung als erstes Moment zu betrachten ist und die Schönheit der Form erst an zweiter Stelle zur Berücksichtigung kommt, tritt letztere bei Rafael ganz entschieden als das Hauptmoment hervor. Staunenswerth ist auch die geistige Spannkraft des seltenen Mannes, der in dem kurzen Leben von 37 Jahren

---

1) † Keppler, Michelangelos jüngstes Gericht, Hist. pol. Bl. 1883. S. 684 ff. urtheilt unserer Ansicht nach bezüglich der religiösen Seite des Bildes fast zu herbe über den Meister. — 2) † Ueber die athletische Christusgestalt sagt Didron (Iconographie chrétienne. Paris 1843 p. 267): jamais Dieu n'a été plus abaissé que par le dur artiste de Florence. — 3) † Keppler in oben angeführter Recension von Frantz's Monographie über Fra Bartolommeo. Hist. pol. Bl. Bd. 88. S. 756. — 4) † Italien feierte das vierte Centenarium am 28. März. Ueber Rafael vgl. neben Springer noch Passavant, Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi. Leipzig 1839. 2 Thl. Müntz, Rafael. Paris 1880.

nicht weniger als 287 Gemälde und 576 Zeichnungen hinterließ. Den ersten Unterricht in der Kunst erhielt Rafael zweifelsohne von dem eigenen Vater Giovanni Sanzio oder Santi, der gleichfalls Maler war, den er aber im elften Jahre schon verlor. Bald darauf kam er in die Schule des Pietro Perugino zu Perugia, dessen frommem Stil er folgte, und mehrere schöne Werke aus seiner ersten Periode bis 1504 tragen den peruginesken Stil, vor allem seine Vermählung Marias (lo Sposalizio) in Mailand. Der zweite, der hinter Agabus seinen dürren Stab zerbricht, soll ein Porträt des Künstlers sein.

Im Herbste des Jahres 1504 übersiedelte Rafael nach Florenz, angezogen durch die dortige Kunstschule und schloß sich besonders an Fra Bartolommeo an. Die Werke dieser zweiten Periode (1504—1508) sind freier componirt als die früheren, aber die Schönheit, welche sie zeigen, hat etwas Weltliches an sich. Das beste Werk dieser Zeit ist die schöne Gärtnerin (la belle jardinière) im Louvre zu Paris. Eine alte Copie mit demselben Namen befindet sich in Florenz. Dieser Periode gehört auch die prachtvolle Grablegung Christi im Palast Borghese zu Rom an; deßgleichen eine heilige Familie in München.

Um die Mitte des Jahres 1508 ward Rafael an den Hof des Papstes Julius II. gerufen, von dem er den großartigen Auftrag erhielt, vier Prunkgemächer (Stanzen) im Vatican mit Fresken zu zieren, ein kolossales Werk, das der großartige Künstler leider nicht mehr selbst zu Ende führen sollte. Das erste Zimmer vollendete er in zwei Jahren, es enthält die Summe der damaligen Vorstellungen des geistigen Schaffens, dargestellt in der Theologie (la disputa del sacramento); Philosophie (die Schule von Athen); Poesie (der Parnaß mit Dichtern des Alterthums und neuern Italiens) und der Jurisprudenz in drei getrennten Gemälden. Die Decke enthält vier Rundbilder mit den allegorischen Gestalten der angegebenen Geistesrichtungen und zwischen ihnen vier Bilder in länglich viereckiger Form mit Compositionen, die gleichfalls zu den Hauptbildern in Bezug stehen: Sündenfall, eine den Erdball betrachtende weibliche Gestalt, Strafe des Marsyas und Urtheil des Salomo. Das zweite Zimmer (Stanza d'Eliodoro) enthält die Vertreibung Heliodors aus dem Tempel zu Jerusalem (II. Machab. c. 3); die Messe von Bolsena; die Befreiung Petri und Attila. Im dritten Zimmer (Stanza dell' Incendio) sind dargestellt der Brand im Borgo (der unter Leo IV. angelegten Vorstadt Roms); der (unter demselben Papst über die Sarazenen erfochtene) Sieg bei Ostia (nicht von Rafael ausgeführt); der Schwur Leo III. und die Kaiserkrönung Karls des Großen durch Leo III. Die Gemälde des vierten Saales (Sala di Constantino) wurden erst nach Rafaels Tod nach seinen Zeichnungen und unter Leitung seines berühmtesten Schülers Giulio Romano ausgeführt. Das Hauptwerk dieses Saales ist die Schlacht Constantins gegen Maxentius an der milvischen Brücke, genau nach der Zeichnung Rafaels. Die andern weniger bedeutenden Darstellungen enthalten die Erscheinung des Kreuzes vor der Schlacht; die Taufe Constantins und dessen Schenkungen an den Papst. Gleich nach Vollendung der ersten Stanze erhielt Rafael den Auftrag, zehn Cartons zu entwerfen, nach denen in Arras Teppiche zur Verzierung der Sixtinischen Kapelle gewoben werden sollten. Er vollendete die Arbeit in den Jahren 1513 und 1514. Die Teppiche befinden sich im Vatican, leider vielfach beschädigt, die Cartons, von denen nur mehr 7 vorhanden, sind im Kensington Museum zu London. Von diesen Teppichen wurden übrigens mehrere Exemplare verfertigt, so befinden sich 9 Stücke in Berlin und 6 in der Galerie zu Dresden. Diese Cartons geben die bedeutendsten Momente aus der Apostelgeschichte in

großartigen dramatischen Zügen und zeigen Rafael als einen der größten Meister geschichtlicher Darstellung. Sie zerfallen in zwei Reihen, von denen die erste sich um die Person Petri als Mittelpunkt gruppirt, die zweite um den Apostel Paulus. Die einzelnen Darstellungen sind folgende: Der reiche Fischfang; die Uebergabe der Schlüssel; die Heilung des Lahmen; der Tod des Ananias; die Steinigung des Stephanus (nicht mehr vorhanden); Pauli Bekehrung (nicht mehr vorhanden); die Bestrafung des Zauberers Elymas; Paulus und Barnabas in Lystra; Pauli Predigt in Athen und Paulus im Gefängnis zu Philippi (nicht mehr vorhanden). Sodann leitete Rafael im Auftrage Leo X. die Ausschmückung der Loggien in dem von Bramante begonnenen ersten Hofe des Vatican. In den 13 Kuppeln der Gewölbe ließ er durch seine Schüler je 4 Gemälde aus der Geschichte des alten und auch einige Scenen aus dem neuen Testamente ausführen, die unter dem Namen der „Bibel Rafaels" bekannt sind. Neben diesen großartigen Arbeiten war Rafael noch in der Villa des reichen Kaufherrn Agostino Chigi, Fernesina und Santa Maria della Pace thätig, an welch ersterem Ort er seine Darstellungen dem Gebiet der altheidnischen Mythologie entnommen (Geschichte von Amor und Psyche und Triumph der Galatea).

Zeigt sich in den bisherigen kolossalen Werken Rafaels Geist in erstaunlicher Größe und Tiefe, so offenbart sich doch sein innerstes Wesen in klarster und ungetrübtester Entfaltung in seinen Staffeleigemälden, vornemlich in den Madonnen und heiligen Familien, deren er eine große Menge geschaffen. Zu den hervorragendsten der dritten Periode gehören: Madonna mit dem Schleier (Vierge au diadème); Madonna mit dem Vorhang (della tenda) in München; Madonna von Fuligno, jetzt im Vatican; Madonna della Sedia (mater amabilis), ein Rundbild von großer Anmuth, im Palast Pitti in Florenz; Madonna aux candelabres (virgo potens), 1840 vom Herzog von Lucca nach England verhandelt; die sixtinische Madonna um 1518 vollendet, (regina coelorum) in der Dresdener Galerie, ursprünglich für das Kloster San Sisto in Piacenza gemalt. Neben der hl. Jungfrau rechts die hl. Barbara, Patronin von Piacenza, links der hl. Sixtus, Klosterpatron. Hervorragende Bedeutung haben ferner noch zwei Altarbilder, lo Spasimo di Sicilia (Kreuztragung) für das Kloster Santa Maria dello Spasimo zu Palermo verfertigt, jetzt im Museum zu Madrid; und des unsterblichen Meisters letztes Werk die Verklärung Christi, der kostbarste Juwel der vaticanischen Sammlung. Bevor er noch dieses herrliche Werk vollendet, nahm der unerbittliche Tod dem jugendkräftigen Meister den Pinsel aus der Hand und das Bild wurde über der Leiche des Hingeschiedenen aufgestellt. Ein heftiges Fieber hatte die zarte Constitution des unvergleichlichen Meisters in kürzester Zeit gebrochen. Der Schmerz über den so raschen und thatsächlich unersetzlichen Verlust war unsagbar, man hielt Rom für verödet, die Kunst für verwaist. Vasari schließt die Lebensbeschreibung Rafaels mit den Worten: „O du seelige und glückliche Seele! da jeder Mensch gern von dir redet, deine Thaten rühmt und alle deine Werke bewundert! Wohl mochte, als dieser edle Künstler starb, auch die Malerei sterben; als er die Augen schloß, auch sie erblinden. Uns nun, die wir nach ihm zurückgeblieben sind, kommt es nur noch zu, die gute oder vielmehr beste Weise, die er uns hinterlassen hat, nachzuahmen und sie, wie es seine Tugend verdient und es unsere Pflicht ist, in werthestem und ehrenvollstem Andenken zu erhalten und daselbst durch die Rede stets zu erneuern."

Ein Zeitgenosse Rafaels ist Antonio Allegri, von seinem Geburtsort Correggio genannt (1494—1534). Seine Hauptwerke sind in Parma und Dresden, einige auch in Paris, Berlin, Wien und anderwärts. Schon als Jüngling von 18 Jahren war er hochberühmt, folgte aber keinem be=

stimmten Meister, brach sich vielmehr seine eigene Bahn. Er strebte mehr nach Naturwahrheit als nach Idealität und vergrößerte damit die Kluft zwischen Kunst und Religion. Correggio geht vornehmlich darauf aus, die Seite der innern Empfindung zur Geltung zu bringen; niemand verstand es wie er die höchste Wonne, himmlische wie irdische, Fleischeslust und Himmelsglück mit gleicher Intensivität darzustellen. Ebenso wunderbar gelang ihm das Spiel von Licht und Schatten, er ist der Meister des Helldunkels, das mit zarten Reflexen und durchsichtigen Schatten seine Gestalten umspielt. Die berühmtesten seiner Werke sind außer den Fresken zu Parma, die hl. Nacht zu Dresden; die Maria des hl. Sebastian und die des hl. Georg ebendaselbst, lauter große Altarbilder. Kleiner ist die berühmte Magdalena, ebenfalls in Dresden, die übrigens Correggio abgesprochen wird. Von den profanen Werken besitzt das Berliner Museum zwei ausgezeichnete, Jo und Leda, weniger gut ist Juppiter und Antiope in Paris; Wien besitzt einen vortrefflichen Ganymed.

Die fünfte berühmte Schule ist die neu venetianische. Wie die altvenetianische zeichnet auch sie sich durch Pracht und Kraft der Farben aus. Ihr berühmtester Name ist Tizian Vecellio (c. 1480—1587). Neben ihm blühten Palma Vecchio und Barbarelli, genannt Giorgione; etwas später zeichnete sich Tintoretto und Paul Veronese aus.

Wie in Italien, so zeigt sich auch in der nordischen Kunst [1]), namentlich in Flandern und Deutschland, im Anfang des 15. Jahrhunderts der Zug zum Realismus, doch äußerte er sich in anderer Weise und führte zu wesentlich verschiedenen Resultaten. Die großen Meister, welche die neue Zeit einleiten, sind die beiden Brüder van Eyck, Hubert (1366—1426) und Johann (1400—1441), die den italienischen Meistern der Zeit ebenbürtig zur Seite stehen. Ihre kunstgeschichtliche Bedeutung ist eine doppelte: sie verbesserten die längst erfundene Technik der Oelmalerei und führten sie zur vollkommen meisterhaften Anwendung und Ausbildung. Dann erlösten sie die Kunst vom Banne des Goldgrundes, führten ihre Gestalten mitten in das lachende Leben und umgaben sie mit der Herrlichkeit der Natur im prangenden Schimmer des Frühlings. Wie mit einem Schlag erscheint nun die Kunst vom Zauberbann gelöst und zeigt eine bisher ungekannte Kraft, Tiefe und Klarheit, indem die alte ideale Hoheit mit der jugendlichen Frische des entwickelten Natursinnes verschmolzen wird. Trotz dieses glänzenden Anfangs aber schreitet die Kunst des Nordens doch nicht so rasch voran, wie in Italien, wo sich Schule an Schule reiht, deren jede ein neues Princip zur Darstellung bringt. Hier dagegen, sowohl in Flandern als in Deutschland vermag sie den Bann des Conventionellen noch nicht völlig zu brechen. Trotz der großen Talente, welche auftreten, mangelt die Gleichmäßigkeit der Durchbildung. Die Künstler schaffen Charakterköpfe voll Schönheit und Würde, sie offenbaren tiefsinnige und phantasiereiche Intentionen, sie nützen die Umgebungen mit Poesie und Humor aus, in der Darstellung des Lebens, des organisch Bewegten aber mangelt die Lebensfähigkeit, eine höhere dramatische Belebung, ein tieferes Gefühl für Composition. Hierin kam das 15. Jahrhundert nicht nur nicht über die Eyck hinaus, sondern blieb in manchen seiner Kunstjünger sogar nicht unbedeutend hinter ihnen zurück. Erst um die Wende des Jahrhunderts mit Dürer und Holbein beginnen die erfolgreicheren Bestrebungen nach allseitiger harmonischer Durchbildung. Plötzlich scheinen die gefesselten Geister zu erwachen; man lernt den Körper kennen und in seiner schönen Le-

1) † Waagen, Handbuch der deutschen und niederländischen Malerschulen. Stuttgart 1862.

bendigkeit darstellen; die Anordnung erreicht die schönste Freiheit und Gemessenheit. Aber gerade im Augenblick dieser herrlichsten Entwicklung tritt die Reformation mit all ihren verheerenden Folgen für das geistige Leben der Nation dazwischen, um wie ein versengender Reif die herrlichsten und zartesten Knospen zu ertödten. Was den Geist anlangt, der aus den vorreformatorischen Kunstwerken der Malerei herausspricht, so wird kaum jemand zu läugnen wagen, daß nicht leicht aus anderen Geistesproducten so rein und klar die tiefe Religiosität und zarte kirchliche Andacht unseres Volkes herausspricht, als eben aus diesen herrlichen Schöpfungen der Malerei. Aus allen diesen Werken spricht so viel Seelenadel, liebliche Anmuth, glühende Empfindung, ergreifende Zartheit und edle Natürlichkeit, daß man sich an ihnen nicht satt sehen kann. Es ist als ob der Geist unserer frommen Vorfahren unmittelbar zu uns spreche.

Der große Einfluß der von den van Eycks eingeleiteten neuen Richtung zeigte sich am ersten in den benachbarten Gegenden des Rheins (Kölner und Westfälische Schule), ungleich bedeutender, selbständiger und freier aber in dem oberen und mittleren Deutschland. Herrliche Werke haben wir vornemlich aus der schwäbischen Schule (Colmar: Martin Schongauer gest. um 1492; Ulm, Bartholomäus Zeitblom bis 1514; Augsburg, der ältere Holbein gest. 1518 und Th. Burgkmair gest. 1523), wo sich bereits neben dem Ausdruck der Schönheit und Intensivität ein tüchtiges Verständnis für die Anordnung im Raum zeigt, wie auch dramatische Bezüge das Gesammte zu beleben beginnen.

Der schwäbischen Schule zur Seite steht die fränkische Schule, deren Hauptort Nürnberg war; im Gegensatz zur Anmuth und Schönheit der ersteren, macht sich hier eine grell übertreibende Charakterisirung geltend, die selbst vor dem Häßlichen nicht zurückschreckt. Vorzüglichster Vertreter dieser Schule ist Michael Wohlgemuth (1434—1519), der Lehrer des deutschen Rafael. Daß Albrecht Dürer (1470—1528) gerade aus dieser Schule hervorgegangen, könnte man vielleicht im Interesse der Entwicklung der deutschen Kunst beklagen, hätte nicht gerade jetzt die Reformation der Kunstentwicklung Deutschlands den Todesstoß gegeben. Dürer[1]), ein geborner Nürnberger, war an Tiefe der Begabung, schöpferischer Fülle der Phantasie, wie an sittlicher Energie unbestritten der erste unter allen deutschen Meistern, nichtsdestoweniger vermag er doch nicht zur wahren Vollendung und Schönheit durchzudringen. Seine Zeichnungen sind voll Leben und Charakter, trotzdem gewahren wir manch befremdliches Motiv der Bewegung, namentlich in der Darstellung des Nakten; seltsam ist häufig auch seine Gewandung. So schön und glänzend seine Farbe, so ist sie doch nicht eine Nachahmung der Natur, sondern mehr ein freies Spiel der Phantasie in Glanz und Licht. Selbst im Gesichtsausdruck verräth sich nicht selten der Hang zum Sonderbaren. Wenn trotzdem seine Werke einen würdigen, nicht selten sogar einen überwältigenden Eindruck auf den Beschauer machen, so ist dies eben ein Zeugnis von der Großartigkeit seiner künstlerischen Anlagen. Nachdem Dürer

---

1) † Aus der ziemlich reichhaltigen Dürer-Literatur führen wir nur das Wichtigste an. Zu den ältesten Werken gehören: Joachim von Sandrart, Teutsche Academie. Zwei Theile. Nürnberg 1675. H. C. Arend, Das Gedächtniß der eren Albrecht Dürers. Goßlar 1728. Von den neueren Monographien sind zu erwähnen: Heller, J. Das Leben und die Werke Albrecht Dürers. Leipzig 1831. Eye, A. v., Leben u. Wirken Albrecht Dürers. Nördlingen 1869. Thausing, Moritz, Dürers Briefe, Tagebücher und Reime. Wien 1872. Derselbe, Dürer, Geschichte seines Lebens und seiner Kunst. Leipzig 1876. Dann noch Kaufmann, Leopold, Albrecht Dürer. Köln 1881. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft.

die Lehrjahre bei Wohlgemuth vollendet, durchwanderte er von 1490—1494 Süddeutschland und wahrscheinlich auch die Niederlande, ließ sich dann in seiner Vaterstadt nieder, wo er eine Werkstatt eröffnete. Nach längerer Zeit angestrengten Schaffens ergriff unsern Meister gegen Ende des Jahres 1505 die Wanderlust und er zog nach Venedig, wo er sich bis gegen Ende des folgenden Jahres aufhielt. Neben andern Werken vollendete er hier sein herrliches „Rosenkranzfest" für die deutsche Kirche St. Bartholomäus, gegenwärtig im Prämonstratenserstift Strahow zu Prag. Dürer erlangte mit seinen Werken allseitige Bewunderung und Anerkennung, konnte sich aber nicht entschließen auf das Anerbieten der Signoria, seinen bleibenden Aufenthalt in der Lagunenstadt zu nehmen, einzugehen. Die Liebe zu seinem Vaterlande zog ihn wieder nach Nürnberg, wo er nun im Vollgefühl seiner Begabung die Kräfte zu allseitiger Entwicklung brachte. Eine zweite größere Reise unternahm Dürer im Jahre 1520 nach den Niederlanden in Begleitung seiner Frau, wahrscheinlich aus Anlaß der damals in Nürnberg wüthenden Pest. Nach der Rückkehr gieng er mit rastlosem Fleiß an seine Arbeiten und eröffnete seine Werkstatt wieder; zu bald aber sollte die unermüdliche Künstlerhand erlahmen. In der Charwoche, am 6. April 1528, ereilte ihn überraschend schnell der Tod. Dürer gehörte zu den vielseitigsten und productivsten Geistern, er ist hierin mit gutem Recht Rafael vergleichbar. Er war nicht nur groß als Maler, sondern auch als Baumeister, Kupferstecher und führte treffliche Schnitzwerke aus. Die Großartigkeit seines Geistes lernt man am besten in den zahlreichen von ihm selbst mit hoher Meisterschaft ausgeführten Kupferstichen, und in den nach seinen Zeichnungen ausgeführten Holzschnitten kennen. Von den Kupferstichen sind zu erwähnen die 16. Blätter der Passion, die Melancholie, die Darstellungen des hl. Hieronymus und Eustachius, namentlich aber Ritter, Tod und Teufel. Unter den Holzschnitten ragen hervor die 16 Blätter der Apocalypse, besonders die apocalyptischen Reiter, das Leben Mariä und die große und kleine Passion. Die Stürme der Reformation, die eben damals über Deutschlands Gaue dahinbrausten, mögen den Verlust des großen Mannes weniger empfindlich gemacht haben, gewiß ist, daß sie ihm das Scheiden erleichterten[1]).

---

1) † Vgl. das Schreiben von Wilibald Pirkheimer an Johann Tscherte in Reichensperger: Ueber deutsche Kunst. Köln 1876. S. 21 ff. Ueber Dürers Verhältnis zur Reformation. Kaufmann l. c. S. 83 ff.

Fünftes Kapitel.

Fünftes Laterenconcil. — Die letzten Tage Julius II. — Das Zeitalter Leo X.

† 228. Am 3. Mai 1512 eröffnete Julius II. die fünfte Lateransynode [1]) in Person und mit der größtmöglichen Feierlichkeit. Um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, hatte der Papst eine Commission von acht Cardinälen eingesetzt, die zugleich Sorge tragen sollten für Abbestellung verschiedener Mißbräuche und Unordnungen, sowohl in der Stadt als an der Curie. „Es ziemt sich nicht, sagt er, daß da, wo die Wohnung der Heiligkeit und Ehrbarkeit sein soll, von wo die gerechten Gesetze ausgehen, wo der Mittelpunkt der Gerechtigkeit und Religion ist, daß da tiefgewurzeltes Verderben herrsche, wodurch Herz und Sinn der zum Concil erscheinenden Bischöfe beleidigt werden könnte" [2]). Am Vorabend, Sonntag den 2. Mai, hatte sich Julius im päpstlichen Ornate und in feierlicher Procession in einer Sänfte nach dem Lateran tragen lassen, gefolgt von 15 Cardinälen, 79 meist italienischen Patriarchen, Erzbischöfen und Bischöfen, 2 Aebten und 4 Ordensgeneralen. Die Rhodiserritter gaben das militärische Gefolge und waren auch die Wächter des Concils. Am folgenden Tage, den 3. Mai, am Feste von Kreuzerfindung erfolgte die feierliche Eröffnung. Mit der Tiara geschmückt wurde der Papst von den Rhodiserrittern nach der Lateranbasilika geleitet, wo der Cardinaldecan Rafael, Bischof von Ostia, das Amt celebrirte, nach dessen Beendigung der Augustiner-General Aegidius von Viterbo in freimüthiger Rede die Leiden der Zeit schilderte. Aegidius trug den Namen von seiner Vaterstadt; er war der berühmteste Kanzelredner und einer der gelehrtesten Männer jener Zeit, berühmt als Theologe, Dichter und Humanist. Im Hebräischen, Chaldäischen, Griechischen und Lateinischen besaß er umfassende Kenntnisse, so daß Bembo in humanistisch übertreibender Weise von ihm sagte: wenn alle Künste und Wissenschaften durch einen unglücklichen Zufall zu Grunde gehen sollten, könnten sie von dem einen Aegidius wieder restituirt werden [3]). Seine Eröffnungsrede, die er in classischem Latein gehalten, machte großes Aufsehen, Sadolet, der sie an Bembo sandte, bemerkt in seinem Begleitschreiben, daß sie mit vollstem Recht verdiente mit Gold aufgewogen zu werden. Nachdem Aegidius in ausführlicher Weise und in begeisterten Wor-

---

1) † Die Akten und Verhandlungen der Lateransynode hat der Cardinal Antonius de Monte gesammelt und 1520 mit päpstlicher Genehmigung edirt unter dem Titel: Concilium Lateranense V. generale novissimum sub Julio II. et Leone X. celebratum. Bei Harduin l. c. T. IX. p. 1561 ff. Labbé ed. Venet. 1732. T. XIX. p. 650 ff. — 2) † Raynald ad ann. 1512 n. 31. — 3) † Harduin l. c. p. 1575.

ten den hohen Werth und die unerläßliche Nothwendigkeit der periodisch abzuhaltenden Synoden dargethan[1]), nachdem er gezeigt, wie vor allem die gegenwärtige Zeit dieses außerordentlichen Hülfsmittels höchst bedürftig sei, wandte er sich in freimüthiger, nicht selten pathetischer Rede an den Papst selbst und schilderte in ergreifender Weise die Leiden und Gebrechen der Zeit. Wohl sei Julius der erste der Päpste, der mit weltlichen Waffen den Großen dieser Erde Achtung abgerungen und das Gebiet der Kirche erweitert, allein zwei wichtigere Aufgaben wären noch zu lösen, die Abhaltung eines Concils und der Kampf gegen den gemeinsamen Feind der Christenheit. Zur Verwirklichung dieser Aufgaben habe Gott auf fast wunderbare Weise den bereits todt geglaubten Papst wieder zum Leben gerufen, auf daß er der erstorbenen Kirche vermittelst einer Synode neues Leben einhauche. „So verlangt und befiehlt nun Gott, daß du, nach den Worten des Propheten, zerstörest, vernichtest und ausreißest die Irrthümer, die Ueppigkeit und das Laster, dagegen auferbauest, pflanzest und pflegest Mäßigkeit, Tugend und Heiligkeit." Eine ernste Aufforderung Gottes hiezu sieht Aegidius unter anderem in dem Verlust des päpstlichen Heeres bei Ravenna; es ist eine Mahnung, daß wir auf der Kirche fremde Waffen vertrauend unterliegen, auf daß wir zu unserem Rüstzeug zurückkehrend, wieder Sieger werden. Unsere Waffen aber sind: Frömmigkeit, Gottesdienst, Rechtschaffenheit, inniges Gebet; der Panzer des Glaubens und das Schwert des Lichtes. Mit diesen Waffen hat die Kirche im Anfang Afrika erobert, Europa gewonnen, Asien sich unterthan gemacht; nicht mit Blut und Eisen, sondern durch die Thaten des Glaubens und das Leben der Heiligkeit hat sie das Zeichen Christi durch den ganzen Erdkreis getragen. Sobald aber die Braut des Herrn, damals überall gekannt, überall sehnsuchtsvoll erwartet und freudig aufgenommen in ihrem strahlenden Goldgewande, sobald sie dieses Goldgeschmeide des hl. Geistes mit der eisernen Waffenrüstung des rasenden Ajax vertauscht, da gieng sie des durch das Blut der Apostel eroberten Reiches wieder verlustig; Asien und Jerusalem hat sie verloren, Afrika mußte sie verlassen, und von Europa ist ihr mit dem byzantinischen Reich und Griechenland ein gut Theil entrissen worden. Gottes Stimme ist es, die da spricht: wenn Moses die Hände sinken ließ und in Gebet und Flehen ermattete, wurde Josua besiegt und Amalek erhielt die Oberhand; so sehen wir auch in unseren Tagen, wo die Kirche das Gebet mit dem Schwert vertauscht, Muhammeds Macht ins Erschreckliche wachsen und wenn wir nicht dem Schwerte entsagen und zu den Altären unseres Gottes zurückkehren, wird er sich als göttliche Zuchtgeißel unserer Verkehrtheit, die ganze Erde unterwerfen. Nur zu gut sehe ich, daß, wenn nicht durch dieses Concil oder auf irgend eine andere Weise in unsern Sitten Wandel geschaffen wird, wenn wir nicht unser Haschen nach den Dingen dieser Welt, der Quelle alles Uebels, der Liebe zum Ewigen nachsetzen, daß es dann um die Sache der Christenheit geschehen ist, geschehen ist um unsere Religion. Höret die göttlichen Mahnrufe, die allenthalben an unser Ohr dringen und so eindringlich eine Synode, den Frieden und jenen heiligen Kreuzzug verlangen. Wann war denn unser Leben weichlicher, wann lüsterner die Sinnlichkeit, wann die Frechheit schamloser, wann die Verwegenheit in Reden und Schrift gegen alles Religiöse ungescheuter und strafloser? Wann war nicht die Gleichgiltigkeit, sondern direkte Verachtung des Heiligen, der Sacramente, der Schlüsselgewalt, der göttlichen Gebote größer? Wann wurde Religion und Glaube offener verhöhnt selbst von dem gemeinsten Pöbel?

---

1) † „Glücklich die Zeiten, welche die Synoden geschätzt, thöricht jene, die ihren Werth nicht erkannt, beklagenswerth die, welche sie verhindert!"

Wann war die Spaltung im Innern verderbendrohender, wann der Krieg gefährlicher, der Feind mächtiger, das Heer blutgieriger? Ist je unter allen Unglückstagen einer trostloser und beklagenswerther gewesen, als jener entsetzliche Ostermorgen bei Ravenna. Wenn nicht dreifaches Erz um unsere Brust geschlagen, so müssen wir in all diesem Stimmen von Oben erkennen, Stimmen des mahnenden und warnenden Gottes, daß du ein Concil veranstaltest, um die Kirchen zu bessern, daß du den zweifachen Krieg beilegest, der von allen Seiten zerfleischten Braut Christi den zweifachen Frieden verschaffest und die der Stadt und Italien drohenden Kriegsgefahren abwendest. Nicht darum handelt es sich, wie viele Ländereien wir besitzen, sondern darum, wie gerecht, fromm und eifrig wir seien im Dienste unseres Gottes; kurz darum, daß du nach so vielen Uebeln, so großem Unheil, so traurigen Unfällen auf Christus den Herrn hörest, der Petrus und seine Nachfolger auf die Synode hingewiesen, als das einzige Heilmittel aller Schäden, den sichern Hafen für das gefährdete Fahrzeug, die allein mögliche Art, die Gesammtheit zu festigen. Und du Petrus, sprach er, wenn du umgekehrt sein wirst, bestärke deine Brüder. Hörst du Petrus, hörst du Paulus, höret ihr erhabene Häupter, Schirmer und Leiter dieser Stadt Rom? Hört ihr, in welchen Abgrund der Leiden die durch euer Blut gegründete Kirche gestürzt worden? Sehet ihr die beiderseits niedergeworfenen Schlachtreihen, sehet ihr das Blutbad und die Niederlagen, sehet ihr die mit den Leichen der Erschlagenen bedeckten Gefilde? Sehet ihr die Erde, die in diesem Jahre mit mehr Blut als Regen getränkt worden? Sehet ihr die Jugendkraft der Christenheit, die in solcher Zahl dahingesunken, als sie nothwendig wäre zur Bekämpfung der Feinde unseres Glaubens? Uns aber bleibt nur die Vernichtung und der Untergang. So bringet denn Hülfe, eilet und rettet die Kirche, die ihr einst aus dem Rachen der Juden und der Tyrannen erlöst, rettet sie jetzt, bevor sie dem inneren Hader erliegt! Um dies fleht das ganze Volk, Männer, Frauen, jedes Alter und Geschlecht, der gesammte Erdkreis: es bitten die Väter, der Senat beschwört euch, der oberste Priester selbst ruft flehentlich, daß ihr ihn, daß ihr die Kirche, diese Stadt Rom, die Tempel, die Altäre, die Heiligthümer, daß ihr diese euere eigenen Häupter in schützende Obhut nehmet, daß ihr die Lateransynode, die heute vom Papst Julius II. eröffnet worden, festiget, auf daß sie durch die Kraft des hl. Geistes das Heil und die Rettung des Erdkreises erziele, auf daß die Kirche unter Leitung des göttlichen Geistes von allen ihren Makeln gereinigt und in früherem Glanz und Reinheit wieder erstrahle" [1]).

Nach dieser Rede begaben sich die Concilsväter in Procession an den für Abhaltung des Concils bereit gestellten Raum inmitten der Basilica. Von den Chorsängern wurde die Allerheiligen-Litanei mit den zugehörigen Gebeten, der Hymnus Veni creator spiritus, vom Cardinaldiacon von Aragon das Evangelium von der Aussendung der Jünger gesungen. Da der Papst etwas leidend war, ließ er durch den Cardinaldiacon die Eröffnungsrede vorlesen, folgenden Inhaltes: „Schon als Cardinal habe er wiederholt auf ein allgemeines Concil gedrungen, dessen Abhaltung er als Papst sofort beschlossen. Vor der Eröffnung aber habe er die vielen Streitigkeiten unter den Christen beilegen wollen, unterdessen aber habe die List des Feindes den Samen der Zwietracht in das Heiligthum selbst getragen. Damit diese pestartige Krankheit nicht weiter um sich greifen könnte, habe er mit Berufung dieser heiligen Versammlung nicht länger zögern zu dürfen geglaubt. So mögen denn die Concilsväter den vor Augen habend, welcher der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, Gott mehr als den Menschen zu gefallen suchen. „Mit der Hülfe

1) † Harduin l. c. p. 1576 ff.

Gottes hoffen wir durch dieses Lateranconcil alles Dorngestrüpp von dem Acker des Herrn entfernen, die verfallenen Sitten bessern, unter den christlichen Fürsten Frieden stiften und schließlich einen Kreuzzug gegen die unter sich selbst uneinigen Feinde des Glaubens bewerkstelligen zu können" [1]). Hiemit wurde das Concil für eröffnet erklärt und die erste Sitzung auf den 10. Mai anberaumt.

† 229. Dieser Bestimmung zufolge wurde die erste allgemeine Sitzung des Concils Montag den 10. Mai unter dem Vorsitz des Papstes gehalten. Anwesend waren 15 Cardinäle, 2 Patriarchen, 11 päpstliche Thronassistenten, 10 Erzbischöfe, 56 Bischöfe, 2 Aebte und 4 Ordensgenerale: Thomas, General des Predigerordens; Demetrius, Vicar der Minoriten; Aegidius, General der Augustiner-Eremiten und Bernhard, Vicar der Carmeliten. Außerdem waren zugegen der Gesandte des Königs von Spanien, und die Vertreter der Republiken von Venedig und Florenz, Angehörige der Orsini, Colonna und Rovere und drei Prioren des Johanniterordens. Der Cardinalbischof von Porto sang das Hochamt de spiritu sancto und der Erzbischof Bernhardin von Spalatro hielt die Predigt. Nachdem er die Erhabenheit und unbesiegbare Wahrheit des christlichen Glaubens dargethan, zeigt er, wie dieser Glaube in seiner Reinheit in der streitenden Kirche bewahrt werde, deren Oberleitung von Christus Petrus und dessen Nachfolger übertragen worden mit den Worten: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe!" „Welch süßere, lieblichere und herrlichere Weide aber könnte von deiner Heiligkeit, erhabener Oberhirte, den Gliedern, deinen Unterthanen gegeben werden, als die Einheit des Glaubens, der Glaube in der Liebe und die Liebe in ihrer alles umfassenden Werkthätigkeit. Hiedurch schwindet der Hader, die Kriege hören auf; Revolution, Verrath, Meineid, Sacrilegium, Mord, Wucher, Ausschweifung, Ehebruch, kurz all die fluchwürdigen Verbrechen, womit die Menschen sich beflecken, werden ausgerottet, und es treten Friede, Treue, Eintracht, Zuvorkommenheit, Mäßigkeit, Bescheidenheit, Festigkeit und Gerechtigkeit an deren Stelle. Das ist, sage ich, jene Weide, die uns zu wahren nicht bloß zu scheinbaren Gliedern Christi macht, zu starken, nicht kraftlosen, zu geraden, nicht verzerrten; jene Weide, die uns schließlich von der streitenden Kirche glücklich in die triumphirende hinüberführt. Zwei Uebel aber sind es vor allem, die uns in der streitenden Kirche beunruhigen und vom Wege zur triumphirenden abziehen: Herrschsucht, Genußsucht und Ehrgeiz, und das andere noch weit verderblichere, Häresie und Unglaube. Beiden mußt du, heiligster Vater, und wir alle, mit ganzer Kraft entgegentreten, damit nicht die gesammte Kirche verwirrt und entehrt werde. Ersterem Uebel wird am besten zu begegnen sein, wenn dieses versammelte Concil feierlich festsetzt und bestimmt, daß alle Herrscher mit ihrem Besitz zufrieden sein sollen und keiner seine Grenzen weiter ausdehnen dürfe; was aber in ungerechtem Kampf geraubt oder zerstört worden, soll zurückerstattet werden." Häresie und Unglaube sodann richten vornehmlich große Verwirrung an in der Kirche Gottes. Die Verwerflichkeit und Gefahr der Häresie zeigt sich an zahllosen Beispielen, von den Tagen der Apostel angefangen, durch alle Jahrhunderte herauf; Pflicht der Kirche und deren Leiter ist es, diese Gefahren durch Ausschluß und Bestrafung der Häretiker von der Gemeinde der Gläubigen möglichst fern zu halten. Der Unglaube sodann ist nach den Worten des hl. Thomas ein dreifacher: der der Heiden ist schwer, schwerer der der Juden, am schwersten

1) † Raynald ad ann. 1512 n. 39. Es sind dies in gedrängter Form dieselben Gedanken, wie sie in der Indictionsbulle ausführlicher dargelegt werden.

aber ist der der Christen. Zum Schluß schildert der Redner noch in ergreifenden Worten die Gefahren, welche der Christenheit von Seite der Türken drohen und sucht die Herzen zu einem allgemeinen Kampf gegen die Ungläubigen zu entflammen. „Nicht ohne tiefen und wehmuthsvollen Schmerz, und nur unter einem Strome von Thränen vermag ich mich zurückzuerinnern an die unmenschliche Wuth der Türken; sie in Worte zu kleiden, liegt außerhalb meiner Kräfte. Du weißt es, heiligster Vater! und ihr alle, wisset es, erhabene Väter! wie diese Feinde des christlichen Namens seit etwa 180 Jahren einen großen und zwar den fruchtbarsten Theil von Asien eingenommen, sodann einen nicht geringen Theil von Europa verheert und mit Strömen von Christenblut getränkt, ja bis nach Dalmatien haben sie ihr furchtbares Reich ausgedehnt, so daß dieses entsetzliche Volk, dieser Todfeind des christlichen Namens innerhalb einer einzigen Nacht die Städte deiner Heiligkeit in der Mark Ankona überfallen kann. Und sollte ich, ehrwürdige Väter! die Schrecknisse vergangener Tage erst zurückrufen müssen, liegt nicht des Entsetzens und der Greuel genug vor unseren Augen, welche diese Unmenschen gegen die Getauften des Herrn verüben? Die Söhne reißen sie aus den Armen der Eltern, die Säuglinge von der Brust der Mütter, die Frauen schänden sie im Angesicht ihrer Männer, die Jungfrauen entreißen sie den Armen der Mütter, um ihrer thierischen Lust zu fröhnen; die Eltern erdrosseln sie unter den Augen der Kinder; die jungen Männer spannen sie wie Ochsen vor den Pflug und zwingen sie, den Acker zu pflügen. Doch wozu noch weitere Worte? Diese Unmenschen kennen keine Achtung des Geschlechtes, keine Schonung der Jugend, kein Erbarmen mit dem Alter. Und dies alles, erhabener Oberhirte! ehrwürdige Väter! ich wiederhole es, dies alles berichte ich nicht etwa nur nach Hörensagen, nein, mit eigenen Augen habe ich es gesehen. So bitte und flehe ich denn, heiliger Vater! erbarme dich deiner Kinder und deiner Diener, erlöse und befreie sie, die der Sohn Gottes durch sein kostbarstes Blut vom ewigen Tode befreit, erlöse sie von einer schmählichen und entehrenden Knechtschaft. Habet auch ihr Erbarmen, ehrwürdige Väter! und haltet euch nicht etwa deßhalb für sicher, weil ihr noch fern von diesen Unmenschen wohnt. Niemand wohnt so entlegen, daß er nicht schließlich doch erreicht werden könnte. Haltet auch die Türken nicht für unbesiegbar, sie können besiegt werden und sind schon oft besiegt worden, und tausende von Christen, die unter ihrer grausamen Herrschaft seufzen, erwarten sehnsuchtsvoll die Ankunft deiner Heiligkeit und die Stunde der Erlösung" [1]).

Nach dieser Rede wurden die Litaneien mit den gewöhnlichen Gebeten verrichtet, der Papst ertheilte der Synode den Segen und nachdem der Cardinaldiacon von Aragon das Evangelium vom guten Hirten gesungen, hielt der Papst eine kurze Ansprache und ermahnte alle Synodalmitglieder, genau und eifrig zu überlegen, was der Kirche zum Frieden und Frommen diene; Bedacht zu haben auf die Beilegung des Schismas, die Reformation der Kirche, die Herstellung des Friedens unter den Christen und deren gemeinsamen Kampf gegen die Ungläubigen. Hierauf stimmte er den Hymnus Veni creator spiritus an, nach dessen Beendigung der Cardinaldiacon die Convocationsbulle vom 18. Juli 1511 verlas. Der Papst schildert hier zuerst das uns bereits bekannte Vorgehen der schismatischen Cardinäle und ihres Conciliabulums zu Pisa, das er in seinem Beginne wie ganzem Verlauf als ein durchaus unberechtigtes und frevles Attentat gegen die Kirche selbst brandmarkt. Eingehend weist er alle ihm gemachten Vorwürfe und Anschul-

1) † Harduin l. c. p. 1602 ff. Labbé Ed. Venet. T. XIX. p. 700 ff.

digungen als grundlose Verleumdungen zurück, in erster Linie die Behauptung, er habe sein beim Antritt des Pontificates gegebenes Versprechen der baldmöglichsten Abhaltung einer Synode gebrochen und diese selbst geflissentlich hintertrieben. Er zeigt, wie er bereits als Cardinal stets angelegentlich auf ein allgemeines Concil gedrungen und gerade deßhalb den Haß seines Vorgängers Alexander VI. in hohem Grade auf sich geladen, so daß er des öftern über die Alpen flüchten mußte. Als Papst sodann sei es seine erste und angelegentlichste Sorge gewesen, die christlichen Mächte mit einander zu versöhnen, um die Abhaltung des Concils und den gemeinsamen Kampf gegen die Türken möglich zu machen. In diesem Sinne habe er sich sofort gegen die zur Huldigung erschienenen Gesandten ausgesprochen, wovon die schismatischen Cardinäle selbst Zeuge sein müssen. Daß der gute Vorsatz nicht sofort habe ins Werk gesetzt werden können, sei weder seine noch die Schuld der Cardinäle der römischen Kirche, sondern in der Ungunst der Zeit gelegen, die mit Alexander begonnen und bis heute noch drückend auf Italien laste. Dringende Nothwendigkeit sei es vor allem gewesen, das Gebiet und die Rechte der römischen Kirche zurückzuerobern, wobei er aber das Concil nie außer Augen gelassen. Das Constanzer Decret Frequens, auf das sich die Schismatiker berufen, anlangend, so sei dieses seit 80 Jahren nicht mehr beachtet worden und selbst, wenn dies der Fall gewesen, stehe es doch wohl außer allem Zweifel, daß es in der Befugnis des Papstes liege, unter den genannten obwaltenden Hindernissen davon Umgang zu nehmen. Bezüglich der schweren Verbrechen, die ihm zur Last gelegt werden, erinnert der Papst daran, daß es stets eine Gepflogenheit der Schismatiker gewesen, die Ungerechtigkeit ihrer Sache durch rohe Schmähungen zu vertreten. Des weitern gibt er den Pisanern zu bedenken, wie es stets als ein Vorrecht des Papstes anerkannt worden, ein allgemeines Concil zu berufen, selbst wenn dieses in eigener Sache zu entscheiden hatte, wie z. B. bei Johann XXIII.; wie ferner die von ihnen festgesetzte Zeit von dreieinhalb Monaten unmöglich ausreiche, die zu einem allgemeinen Concil nöthigen Vorkehrungen zu treffen und wie endlich der Ort durchaus unpassend sei, da Pisa durch langjährige Kriege verheert und verwüstet worden. Sodann werden alle Personen und Orte des Conciliabulums, sowie alle, die auf was immer für eine Weise dasselbe fördern, begünstigen oder unterstützen mit Bann und Interdict belegt. Um aber seine gute Absicht zu bekunden, beruft der Papst diesem schismatischen Unterfangen gegenüber, kraft seiner apostolischen Vollmacht, auf Montag den 19. April 1512, ein allgemeines Concil in den Lateran, zur Ausrottung der Häresien, zur Unterdrückung des Schismas, zur Reformation der Sitten kirchlicher wie weltlicher Personen, soweit sie der Competenz des Concils unterstehen, zur Aussöhnung und Einigung der Christen und zu deren Ermunterung und Aufforderung zu einem Kreuzzug gegen die Ungläubigen [1]).

Nach Verlesung der Convocationsbulle, verlas derselbe Cardinal Farnese die zwei Prorogationsbullen vom 17. und 29. April 1512 und eine weitere Bulle, in welcher der Papst die während des Concils zu verrichtenden Gebete anordnete, um die Gnade und den Beistand Gottes auf das wichtige Werk herabzuflehen. Jeden Montag sollte in sämmtlichen Kirchen Roms die hiefür bestimmte Votivmesse gelesen und andere Gebete und gute Werke verrichtet werden. Allen, die hiedurch das Wirken der Synode unterstützten, wurden Ablässe verliehen. Der Canon der elften toletanischen Synode betreffs der geordneten Verhandlungen wurde strenge eingeschärft und erklärt, daß die Sitzordnung kein Präjudiz für die betreffenden Würdenträger sein solle. End=

---

1) † Harduin l. c. p. 1584 ff. Labbé l. c. p. 1681 ff.

lich ernannte der Papst die Beamten des Concils, die auch sofort beeidigt wurden. Constantin Conunat, Herzog von Macedonien und Fürst von Achaia, wurde zum Custos der Synode ernannt, in Verbindung mit den Conservatoren Roms. Den Rhodiserrittern wurde die persönliche Wache des Papstes übertragen, dann wurden vier apostolische Notare ernannt zur Besorgung der schriftlichen Sachen; ihnen wurden vier Secretäre beigegeben. Noch wurden zwei weitere Secretäre, vier Scrutatoren, vier Advocaten, drei Procuratoren und zwei Ceremonienmeister, Paris de Grassis und Balthasar von Viterbo aufgestellt. Zum Schluß wurde die nächste Sitzung auf den 17. Mai anberaumt.

† 230. Die zweite Sitzung wurde am festgesetzten Tage wiederum unter dem Vorsitz des Papstes gehalten. Anwesend waren 16 Cardinäle, 13 Patriarchen und päpstliche Thronassistenten, 10 Erzbischöfe, 64 Bischöfe, 2 Aebte und vier Ordensgenerale, außerdem die bei der ersten Sitzung genannten weltlichen Vertreter. Die Messe celebrirte der Cardinalpriester Thomas von St. Marcus, worauf der Dominicanergeneral Thomas de Vio Cajetanus eine Predigt hielt über den Text: „Und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem herabsteigen vom Himmel“[1]), wobei er die fünf Punkte: civitas, sancta, Jerusalem, nova, descendens de coelo, in ihrer Anwendung auf die römisch-katholische Kirche des weitern ausführte. Die Gemeinschaft der Christen ist in Wahrheit eine Stadt, umschlossen und vertheidigt nicht durch einen irdischen Wall und hinfällige Mauern, sondern durch die zahllose Menge der Gläubigen. Alle die einzelnen Erfordernisse einer Stadt hat diese christliche Gemeinschaft in höchster Vollendung; vor allem zeigen dies ihre hl. Sacramente. Durch das Sacrament der Ehe pflanzt sie die Menschheit fort, durch die Taufe gebiert sie die Kinder Gottes, sie nährt sie durch das Fleisch Jesu Christi, durch die Kraft des hl. Geistes stärkt und kräftigt sie dieselben, sie heilt sie von ihrem Fall durch die Buße und tilgt alle Makel menschlicher Schuld durch die Salbung mit heiligem Oel. Außerdem hat diese Stadt noch viele andere heilige und herrliche Gaben: sie hat Apostel, Evangelisten, Propheten, Hirten, Lehrer, Martyrer; sie hat die Lehren der Weisheit und all die verschiedenen Gaben des hl. Geistes; sie hat die Macht, den Himmel zu schließen und zu öffnen, so daß, was auf Erden gelöst oder gebunden wird, als solches auch im Himmel gilt. Noch nicht genug! Diese Vereinigung der Gläubigen besitzt auch die Offenbarungen und Erleuchtungen der Engel, wie sie auch unter deren Schutz steht, da sie mit ihnen ja nur eine Gemeinschaft bildet, und so sind ihre Angehörigen in Wahrheit nicht mehr Fremdlinge und Gäste, sondern Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes; alle sind Glieder am mystischen Leibe Jesu Christi und als solche aufs innigste mit einander verbunden. Diese Stadt ist somit in Wahrheit eine heilige, heilig durch die Wahrheit, die sie fehlerfrei bewahrt, heilig durch die Liebe, die sie mit Christus und Christus mit ihr vereint. Sie ist das neue Jerusalem, die Stadt des Friedens, nach diesem Frieden geht all ihr Streben und all ihr Sehnen; es ist aber der wahre Friede, der Friede, der von Gott kommt und den Christus seiner Kirche hinterlassen; nicht wie die Welt ihn gibt, sondern ein Friede, der da ist das Band der Liebe, die Ruhe der Seele, die Einfalt des Herzens und die Theilnahme an der Gottheit. Es ist dies das neue Jerusalem, denn der da auf dem Throne sitzt, hat alles neu gemacht, ein neues Herz, einen neuen Menschen, ein neues Gesetz. Oder was könnte mehr den Anspruch auf Neuheit erheben, als daß

1) † Apoc. 21, 2.

Gott Mensch geworden und wiederum der Mensch Gott, und daß dieser Gottmensch ans Kreuz geschlagen, mit Dornen gekrönt und mit unsagbarer Schmach bedeckt worden, daß er durch sein Kreuz, seinen Tod und seine Wunden die Hölle besiegt, zum Himmel gefahren und nun zur Rechten des Vaters thront? Was ist mehr neu, als daß dieser Gottmensch arme, ungelehrte und verachtete Männer zu seinen Schülern auserwählt und daß diese die ganze Welt vollständig umgestaltet haben? Diese neue gottmenschliche Gesellschaft aber kann nicht von der Erde stammen, denn, was vom Fleische kommt, ist Fleisch; es ist daher selbstverständlich, daß diese Stadt vom Himmel herabgestiegen. Gott hatt nemlich hier auf Erden eine der himmlischen Ordnung ähnliche Regierung eingesetzt, indem er wollte, daß die oberste Leitung nicht bei allen, auch nicht bei mehreren, sondern in der Hand eines einzigen sich befinde, des Stellvertreters Jesu Christi, des obersten Hirten der Heerde Gottes. Hiemit leitet der Redner dann auf die schismatische Versammlung zu Pisa über, von der er zeigt, daß sie nicht die hl. Stadt, sondern der babylonische Thurm, die Stadt der Verwirrung sei, die nicht vom Himmel herabgestiegen, sondern Lucifer vergleichbar von dort herabgestürzt worden. Zum Schluß fordert er das Concil und den Papst auf, alles aufzuwenden, diesem Uebel ein Ende zu machen[1]).

Nachdem der Redner geendet, verlas ein päpstlicher Secretär einen Allianzvertrag zwischen dem Papst und Heinrich VIII. von England und nach diesem Thomas Phädra, päpstlicher Legat und Secretär des Concils, ein Beglaubigungsschreiben von König Ferdinand von Aragon, worin dieser für sich und seine Tochter Johanna, Königin von Castilien, als Specialprocurator für das Concil seinen dermaligen Gesandten am päpstlichen Hofe Hieronymus de Vich bestellte. Das Schreiben ist datirt von Burgos den 2. Dezember 1511. Nach Verlesung dieser Urkunden wurden die Litaneien mit den üblichen Orationen gebetet, von den Concilsvätern dem Papste Obedienz geleistet, worauf sie von diesem den Segen erhielten. Hierauf sang der Cardinaldiacon von Aragon das Evangelium: Hütet euch vor den falschen Propheten, der Papst stimmte das Veni creator spiritus an, nach dessen Vollendung der Erzbischof von Spalatro eine päpstliche Bulle verlas, datirt vom Tage der Sitzung, durch welche Julius unter Zustimmung des Concils alle Handlungen des Conciliabulums als null und nichtig verdammt, dagegen das Lateranconcil und dessen Bestimmungen sanctionirte. Die dritte Sitzung wurde auf den dritten November anberaumt wegen der in Rom herrschenden großen Hitze und um die Ankunft weiterer Concilsväter abzuwarten, sowie aus anderen triftigen Gründen.

† 231. Unterdessen war der Kriegslärm in Italien noch nicht verstummt. Die unmittelbare Gefahr für Rom war zwar entfernt, allein jeden Augenblick konnte ein neuer Brand ganz Italien in Flammen setzen. Schweizer, Spanier, Deutsche und die Contingente der verschiedenen einheimischen Staaten standen noch kampfbereit in Italien, wo sie vielfach Städte und Landschaften ebenso brandschatzten, wie die Franzosen, die immer weiter über die Alpen zurückgedrängt wurden. Bei den widerstreitenden Interessen der einzelnen Mächte konnte der geringste Zwischenfall bei Vertheilung der Beute neue gefährliche Kämpfe entzünden. Ein Congreß der Verbündeten sollte, wie wir gesehen[2]), zu Mantua die schwierigen Fragen lösen und friedliche Verhältnisse anbahnen. Für diesen Congreß suchte der Papst vor allem den Kaiser zu gewinnen, der noch im offenen Kampfe gegen Venedig stand. Wir haben

---

1) † Harduin l. c. p. 1618 ff. Labbé l. c. 719 ff. — 2) † Siehe oben S. 301.

bereits gesehen, daß Maximilian dem Vorgehen der schismatischen Cardinäle keineswegs abgeneigt war, wenn er auch eine mehr passiv abwartende Stellung einnahm. Sein Versuch, auf einer Augsburger Versammlung die deutschen Prälaten für das Pisanum zu gewinnen, war mißglückt. Den gleichen Erfolg hatte ein zweiter Versuch auf dem Reichstag zu Trier, später nach Cöln verlegt, April 1512. Hier war in Anwesenheit des päpstlichen Legaten Campegius, der Gesandten der Könige von Frankreich, England und Polen über die Stellung verhandelt worden, die man dem Pisanum gegenüber einzunehmen habe, aber es zeigte sich auch hier nicht viel Sympathie für das Conciliabulum. Die allgemeine Ansicht gieng dahin, man soll das vom Papst ausgeschriebene Lateranconcil beschicken. Ein anderer Versuch des Kaisers und des Königs von Frankreich, die Könige von Dänemark-Norwegen und Schottland für das Pisanum zu gewinnen, war gleich erfolglos geblieben; diese sandten vielmehr ihre Vertreter nach Rom, um Papst Julius II. und dem etwa von ihm berufenen oder zu berufenden Concil Obedienz zu leisten [1]). Bei dieser Stimmung hielt es der Kaiser auch seinerseits für angezeigt, abermals mit dem Papst in Unterhandlung zu treten und einen Bevollmächtigten zum Congreß nach Mantua zu senden, aber mit der Bedingung, „daß es ihm nicht wieder gehe wie das erstemal.“ Als Vertreter sandte der Kaiser auf ausdrücklichen Wunsch des Papstes seinen innigsten Vertrauten, Bischof Lang von Gurk, und übertrug ihm durch Diplom von Cöln die ausgedehntesten Vollmachten. Im August 1512 trat der Congreß zu Mantua zusammen und verhandelte zunächst über Mailand. Der Kaiser willigte endlich in die Belehnung Maximilians Sforza mit dem Herzogthum, er aber das Erbe seiner Väter nur sehr verkleinert zurückerhielt. Die Schweizer nahmen Locarno, Lugano und Chiavenna, andere Theile rissen die Venetianer weg, der Papst behielt Parma und Piacenza, während eine zielbewußte italienische Politik ein starkes Herzogthum Mailand schaffen mußte, als kräftige Vormauer gegen Frankreich. Schlimmer noch ergieng es zu Mantua der Republik Florenz und deren seit 1502 lebenslänglichem Gonfaloniere Soderini [2]). Nach Beendigung dieser Verhandlungen reiste Lang in Begleitung des venetianischen Gesandten nach Rom zum Papst, wo er am 4. November bei schon eingebrochener Nacht ankam und mit ausgesuchter Pracht, wie ein Souverän, empfangen wurde [3]). Die Verhandlungen mit Venedig gediehen aber zu keinem Resultat, da die stolze Lagunenrepublik, trotz der dringlichen Mahnungen und Zureden des Papstes nicht in die Abtretung von Verona und Vicenza willigen wollte. Dagegen kam am 18. November ein Vertrag zwischen Kaiser und Papst zu Stande, worin festgesetzt wurde: „daß künftig zwischen ihnen eine reine Einheit sein solle, wahre Eintracht, beständige Freundschaft und daß der eine gehalten sei dem anderen beizustehen, gegen wen es sei, zur Vertheidigung und Erhaltung ihrer Personen, ihres Staates, ihrer Länder und Provinzen“ [4]). Der Papst seinerseits trat vom Bündnis mit Venedig zurück und versprach, es mit dem Interdict zu belegen; auch der König von Spanien

---

1) † Raynald ad ann. 1512 n. 82—90. Daß Maximilians Opposition gegen Julius ein leeres Scheinmanöver zur Täuschung Frankreichs gewesen, wie Schopf will (l. c. S. 140) möchten wir den positiven historischen Zeugnissen gegenüber doch nicht annehmen. Richtig ist, daß er sich gegenüber dem feindseligen Vorgehen Frankreichs stets in gewisser vorsichtiger Reserve hielt. Siehe oben S. 297. — 2) † Siehe oben S. 300. — 3) † Eine ausführliche Beschreibung der Ankunft Langs in Rom gibt uns Pierius Valerianus, Augenzeuge der Festlichkeiten. Bei Freher, rer. germ. script. II. p. 573 ff. — 4) † Schopf l. c. Seite 44.

schloß sich diesem Bunde an und seine in Oberitalien stehende Armee sollte den Kaiser unterstützen, wogegen sich Maximilian verpflichtete, die Feinde des Papstes nicht zu begünstigen und das Laterenconcil anzuerkennen.

Dieser Bund wurde am 25. November feierlich verkündigt in St. Maria del Popolo, welcher Feier der kaiserliche Bevollmächtigte als Cardinal anwohnen sollte. Der Papst hatte dem neu Creirten die Insignien der neuen Würde in seine Wohnung gesandt, Lang aber wollte keinen Gebrauch davon machen und erschien nur als Bischof [1]).

† 232. Wegen der erwarteten Ankunft des kaiserlichen Statthalters und der darauf folgenden wichtigen Verhandlungen, konnte die dritte Sitzung nicht am anberaumten Termin stattfinden; durch Bulle vom 31. October hatte sie der Papst auf den 3. Dezember vertagt. Sie wurde wiederum unter dem Vorsitze des Papstes abgehalten; anwesend waren 17 Cardinäle, 94 Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe, 2 Aebte und 4 Ordensgenerale, außerdem Bischof Lang als Vertreter des Kaisers sowie der kaiserliche Gesandte, der des Königs von Spanien und der Markgraf von Mantua. Die Messe celebrirte der Cardinalbischof von Präneste, worauf Bischof Alexius von Melfi eine Predigt hielt über die Einheit der Kirche [2]). Es wurden dann wie gewöhnlich die Litaneien mit den zugehörigen Gebeten, das Veni creator und das Evangelium vom guten Hirten gesungen. Hierauf verlas ein Secretär des Concils die Vollmachtsurkunde Kaiser Maximilians, wodurch der Bischof von Gurk, Matthäus Lang, ermächtigt wird, in seinem Namen alles zu widerrufen, was in Frankreich, zu Tours und zu Pisa gegen den Papst geschehen, und seinen Beitritt zum Lateranconcil zu erklären. Nach Verlesung dieses Diploms leistete Lang kraft desselben im Namen des Kaisers feierlichen Widerruf und anerkannte das gegenwärtige Lateranconcil in aller Form als eine die Gesammtkirche repräsentirende rechtmäßige Versammlung, worauf er, vom kaiserlichen Gesandten Albert de Carpi begleitet, den Fußkuß leistete. Nun wurden vom Promotor Marianus de Cuccinis sämmtliche Prälaten und weltlichen Fürsten, die noch nicht beim Concil erschienen, noch auch Vertreter gesandt, nochmals unter Androhung der üblichen Strafen dreimal feierlich vorgeladen. Einen Prozeß gegen die Renitenten einzuleiten, wollte der Papst auf die folgende Sitzung verschoben wissen. Paris de Grassis [3]) berichtet, daß nun eine große Zahl von Vertretern dänischer, polnischer, ungarischer, spanischer und auch italienischer Bischöfe vorgetreten und die Beglaubigungsschreiben derselben vorgelegt, unter der eidlichen Versicherung, ihre Mandatare wären durch rechtliche Ursachen am Erscheinen verhindert, und der Pabst habe diese Entschuldigungen für begründet erklärt. Hierauf verlas der Bischof Petrus Griffi von Forli eine Excommunicationsbulle, welche der Papst bereits am 13. August desselben Jahres gegen Frankreich und die damals zu Lyon tagende schismatische Versammlung erlassen. Die Cardinäle Bernhardin Carvajal, Wilhelm Briçonnet, Renatus de Prie und Friedrich von San Severino werden abermals, sowie alle ihre Anhänger und Begünstiger als Söhne der Verdammung, als Häretiker und Schismatiker excommunicirt, und all ihre Handlungen und Beschlüsse für null und nichtig erklärt. Sodann wird ganz Frankreich und vor allem die Stadt Lyon, als damaliger Versammlungsort des Conciliabulums mit Ausnahme des Herzogthums Bretagne mit

---

1) † Raynald ad ann. 1512 n. 90. In den Akten der dritten Sitzung des Lateranconcils wird er nicht als Cardinal, sondern nur als Bischof von Gurk aufgeführt. — 2) † Harduin l. c. 1631. Labbé l. c. p. 736 ff. — 3) † Raynald ad ann. 1512 n. 95. Die Akten des Concils dagegen wissen hievon nichts.

dem Interdict belegt, wegen der vom König und den französischen Großen, geistlichen wie weltlichen der Versammlung geliehenen Beschützung und geleisteten Unterstützung. Außerdem werden die zu Lyon bisher gehaltenen großen Handelsmessen verboten und nach Genf verlegt. Nach Verlesung dieser Sentenz antworteten alle Väter auf Befragen mit: placet. Die nächste Sitzung wurde auf den 10. Dezember anberaumt, worauf der Papst das Te Deum anstimmte, nach dessen Beendigung er sich in den Vatican zurückzog [1]).

† 233. Die vierte Sitzung wurde zur festgesetzten Zeit und wiederum unter dem Vorsitz des Papstes gehalten. Anwesend waren 19 Cardinäle, 96 Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe, 4 Aebte und vier Ordensgenerale, die Gesandten des Kaisers, des Königs von Spanien, die von Florenz und die der Eidgenossen. Das Heiliggeist-Amt sang der Cardinalpriester Nicolaus vom Titel der hl. Prisca, und der päpstliche Notar Christophorus Marcellus von Venedig hielt die Predigt. Er sprach über die Pflicht eines Fürsten, seinen Staat gut und gerecht zu regieren und zu verwalten, ein Thema, das er sich nicht deßhalb gewählt, „um den Papst etwa an eine Pflichtversäumnis zu mahnen, sondern damit alle deine trefflichen Eigenschaften und herrlichen Regententugenden erkennen, sich unter solcher Leitung glücklich schätzen und zu freudigem Gehorsam ermuntert werden." Hierauf wurde das Beglaubigungsschreiben des venetianischen Gesandten Franciscus Foscari vom 10. April 1512 verlesen, und sofort ein Schreiben Ludwigs XI. von Frankreich an Pius II. publicirt, wodurch ersterer unter dem 27. November 1461 von Tours aus die Pragmatische Sanction feierlich widerruft. Auf Antrag des Concils erließ nun der Papst ein Monitorium, wodurch die geistlichen und weltlichen Großen Frankreichs, die Capitel und Klöster, die Parlamente, wie einzelne Laien aufgefordert werden, binnen 60 Tagen vor dem Concil zu erscheinen, um die Rechte der Pragmatischen Sanction zu vertheidigen. Nach Umlauf dieser Zeit werde in der fünften Sitzung des Concils, die auf den 16. Februar 1513 anberaumt wird, über genannte Pragmatik nach den canonischen Gesetzen verhandelt und beschlossen werden. Da die Publication dieses Monitoriums in Frankreich selbst nicht möglich ist, soll dasselbe an den Kirchenthüren zu Mailand, Asti und Pavia angeschlagen werden. Es wurden sodann noch frühere Verordnungen von Julius II. verlesen, wodurch eine Generalreform der päpstlichen Curie und deren Beamten angeordnet worden. Diese Angelegenheit, wie auch die Untersuchung über die Pragmatische Sanction sollte aber an eine Specialcommission des Concils gegeben und hierüber dann in der folgenden Sitzung Bericht erstattet werden. Zum Schlusse überreichten die Delegirten einzelner spanischer und italienischer Bischöfe, darunter der des Bischofs von Ceuta, des einzigen Afrikaners auf dem Concil, ihre Beglaubigungsschreiben. Es ist dies die letzte Sitzung, der Julius II. persönlich präsidirte [2]).

† 234. Die fünfte Sitzung wurde am festgesetzten Tage (16. Februar 1513) gehalten, der Papst aber war so bedenklich erkrankt, daß er nicht mehr am Concil theilnehmen konnte; an seiner Stelle präsidirte der Cardinalbischof von Ostia. Anwesend waren 111 Concilsväter; 19 Cardinäle, 83 Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe, 5 Aebte und 4 Ordensgenerale, außerdem die Gesandten des Kaisers, des Königs von Spanien und die Vertreter von Venedig und Lucca. Der Patriarch Alfons von Antiochien celebrirte die

---

1) † Harduin l. c. p. 1623 sqq. Labbé l. c. p. 727 sqq. — 2) † Harduin l. c. p. 1635 sqq. Labbé l. c. p. 743 sqq.

Heiliggeist-Messe und der Erzbischof von Siponto hielt die Predigt über den Vortheil eines allgemeinen Concils und die hochherzige Weisheit Julius II., der gegenwärtiges Lateranconcil berufen. Sodann ermahnte er die Väter zur Wiederherstellung von Gerechtigkeit, Einheit und Frieden unter dem christlichen Volke, drei himmlische Gaben, die durch der Menschen Bosheit und der Zeiten Ungunst vernichtet zu sein scheinen. Nach Verrichtung der üblichen Gebete und Ceremonien wurde das Beglaubigungsschreiben des Gesandten von Lucca verlesen, hierauf folgte die Veröffentlichung der Constitution, die Julius II. schon im zweiten Jahre seines Pontificates 1505 gegen eine simonistische Papstwahl erlassen [1]), ein Verbrechen, das mit den schwersten Strafen belegt wurde. Jede simonistische Papstwahl ist null und nichtig, wie immer auch die Simonie begangen worden sein mag, sei es durch Geben, Versprechen oder Empfangen von Geld, irgendwelcher Güter, Castelle, Aemter, Beneficien, gemachte Versprechungen oder eingegangene Verpflichtungen beliebiger Art; mag die Wahl durch Zweidrittel Mehrheit oder einstimmig, durch Acceß oder Acclamation erfolgt sein. Nicht nur ist eine solche Wahl nichtig, und hat der angeblich Gewählte keinerlei Gerechtsame weder in geistlichen noch weltlichen Angelegenheiten, es kann und soll gegen einen solchen von jedem beliebigen Cardinal, welcher der Wahl angewohnt, als gegen einen notorischen Häretiker eingeschritten werden, auf daß er von Niemanden als römischer Papst anerkannt werde. Er selbst aber geht nicht nur der früheren Cardinals- wie auch aller anderen Würden verlustig, er verliert auch sämmtliche Aemter und Beneficien ohne vorherige Sentenz eo ipso, unter welchem Titel immer er sie innegehabt. Ein solcher Art Gewählter soll nicht für einen apostolischen Oberhirten, sondern für einen Apostaten und wie Simon Magus für einen Häretiter gehalten werden, der für jegliche kirchliche Würde auf immer unfähig geworden ist. Solch simonistische Wahl kann weder durch die nachfolgende Inthronisation, noch durch irgend welchen juridischen Akt von seiner oder von Seite der Cardinäle und noch weniger durch Verjährung rechtskräftig werden. Gegen einen solchen Pseudopapst dürften die Cardinäle, die sich solcher Wahl widersetzten, falls der Intrusus auf Grund derselben sich gewaltsam des Kirchenregiments bemächtigen wollte, selbst den weltlichen Arm zu Hülfe rufen. Die Cardinäle aber und alle, die zu einer simonistischen Wahl mitgewirkt, verlieren gleichfalls alle ihre Beneficien und Würden, falls sie sich nicht von dem simonistisch Gewählten trennen und nach erfolgter Mahnung der anderen Cardinäle sich mit diesen innerhalb 8 Tagen vereinigen, zur Vornahme einer wirklichen und gültigen Neuwahl. Zu einer solchen sollen die nicht simonistischen Cardinäle ohne weiteres schreiten; auch die simonistischen sind hiezu zuzulassen, falls sie sich von ihrem Erwählten getrennt, für das Verbrechen Buße gethan und mit den anderen sich vereinigen wollen. Selbst ein allgemeines Concil dürften die Cardinäle in einem solchen Falle berufen, ohne Rücksicht auf irgendwelche hiegegen erlassene päpstlichen Constitutionen und Verordnungen, die alle für den gegebenen Fall als aufgehoben zu betrachten sind. Diese Constitution wurde von Julius II. dem Lateranconcil vorgelegt, mit einer Begleitungsbulle, worin der Papst erklärt: „In Erwägung, von welch weittragenden Folgen und großem Verderben die Wahl unwürdiger Stellvertreter Christi sein muß und welch unermeßlichen Schaden hiedurch der christlichen Religion zugefügt werden könne, vor allem in gegenwärtiger ernster Zeitlage; in der Absicht ferner, der List und Schlauheit des Feindes, wie menschlichem Ehrgeiz und Vermessenheit soviel in unseren Kräften steht entgegenzuarbeiten,

1) † Die Constitution scheint nicht ohne Bezug auf die Wahl Alexanders VI. zu sein.

haben wir obige Bestimmung mit allen einzelnen Verordnungen, Decreten, Strafen und verschiedenen Clauseln unter Beirath und Zustimmung dieses Lateranconcils noch einmal kraft unserer apostolischen Vollgewalt erneuern und bestätigen wollen; nicht als ob sie einer solchen zu ihrer Gültigkeit erst bedürftig wäre, sondern auf daß sie um so genauer und gewissenhafter Nachachtung fände, je offenkundiger es ist, daß sie nach reiflicher und sorgfältiger Prüfung durch das hl. Concil erneuert und durch die Zustimmung so vieler und so erhabener Väter bekräftigt worden ist. So wird jeglicher List und Schlauheit der Boden entzogen und der Bosheit alle Machinationen gegen die heilsame Constitution abgeschnitten" [1]).

Bei der Abstimmung über obige päpstliche Verordnung stimmten alle Väter mit placet, nur fünf gaben gesonderte Vota ab. Der Bischof von Tortona, Johann Dominicus Zazi, enthielt sich der Abstimmung, weil er über die Angelegenheit nicht hinlänglich unterrichtet sei. Ein zweiter Bischof billigte den Inhalt, aber nicht die Form der Bulle. Der Bischof von Castro wollte, daß die verhängten Strafen etwas gemildert würden. Bischof Scaramuzza von Como wollte die notorische Simonie bestraft wissen, die geheime aber erst nach erfolgter Sentenz eines allgemeinen Concils. Alexander von Alessandria endlich gab eine der vorigen ähnliche Erklärung ab.

Hierauf wurde ein Schreiben des kranken Papstes verlesen, worin er den Wunsch ausspricht, die beiden in der letzten Sitzung besprochenen Angelegenheiten, Reform der päpstlichen Curie und Verhandlung über die Pragmatische Sanction möchten bis zur nächsten Sitzung verschoben werden. Er wünscht die wichtigen Verhandlungen persönlich zu leiten, woran er in dieser Sitzung durch Krankheit verhindert sei. Mit Gottes Hülfe hofft er bis zur nächsten Sitzung, die er auf den 11. April anberaumte, soweit wieder hergestellt zu sein, um persönlich am Concil theilnehmen zu können. Zum Schluß folgte noch die Verlesung der Schreiben von 14 abwesenden Bischöfen, welche für sich Procuratoren beim Concil bestellten [2]).

† 235. Während diese fünfte Sitzung im Lateran gehalten wurde, lag Julius II. todtkrank im Vatikan; seine Hoffnung, der folgenden Sitzung wieder präsidiren zu können, sollte nicht in Erfüllung gehen. Wie übrigens Paris de Grassis berichtet [3]), war der Papst über die Gefahr seines Zustandes recht wohl unterrichtet und bereitete sich ernstlich auf den Tod vor. Seit dem 4. Februar 1513 zehrte ein schleichendes Fieber seine Kräfte rasch auf, dazu kam anhaltende Schlaflosigkeit und ein hartnäckiger Durchfall. Sofort ließ er seinen Ceremonienmeister Paris de Grassis zu sich rufen und beauftragte ihn mit der Sorge seines Leichenbegängnisses, das weder zu prunkhaft und pompös, noch auch zu armselig und unwürdig sein sollte. Er dankte der Barmherzigkeit Gottes, daß ihm die große Gnade geworden, sich auf den Tod wohl vorbereiten zu können, so daß er ihn nicht, wie so manchen andern, rasch und unvermuthet von hinnen rufen könne. Am 20. Februar sodann, am zweiten Sonntag in der Quadrages, empfing er aus den Händen des Cardinaldecans, des Bischofs von Ostia, mit großer Inbrunst die hl. Sterbesacramente. Auf die Frage des Decans, ob er den Cardinälen, die ihn ohnedies um seinen Segen bitten möchten, nicht noch einige Ermahnungen zu geben hätte, ließ er sie in sein Sterbezimmer rufen. Als sie erschienen, sprach er zu ihnen, daß er nun am Ende seines Lebens angekommen und bereits die Nähe des Todes fühle. Er bat sie um ihr Gebet und ihre Fürbitte für seine

1) † Harduin l. c. p. 1660. — 2) † Harduin l. c. p. 1661. — 3) † Raynald ad ann. 1513 n. 1.

Seele, da er ein großer Sünder gewesen und die Kirche nicht, wie er sollte, regiert habe. Er ermahnte sie zur Gottesfurcht und Beobachtung der kirchlichen Gebote, vor allem gebot er ihnen, seiner Bulle gegen die Simonie gemäß, nach seinem Ableben die Wahl seines Nachfolgers fleckenlos vorzunehmen. Diese Wahl müsse aber dem Einfluß des Concils entzogen werden und stehe ausschließlich dem Cardinalscollegium zu. Die abwesenden Cardinäle müssen zur Wahl zugelassen werden, aber nur die rechtmäßigen, nicht auch die schismatischen. Diesen letzteren verzeihe er als Julian von Rovere und als Mensch alle ihm angethane Unbill, als Julius und Papst aber müsse er unbedingt verlangen, daß Gerechtigkeit walte, so daß genannte Cardinäle nicht nur nicht zur Wahl, sondern nicht einmal in die Stadt zuzulassen seien, da nach seiner Ansicht die Stadt Rom durch ihre Anwesenheit befleckt würde. All dies sagte der Papst in lateinischer Sprache und in feierlichem Tone, wie in einem Consistorium. Sodann äußerte er noch in italienischer Umgangssprache den Wunsch, sein Neffe, der Herzog von Urbino, möchte zum beständigen Vicar von Pesaro ernannt werden, das er durch eigene große Anstrengung und mit dem Geld des Cardinals von Mantua erworben, dem er aber diese Ausgaben wieder zurückerstatten solle. Sämmtliche anwesenden Cardinäle gaben ihre Zustimmung zu dem Gesagten, worauf ihnen der Papst noch seine Familie empfahl und ihnen dann weinend den Segen ertheilte [1]). Um die zehnte Stunde der Nacht vom 20. auf den 21. Februar 1513 entschlief Julius II. in einem Alter von 70 Jahren, nach einer Regierung von 9 Jahren 3 Monaten und 20 Tagen. Er wurde in St. Peter neben seinem Oheim Sixtus IV. beigesetzt, das großartige Grabdenkmal, dessen Ausführung er Michel Angelo übertragen [2]), hat seine sterblichen Reste nie aufgenommen.

Das Urtheil über Julius II., unbestritten einer der gewaltigsten Päpste aller Zeiten, ist verschieden ausgefallen; Tadler vor allem fehlen nicht und ihr Verdikt gilt in erster Linie dem kriegerischen Papst, der zwar ein recht tüchtiger weltlicher Herrscher, aber eben kein Stellvertreter Christi gewesen, und durch die Ironie des Schicksals, statt auf einen Fürstenthron, auf die Kathedra Petri erhoben worden sei. Unserer Ansicht nach liegt hier eine ungerechte Anwendung einer an sich gerechten Forderung vor, insofern ein allgemein richtiger Grundsatz, im speciellen Fall doch ungerecht und unbillig werden kann. Kriegstüchtigkeit wird im allgemeinen nie als wünschenswerthe Eigenschaft eines Papstes gelten können und es wäre zu wünschen, daß nie ein Papst in die Lage kommen möchte, zum weltlichen Schwerte greifen zu müssen. Nichtsdestoweniger können Zustände geschaffen werden, die auch einem Papst das Schwert gewaltsam in die Hand drücken, um sich die ungehinderte Ausübung seines erhabenen Amtes zu sichern, so daß sorglose Unthätigkeit ihn zum feigen Verräther an seiner Stellung und Pflicht machen würde. Daß aber die Lage im Beginne des Pontificates von Julius II. wirklich derartig gewesen, haben wir bereits oben gesehen [3]), und auch Machiavelli ist uns hiefür Zeuge. „Einst, sagt er, glaubte selbst der kleinste Baron die päpstliche Macht mißachten zu dürfen [4]) jetzt flößt sie selbst einem König von Frankreich Respect ein.“ Dabei soll nicht in Abrede gestellt werden, daß Julius sein Ziel zu leidenschaftlich verfolgte, allein dies ist Sache seines Temperaments, wie er ja überhaupt alles mit Kraft und Energie erfaßte. Daß Julius auch als Papst mit ganzer Seele an seinem Vaterland gehangen, das er von der

1) † Raynald ad ann. 1513 n. 7 u. 8. — 2) † Siehe oben S. 401. — 3) † Seite 287. — 4) † Daß es soweit gekommen, ist zu beklagen, war aber nicht Schuld von Julius II., wie es gleichfalls nicht ihm zur Last fällt, daß nach Herstellung der äußeren Macht die innere Reform, die er nur noch wollen konnte, nach seinem Hingang nicht energisch angegriffen und durchgeführt wurde.

Herrschaft des Auslandes zu befreien strebte [1]), mag als unkatholischer Particularismus erscheinen, ist aber eine seltsame Anklage im Munde derer, die da glauben, der Stuhl Petri ertödte jeglichen Patriotismus und mache vaterlandslos. Den weiteren Vorwurf, der Papst habe über der äußeren Macht die innere Reform der Kirche verkannt und vernachlässigt, müssen wir gleicherweise als ungerecht und unwahr zurückweisen. Daß er ein offenes Auge hatte für die wunden Stellen, für die Auswüchse und Mißbräuche im Leben der Kirche, und vor allem am päpstlichen Hofe selbst, das erhellt doch aus oben besprochenen Documenten mit hinlänglicher Bestimmtheit. Bei dem gewaltigen Geiste aber, mit dem er alles erfaßte, und das einmal Gewollte mit unbezwinglicher Energie durchführte, läßt sich mit gutem Recht vermuthen, daß er auch hier unerbittlich eingegriffen, falls ihm längeres Leben beschieden gewesen. Daß ihn nun der Tod eben da abgerufen, als er seine Hand an die innere Reform legen wollte, gibt noch kein Recht, ihn deßhalb anzuklagen. Die Frage könnte somit höchstens so lauten: ob es nicht besser gewesen, erst die innere Reform und dann die äußere Machtstellung der Kirche zu erstreben? Wir wollen hiebei die Frage unerörtert lassen, ob nicht in damaliger Zeit, gerade die letztere die nothwendige Grundlage und Voraussetzung der ersteren gewesen (nach obigem Ausspruch Machiavellis dürfte dies mehr als bloß wahrscheinlich sein), daß aber ein politisch unmächtiges Papstthum den Reformationssturm gefahrloser überstanden, wird kaum jemand zu behaupten wagen. Die Stellung von Julius II. gegenüber dem geistigen Ringen seiner Zeit, namentlich gegenüber der Kunst haben wir bereits oben besprochen. „Ein Mann, der den St. Peters Dom gewollt und mit kühnem Muth gegründet hat, besitzt schon durch diese eine That das Recht, im Gedächtnis der Menschheit fortzuleben" [2]).

† 236. Beim Tode Julius II. zählte das Cardinalscollegium 33 Mitglieder, wovon 25 in Rom anwesend waren. Am 4. März 1513, nachdem der Cardinalpriester Thomas von Gran das Amt de Spiritu Sancto gesungen, begaben sie sich in das im Vatican hergerichtete Conclave. Der Cardinal Johann Medici war am 3. März schwer leidend von Florenz abgereist, kam aber erst am 6. März in einer Sänfte getragen nach Rom. Ein Wundarzt mußte ihn ins Conclave begleiten und daselbst eine Operation vornehmen. Die Cardinäle schieden sich in zwei Parteien, die Aelteren und die Jüngeren, erstere schaarten sich um Rafael Riario, letztere um Johann Medici, der durch seine jüngsten Schicksale die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, überdieß ein Gegner Frankreichs und durch sein leutseliges, gewinnendes und freigebiges Wesen allgemein beliebt war. Soderini, aus begreiflichen Gründen ein Gegner der Medici, wurde durch das Versprechen der Restitution seiner Familie gewonnen, worauf Riario, dessen Aussichten hiedurch geschwunden, seine Partei dem Rivalen zuführte. So vereinigte sich schon am 11. März die Mehrzal der Cardinäle auf den erst 38 Jahre alten Johann Medici. Als erster Cardinaldiacon hatte er die Vota zu zählen, und als er die Mehrzahl der Stimmen sich auf seinen Namen vereinigen sah, soll man keinerlei Aenderung in seiner Haltung bemerkt haben. Er nannte sich Leo X. [3]), welchen Namen seit sechsthalbhundert Jahren kein

1) † Nach einem letzten Briefe des Papstes von seinem Krankenlager an Cardinal Sixtus Rovere, wäre das Lebensideal von Julius II. gewesen: ein freies geeintes Italien unter der Herrschaft des Papstes. vgl. Audin l. c. I. S. 373. — 2) † Gregorov. l. c. 8. S. 105. — 3) † Ueber sein Vorleben vgl. S. 260. 288, 299 ff. Zur Literatur ist anzumerken: Pauli Jovii de vita Leonis X. libri IV. Flor. 1548. Fabroni A., Leonis X. vita. Pisa 1797. Roscoe, Leben und Regierung des Papstes Leo X., übersetzt von Glaser, Anmerkungen von

Papst mehr getragen; die wichtigsten Ereignisse Roms und der Kirche waren bereits mit diesem Namen verbunden. Auch die neue Wahl wurde allgemein mit Freuden begrüßt; unter ungeheurem Jubel verkündigte Alexander Farense vom Conclavefenster aus dem versammelten Volk das Resultat. Allgemein hoffte man von dem neuen Papst, dem hochherzigen Beschützer von Kunst und Wissenschaft, dem Zögling von Marsilius Ficinus, Picus von Mirandula, Angelus Politianus und anderen Heroen des Humanismus eine neue Aera des Friedens und des Völkerglücks, das goldene Zeitalter der Renaissance.[1]) Da Johann Medici erst Diacon war, erhielt er am 15. März die Priesterweihe, am 17. die bischöfliche Consecration und am 19. erfolgte die feierliche Krönung durch den Cardinaldiacon Alexander Farnese.

Die übliche Cavalcade und Besitznahme vom Lateran verlegte Leo X. auf den 11. April, für ihn in zweifacher Hinsicht bedeutsam, als Gedächtnißtag seines Vorgängers Leo I. und als Jahrestag der Schlacht von Ravenna, die ihn zum Gefangenen Frankreichs gemacht. Dieser Umzug war eines der großartigsten Schaugepränge, wie sie die Stadt Rom je gesehen![2]) Alle Häuser wie auch die Engelsbrücke waren mit seidenen und anderen Teppichen geschmückt, die Straßen und öffentlichen Plätze mit Laub und Blumen bestreut; Silbergeräthe und Kunstwerke alter und neuer Meister prangten vor den Häusern und den Fenstern, überall waren die mediceischen Wappen und Farben angebracht, Laubgewinde zogen sich quer über die Straßen, zahlreiche herrliche Triumphbogen mit entsprechenden Inschriften gaben dem Ganzen das Gepräge des Einzugs eines siegreich zurückkehrenden Helden. In den Inschriften[3]) namentlich äußerte sich am deutlichsten der Geist

---

Henke. 3 Bde. Wien 1818. Audin, Histoire de Léon X. et de son siècle. Deutsch, Regensburg 1845. (einseitig befangen). Dann die gleichzeitigen Schriftsteller Guicciardini, Vettori u. A.; Aktenstücke der venetianischen Botschafter in Albèri Relazioni degli Ambasc. Ven. II. 39—64. Rawdow Brown, Four years at the court of Henri VIII. 1515—1519. London 1854. u. Calendar of state papers of Venice. Bd. II. Diarium von Paris de Grassis. — 1) † Der kaiserliche Gesandte in Rom, Graf von Carpi, schrieb über den neuen Papst: Opinione mea Pontifex maximus potius erit mitis, ut agnus, quam ferox, ut Leo; pacis erit cultor magis, quam belli; erit fidei promissorumque servator religiosus, amicus Gallorum certe non erit, sed nec acer hostis, ut fuerat Julius, gloriam et honorem non negliget; favebit literatis, hoc est, oratoribus, poetis et musicis; aedificia construet; rem sacram religiose peraget nec ditionem ecclesiasticam negliget; bellum non suscipiet, nisi plurimum lacessitus et valde coactus, excepto bello contra infideles; ac quid incipiat, illud perficere conabitur; permodestus erit et valde facilis. — 2) † Der florentinische Arzt Gio. Giov. Penni beschrieb die ganze Ceremonie als Augenzeuge in seiner, Leos Schwester, Contessina Medici, gewidmeten Schrift: Cronica delle magnifiche et honorate Pompe fatte in Roma per la Creatione et Incoronatione di Papa Leone X. Roma 1513. — 3) † Vor dem Hause des bekannten Agostino Chigi prangte die Inschrift:

„Einst hat Venus geherrscht die cyprische,
Mars der Gewaltige folgte ihr;
Nun kommen die Tage der Pallas Athene.“

Ihm antwortete in goldenen Lettern sein Nachbar, der Silberschmied Anton von San Marino:

„Mars hat geherrscht, ihm ist Pallas gefolgt; stets herrschen wird Venus.“

Andere Inschriften lauteten: Leoni X. pacis restitutori felicissimo — Virtutis alumno, fortunaeque domatori. — Leoni X. pacis atque artium laudatori. — Vive pie, ut solitus, vive diu, ut meritus. Aber auch die Satire wollte ihre Befriedigung finden. Bekannt ist die höhnische Auslegung der Jahrzahl MCCCCXL. Multi cardinales caeci creavere caecum decimum Leonem.

der Zeit, die Stimmung und Erwartung des Volkes. „Zwei charakteristische Merkmale vereinten sich bei diesem Schaugepränge, sagt Reumont, das Vorwalten des Heidnischen und die Sehnsucht nach Frieden.“ Der Zug selbst war vom Papst mit dem Ceremonienmeister Paris de Grassis ins einzelnste besprochen und alles aufs genaueste angeordnet worden. Da sah man den gesammten römischen Adel im vollen Glanze vertreten; Familien, die so lange und so blutig mit einander gehadert, Colonna, Orsini, Savelli u. a. zogen friedlich neben einander her. Ihnen hatten sich vornehme Florentiner, meist Verwandte des Papstes angeschlossen: Medici, Salviati, Pucci, Soderini, Strozzi u. a. Diesen folgten die Vertreter der päpstlichen Provinzen, die Vasallen des apostolischen Stuhles und die Gesandten fast aller Mächte. Selbst das Allerheiligste wurde mitgeführt in einem herrlichen Tabernakel, von einem Maulthier getragen. Nun kamen die geistlichen Würdenträger; voraus der geistliche Hof des Papstes, dann die fremden und römischen Aebte, Bischöfe, Erzbischöfe und Patriarchen, unter ihnen die Mitglieder des Lateranconcils, im Ganzen ca. 250 an der Zahl. Auf besondere Einladung des Papstes, der ihm Friede und Versöhnung angeboten, war auch der Herzog von Ferrara mit zahlreichem Gefolge nach Rom geeilt, um an diesem Ehrenzug Theil zu nehmen. Der Papst selbst, in Goldbrocat gekleidet, mit Diamanten verzierter Mitra, ritt den türkischen Schimmel, auf dem er vor einem Jahr am gleichen Tag von den Franzosen gefangen genommen worden war. Von da an sollte dieses Pferd Niemand mehr besteigen. Den Schluß des großartigen Zuges bildeten 400 berittene Bogenschützen, wie ihn 200 leichte Reiter eröffneten.

† 237. Glanz und Pracht schienen berechtigt im neuen Pontificate, denn seine Anfänge waren glückverheißend. Kaum war Leo auf den päpstlichen Stuhl erhoben, so erschienen zwei von den schismatischen Cardinälen vor ihm, seine Gnade anzuflehen. Bernhardin Carvajal und Friedrich Sanseverino waren auf die Kunde von Julius II. Tod mit dem französischen Gesandten nach Rom geeilt, vielleicht in der eitlen Hoffnung, am Conclave Theil nehmen zu können. In Livorno erhielten sie Kunde von der Erhebung ihres einstigen Gefangenen. Leo aber, obwohl geneigt, die angebotene Unterwerfung anzunehmen, hielt doch ihr sofortiges Erscheinen in Rom für unthunlich, weßhalb er sie vorerst in Florenz verbleiben hieß. Nachdem dann vom Lateranconcil nicht ohne heftige Debatten[1]) der Beschluß gefaßt worden, daß alle Geistlichen, welche sich dem Schisma angeschlossen, falls sie vor Ablauf des Monats November 1513 reuevoll zur Kirche zurückkehren, wieder Aufnahme und Vergebung finden sollen, ließ Leo die beiden Cardinäle nach Rom kommen. Sie mußten zuerst ihrer Würde vollständig entsagen, und erschienen am Vorabend der Wiederaufnahme in violettem Gewand im Vatican. Am folgenden Morgen wurden sie unter dem Zudrange einer ungeheuren Menge von Zuschauern des seltenen Bußaktes, durch die besuchtesten Plätze des apostolischen Palastes in das geheime Consistorium geführt. Nachdem sie hier knieend den Papst und die Cardinäle um Verzeihung gebeten, ihre Schuld bekannt, Widerruf geleistet und Unterwerfung versprochen, wurden sie in ihre vorige Würde wieder eingesetzt, in die früheren Pfründen aber

---

1) † Die Gesandten des Kaisers und des Königs von Spanien, sowie die Cardinäle von Sitten und York waren hauptsächlich gegen die Wiederaufnahme der Schismatiker, wie denn letztere dem Versöhnungsakt auch nicht anwohnten.

nur in soweit, als diese nicht bereits an andere vergeben worden[1]). Sanseverino starb schon nach drei Jahren, Carvajal aber lebte noch bis in die Zeiten von Clemens VII., hielt sich aber von da an fern von allen Staatsgeschäften.

Einen anderen schönen Beweis der Friedensliebe und Versöhnlichkeit gab der neue Papst durch die Zurückberufung des verbannten florentinischen Gonfalaniere Soderini. Sie war, wie wir gesehen, der Preis für die Wahlstimme seines Bruders, des Cardinals Francesco Soderini. Sofort nach seiner Erhebung sandte Leo ein Breve nach Ragusa, um Pietro nach Rom einzuladen. „Wir beschwören dich, schreibt der Papst, sobald du unsern Brief und unsern Segen empfangen, dich sofort auf den Weg zu machen und zu uns zu kommen. Je bälder du ankommst, desto freudiger werden wir dich begrüßen, da wir dich sehnsüchtigst bei uns erwarten"[2]). Soderini folgte der freundlichen Einladung und wurde vom Papst aufs zuvorkommenste empfangen und ehrenvoll behandelt, wohl in dem Bewußtsein, daß er schweres Unrecht gegen diesen Mann und seine Familie gut zu machen habe. Soderini blieb in Rom, wo er auf Monte Citorio ein Haus besaß, hielt sich aber gleich Carvajal den öffentlichen Angelegenheiten ferne. Die Aussöhnung sollte durch eine Familienverbindung gefestigt werden; Leo vermählte seinen Neffen Ludwig Ridolfi, Sohn seiner Schwester Contessina Medici mit einer Nichte von Pietro Soderini. Letzterer vergaß übrigens nie, daß er lebenslänglicher Gonfaloniere von Florenz gewesen und nur durch factiöse Gewalt seines Amtes entsetzt worden; stets bewahrte er eine würdevolle, unabhängige Haltung. Er starb 1522 und wurde in Santa Maria del Populo beigesetzt. In gleicher Weise versöhnlich wirkte Leo in dem Prozeß gegen die Boscoli und Capponi, in deren Verschwörung namentlich auch Machiavelli verstrickt gewesen. Leo erwirkte die Freilassung der Incriminirten, soweit sie nicht bereits executirt waren.

Waren dies günstige Anzeichen des beginnenden mediceischen Pontificates, so fehlte es aber auch nicht an solchen, die weniger erfreulicher und nicht ganz unbedenklicher Natur waren. Hieher möchten wir in erster Linie den unheilvollen Nepotismus rechnen, der nun wieder, nach nur kurzer Unterbrechung maßloser, ungescheuter und rücksichtsloser hervortrat, als je zuvor. Da gab es eine Unzahl von Verwandten, Freunden, Angehörigen, Parteigängern, Beschützern und Gönnern aller Art, sie alle sollte und wollte der neue Papst befriedigen. Die nothwendige Folge hievon war nicht die Abnahme, sondern die Steigerung der Corruption und in weiterem Verlauf unglückliche politische Combinationen und Verwicklungen. Anstatt die errungene politische Machtstellung mit Klugheit und Mäßigung zu festigen und zu behaupten, und sich jetzt unverwandten Auges der innern Reform zuzuwenden, sollten nun wiederum die Rücksichten des verhängnisvollen Nepotismus in erster Linie maßgebend sein. In geistreicher aber vernichtender Weise hat Ariosto[3]) dieses Nepotenwesen unter Leo X. geschildert. Bruder, Schwestern, Neffen, Vettern, Angehörige und Anhänger des Hauses, alle hoffend, alle begehrend, alle die Hand ausstreckend nach rothen Hüten, Bischofssitzen, Abteien, Beneficien, nach weltlichen Würden, Geld und Gnaden. Hundert Lands-

---

1) † Bembi, opp. pontif. l. III. cp. 22. Gleich am folgenden Tage berichtete der Papst dem Kaiser in sehr ausführlicher Weise über das freudige Ereignis. Fabroni, vita Leon. X. p. 62. Petr. Mart. ep. 725. Raynald ad ann. 1513 n. 44 ff. Die ausführliche Beschreibung des Ceremonienmeisters Paris de Grassis. — 2) † Razzi, Vita di Pietro Soderini, Padova 1737. — 3) † Siehe Ariostos siebente Satire.

leute erhoben zugleich Ansprüche; alle zählten ihre um die Medici erworbenen Verdienste auf. Der Eine hatte um ihretwillen das Beil im Nacken gefühlt, ein Anderer war mit Pietro bis zu den Thoren von Florenz vorgedrungen, ein dritter hatte beim Sturz Soderinis mitgeholfen, ein Vierter den Cardinal mit Geld unterstützt, ein Fünfter an seiner Papstwahl mitgeholfen. Warte ich, bis alle geschöpft aus dem Born seiner Gnade, so ist der Brunnen leer, oder ich bin vor Durst verschmachtet.

Niemand, fügt Ariosto hinzu, ahnte damals, wie kurz diese Herrlichkeiten dauern, wie rasch die meisten der freuderfüllten Familien ins Grab sinken, und wie Leo ihnen folgen würde, bevor noch die Sonne achtmal ihre Bahn durchmessen hätte.

Fast noch die ungefährlichste war die erste Cardinalspromotion am 23. September 1513, wiewohl auch sie keine andere Rücksichten, als den Nepotismus kannte. Den Purpur erhielten die beiden Neffen des Papstes, Julius Medici und Innocenz Cybò, Lorenzo Pucci und Bernhard Dovizi, genannt Bibbiena. Julius Medici war der uneheliche Sohn des am 26. April 1478 den Dolchen der Pazzi erlegenen Julian [1]); er wurde von seinem Oheim Lorenzo aufgenommen und mit dessen eigenen Kindern erzogen. Der Staatsstreich des Jahres 1494 vertrieb den 16 jährigen Medici aus Florenz, er erhielt zunächst Aufnahme in Bologna, begleitete dann vielfach seinen Vetter den Cardinal Johann auf seinen Wanderungen und trat später in den Johanniterorden, als dessen Prior er an der Cavalcade Leo X. Theil nahm. Schon am folgenden Tage wurde er zum Erzbischof von Florenz ernannt, nachdem der Papst den Defekt der unehelichen Geburt gehoben. Als Cardinal wurde er der erste Minister seines Vetters und soll durch seinen ernsten Sinn, seine ruhige Haltung und große Geschäftsgewandtheit ein wohlthätiges Correctiv gebildet haben, gegen des Papstes zu große Lebhaftigkeit und Vergnügungssucht.

Innocentius Cybò war der älteste Sohn von Franceschetto Cybò und Magdalena Medici, der Schwester Leos [2]). Er war geboren 1491 und hatte sich bisher weder durch besondere Tugend noch hervorragende Laster ausgezeichnet. Ob die bloße Erkenntlichkeit für die einstige eigene Erhebung ein hinlänglicher Entschuldigungsgrund für die Erhebung eines unbedeutenden 22 jährigen Jünglings zu dieser hohen und wichtigen kirchlichen Würde war? Leo äußerte bei dieser Ernennung: „Was ich von einem Innocenz empfangen, gebe ich einem Innocenz wieder zurück" [3]).

Lorenzo Pucci stammte von angesehener Florentinischer Familie und war mütterlicherseits ein Enkel des berühmten Humanisten Giannozzo Manetti. Seine Familie war eine treue Anhängerin der Medici und als solche auch in die Verschwörung von 1497 verwickelt, wobei einer der Brüder Lorenzos das Leben verlor. Letzterer war 1458 geboren, zuerst Rechtslehrer in Pisa, kam dann an die Curie und wurde von Julius II. als Datarius zu verschiedenen Nuntiaturen verwendet. Von Leo X. wurde er neben dem rothen Hute noch mit einer Unzahl von Beneficien bedacht.

Bernhard Dovizi geboren 1470 zu Bibbiena, wonach er als Cardinal den Namen führte, kam als Knabe der Studien wegen nach Florenz, wo er bald in die Familie des Lorenzo Medici eingeführt wurde. Dieser soll sich seiner als Schreiber bedient haben und gab ihn seinem Sohne Cardinal Johann Medici gewissermaßen als Gesellschafter bei. Bald gewann Dovizi durch Kenntnisse und Geschicklichkeit großen Einfluß bei dem jungen

---

1) † Siehe oben S. 245. — 2) † Siehe oben S. 260. — 3) † Fabroni l. c. p. 78.

Cardinal, mit dem er nun unzertrennlich verbunden blieb. Er begleitete ihn ins Exil, war im Ausland sein treuer Begleiter und in Rom stand er seinem Haushalt vor. Während des wichtigen Jahres 1512 entfaltete er eine ungemein rührige Thätigkeit für die Medicis, und da er das Vertrauen von Julius II. genoß, nicht ohne Erfolg. Als Conclavist soll er mit viel Geschick und großem Eifer für seinen Herrn und Gönner gewirkt haben, so daß dessen Wahl hauptsächlich seiner Thätigkeit zugeschrieben wurde. So mochte der Purpur als Lohn treuen Dienstes gelten, Gesinnung und Leben des neu Creirten rechtfertigten aber die Auszeichnung nicht. Bibbiena war ein Mann von geistreichem, heiterem Wesen, mit viel Humor und Witz begabt, aber durchaus profanen Geistes, wovon sein vaticanisches Badezimmer mit den frivolen mythologischen Bildern übergenug Zeugnis gibt. Mit seiner Calandra, die er zwar vor seinem Cardinalat verfaßt, deren Geist und Inhalt er aber auch im Purpur noch zugethan blieb, eröffnete er die Reihe der frivolen Komödien der italienischen Renaissance deren cynische Frechheit, wie sie sich namentlich bei einem Aretino (geb. 1492 gest. 1557) einer „wandelnden literarischen Schandsäule" prostituirt, mit dem literarischen Schmutz aller Zeiten kühnlich messen kann. Ohne selbst Pinsel oder Meißel führen zu können, war Bibbiena großer Kenner und hochherziger Gönner der Kunst; aber nicht in ihrer idealen, sondern nur in naturalistischer Gestalt konnte sie sein Wohlgefallen wecken; was er liebte, war das frische, materielle Leben, der strahlende Farbenglanz; die frommen Schöpfungen der umbrischen Schule, die Werke Giottos ließen ihn ohne Begeisterung. Sein intimes Verhältnis zu Rafael Sanzio wird seinem Namen stets eine gewisse Berühmtheit erhalten, wenn auch die geplante Familienverbindung nicht zu Stande kam, da der umbrische Kunstheros starb, ehe er Bibbienas Nichte an den Altar geführt. Bei Leo X. stand der Cardinal hoch in Gunst und spielte in dessen Freundeskreis als geistreicher, witziger Gesellschafter eine hervorragende Rolle; ob man es nicht beklagen darf, daß ein solcher Mann die vertraute Person des Papstes und auf dessen Politik von maßgebendem Einfluß war? 1518 gieng er als Legat nach Frankreich und wurde völlig für diese Partei gewonnen, der er bis zu seinem Tode treu blieb, während sich das Verhältnis zum Papste in der letzten Zeit etwas gelockert zu haben scheint. Daß er aber an Gift gestorben (9. November 1520), ist böswillige Sage, die durch seine eigenen Schreiben an Luise von Savoyen widerlegt wird, welcher er bereits im Mai genannten Jahres seine schwere Erkrankung anzeigte.

† 238. Mit Bibbiena zusammen verdienen hier noch zwei andere bedeutende Männer Erwähnung, die Leo X. gleich im Beginne seines Pontificates an seinen Hof und in seine Dienste gezogen: Pietro Bembo und Jacob Sadolet. Beide pflegt man meistens zusammen zu nennen, wohl deßhalb, weil das Schicksal sie schon frühe vereint und bis zu ihrem Tode eine fast gleiche Lebensbahn geführt, nach Geist und Richtung aber sind beide durchaus verschieden. Pietro Bembo war am 20. Mai 1470 zu Florenz geboren als der Sohn eines edlen Venetianers, der als Prätor von Ravenna Dantes Grabmal herstellen ließ. Den ersten Unterricht erhielt Bembo bei dem Humanisten Alexander Urticio, dessen überschwängliche Begeisterung für das classische Heidenthum auch auf den Schüler übergieng und ihn Zeitlebens nicht mehr verließ. Um auch die Sprache des alten Hellas zu studiren eilte der wissensdurstige Jüngling 1492 nach Messina zu Constantin Lascaris. Nach einigen Jahren kehrte er von dort nicht nur als vollendeter Grieche, sondern auch mit zahlreichen Manuscripten, Gemälden, Statuen und Medaillen zurück, um nun zu Padua bei Pomponatius Philosophie zu studiren. 1498 gieng er nach Ferrara, einem der ersten Musensitze des damaligen Italiens, wo er

einen Kreis geistreicher Männer fand: die Strozzi, Antonio Theobaldeo, Leoniceno u. A., zugleich wurde er hier auch mit dem jungen Sadolet bekannt und befreundet. Seit 1502 fesselte ihn die geistreiche Herzogin Lucretia, mit der er in regem Briefwechsel stand und ihr auch seine „Asolani“, ein platonisirendes Gespräch über die Liebe, widmete[1]). Daß sein Verhältnis zu ihr ein zu intimes gewesen, ist ein gegen die Herzogin, wie gegen den Gelehrten gleich unbilliger Argwohn, wie er der schmutzigen Scandalsucht jener Tage erwachsen und von späteren Jahrhunderten sorglich weiter gepflegt worden. Auch den Hof von Urbino, den Versammlungsort in Wissenschaft und Kunst berühmter Männer, wollte Bembo noch kennen lernen, und so finden wir ihn seit 1506 in diesem geistreichen Kreis höfischen Lebens, aus welchem der „Cortegiano“ Castigliones hervorgegangen. Hier traf er mit Rafael, Julian und Johann Medici zusammen; ersterer nahm ihn mit nach Rom, wo er durch seine Kenntnis bei Entzifferung eines Manuscripts, das dem Papst aus Dacien zugesandt worden, dessen Aufmerksamkeit erregte und zum Comtur des Johanniterordens ernannt wurde. So traf ihn die Wahl Leo X., der ihn noch im Conclave mit Sadolet zu seinem Secretär ernannte. Bembo besaß reiche Kenntnisse, große Gewandtheit und Welterfahrung, wie eine glänzende Bildung und genoß auch als Staatsmann am päpstlichen Hofe eine einflußreiche Stellung. Er gehört zu den ersten Latinisten der italienischen Renaissance, aber mehr durch schönen Stil und feine Formgewandtheit, als durch tiefen Geist hervorragend. Er ist enthusiastischer Verehrer der heidnischen Literatur, wie Bibbiena der heidnischen Kunst, von ihr erhofft er, mit vielen seiner Zeit, geistige Erlösung und Wiedergeburt der Welt. Cicero vor allem galt ihm als unübertroffenes und unübertreffbares Ideal, in dessen sklavischer Nachahmung sich der menschliche Geist fortwährend zu üben und zu vervollkommnen hätte, und somit zu ewigem Schülerthum verurtheilt sein sollte. 1520 scheint sich das gute Einvernehmen mit Leo X. getrübt zu haben und Bembo zog sich nach Padua zurück, um in ungestörter Muße seinen ciceronianischen Studien und Antiquitätenliebhabereien leben zu können. Aus seiner Verbindung mit einem Mädchen, Namens Morosina, die er übrigens als seine rechtmäßige Gattin betrachtet haben soll, entsprossen 2 Söhne, Lucilius und Torquatus, und eine Tochter, Helena. Sein späteres Leben unter Paul III., von dem Bembo nach Rom gerufen und 1539 zum Cardinal erhoben wurde, und sein Wirken im Verein mit Morone, Pole, Contarini, Cortese und Sadolet gehört nicht mehr unserer Periode an[2]).

Im Gegensatz zu Bibbiena und Bembo, den Enthusiasten des Heidenthums, vertrat Sadolet das christliche Element. Jacob Sadolet wurde am 14. Juli 1477 als der Sohn eines Juristen zu Modena geboren. Nach dem Willen des Vaters sollte er sich der Rechtswissenschaft widmen und besuchte daher die Academie Ferrara, wo der berühmte Jurist Niccolo Leoniceno docirte, der zugleich aber auch ein begeisterter Verehrer des classischen Alterthums war. Hier war es, wie wir gesehen, wo Sadolet den Freundschaftsbund mit Bembo schloß, mit dem er die Liebe zu den schönen Wissenschaften theilte und gleich ihm mehr in den Dichtern als den Rechtssammlungen der Alten stu-

---

1) † Erster Druck aus der Presse des Aldus Manutius, März 1505. Die späteren Ausgaben haben diese Widmung nicht mehr. — 2) † Ueber Bembo vgl. Mazzuchelli, Gli scrittori d'Italia, Brescia 1753. II. 2. Die Monumenti von Ludovico Beccadelli. Erste Ausgabe der Briefe erschien 1548 zu Rom; vollst. zu Verona 1743. Die Rime 1530 zu Venedig. Gesammtausgabe seiner Werke. Mail. 1808—10.

dirte. Um sich in diesem seinem Lieblingsstudium weiter auszubilden, gieng Sadolet nach Rom und fand in dem Hause des Cardinalerzbischofs Olivier Caraffa als Secretär Aufnahme. Hier nun machte er als Schüler des berühmten Gräcisten Scipio Karteromachus aus Pistoja solche Fortschritte, daß sein Name in der römischen Academie bald einen guten Klang hatte. Caraffa hatte ihn für das Studium der Theologie und den geistlichen Stand gewonnen, dessen Pflichten und Obliegenheiten Sadolet zeitlebens gewissenhaft erfüllte; auch ein Canonicat bei San Lorenzo und Damaso hatte ihm sein Gönner verschafft. Nach Caraffas Tod wurde er Familiar des Cardinals Fregose, Bischofs von Gubio. Durch ein Gedicht über den wiedergefundenen Laocoon erregte Sadolet allgemeine Aufmerksamkeit, so daß ihn der Cardinal Johann Medici gleich nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl zu seinem Secretär ernannte. Dieses Amt verwaltete er mit Bembo bis zum Tode seines Gönners; nach dessen Ableben aber zog er sich in das ihm 1517 verliehene Bisthum Carpentras zurück und kam erst unter Clemens VII. auf einige Zeit nach Rom, verließ es aber wieder kurz vor der Katastrophe von 1527. Paul III. zog ihn abermals nach Rom und ernannte ihn mit Bembo zum Cardinal. Er starb im gleichen Jahre mit Bembo 1547. Sadolet ist einer der edelsten Männer seiner Zeit und mit Bembo der eleganteste Latinist, von tiefem umfassenden Geist und wahrhaft christlicher Gesinnung. Neben dem Studium der alten Classiker und Philosophen vernachlässigte er die christliche Wissenschaft nicht, neben Virgil und Aristoteles versenkte er sich auch in die Werke des hl. Thomas von Aquin und die hl. Schriften und wir besitzen von ihm einen Commentar über den Römerbrief. Bekannt ist sein Brief an Melanchthon und seine Stellung zur neuen Lehre, die ihn sogar in den Verdacht des Protestantismus bringen konnte[1]).

† 239. Als Friedensfürst hat der neue Papst das Pontificat begonnen; alles suchte er auszusöhnen, nichts Feindliches wollte er dulden, selbst den unwürdigen demagogischen Soldatenbischof Pompeo Colonna von Rieti[2]) löste er von den wohlverdienten Censuren seines Vorgängers und setzte ihn wieder in seine Aemter ein. Gemäß dieser Friedensgesinnung suchte Leo denn auch auf dem politischen Felde vermittelnd und versöhnend einzugreifen; seine erhabene Idee war ein christlicher Völkerbund in Friede und Eintracht, stark und einig im Kampfe gegen den gemeinsamen Feind, den Islam. Es waren ideale Gedanken vergangener Zeiten, für welche die Gegenwart kein Verständnis und keinen Sinn mehr besaß. Schon den Glückwunsch-Deputationen gegenüber hatte sich der Papst in solch versöhnlicher Weise ausgesprochen und die einzelnen Fürsten zu Frieden und Eintracht ermahnt; bereits vor der Krönung hatte er König Sigismund von Polen von einem beabsichtigten Angriff auf den Markgrafen von Brandenburg abmahnen lassen. So gut auch Absicht und Wille des Papstes waren, sie konnten doch nicht hinreichen, die politischen Leidenschaften, welche die Kämpfe der letzten Jahre wachgerufen, so leichtiglich wieder zur Ruhe zu bringen. Ludwigs XII. Ehrgeiz vor allem konnte die Unfälle vergangenen Jahres wie seine vermeintlichen Ansprüche auf Mailand nicht so leicht verwinden, zumal mit Julius II. die Seele der Liga von Cambray aus der Welt geschieden. Des Königs erstes Streben gieng nun dahin, den gegen ihn gerichteten Bund zu sprengen und wo möglich sogar für seine Zwecke zu gewinnen. Die Verhandlungen mit dem Kaiser und Heinrich VIII. blieben zwar erfolglos, mit Spanien dagegen wurde unter dem

---

1) † Ueber Sadolet, Tiraboschi, Storia della Lett. Ital. VII. 1. 273. Seine gesammelten Werke, Verona 1738. — 2) † Siehe oben S. 298.

1. April 1513 ein einjähriger Waffenstillstand geschlossen und Venedig wußte der schlaue Franke ganz auf seine Seite zu ziehen. Am 23. März 1513 wurde zu Blois ein Bund geschlossen, demzufolge sich beide Mächte gegenseitig Hülfe gelobten, bis Frankreich im Besitz von Mailand wäre und Venedig alles zurückerlangt hätte, was es vor dem letzten Kriege besessen. Der Versuch, auch den Papst durch Vermittlung seines Bruders Julian für diese Liga zu gewinnen, mußte erfolglos bleiben, denn die Zeitverhältnisse zwangen Leo hier der Politik seines Vorgängers treu zu bleiben. Zunächst versuchte der Papst, den geplanten Angriff abzuwenden; sobald er Kunde von dem Bunde erhalten, sandte er alsbald einen Eilboten an Ludwig XII. mit einem Schreiben[1]), worin er ihn im Namen Gottes bittet und ermahnt, von diesem unseligen Feldzug, der neues Unheil über Italien bringen müsse, abzustehen. „Mit eigenen Augen haben wir gesehen, und nicht ohne Schmerz können wir uns dessen erinnern, schreibt der Papst, die blutigen und entsetzlichen Kämpfe der Christen, entehrte Jungfrauen, geschändete Frauen, niedergebrannte und verheerte Städte, durch Blut und Raub entweihte Gotteshäuser. Und nun soll aufs neue der Krieg mit seinen Schrecken über dieses unglückliche Italien kommen, um dieses herrliche Land an den Rand des Verderbens zu bringen. Wir bitten und beschwören dich daher flehentlich, im Namen des barmherzigen Gottes, deines christlichen Namens eingedenk bleiben zu wollen und jenem höchsten König nachzuahmen, der ein Friedensfürst genannt werden wollte. Wenn du deine Rechte geschmälert glaubst, so nimm zu Unterhandlungen und nicht zu den Waffen deine Zuflucht, und wir versprechen und geloben dir, mit all unserem Wohlwollen und unserer Liebe dich zu unterstützen. Schenkst du unsern väterlichen und liebevollen Mahnungen Gehör, so werden wir auch die übrigen Fürsten zum Frieden zu vermögen suchen, auf daß nicht nur Italien, sondern alle Nationen und Völker, die der Fahne des Kreuzes Christi folgen, das einigende Band christlicher Eintracht umschlinge." Diese eindringlichen Worte vermochten den französischen König von seinen ehrgeizigen und herrschsüchtigen Plänen nicht abzubringen und der Papst mußte darauf sinnen, den kriegerischen Einfall auf anderem Wege von Italien abzuwenden. Dem Vertrag von Blois war am 5. April 1513 die Liga von Mecheln entgegengetreten, geschlossen zwischen Heinrich VIII. und dem Kaiser, ihr traten dann auch der Papst und Ferdinand von Spanien bei trotz seines mit Frankreich geschlossenen Waffenstillstandes, den er je nach Gutdünken zu halten oder zu brechen gedachte. Die Verbündeten versprachen einander, die Kirche und Mailand zu vertheidigen und den König von Frankreich binnen zwei Monaten in den namentlich aufgeführten Provinzen anzugreifen. Der gewandte mailändische Kanzler Girolamo Morone warb mit päpstlichem Geld eidgenössische Völker, und 10,000 dieser tapfern Alpensöhne stiegen in die Poebene hinab, um Maximilian Sforza zu vertheidigen. Dieser selbst, ohne jegliches Herrschertalent, hatte durch seine unfähige Regierung die Unterthanen von sich gestoßen, und da außerdem noch der Steuerdruck, den der Sold der Spanier und Schweizer verursachte, schwer auf dem Lande lastete, war die Mißstimmung eine allgemeine. Bei dieser Lage der Dinge war an einen energischen Widerstand des Volkes nicht zu denken und wirklich drangen auch die Feinde, als im Mai der Kampf ausbrach, überall fast widerstandslos vor. In kürzester Zeit war alles Land bis auf Novara in Feindeshand und dem hier eingeschlossenen Herzog Maximilian drohte das Loos seines unglücklichen Vaters. Da waren es wieder die tapfern Eidgenossen, welche Rettung brachten; wie bei Granson, Murten und Nancy den Burgundern, so verkün-

1) † Das Schreiben siehe bei Roscoe l. c. II. p. 418.

dete jetzt bei Novara der Stier von Uri auch den Franzosen Tod und Verderben. Der französische Feldherr Trivulzio wurde hier am 6. Juni 1513 so vollständig geschlagen, daß er fliehend Piemont verließ und seine besiegten Truppen über die Alpen zurückführte. Venedig blieb allein auf dem Kampfplatz und mußte der Uebermacht der Gegner, wie vor vier Jahren, nothwendig unterliegen. In Bälde sah es die Feinde vor den Lagunen, und deren Kugeln schlugen in die Canäle der Hauptstadt ein. Der Verlust der Sporenschlacht[1]), am 16. August 1513, sowie die Belagerung von Dijon durch die Schweizer, rückten dem französischen Herrscher die Gefahr zu nahe, als daß er das Verkehrte seines muthwilligen Unternehmens nicht hätte einsehen sollen. Durch diese Unfälle des Krieges gebeugt, suchte er sich dem Papste wieder zu nähern. Er sagte sich feierlich von dem Conciliabulum von Pisa los und anerkannte das Lateranconcil, in dessen achter Sitzung die völlige Aussöhnung der Mitglieder jener illegitimen Versammlung erfolgte.

Auch nach diesen glänzenden Waffenerfolgen der Alliirten zeigte sich Leo wieder als vermittelnder Versöhner. Den Schweizern dankte er für ihren treuen Heldenmuth und versicherte sie seiner fortdauernden wohlwollenden Ergebenheit; den Herzog Maximilian ermahnte er, Gott für den errungenen Sieg zu danken und sich dieser Gnade dadurch würdig zu zeigen, daß er gegen seine Feinde milde und nachsichtig, nicht aber hart und rachgierig verfahre. Auch den König von England beglückwünschte er in einem Schreiben vom 11. October 1513 zu seinem Doppelsieg Flodden=Guinegate, bittet ihn aber Frankreich nicht weiter zu bedrängen, sondern die Hand zum Frieden zu bieten.

Wirklich scheint Heinrich VIII. den Vorstellungen des Papstes Gehör geschenkt zu haben; am 24. October finden wir ihn wieder in Richmond. Endlich suchte Leo auch Venedig und den Kaiser wieder zu versöhnen. Abermals erschien der Bevollmächtigte Maximilians, Bischof Lang von Gurk, in Rom; die Verhandlungen, die sich bis gegen Ende des Jahres 1513 hingezogen, führten aber zu keinem definitiven Frieden. Es wurde nur ein kurzer Waffenstillstand zwischen den beiden Mächten geschlossen.

† 240. Eine der wichtigsten Aufgaben des Leonischen Pontificates mußte unstreitig die Concilsangelegenheit bilden. Wie wir gesehen war von Julius II. die sechste Sitzung auf den 11. April 1513 anberaumt worden; da aber an diesem Tage der feierliche Umzug nach dem Lateran stattfinden sollte, vertagte Leo durch Bulle vom 10. April die Sitzung auf den 27. desselben Monats. In dieser Bulle erklärte der Papst: schon als Cardinal habe er die Berufung eines allgemeinen Concils dringend gewünscht, nun zur höchsten Würde erhoben, werde er die von Julius II. begonnene Synode bis zu ihrem glücklichen Abschluß fortsetzen, bis das verwirklicht, wozu sie berufen worden. So wurde die sechste Sitzung am 27. April unter dem Vorsitz des Papstes gehalten.

Anwesend waren 22 Cardinäle, 89 Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe und 2 Aebte; außerdem die Gesandten des Kaisers, des Königs von Spanien, von Venedig, Florenz und Mailand. Das Amt sang der Cardinalerzbischof von Sabina, der croatische Bischof Simon von Zengg hielt die Predigt. In beredten und ergreifenden Worten schilderte er den jammervollen Zustand des christlichen Volkes, der durch Uneinigkeit und Zwietracht, namentlich durch die langwierigen Schismen des letzten Jahrhunderts herbeigeführt

---

1) † So genannt, weil die Franzosen die Sporen mehr gebrauchten als das Schwert.

worden. Diese Uneinigkeit verhinderte den gemeinsamen Kampf gegen die blutdürstigen und herzlosen Feinde, die Türken, von deren unmenschlichem Wüthen in seiner eigenen Diözese der Bischof ein erschreckliches Bild entwirft. Schon mehr als 2000 seiner Diözesanen seien von diesen Unmenschen in schmähliche Sklaverei abgeführt worden, und wer weiß, wie bald ihre Horden auch Italien überfallen werden? Doch jene sind noch glücklich zu schätzen, welche für ihren Glauben, für die hl. Religion, für Herd und Altar gegen die Ungläubigen ihr Blut verspritzen; glücklich zu schätzen sind sie gegenüber jenen, die für die Herrschsucht weniger, für Privatrache in den Tod gehen müssen. Zeuge dessen ist Brixen, Ravenna, Etrurien, Oberitalien, Britannien, was sage ich! ganz Europa. Oder hören wir nicht überall die Stimme der also Gefallenen an unser Ohr dringen: „Räche, o Herr! räche unser Blut!" Um ernstlich an ein allgemeines und erfolgreiches Unternehmen gegen die Türken denken zu können, ist vor allem nothwendig, den vielen innern Leiden der Christenheit durch eine gründliche Reform abzuhelfen; und zwar sollte nach meiner Ansicht vor Allem das Haupt unseres Glaubens, d. h. die römische Kirche, erneuert und reformirt werden. Wie die gefährlichste Krankheit die ist, welche vom Haupte ausgeht, so ist die kräftigste Gesundheit jene, welche vom Haupte, als der gesundesten Quelle des Lebens, auf die übrigen Glieder überströmt. Es ist tief zu beklagen, sehen zu müssen, wie Glauben, Religion und Frömmigkeit in unserer Zeit so tief darniederliegen, daß man kaum noch eine Spur von ihnen gewahrt. Mit dem Propheten Jeremias möchte man in den Klageruf ausbrechen: „Gewichen ist von der Tochter Sion all ihr Glanz; ihre Fürsten wurden Widdern gleich, Feinde sind in ihr Heiligthum getreten" [1]). Die Kirchen haben sie geschändet, Jünglinge und Jungfrauen in die Gefangenschaft weggeführt, Priester und Greise verachten ihren Gott. Es gibt kein Gesetz, kein Gebot ist mehr. Ist das jenes herrliche Jerusalem, die Stadt erhabenen Glanzes, die Freude und das Entzücken des Erdkreises? Ist das die Tochter Sion, die Braut Jesu Christi, die nur Eine sein kann?" Vor allem müssen die innern Zerwürfnisse gehoben, Einigkeit und Frieden wieder hergestellt werden, und dieses hl. Werk, das Julius II. begonnen, möge Leo X. vollenden [2]).

Nachdem hierauf die üblichen Gebete verrichtet, sang der Cardinaldiacon von St. Theodor das Evangelium: „Als es nun Abend war, am ersten Tage der Woche, und die Thüren, wo die Jünger versammelt, verschlossen waren, kam Jesus, stand in ihrer Mitte und sprach: Friede sei mit euch!" [3]) Sodann stimmte der Papst das Veni Creator Spiritus an, nach dessen Schluß er eine kurze Ansprache an die Concilsväter hielt. Er ermahnte sie, vor allem der Reform der Kirche eingedenk zu sein und sprach seinen Entschluß aus, das Concil nicht eher zu beendigen, als bis allgemein Friede und Eintracht unter den Christen hergestellt wäre. Hierauf wurde das Beglaubigungsschreiben des florentinischen Gesandten verlesen und ebenso das von Julius II. gegen Frankreich erlassene Monitorium bezüglich der pragmatischen Sanction. Auf das vom Concil gestellte Ansinnen, strafend vorzugehen, antwortete der Papst nicht, er hoffte wohl auf gütlichem Wege eher zum Ziel zu gelangen. Zum Schluß verlas der Erzbischof Robert von Reggio eine päpstliche Bulle, worin Leo X. unter Zustimmung des Concils alles bis jetzt Geschehene feierlich bestätigt und abermals seine Absicht ausspricht, die Synode zu glücklichem und gedeihlichem Ende führen zu wollen. Noch wurden die Beglaubigungsschreiben der Vertreter der Bischöfe von Brixen, Coïmbra und Viterbo übergeben. Die

1) † Klagelieder I. 5 und 6. — 2) † Harduin l. c. 1683 ff. — 3) † Joh. 20, 19.

siebente Sitzung wurde auf den 23. Mai angesetzt, aber schon am 14. dieses Monats versammelten sich die Concilsväter, um eine engere Congregation von 24 Mitgliedern zu wählen, zur Vorberathung der Angelegenheiten, die vor die Generalsitzungen kommen sollten. In dieser Versammlung wurde zugleich eine Prorogationsbulle publicirt. Da wegen der Kürze der Zeit für die folgende Sitzung die nothwendigen Gegenstände nicht hinlänglich vorbereitet werden konnten, und außerdem die Ankunft des Erzbischofs von Gnesen, als Gesandter und Bevollmächtigter des Königs Sigismund von Polen beim Concil erwartet wurde, so vertagte der Papst die siebente Sitzung auf den 17. Juni. Am dritten Juni sodann bestellte Leo drei Congregationen; die erste zur Herstellung eines allgemeinen Friedens unter den christlichen Fürsten und zur Ausrottung des Schismas; die zweite für eine Generalreformation der päpstlichen Curie und die dritte für die pragmatische Sanction und die Glaubenssachen.

† 241. Am festgesetzten Tage, den 17. Juni, wurde die siebente Sitzung unter dem Vorsitze des Papstes gehalten. Es waren 22 Cardinäle anwesend, 86 Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe, 3 Aebte und 2 Ordensgenerale, sodann die Gesandten des Kaisers, der Könige von Spanien und Polen, der Herzoge von Mailand und Mantua und der Republiken von Venedig und Florenz. Wegen der vielen Geschäfte, die zu erledigen waren, wurde nur eine stille Messe gelesen durch den Erzbischof von Dyrrhachium. Die Predigt hielt der Sekretär des Cardinals Albornoß, Balthassar del Rio. Zum Text hatte er sich die Worte Christi gewählt: „Es wird euch nichts unmöglich sein, wenn ihr einen Glauben habet, wie das Senfkorn,“ [1]) und behandelte nun das gleiche Thema, wie Simon von Zengg, den Türkenkrieg: „eine Angelegenheit, von der man immer spreche, für die aber aus Mangel an Muth nichts oder doch nur wenig geschehe.“ Die wiederholte Wahl dieses Themas entschuldigte er mit der Wichtigkeit des Gegenstandes und dem Ernst der Zeitlage. In der That war die entsetzliche Grausamkeit, mit welcher Selim, seit 1512 der Nachfolger Bajazets auf dem Throne der Osmanen, gegen das eigene Fleisch und Blut wüthete, wohl geeignet, die Christen mit Furcht und Entsetzen zu erfüllen. Nach Verrichtung der gewöhnlichen Gebete, wurde sodann das Evangelium von der Aussendung der 72 Jünger gesungen und hierauf die Beglaubigungsschreiben der Gesandten von Polen, Mailand, Mantua und der Herzoge von Massovien und Rußland verlesen. Dann folgte die Verlesung des Widerrufs und der Unterwerfung der beiden schismatischen Cardinäle Carvajal und Sanseverino, [2]) und zum Schluß publicirte Pompejus Colonna, Bischof von Rieti, eine päpstliche Bulle, wodurch die Franzosen abermals in Sachen der pragmatischen Sanction vorgeladen wurden. Da fortwährend zahlreiche und bittere Klagen wegen Mißbrauchs und Erpressungen der päpstlichen Beamten an den apostolischen Stuhl gelangten, so wurde der hiefür bestellten Congregation das Werk der Reformation aufs neue dringend empfohlen; deßgleichen wurden der Friedenscongregation Mittel und Wege gezeigt, die christlichen Fürsten, angesichts der drohenden Türkengefahr, zu Eintracht und gemeinsamem Kampf zu vermögen. Die nächste Sitzung wurde auf den 16. November anberaumt mit Rücksicht auf die der Gesundheit gefährliche Sonnenhitze. Sämmtliche Concilsväter gaben hiezu ihre Zustimmung, nur dem Erzbischof von Trani erschien die Hinauszögerung gar zu lang. Da aber die Vorarbeiten bis zu genanntem Termin nicht

1) † Matth. 17, 19. — 2) † Siehe oben S. 429.

fertiggestellt werden konnten, mußte die Sitzung noch um einen Monat vertagt werden und wurde anfänglich auf den 16. Dezember angesetzt. Trotz der angestrengtesten Arbeit der einzelnen Congregationen konnte aber die Redaction der verschiedenen Propositionen doch noch nicht fertiggestellt werden, und so verlängerte der Papst die Sitzung abermals auf Montag den 19. Dezember.[1])

† 242. Die achte Sitzung wurde unter dem Vorsitze des Papstes am genannten Termin eröffnet. Es waren anwesend: 23 Cardinäle, 93 Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe, 5 Aebte und 5 Ordensgenerale, sowie die Gesandten des Kaisers, der Könige von Frankreich, Polen und Spanien, der Markgrafen von Brandenburg und Montferrat, des Herzogs von Mailand und der Republiken von Venedig und Florenz. Wieder wurde nur eine stille Messe gelesen durch den Erzbischof von Dyrrhachium, die Predigt hielt der Johanniter Johann Baptist Garga über die militia Christi, die einen Kampf verlange sowohl gegen den innern, wie gegen den äußern Feind. Letzteren vornehmlich habe sich der Orden des hl. Johannes des Täufers zum Ziel gesetzt, und er habe schon zahlreiche Kämpfe siegreich bestanden gegen die Feinde des Kreuzes, die Türken. Heute noch ist er auf der Insel Rhodus ein Bollwerk der Christenheit, das aber stetsfort bedroht ist durch die Waffen der Osmanen, namentlich unter dem neuen Sultan, dem grausamen und unmenschlichen Selim. Er bittet den Papst, das Concil, die christlichen Fürsten, diesem muthigen und tapferen Orden Hülfe und Unterstützung zu bringen, auf daß nicht, wenn er der Uebermacht unterliegen müßte, die ganze Christenheit eine Beute der Ungläubigen werde.[2]) Nachdem die gewöhnlichen Gebete verrichtet, das Veni Creator Spiritus gesungen, die Obedienzleistung und andere übliche Ceremonien vorüber waren, sang der Cardinaldiacon Markus das Evangelium vom Säemann, worauf die französischen Gesandten, Claudius de Ryssel, Bischof von Marseille und Ludwig de Solier das Beglaubigungsschreiben ihres Herrn übergaben, demzufolge sich Frankreich vom Pisanum lossagte und das Lateranense anerkannte. Die oben[3]) geschilderten Unfälle hatten Ludwig XII. endlich versöhnlicher gestimmt, so daß er den Vermittlungsversuchen, die er bisan immer von sich gewiesen, nun geneigteres Gehör schenkte. Stets hatten der Cardinalbischof Robert Guibé von Nantes, sowie die eigene Gattin, Anna von Bretagne, die das Zerwürfnis mit dem Papst immer tief beklagte, den König vor einem Bruch mit der römischen Kirche gewarnt, und ihn fortwährend zur Nachgiebigkeit und Versöhnung ermahnt, aber vergeblich; der Cardinal wurde sogar aller seiner Besitzungen beraubt. Nun aber bot Ludwig selbst die Hand zum Frieden und sandte gegen Ende des Monats August den Bischof von Marseille als Bevollmächtigten nach Rom. Da die Verhandlungen etwas delicater Natur waren, wurden ihm noch zwei weitere Gesandte beigegeben, Ludwig Forbin, Herr von Solier, und der mit dem Papst bereits ausgesöhnte Cardinal Friedrich Sanseverino. Leo X. seinerseits ernannte eine Commission von vier Cardinälen zur Fest-

---

1) † In der Angabe der Daten herrscht bei del Monte namentlich betreffs der 8. Sitzung, durch Confundirung der römisch-julianischen und einfachen Tageszählung eine gewaltige Verwirrung. Der 16. und 22. November; der 16. und 17. Dezember werden als Sitzungstage angesetzt. Rohrbacher hat diese unrichtige und nachlässige Datirung del Monte nachgeschrieben, während die päpstlichen Urkunden das ganz richtige Datum geben. Der 17. Dezember 1513 fiel auf keinen Montag, wie del Monte hat, sondern war ein Samstag, dagegen war der 19. Dezember der erste Montag nach St. Lucientag. — 2) † Harduin l. c. p. 1728. Labbé l. c. t. 14. p. 197 sq. — 3) † Siehe S. 435.

setzung der einzelnen Friedensartikel. So kam ein Vertrag zu Stande, den die französischen Gesandten am 6. October 1513 im Namen des Königs unterzeichneten. Der Inhalt der Urkunde ist folgender: Den Feinden des allerchristlichsten Königs ist es gelungen, diesen durch falsche und heimtückische Verleumdungen bei Papst Julius II. seligen Andenkens so verhaßt zu machen, daß dieser genannten König, anstatt für den gehorsamen, erstgebornen Sohn der Kirche, für einen offenen und erbitterten Feind hielt. Letzterer war entschlossen den Zorn und Unwillen des Papstes geduldig zu ertragen, auf die Zeit hoffend, wo doch wieder eine Aussöhnung möglich wäre; da geschah es wider Erwarten genannten Königs, daß sich viele Geistliche, darunter sogar Cardinäle der hl. römischen Kirche und andere sehr gelehrte und hervorragende Männer zu Pisa versammelten, angeblich als allgemeines Concil, indem sie behaupteten und durch scheinbare Gründe zu erweisen suchten, sie wären zu solcher Versammlung völlig berechtigt. Sogar der erwählte römische Kaiser gab seine Zustimmung und so trat auch genannter König nach dem Rathe vieler Prälaten und anderer gelehrter Männer auf die Seite des angeblichen allgemeinen Concils und erlaubte den Prälaten seines Reiches, dasselbe zu besuchen. Später gestattete er sogar die Fortsetzung in seinem eigenen Land und unterwarf sich den von dieser Versammlung erlassenen Bestimmungen, aber nicht um den apostolischen Stuhl oder die römische Kirche zu entehren oder ein Schisma und Parteiung zu begünstigen, sondern vornehmlich wegen der persönlichen Mißhelligkeiten mit Papst Julius II. Als dann der päpstliche Stuhl erledigt und Leo X. auf ihn erhoben worden, erkannte besagter König, daß die angebliche Pisaner Versammlung nicht rechtmäßig berufen worden, da Se. Heiligkeit alles, was auf ihr geschehen, verwarf und verurtheilte. Dann ermahnte der neue Papst genannten Fürsten, sich von dem Pisanum zu trennen und dem allein rechtmäßigen Lateranconcil sich anzuschließen, woraus er zu der Ueberzeugung kommen mußte, es sei dem Papst vor allem an Herstellung des Friedens gelegen und es könnten somit die Ursachen des Zerwürfnisses unter dem vorigen Pontificate leichtiglich gehoben werden. So entschloß sich denn S. Majestät, die Bahnen der allerchristlichsten Könige, seiner Vorfahren einzuschlagen und, da bereits einzelne Cardinäle, sowie auch der Kaiser besagtem Concil zu Pisa entsagt und dem Lateranense sich angeschlossen, auch seinerseits drei Gesandte zu ernennen, die in seinem Namen und Auftrag und Kraft der ihnen übertragenen unumschränkten Vollmacht, dem angeblichen Concile zu Pisa entsagen und ihren Beitritt zu dem Lateranconcil aussprechen sollten. Diese Gesandten sind: der Cardinal Friedrich von Sanseverino, der Bischof Claudius Ryssel von Marseille und Ludwig Forbin, Herr von Solier. Diese erklärten denn auch im Namen des Königs die völlige Lossagung vom Pisanum und den aufrichtigen und rückhaltlosen Beitritt zum Lateranconcil, dergestalt, daß sich der König verpflichtete, den Mitgliedern besagter Versammlung zu Lyon oder wo immer sie sich finden sollten, nicht nur ferner keinerlei Schutz und Hülfe mehr angedeihen zu lassen, sondern sie alle aufzufordern, sich innerhalb eines Monats gleichfalls loszusagen, und jeden, der sich dessen weigern sollte, welchen Standes und Ranges er auch immer sein möge, aus dem Lande zu weisen. Außerdem sollen sich sechs Prälaten und vier der hervorragendsten Gelehrten, welche an besagter Versammlung theilgenommen, noch vor dem nächsten 1. Januar nach Rom begeben, um Absolution zu erbitten, dem Pisanum feierlich abzuschwören und die Unterwerfung unter das Lateranconcil als der allein wahren und rechtmäßigen Kirchenversammlung auszusprechen. Sollten sie sich dessen weigern, so wird der König die Sentenzen und Censuren des apostolischen Stuhles gegen sie in Anwendung bringen lassen. Außerdem versprachen obige Gesandte noch, daß in thunlichster Bälde Vertreter des französischen Clerus an dem

Lateranconcil Theil nehmen werden im Namen von ganz Frankreich, wie dies von anderen Nationen bereits geschehen"[1]).

Diese Urkunde wurde von den drei Generalbevollmächtigten im Namen des Königs unterschrieben und beschworen und unter dem 26. October von Ludwig XII. selbst ratificirt. In Betreff des letzteren Punktes aber, die Theilnahme am Lateranconcil seitens der französischen Kirche, sowie die Verhandlungen über die pragmatische Sanction anlangend, fügte er in einem eigenen Decret noch die Clausel bei, es möchte hiezu vom Papst und Concil eine längere Frist gewährt werden. Die französischen Prälaten müßten sich nemlich hierüber zuerst noch auf eigenen Versammlungen berathen, solche wären aber bisher der fortwährenden Kriege wegen unmöglich gewesen und ließen sich auch jetzt wegen der großen Ausdehnung des Reiches so rasch nicht bewerkstelligen.

In dieser letzteren Urkunde hatte sich Ludwig als König der Franken, Herzog von Mailand und Herr von Genua bezeichnet; hierüber entstand nun eine kleine Debatte, indem der mailändische Gesandte Namens seines Herrn, des Herzogs Maximilian Sforza, Einsprache erhob und erklärte, letzterer sei mit Hülfe des hl. Stuhles in sein Herzogthum eingesetzt worden. Der französische Gesandte, der Bischof von Marseille, erwiderte, über diese Angelegenheit müßte anderen Orts und zu gelegener Zeit verhandelt werden; der Papst aber erklärte, das Gesagte solle ohne Präjudiz für die beiden Parteien sein. Es wurde nun das Beglaubigungsschreiben des Markgrafen und Churfürsten Joachim von Brandenburg verlesen, wodurch dieser den Ritter Eitelwolf von Stein, Busson von Alvesten, Domherrn von Magdeburg und den Deutschherrn Johann Blankenfeld als Bevollmächtigte für das Lateranconcil bestellte. Auch der Markgraf von Montferrat hatte seine Bevollmächtigten ernannt, und sein Beglaubigungsschreiben kam nun gleichfalls zur Verlesung.

Hierauf überreichte der Procurator des Concils eine Klageschrift gegen das Parlament von der Provence, dahin lautend, dasselbe inhibire die Publication päpstlicher Schreiben, maße sich die Jurisdiction über kirchliche Sachen und Personen, selbst über Bischöfe und Cardinäle an, greife eigenmächtig ein in die Verleihung kirchlicher Beneficien, in die Verwaltung und Verwendung kirchlichen Gutes, hindere die Ausübung der kirchlichen Jurisdiction, treffe eigenmächtige Anordnung über den Chorgesang und die Kleidung der Geistlichen und habe in seinem Bereich die verworfene pragmatische Sanction eingeführt. Gegen die Vorsitzenden, Räthe und Beamten dieses Parlaments solle nun mit kirchlichen Strafen eingeschritten werden; alle ihre kirchenfeindlichen Erlasse sollen annullirt, der Kirche ihre Freiheit und Immunität zurückgegeben, die Pragmatik aufgehoben und oben genannte Personen zu persönlicher Verantwortung nach Rom vorgeladen werden. Im Falle der Weigerung sollen sie mit kirchlichen Strafen und Censuren und das Land mit dem Interdict belegt werden. Der Papst erließ nun unter Zustimmung des Concils an die Mitglieder genannten Parlamentes ein Strafmonitorium mit der Aufforderung, unter den angedrohten Strafen innerhalb drei Monaten persönlich in Rom zu erscheinen.

Es verstrich aber mehr als ein Jahr, ehe nur eine Antwort auf obige Citation erfolgte, erst im Februar 1515 wurde vom genannten Parlament ein Decret ausgefertigt, wodurch es sich rückhaltlos unterwarf und in allweg Satisfaction leistete. Diese Unterwerfung wurde in der zehnten Sitzung zur Kenntnis des Concils gebracht.

---

1) † Harduin l. c. p. 1709. Labbé l. c. p. 177 sq.

Der Erzbischof von Gnesen verlas sodann eine Bulle, worin einzelne irrige Behauptungen über die Natur der Seele verworfen werden. „Wieder hat der Säemann des Unkrautes, der Erbfeind des Menschengeschlechtes in unseren Tagen einige verderbliche Irrthümer unter die Gläubigen gestreut, vornehmlich über die Natur der vernünftigen Seele, daß diese nemlich sterblich wäre, oder daß sie in allen Menschen ein und dieselbe sei. Einige wagen sogar die verwegene Behauptung, dergleichen Sätze könnten wenigstens philosophisch wahr sein. Um gegen solch gefährliche Lehren die geeigneten Mittel anzuwenden, verwerfen und verurtheilen wir hoc sacro approbante concilio alle, die da behaupten, die menschliche Seele sei sterblich oder sie sei nur Eine in allen Menschen; deßgleichen auch jene, welche diese Fragen in Zweifel ziehen, da die vernünftige Seele nicht nur an sich und substantiell die Form des menschlichen Körpers ist, wie dies in dem auf der allgemeinen Synode von Vienne von Papst Clemens V., unserem Vorgänger glorreichen Andenkens, erlassenen Canon [1]) enthalten, sondern auch unsterblich und nach der Menge der Körper, denen sie eingegossen worden, individuell mehrfach existirend ist. Es erhellt dies klar aus den Stellen der hl. Schrift, wo der Herr sagt: „Die Seele aber können sie nicht tödten" [2]); oder: „Wer seine Seele hasset in dieser Welt, wird sie zum ewigen Leben bewahren" [3]). Ebenso verspricht er für den Augenblick des Gerichtes ewigen Lohn oder ewige Strafe, je nach den Werken des Lebens. Auch wäre ohne diese Wahrheit die Menschwerdung, wie alle andern Werke Jesu Christi für uns nutzlos, eine Auferstehung wäre nicht zu erwarten, und die Heiligen und Gerechten wären nach den Worten des Apostels beklagenswerther als alle andern Menschen. Da ferner die Wahrheit sich selbst unmöglich widerstreiten kann, so erklären wir jede Behauptung, die gegen die Wahrheit des geoffenbarten Glaubens verstößt, für durchaus irrig und falsch und verbieten aufs bestimmteste anders zu lehren. Alle aber, die dergleichen irrigen Behauptungen anhängen, sollen als Verbreiter verworfener Irrlehren, als fluch- und verabscheuungswürdige Häretiker und Ungläubige, die da den katholischen Glauben untergraben, gemieden und bestraft werden. Außerdem befehlen wir allen Philosophen, die an Universitäten oder wo immer öffentliche Vorlesungen halten, aufs nachdrücklichste, daß, wenn sie ihren Zuhörern die Lehren und Grundsätze der vom wahren Glauben abweichenden Philosophen vortragen oder erklären, als da sind die Unsterblichkeit und Einheit der Seele, die Ewigkeit der Welt und andere dergleichen Aufstellungen, daß sie da zugleich die wahre Lehre der christlichen Religion über diese Fragen mit aller Entschiedenheit und Bestimmtheit vortragen, um dadurch die entgegenstehenden Argumente einer falschen Philosophie, die ja alle halt- und grundlos sind, zu widerlegen und abzuweisen. Manchmal aber genügt es nicht, die Wurzeln der Disteln nur zu beschneiden, sie müssen von Grund aus ausgerissen werden, damit sie nicht wieder nachwachsen; der Same und die Urquelle, aus der sie hervorgewachsen muß entfernt werden, und dies um so mehr, als das fortgesetzte Studium der menschlichen Weisheit, die Gott, nach den Worten des Apostels, zur Thorheit gemacht [4]), wenn es ohne die Würze der göttlichen Weisheit und ohne das Licht der geoffenbarten Wahrheit betrieben wird, eher zum Irrthum, als zum Erweis der Wahrheit führt. In Erwägung all dessen bestimmen und verordnen wir durch gegenwärtige Constitution, daß künftig kein Priester, Welt- oder Regularcleriker, und kein Ordinand, der an einer Universität oder anderswo die öffentlichen Vorlesungen besucht, mehr als fünf Jahre nach Ab-

---

1) † Es ist Canon 1 der Synode von Vienne. Hefele, C. G. Bd. 6. S. 477. — 2) † Matth. 10, 28. — 3) † Joh. 12, 25. — 4) † 1. Cor. 1, 20.

solvirung der Grammatik und der Dialektik dem Studium der Philosophie oder Poesie widmen darf, ohne damit zugleich das Studium einer Disciplin der Theologie oder des canonischen Rechts zu verbinden. Will er aber nach Ablauf der fünf Jahre, genannten Studien noch weiter obliegen, so sei es ihm unbenommen, sofern er nur zugleich oder auch gesondert Theologie oder canonisches Recht studirt, auf daß die Priester des Herrn in diesen heiligen und heilsamen Bestimmungen Mittel finden, durch welche die angesteckten Wurzeln der Philosophie oder Poesie gereinigt und geheilt werden können. Diese Bestimmungen sollen die Ordinarien überall, wo höhere Studien betrieben werden, und an den Universitäten die Rectoren den Studirenden jährlich bei Beginn des Studiums bekanntzugeben kraft des canonischen Gehorsams verpflichtet sein" [1]). Der General der Dominicaner war mit dem zweiten Theil der Constitution nicht einverstanden, da es ihm unpassend schien, wenn den Philosophen befohlen werde, öffentlich Glaubenswahrheiten zu behandeln.

Eine weitere Bulle verlas der Erzbischof von Siena über die zur Herstellung eines allgemeinen Friedens unter den christlichen Fürsten zu treffenden Maßregeln. Nach dem Rath der Cardinäle und mit Zustimmung des Concils sollten überallhin Gesandte mit hinlänglichen Vollmachten als Friedensengel ausgesandt werden. Zur Wiedergewinnung der Böhmen speciell hatte der Papst den Cardinalerzbischof Thomas von Gran zum Legaten für Ungarn und Böhmen bestellt. An ihn oder an das Concil sollten die Böhmen ihre Gesandten mit hinlänglichen Vollmachten zu Unterhandlungen senden. Zugleich wurde ihnen ein Geleitsbrief im Namen des Concils ausgestellt, daß sie sicher und ungekränkt nach Rom kommen könnten.

Nun verlas der Erzbischof von Turin eine Bulle betreffend die Reformation der päpstlichen Curie und deren Beamten. Es war dies mit ein Grund zur Berufung eines allgemeinen Concils durch Julius II., da die Klagen über die Curialbeamten immer dringlicher geworden. Schon Julius hatte eine Commission von Cardinälen zur Untersuchung der Klagepunkte und endlichen Abhülfe bestellt, deren Mitglied auch Leo X. als Cardinal gewesen. Auf Grund dieser Erhebungen war auch bereits eine Reformbulle erlassen worden, um die allzugroße Last von Abgaben zu beschränken und den schlimmen Ruf, in dem die Beamten standen, zu bessern; diese sollten unter schwerer Strafe an die Beobachtung der früheren Statuten gebunden sein. Da Julius aber durch den Tod an Vollendung der Reform gehindert worden, wollte Leo auf der betretenen Bahn fortschreiten. Die früheren Anordnungen sollen wieder hergestellt werden, und wo immer von dieser löblichen und ehrwürdigen Sitte abgegangen worden, soll wieder zu ihr zurückgegriffen werden. Alle Curialbeamten sollen hieran gebunden sein unter Strafe der dem Papste reservirten Excommunication. Außerdem soll jeder dawider Handelnde das erstemal auf ein halbes Jahr, das zweitemal aber für immer seines Amtes enthoben sein. Sämmtliche Concilsväter gaben zu diesem Reformdecret ihre Zustimmung, einzelne aber fügten noch besondere Bemerkungen bei. Der Bischof von Potenza erklärte sich mit der Bulle einverstanden, möchte aber auch Reformen sehen. Der Erzbischof Bernhard von Spalatro lobt die Constitution, nicht aber die Reformen, bis solche auch in die Oeffentlichkeit gedrungen wären. Die Bischöfe von Melfi und Pesaro meinten, das Decret wäre wohl trefflich, nur sollte eine Generalreform stattfinden [2]).

Die neunte Sitzung wurde auf den 12. April 1514 anberaumt und hierauf die achte nach Absingung des Te Deum geschlossen.

---

1) † Harduin l. c. p. 1719. Labbé l. c. p. 187 sqq. — 2) † Harduin l. c. p. 1723. Labbé l. c. p. 191.

† 243. Oben angeführtes Glaubensdecret der achten Sitzung des Lateranconcils über das Wesen der menschlichen Seele, war vornehmlich gegen die Verirrungen des Petrus Pomponatius und die averroistische Anschauung von der Einheit der Vernunft in allen Menschen gerichtet, wie letztere namentlich von Augustinus Niphus vertreten wurde.

Petrus Pomponatius wurde 1462 aus edler Familie zu Mantua geboren. Er studirte zu Padua Philosophie und Medicin, erhielt daselbst bald eine Lehrstelle und wurde der berühmteste Lehrer der Paduaner Schule. Er ist der Hauptrepräsentant der neuaristotelischen Philosophie, der er mit ganzer Seele zugethan war, aus ihr aber Sätze ableitete, welche dem christlichen Glauben direct widersprachen. Da seine Lehren ganz dem Geiste der Zeit gemäß waren, erlangte er bald großes Ansehen, sein Ruhm verbreitete sich weithin und seine Anhänger wuchsen von Tag zu Tag. Keiner vor ihm hat schärfer und offener den Widerspruch zwischen Glauben und Wissen, Vernunft und Offenbarung gelehrt, als er, keiner diesen Widerspruch energischer vertreten. Trotzdem hat er stets hoch und theuer versichert, daß er nichts gegen den Glauben der Kirche lehren wolle, daß er für die Wahrheit des christlichen Glaubens zu sterben bereit sei, als Christ die Resultate seiner philosophischen Forschung selbst verwerfe, und sich in allem rückhaltlos dem Urtheil der Kirche und des apostolischen Stuhles unterordne. Wie solche Gegensätze sich wirklich in einem differencirten Menschengeist vertragen sollen, dürfte doch schwerer zu begreifen sein, als die Widerspruchlosigkeit von Glauben und Vernunft. Denkbar sind solche Behauptungen nur unter Voraussetzung einer beispiellosen Kurzsichtigkeit und staunenswerthen Naivität, oder aber bewußter verwerflicher Heuchelei. Das eine oder das andere muß bei Pomponatius angenommen werden. Durch den Krieg war er von Padua vertrieben worden und lehrte nun kurze Zeit zu Ferrara und dann zu Bologna. Hier gab er 1516 seine Schrift »de immortalitate animae« heraus, in der er nachzuweisen suchte, daß nach der aristotelischen Philosophie die menschliche Seele sterblich sei. Die Schrift machte ungeheures Aufsehen, zu Venedig ward sie von Gerichtswegen verbrannt, eine Verurtheilung durch Rom wurde nur durch die Intercession Bembos abgewendet. Später erschienen noch die Schriften »de incantationibus« und »de fato, de libero arbitrio, de praedestinatione et providentia«, worin im allgemeinen dieselben Grundsätze befolgt werden, wie in der ersteren. Pomponatius starb 1524. Als Hauptirrthümer dieses Philosophen müssen aus genannten Schriften drei ausgehoben werden. Einmal läugnet er die Unsterblichkeit der Seele auf Grund des aristotelischen Satzes, daß diese die Entelechie des Körpers sei. Ein Wesen aber, so argumentirt er, das ohne den Leib nicht existenzfähig ist, kann auch nicht unsterblich sein, sondern ist materiell. Ist aber die menschliche Seele materiell, so ist selbstverständlich, daß sie nicht durch Creation, sondern durch Generation entstanden.

In der zweiten Schrift widerlegt er von seinem philosophischen Standpunkt aus das Dasein der Engel und Dämonen, sowie die Möglichkeit und Wirklichkeit der Wunder. Eine unmittelbare Einwirkung Gottes auf diese niedere Welt, wie eine solche das Wunder voraussetzt, ist nicht möglich, alle göttliche Einwirkung auf diese sublunarische Welt, ist nur eine mittelbare, d. h. sie vollzieht sich durch Vermittlung der Himmelskörper, welche die Organe und Instrumente der göttlichen Thätigkeit bilden. Es ist somit alles, was wir hienieden Wunderbares erfahren, wenn es noch so unbegreiflich scheint, lediglich dem Einfluß der Gestirne zuzuschreiben. Die wunderbaren Gebetserhörungen beruhen auf der starken Einbildungskraft und dem festen Glauben der Betenden. Würde man z. B. vor den Knochen eines todten Hundes mit

demselben festen Glauben beten, wie vor den Reliquien der Heiligen, so würde man die gleichen Wirkungen erzielen.

Unter den Versuchen, das schwierige Problem zu lösen, wie die menschliche Freiheit und das göttliche Vorherwissen sich in Einklang bringen lassen, neigte Pomponatius auf die Seite der Stoiker, welche die Freiheit dem blind waltenden Fatum opfern. Das Verletzende dieser Lehre sucht er zwar etwas zu mildern, durch Annahme einer doppelten göttlichen Erkenntnis bezüglich der menschlichen Handlungen, einer Erkenntnis nemlich des bloß Möglichen und des Wirklichen.

Hiedurch glaubte er den düstern Fatalismus überwunden und den Begriff der Willensfreiheit gerettet zu haben. So finden wir die Philosophie des Pomponatius überall auf den gefährlichsten Irrwegen, die Psychologie ist zum Materialismus, die Metaphysik zum naturalistischen Deismus und die Ethik zum stoischen Fatalismus geworden. „Daß eine solche wissenschaftliche Richtung so großen Anhang finden konnte, wie dies wirklich der Fall war, wirft ein trübes Licht auf den sittlich-religiösen Zustand der damaligen Zeit"[1]).

† 244. Am 15. Januar 1514 war eine päpstliche Bulle publicirt worden, wodurch bekannt gegeben wurde, daß jeder der wolle, passende und nützliche Anträge an das Concil gelangen lassen könne; je die drei ältesten Prälaten aus den drei Congregationen seien zur Entgegennahme derselben aufgestellt. Da die Vorarbeiten für die nächste Sitzung noch nicht vollendet, wurde diese am 4. April auf den 5. Mai verlegt. Am 29. April sodann wurden alle in Rom anwesenden Concilsmitglieder in den apostolischen Palast gerufen zu einer Generalcongregation. Es sollte über die in der nächsten Sitzung vorzulegenden Reformen betreffs der höheren Cleriker abgestimmt werden. Man stimmte einzeln und die meisten Väter gaben ein motivirtes Votum ab; viele verlangten Zeit und Gelegenheit zu reiflicher Berathung. So wurde am folgenden Tag eine engere Commission von 3 Erzbischöfen und 5 Bischöfen gewählt, welche in Verbindung mit den Cardinälen die einzelnen Materien nochmals durchberathen sollten.

Am 5. Mai sodann wurde die neunte Sitzung unter dem Vorsitz des Papstes gehalten. Anwesend waren 25 Cardinäle, 111 Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe, 2 Aebte und 4 Ordensgenerale; dann die Gesandten des Kaisers, der Könige von Frankreich, Spanien, Portugal, England und Polen, des Markgrafen von Brandenburg und Mantua und der Republiken von Florenz und Venedig. Von den französischen Prälaten sind zu erwähnen der Cardinalpriester Bischof Leonhard von Agen, der Erzbischof von Avignon, die Bischöfe von Marseille, Toulon und Nantes. Auch Matthäus Lang ist unter den Cardinaldiaconen aufgeführt. Wieder las der Erzbischof von Dyrrhachium eine stille Messe und Antonius Pucci, Cleriker der apostolischen Kammer, hielt die Predigt über die Herrlichkeit der christlichen Kirche, die vornehmlich in drei Punkten begründet ist. Sie ist die vom Sohne Gottes auserkorene, mit Gnaden wundervoll geschmückte Braut, die mit ihm durch ein geistiges Band unlöslich verbunden und zur glücklichen Mutter zahlreicher Nachkommen geworden ist. So innig ist die Kirche mit Christus vereint, wie Menschheit und Gottheit in seiner Person unzertrennlich verbunden; und so nimmt auch sie Theil an seiner göttlichen Herrlichkeit und ist mit himmlischem Glanze umstrahlt. Diesen göttlichen Strahlenglanz wieder makellos herzustellen, ist deine erste und heiligste Pflicht, erhabenster Vater! sowie auch

---

1) † Stöckl, Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Mainz 1866. III. Bd. S. 244.

des bereits versammelten Concils; und diese Pflicht ist um so schwerer, als das Werk bereits glücklich begonnen, und um so wonnevoller, als ohne dieses Eingreifen Gottes der ungenähte Rock Christi vielleicht in zahllose Theile zerrissen worden wäre.. Die Einheit freilich ist bereits hergestellt, voll seliger Freude bekenne ich dies, das Schisma ist entfernt und alle gehorchen wieder dem Einen Haupte der Kirche, aber was nützt uns dies alles, wenn die christlichen Fürsten, die erhabensten Glieder der Kirche, nicht aufhören, mit blutigem Schwert sich gegenseitig zu zerfleischen und zu vernichten? Wenn ich im Geiste den ganzen Erdkreis durcheile, namentlich aber Italien, Deutschland, Frankreich, Spanien, England, so sehe ich diese Länder angefüllt mit Gold, Silber, Reichthümern, Völkern und Waffen, strotzend von Kraft und Geist, zugleich aber, ach! gewahre ich auch überall mit herzzerreißendem Schmerz die Schrecken gegenseitiger Feindseligkeiten, kriegerische Einfälle, feindliche Verheerungen, rauchende Trümmer, blutige Kämpfe, zerstörende Plünderungen, Hinmordung zahlloser Verehrer Jesu Christi. O ihr unersättlichen Fürstenherzen! seid ihr denn noch nicht befriedigt durch soviele unschuldige Christenleben? Lechzende Erde! hast du dich noch nicht gesättigt an den Strömen christlichen Blutes? und du blinde dämonische Wuth! hast du dich noch nicht gekühlt in dem unermeßlichen Blutbad der Gläubigen? Wie lange noch sinnet ihr auf die Vernichtung des Menschengeschlechtes? Seit 20 Jahren hat das Schwert 500,000 Christen verschlungen, und noch seid ihr nicht satt, noch lechzet ihr nach Blut! Siehe! heiligster Vater! welch entsetzliches Uebel, wo dringend Abhülfe noth thut. Woher aber soll Hülfe kommen in unserer entarteten Zeit, wo wir alle abgewichen sind vom rechten Weg und keiner ist, der Gutes thut, auch nicht einer? O wir thörichte und verblendete Menschen! der Freuden des zeitlichen Friedens wollen wir genießen, die wir Gefahr laufen, den entsetzlichen Strafen eines ewigen Krieges anheimzufallen! Die Wuth der Menschen möchten wir beschwichtigen, während wir den Zorn des allmächtigen Gottes, der sein Racheschwert über uns schwingt, herausfordern! Sehnlichst wünschest du, erhabener Oberhirte! Frieden zu stiften unter den Christen, habe Acht zuerst, daß die Unruhen der Laster im Innern erstickt werden, und der äußere Friede wird in Bälde erblühen. Wende dein Auge vor allem auf den weltlichen Stand, wie viel Anstößiges findest du da? Unglaube in Sachen der ewigen Wahrheiten, der Mysterien unseres heiligen Glaubens, die entweder vorwitzig erforscht, leichtfertig verhöhnt oder übermüthig verachtet werden. Schauererregende Blasphemie gegen Gott, erschreckliche Entehrung gegen die Heiligen; gottlose und schmähliche Herabwürdigung der Diener des Heiligthums, Verachtung kirchlicher Censuren, Sacrilegien, gewaltthätige und heimliche Wegnahme kirchlichen Besitzes, Wucher, wie er kaum bei den Juden zu finden, unerhörte Schamlosigkeit jeder Art von Obscönität, unauslöschlichen Haß und glühende Rachsucht, endlich äußerste Frechheit in Begehung jeder Schandthat. Und wenden wir den Blick auf den Stand der Religiosen, wie viel gewahren wir hier, was den Gläubigen zum Aergernis gereichen muß? Um Anderes mit Stillschweigen zu übergehen, wie viel Streit und Verwirrung hat nicht die Trennung in Conventualen und Observanten verursacht? Ueber das Frauengeschlecht aber, dessen kläglicher Zustand schon aus dem des Mannes, der ja dessen Haupt ist, erschlossen werden kann, gehe ich absichtlich mit Stillschweigen hinweg und beschwöre euch nur noch auf den Seelsorgsclerus, der ja besonders zum Dienste des Herrn berufen ist, eure ganze Aufmerksamkeit und Sorge zu lenken [1]).

---

1) † Harduin l. c. p. 1759 sqq. Labbé l. c. p. 232 sqq.

Nach Beendigung dieser eindringlichen Rede und Verrichtung der üblichen Gebete und Ceremonien übergaben die portugiesischen Gesandten ihr vom 21. October 1512 datirtes Beglaubigungsschreiben, um im Namen Portugals am Concil Theil zu nehmen.

Hierauf erklärte der Procurator des Concils, Marius de Peruschi, daß die Frist, welche den französischen Prälaten und allen an den Bestimmungen der pragmatischen Sanction Festhaltenden gewährt worden, abgelaufen sei, ohne daß ihrerseits irgend jemand erschienen wäre, um diese Pragmatik zu vertreten; er beantrage daher, den Contumazprozeß gegen sie einzuleiten. Hiegegen erhob sich der französische Gesandte Claudius, Bischof von Marseille, und zeigte auf Grund eines authentischen Aktenstückes, daß die fünf Bischöfe von Chalons sur Saône, Lisieux, Angoulême, Amiens und Laon, nebst vier Doctoren mit unumschränkten Vollmachten aller am Pisanum betheiligter Prälaten bereits auf dem Weg nach Rom gewesen. Sie kamen bis zu den Alpenpässen, konnten aber weder vom Herzog von Mailand noch vom Dogen von Genua einen Geleitsbrief erhalten. Nach 60tägigem vergeblichen Warten in der Abtei Outches in der Nähe von Susa, ließen sie über diese gewaltsame Zurückhaltung eine schriftliche Erklärung abfassen und sandten sie nach Rom. Zugleich erklärten sie ihre völlige Lossagung vom Pisanum und unbedingte Unterwerfung unter das Lateranconcil, und baten den Papst um gnädige Lossprechung von den begangenen Verfehlungen und etwaigen Censuren. Als Buße möge er ihren unfreiwilligen 60tägigen Aufenthalt in Outches annehmen. Auf diese Erklärung des Bischofs von Marseille antwortete der mailändische Gesandte, daß Maximilian Sforza die französischen Prälaten an der Reise nach Rom keineswegs habe hindern wollen, er habe die Ausstellung eines Geleitsbriefes nur verzögert, um sich die Sache reiflich zu überlegen. Bei dieser Sachlage hob nun der Papst alle Censuren, welche genannte Prälaten etwa incurrirt haben könnten auf mit der Klausel, daß sie in dieselben zurückfallen, falls sie bis zur nächsten Sitzung nicht in Rom erscheinen würden. Zugleich wurde durch genannten Bischof von Marseille eine Bulle verlesen, wodurch abermals die Friedensversuche des Papstes hervorgehoben, die christlichen Fürsten zur Einigung und zum Kampf gegen den Islam aufgefordert und nochmals ermuntert werden, das Lateranconcil zu beschicken, sowie allen, welche zu demselben reisen, freies Geleite zu gewähren.

Es folgte nun das erste größere und umfangreichere Reformationsdecret, allein die Reformen sind leider keineswegs einschneidend und tiefgreifend genug, was schon daraus erhellt, daß gerade die wichtigeren Bestimmungen immer ein angehängtes »nisi« haben. Die Reform will mit dem beginnen, was für die Gegenwart am meisten nützlich erscheint, und was bei längerer Vernachlässigung der Kirche stets zu großem Schaden gereichte, nemlich mit der Besetzung der höheren Kirchenstellen.

a. Für vacante Patriarchal-, Metropolitan-, und Kathedralkirchen, sowie für Klöster, sollen gemäß der Constitution Alexander III. [1]) auf dem dritten Lateranconcil nur solche von reifem Alter gewählt werden, die sich außerdem durch tadellose Sitten und hervorragende Wissenschaft auszeichnen. Den Cardinälen wird die größte Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit bei Prüfung der Candidaten zur Pflicht gemacht. Bezüglich des Alters soll bei Bischöfen unter 27 Jahren und bei Aebten unter 22 Jahren keine Dispens ertheilt werden.

b. Kein Bischof oder Abt, welchen Verbrechens er immer angeklagt sein mag, und wäre es selbst ein notorisches, darf seiner Würde entsetzt werden, bevor ihm nicht Gelegenheit und völlige Freiheit rechtlicher Vertheidigung

1) † Hefele, C. G. Bd. V. S. 633.

gewährt, alle Parteien vernommen und die Angelegenheit nicht genau untersucht worden. Ebenso kann auch keiner gegen seinen Willen transferirt werden, es sei denn aus wichtigen und gerechten Gründen.

c. Da die Commenden der Klöster diesen selbst sowohl in geistlicher wie zeitlicher Hinsicht großen Schaden bringen, so sollen die durch den Tod der Inhaber erledigten in keiner Weise mehr als Commenden vergeben werden, „es sei denn (nisi), daß wir zur Erhaltung des Ansehens des hl. Stuhles und mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse unter dem Beirath der Cardinäle anders bestimmen." Auch können den Cardinälen und anderen verdienten und hervorragenden Personen noch ferner Commenden verliehen werden, doch soll der Commendatar verpflichtet sein, wenn er vom Convent getrennten Tisch hält, ein Viertel der Mensalgüter für das Kloster zu verwenden, hält er aber gemeinschaftlichen Tisch mit dem Convent, dann ein Drittel.

d. Pfarrstellen, höhere Dignitäten und andere Beneficien, deren jährlicher Ertrag nicht 200 Ducaten beträgt, sollen auch den Cardinälen nicht als Commenden verliehen werden, es sei denn (nisi), daß die Stellen durch den Tod eines Familiaren vacant werden. Dispensationen zu mehr als zwei incompatiblen Stellen werden nicht mehr ertheilt, es sei denn (nisi) besonders hervorragenden (qualificatis) Personen oder aus einer wichtigen und dringenden Ursache. Diejenigen, welche mehr als vier Beneficien innehaben, seien es Pfarreien, Vicarien oder höhere Dignitäten, als Commenden oder unter dem Titel der Union, sollen innerhalb zwei Jahren alle bis auf 4 zurückgeben, widrigenfalls sollen alle für erledigt gelten.

e. Die Cardinäle der hl. römischen Kirche, die an Ehre und Würde dem Papste zunächst stehen, sollen auch allen andern durch Reinheit des Lebens und den Glanz der Tugenden voranleuchten; sie sollen das Brevier beten, die hl. Messe celebriren und ihre entsprechenden Kapellen haben. Ihr Haus, ihre Einrichtung und ihr Tisch soll nicht weltlichen Glanz zeigen, sondern priesterliche Einfachheit. Bischöfe und Prälaten sollen sie nicht zu unziemlichen Geschäften verwenden, damit nicht die, welche andern vorgesetzt sind, zu niedrigen Bedienten werden und so das Hirtenamt in Verachtung komme. Die Angelegenheiten der Armen sollen sie ebenso unpartheiisch behandeln wie die der Fürsten. Alle Jahre sollen sie selbst oder durch einen Stellvertreter ihre Titularkirchen visitiren. Für Verschönerung des Gottesdienstes soll jeder Cardinal zu seinem eigenen Seelenheil entweder zu Lebzeiten oder wenigstens von Testamentswegen eine hinlängliche Summe aus seinem Vermögen der Titularkirche zuweisen. In gleicher Weise sollen sie für alle Kirchen, die sie als Commenden besitzen, Kathedralen, Abteien, Priorate, oder welch andere Beneficien immer es sein mögen, in gewissenhafter Weise Sorge tragen, daß sie durch tüchtige Vicare oder Suffraganbischöfe verwaltet werden, und daß an ihnen die nothwendige Anzahl von Clerikern oder Religiosen sich finde. Auch für die Gebäulichkeiten soll die nöthige Sorgfalt verwendet werden. Das Betragen ihrer Untergebenen soll zeigen, daß sie es wohl verstehen, andere zu leiten. Die Cleriker derselben namentlich sollen die vorgeschriebenen geistlichen Kleider tragen und ein dem Clericalstand entsprechendes Leben führen. Die Zuwiderhandelnden werden die ersten drei Monate mit Excommunication, nach weiteren drei Monaten mit Suspension und bei weiterer Renitenz mit Verlust sämmtlicher Beneficien bestraft. Ueber den religiösen Zustand der einzelnen Länder müssen die Cardinäle den Papst genau unterrichten und wo nöthig die geeigneten Hülfsmittel angeben. In dem Consistorium dürfen sie freimüthig ihre Ansicht äußern, sind aber zum Stillschweigen über die Verhandlungen strengstens verpflichtet, selbst unter Strafe der Excommunication, falls das Stillschweigen ganz besonders anbefohlen wurde.

f. Bezüglich der weiteren Reformation wurde den Erziehern und Lehrern eingeschärft, daß sie die ihnen anvertraute Jugend vor allem in der Religion und den guten Sitten unterrichten und zu einem christlich religiösen Leben anleiten.

Gegen die Blasphemie, die in erschrecklicher Weise überhand genommen, werden strenge Strafen festgesetzt. Wer ein öffentliches Amt verwaltet oder die Jurisdiction ausübt und einer Blasphemie überführt wird, verliert die Einkünfte dieses Amtes auf drei Monate für das erste und zweite Mal, für das dritte Mal das Amt selbst. Sollte ein Cleriker oder Priester dieses Verbrechens überführt werden, so verliert er für das erste Mal die einjährigen Einkünfte all seiner Beneficien; zum zweiten Mal wird er seines Beneficiums entsetzt, falls er nur eines besaß, hatte er mehrere, so verliert er eins nach dem Gutdünken des Ordinarius; würde er zum dritten Mal in dieses Verbrechen zurückfallen, so wird er sämmtlicher Beneficien beraubt und überdies unfähig, je wieder ein solches zu erwerben. Ein Laie soll wegen dieses Verbrechens, falls er ein Adeliger ist, zum ersten Mal mit 25 Ducaten gestraft werden, im Wiederholungsfall mit 50, zum dritten Mal verliert er seinen Adel. Ein Nichtadeliger wird mit Gefängnis bestraft und wenn er sich nicht bessert auf die Galeeren geschickt.

Gegen die Concubinarier, Cleriker wie Laien, werden die Bestimmungen der kirchlichen Canonen aufs neue sanctionirt. Ebenso werden gegen die Simonie die alten Strafbestimmungen erneuert.

Wer ein Beneficium erhalten, mit oder ohne Seelsorge, ist sechs Monate nach der Uebertragung zum Breviergebet verpflichtet; im Unterlassungsfall wird er je nach dem Verhältnis des Versäumnisses an seinem Einkommen bestraft; im Falle der Unverbesserlichkeit verliert er nach vorhergegangener rechtmäßiger Mahnung das Beneficium ganz.

Da dem Papst das volle Verfügungsrecht und die Verwaltung sämmtlicher kirchlicher Beneficien zusteht, so wird jede von irgendwelchem weltlichen Fürsten ohne päpstliche Erlaubnis verfügte Wegnahme kirchlichen Besitzes, für ungiltig und unrechtmäßig erklärt.

Die Gesetze für die kirchliche Freiheit und gegen deren Verletzungen werden erneuert, auch sollen alle hierüber in der Abendmahlsbulle enthaltenen Strafen in Kraft bleiben. Allen weltlichen Behörden wird strengstens verboten, irgend welche kirchliche Personen oder Sachen mit Abgaben zu belasten.

Da Zauberei und Hexerei durch bürgerliche, wie kirchliche Gesetze verboten sind, so sollen Cleriker, die solcher Vergehen für schuldig erfunden werden, nach Gutdünken ihrer Vorgesetzten infamirt, falls sie aber von ihrem Beginnen nicht lassen, entsetzt, in ein Kloster verwiesen und aller kirchlichen Aemter und Stellen beraubt werden. Laien beiderlei Geschlechtes unterliegen der Excommunication und den andern bürgerlichen und canonischen Strafen. Zum Schluß wird noch der strengste Inquisitionsprozeß angeordnet, namentlich an der römischen Curie, gegen jede Art von Häretikern, sowie gegen die Judaizantes; Rückfälligen soll jede Hoffnung auf Vergebung und Erlaß benommen sein.

Genannte Constitution soll zwei Monate nach ihrer Publication in Kraft treten, jede Glossirung, Commentirung oder Interpretation derselben ohne vorherige Erlaubnis des heiligen Stuhles ist unter Strafe der Excommunication verboten. Bei der Abstimmung gaben sieben Väter motivirte Vota ab, alle andern stimmten unbedingt mit Placet. Mit Rücksicht

auf die wichtigen Fragen, die in der nächsten Sitzung zur Verhandlung kommen sollten, wurde diese auf den 1. Dezember 1514 vertagt [1]).

† 245. Die Angelegenheiten des Orients hatten das Abendland in steter Spannung erhalten, immer schaute man mit banger Furcht nach den Gegenden aus, von wo der gefürchtete Feind der Christenheit zu nahen drohte, da auf einmal lief eine Freudenbotschaft in Rom ein aus jenen fernen östlichen Landen. Es war eine feierliche Gesandtschaft des portugiesischen Königs, die im Mai 1514 vor dem Papste erschien, geführt von Tristan d'Acunha und zwei berühmten Rechtslehrern, Diego Pacheco und Juan de Farra. Sie sollten dem Papst im Namen der neu entdeckten indischen Besitzungen huldigen und sich dieselben feierlich zusprechen und garantiren lassen. In prachtvollen Kleidern und mit herrlichem Gefolge zogen die Gesandten in Rom ein; die kostbaren Geschenke, Erzeugnisse des gepriesenen Indiens, namentlich ein mitgeführter indischer Elephant und Panther, setzten die römische Bevölkerung in höchstes Erstaunen. Der Papst nahm die Gesandtschaft gnädig auf, verlieh König Emanuel, dem Glücklichen, die goldene Rose nebst all den eroberten und noch zu erobernden südöstlichen Ländern.

In demselben Jahre 1514 hatte auch der äthiopische König David eine Gesandtschaft nach dem Abendlande geschickt, um mit den christlichen Herrschern, namentlich aber mit Portugal, dessen Heldenthaten unter Albuquerque [2]) den ganzen Orient in Staunen versetzt, einen gemeinschaftlichen Angriffsplan gegen das immer bedrohlicher werdende Osmanenreich zu entwerfen und sich zu gemeinsamem Kampf zu verbinden. Leo X. sandte an den eifrigen abessinischen Herrscher ein Ermunterungs- und Belobungsschreiben [3]).

Solch gemeinsamer und energischer Widerstand gegen den fürchterlichen Feind war damals auch wirklich gebieterisch gefordert und wäre auch gewiß von Erfolg gekrönt gewesen, falls der kurzsichtige Egoismus und die kleinliche Rivalität der abendländischen Christen über den engbegrenzten Horizont des eigenen Hauses hätte hinaussehen lassen. Gerade damals saß einer der furchtbarsten Herrscher auf dem Throne der Osmanen, Selim I., der eben erst seinen eigenen Vater vom Throne gestoßen. Am 25. April 1512 hatte Bajazet, von seinem Sohne gezwungen, zu dessen Gunsten der Herrschaft entsagt; aber schon auf der Reise nach Demotika, wo er der unfreiwilligen Muße genießen wollte, starb der einst so gewaltige Herrscher am 26. Mai 1512, wahrscheinlich an Gift, auf Befehl des unnatürlichen Sohnes. So rächte der eigene Sohn am Sultan den Tod des unglücklichen Dschem. Was durch Verbrechen erworben, mußte durch Verbrechen behauptet werden. Um der Herrschaft sicher zu sein, ließ Selim sieben Neffen und die zwei noch lebenden Brüder Ahmed und Korkud gewaltsam aus dem Leben schaffen. Wessen durften wohl die Christen von solch einem entsetzlichen Menschen gewärtig sein! Zum Glück wandte er sich zunächst nach Osten zum Kampfe gegen Persien, dessen Schach Ismael bekriegt und 1514 auch besiegt, aber nicht vernichtet wurde. Hierauf kam die Reihe an Egypten; der schon 80 jährige Sultan Kanssu fiel in der Schlacht bei Dabik, sein Nachfolger Tumanbey verlor gleichfalls zwei Schlachten, fiel dann durch Verrath in die Hände des Unmenschen und endigte durch Henkershand [4]). Nun war der Osten unterworfen, und der Westen sollte bald erfahren, wie kurzsichtig und unklug er gehandelt, den günstigen Zeitpunkt unbenutzt vorübergehen zu lassen. Wie wäre dies aber auch an-

---

1) † Harduin l. c. p. 1747 sqq. Labbé l. c. p. 219 sqq. — 2) † Siehe oben S. 104 f. — 3) † cfr. Raynald ad ann. 1514 n. 102. — 4) † Hammer l. c. I 691 ff.

ders möglich gewesen? Konnte doch die christliche Liebe selbst angesichts der aufs neue drohenden Türkengefahr den unheilvollen Bruderzwist nicht lassen, und auch der Papst hatte sich fast unversehens wieder mitten in die politischen Pläne hineinzerren lassen.

† 246. In ergreifenden Worten schilderte der schon siebzigjährige Erzbischof Stephan von Patras bei Beginn der zehnten Sitzung des Lateranconcils diese jammervolle Lage des christlichen Volkes, das in unheilvoller Verblendung sich selbst zerfleischte angesichts des furchtbaren und entsetzlichen Feindes, der bereits vor den Thoren der christlichen Reiche stand und jeden Augenblick seine blutigen Waffen in das Herz der Christenheit zu stoßen drohte. Beim Throne des Allerhöchsten und beim Kreuze Jesu Christi beschwor er die christlichen Fürsten, Frieden und Eintracht unter sich zu halten und flehte zum Stellvertreter Christi, nach Innen eine gründliche Reform anzubahnen und durchzuführen, auf daß die Kirche des Herrn nach Außen einig und stark dastehe. Diese zehnte Sitzung wurde am 4. Mai 1515 gehalten, wiederum unter dem Vorsitze des Papstes. Anwesend waren 24 Cardinäle und 90 Erzbischöfe und Bischöfe, zu den in den früheren Sitzungen bereits angeführten Vertretern weltlicher Fürsten kamen noch die Gesandten des Herzogs von Savoyen. Das Amt sang Erzbischof Johann von Gnesen, Gesandter von Polen; nach den üblichen Gebeten und Ceremonien übergaben die Gesandten genannten Herzogs von Savoyen ihr Beglaubigungsschreiben, worauf sofort die Bulle über die Leihhäuser verlesen wurde.

Die Leihhäuser (montes pietatis) verdanken ihre Entstehung dem unersättlichen Wuchergeist der Juden. Fast scheint es ein Theil des Fluches zu sein, den die Juden vor dem Richthaus des Pilatus auf sich herabgerufen, daß sie trotz der warnenden und eindringlichen Lehren, welche die Geschichte ihnen gibt, doch nicht von der rücksichtslosen Ausbeute der Noth ihrer unglücklichen Nebenmenschen lassen können. All die vielen bedauerlichen Excesse, die wir im Laufe der christlichen Geschichte zu verzeichnen haben, haben zu ihrem letzten Grunde diesen Naturfehler des israelitischen Volkes in der Diaspora. Immer haben sie das Rechtsgefühl des unverdorbenen Volkes so lange auf die Folter gespannt, bis schließlich eine gewaltsame Explosion [1]) erfolgte, und trotz all der schlimmen und entsetzlichen Erfahrungen scheint das Volk als solches das gefährliche und bedenkliche Experiment noch nicht lassen zu wollen. Dieser erbarmungslose Wuchergeist hatte auch in unserer Periode ein Massenelend unter der italienischen Bevölkerung erzeugt, dessen sich der Minorit B a r n a b a s v o n T e r n i erbarmte. Gerührt durch die jammervolle Lage, in welche der herzlose Wucher das Volk gebracht, bestieg der feurige Schüler des hl. Franciscus zur Zeit Pius II. zu Perugia die Kanzel und predigte mit hl. Begeisterung und herzergreifender Beredtsamkeit gegen diese jüdischen Blutsauger; zugleich machte er den Vorschlag, in der Stadt eine allgemeine Collecte zu veranstalten, die zur Gründung einer Art Bank verwendet werden sollte, bei welcher die Bedürftigen im Falle der Noth Darlehen machen könnten unter Hinterlegung eines Faustpfandes, aber ohne an-

---

1) † Entfernt möchten wir den fanatischen Ausschreitungen, deren Opfer die Angehörigen des jüdischen Volkes in verschiedenen Zeitepochen geworden sind, nicht das Wort reden, wenn man aber bedenkt, daß einer einzigen jüdischen Thräne, die in solch schrecklichen Tagen geflossen, zehntausend christliche vorangerieselt, dann mag man eine Entrüstung, die da und dort affectirt werden möchte über solche gewiß beklagenswerthe, aber von den Juden selbst in causa heraufbeschworene Volksausbrüche etwas wohlfeil finden. Wir möchten Gerechtigkeit nach beiten Seiten.

deres Interesse, als eine kleine Vergütung für die Verwaltungskosten. Die Rede des einfachen Mönchs hatte merkwürdigen Erfolg, von allen Seiten brachte man Gold, Silber und Edelsteine herbei, und so war die erste derartige Anstalt ins Leben gerufen; man nannte sie mons pietatis, Leihhaus. Andere Städte Italiens folgten bald dem Beispiele Perugias, Savona war eine der ersten, die ein Leihhaus hatte. Die Jünger des hl. Franciscus waren unermüdlich thätig, überall solche Anstalten zu errichten und so das arme Volk aus den Händen der Wucherer loszukaufen. In welch' schwunghafter Weise letztere ihr Geschäft betrieben, mag aus der Einen Thatsache erhellen, daß zu Parma allein nicht weniger als 22 solcher Wucherhöhlen waren, wo zu 20% ausgeliehen wurde. Einen eifrigen Genossen im Kampf gegen diese herzlose Volksabschlächterei fand Barnabas in seinem Ordensbruder Bernhardin Thomitano von Feltri. Er war 1429 in letzterer Stadt von vornehmen Eltern geboren, studirte zu Padua Jurisprudenz, wurde aber durch eine Predigt des hl. Jacobus von der March so ergriffen, daß er beschloß die Welt zu verlassen und in den Orden des hl. Franciscus zu treten. Bald wirkte der einfache Ordensmann als Prediger mit erstaunlichem Erfolg; vor allem trat er mit Freimuth und Entschiedenheit gegen die jüdischen Wucherer auf, „die mit Thränen Handel treiben". Wo immer er hinkam, rief er durch die Kraft seiner Worte Leihhäuser ins Leben, so zu Parma, Montefiore, Assisi, Rimini, Narni, Lucca u. a. Als er 1494 starb, herrschte namenlose Trauer unter den Armen, für deren Elend und Leiden er ein so theilnamsvolles Herz gehabt. 3000 weißgekleidete Kinder, als Symbole des reinen Lebens, das er auf Erden geführt, begleiteten seinen Leichenzug.

Das Werk der Minoriten zur Linderung des Volkselendes fand indessen auch seine Gegner, vornehmlich im Dominicanerorden, dessen tüchtigster Vertreter Thomas Cajetanus war. Dieser bekämpfte die neuen Anstalten aufs entschiedenste vom theologischen Standpunkt aus. Als strenger Thomist verwarf er jede Art von Zinsennehmen, unter was immer für einer Form dieses auch geschehen möchte, als gegen das stricte Gebot Gottes verstoßend. Die Frage wurde bald Parteisache und mit gleicher Heftigkeit ventilirt, wie andere oben schon berührte Streitfragen der beiden Orden. [1]) Um die Erregung, die sich schließlich der Geister bemächtigt, zu beschwichtigen, war es nothwendig geworden, den hl. Stuhl um eine Entscheidung anzugehen und so brachte Leo X die Frage vor das Lateranconcil. Nach kurzer Darlegung der Streitfrage erklärte der Papst, daß bereits seine Vorgänger Sixtus IV., Innocenz VIII., Alexander VI. und Julius II. die neue Anstalt als eine heilsame und wohlthätige gebilligt, anerkennt aber ausdrücklich die gute Absicht der Gegner. Beide Parteien vertreten das Wohl der Armen, die eine, indem sie in gerechtem Eifer den Abgrund des Wuchers gänzlich schließen möchte, die andere, indem sie in christlicher Liebe und Barmherzigkeit den Dürftigen zu Hülfe eilen wolle. Um nun aber Frieden und Eintracht unter den Christen herzustellen, verordne er kraft apostolischer Vollgewalt und unter Zustimmung des Concils, daß genannte Leihhäuser, wo man gegen mäßigen Zins zur Bestreitung der nothwendigsten Ausgaben, Geld entlehnen könne, keineswegs als wucherisch zu verfolgen seien, dieselben seien vielmehr als wahrhaft verdienstliche Anstalten überall zu empfehlen und zu verbreiten und könnten sogar mit Ablässen versehen werden. Wer daher fernerhin genannte Institute angreife, verfalle der Excommunication. Bei der hierauf folgenden Abstimmung gab nur der Erzbischof von Trani ein verneinendes Votum ab mit der Begründung, er wüßte aus Erfahrung, daß die Leihhäuser mehr Schaden als

---

1) † Vgl. oben S. 336.

Nutzen bringen[1]). Durch spätere Bestimmungen wurden drei Erfordernisse für ein kirchlich beglaubigtes Leihhaus als unerläßlich festgestellt. Erstens soll das Darlehen bis zu einer gewissen Summe nur Armen verabfolgt werden. Zweitens soll der Entlehner ein Pfand hinterlegen, das nach einer bestimmten Zeit, wenn es nicht ausgelöst wird, versteigert werden soll. Aus dem Erlös erhält das Leihhaus sein Darlehen, der Ueberschuß muß dem Entlehner ausgefolgt werden. Drittens darf für die Verwaltungskosten ein mäßiger Zins erhoben werden, aber nur zur Bestreitung der unumgänglichen Auslagen, nicht zur Bereicherung der Anstalt; jährlich etwa 2—3 Procent[2]).

Ein zweites Decret betraf die kirchlichen Exemptionen und die Festigung der Episcopalgewalt. Das ungebundene und regellose Leben der verschiedenen Capitel, die sich auf Grund der Exemption Verfehlungen zu Schulden kommen ließen, die den ganzen Clericalstand in Verruf brachten, veranlaßte den Papst, hiegegen strengere Verordnungen zu erlassen. Jene, denen das Correctionsrecht über dergleichen exempte Personen zusteht, sollen hievon auch gewissenhaft Gebrauch machen. Falls sie hierin nachlässig sind, so sollen sie von den zuständigen Diözesanbischöfen gemahnt werden, thun sie ihre Pflicht auch dann noch nicht, so können und sollen die Bischöfe selbst einschreiten Kraft päpstlicher Vollmacht; die Prozeßakten aber müssen zur Prüfung nach Rom gesandt werden. Die päpstlichen Notare aber, sowie alle Beamten der apostolischen Kanzlei, sofern sie ihr Amt auch wirklich ausüben, dann die wirklichen Familiaren der Cardinäle genießen auch fernerhin noch die uneingeschränkte Exemption.

Den Diözesanbischöfen wird gestattet, auch jene Frauenklöster, welche dem päpstlichen Stuhl unmittelbar unterworfen sind, gemäß der zu Vienne erlassenen Constitution jährlich einmal zu visitiren.

Alle künftigen Exemptionen, die ohne hinreichenden Grund und ohne Vernehmung dritter dabei interessirter Personen verliehen werden, sind null und nichtig.

Zur Festigung der bischöflichen Jurisdictionsgewalt und um das Prozeßverfahren möglichst zu vereinfachen, sollen künftig alle Streitsachen, in geistlichen, bürgerlichen oder gemischten Fragen, sofern sie nur immer vor das kirchliche Forum gehören, ebenso die strittigen Fragen betreffs der Beneficien, sofern letztere nicht reservirt sind und deren jährliche Einkünfte nicht über 24 Golddücaten betragen, in erster Instanz vor dem bischöflichen Ordinariat entschieden werden, so daß vor Fällung einer Definitivsentenz rechtlich keinerlei Appellation zulässig ist, es sei denn, daß ein Interlocut die Kraft eines Endurtheils in sich schlösse, dessen Wirkung durch Appellation nach der Definitivsentenz nicht wieder aufgehoben werden könnte. Sollte überdies eine der streitenden Parteien gegründete Furcht vor der übergroßen Macht des Gegners haben, oder aus irgend einer anderen vernünftigen und gerechten Ursache Bedenken tragen, die Rechtssache vor das bischöfliche Gericht zu bringen, so soll die Angelegenheit auch in erster Instanz vor das päpstliche Forum gebracht werden dürfen.

Weiter wurden die früheren Constitutionen über Zehentleistung, gegen Kirchenschänder und Kirchenräuber, Brandstifter und Wegelagerer aufs neue strengstens eingeschärft, ebenso die canonischen Bestimmungen gegen alle, welche Cardinäle der römischen Kirche, Bischöfe oder andere kirchliche Personen gewaltsam gefangen halten, oder irgendwie in Ausübung ihrer kirchlichen Gerichtsbarkeit hindern oder belästigen. Die gewaltthätigen und willkürlichen

---

1) † Harduin l. c. p. 1773 sqq. Labbé l. c. p. 249 sqq. — 2) † Vgl. Ferraris, Prompta bibliotheca s. v. montes pietatis.

Verleihungen kirchlicher Beneficien, deren zwangsweise Vergebung zu Pacht- und Erblehen, sowie jede Schädigung kirchlicher Freiheit wurde mit kirchlichen Strafen belegt, und Kaiser und Könige, Fürsten und Herzoge, Markgrafen und Grafen, Barone und alle Adeligen jeglichen Standes wurden im Namen Gottes aufgefordert, genannte kirchliche Constitutionen heilig zu achten und sie auch ihren Untergebenen als unverletzlich einzuschärfen.

Endlich wurden die Erzbischöfe und Bischöfe aufgefordert, für gewissenhafte Beobachtung der kirchlichen Bestimmungen und Canonen Sorge zu tragen und vor allem durch Abhaltung von Synoden für Erneuerung und Festigung der kirchlichen Disciplin thätig zu sein. Je alle drei Jahre soll ein Provinzialconcil gehalten werden, auf dem auch alle Exempten zu erscheinen verpflichtet sein sollten. Bei der Abstimmung gaben alle Väter zustimmende Vota ab, nur der Erzbischof von Trani erklärte sich nicht einverstanden mit der Bestimmung, daß die Bischöfe gegen die Exempten den Prozeß instruiren und die Akten nach Rom senden sollten.

Ein drittes Decret verlas hierauf der Bischof von Nantes über die Presse. Wir haben bereits gesehen [1]), welche Aufnahme die Buchdruckerkunst von Seite der Kirche und namentlich in Rom gefunden. Die freudige Begeisterung über die wundervolle Himmelsgabe wurde leider nur zu bald mit bitterem Kummer untermischt. Habsucht und Lüsternheit der Menschen erniedrigten die wie eine Himmelstochter verehrte Kunst sofort zur schmutzigen Dirne, und in Bälde vernehmen wir ernste Klagen über die Zuchtlosigkeit der Presse. Um 1500 klagt Vitalis von Theben, Professor der Jurisprudenz, über die Schamlosigkeit der Buchdrucker, welche, angelockt durch schnöden Gewinn nicht errötheten, Werke zu veröffentlichen, voll schmutzigen Unflathes, wie er selbst bei den heidnischen Mysterien unbekannt gewesen [2]). Berühmt ist das Bücherverbot, das Erzbischof Berthold von Henneberg von Mainz, bereits 1486 erließ, worin er seinen Schmerz ausspricht über den schon damals, infolge von Ruhm- und Habsucht vorgekommenen Mißbrauch der Presse. Man übersetze Bücher, sagt er, in welchen die subtilsten Fragen der Theologie discutirt werden, in das Deutsche und verbreitete sie unter dem Volke, wodurch zahlreiche Mißverständnisse und Irrthümer erzeugt werden. Da es aber unsere Pflicht ist, die Reinheit göttlicher Schriften unversehrt zu bewahren, und wir den Irrthümern und den Wagnissen frecher Menschen nach Kräften steuern wollen, so befehlen wir allen unsern Unterthanen, geistlichen wie weltlichen Standes, kein Buch aus dem Griechischen, Lateinischen oder einer andern Sprache ins Deutsche zu übertragen, oder ein solches anzuschaffen, wenn es nicht vor dem Drucke oder Verschleiß durch die Professoren der Universität Mainz oder Erfurt begutachtet worden ist, oder, wenn solche Bücher in Frankfurt ausgeboten werden, bevor sie nicht vom dortigen Pfarrer, der Magister der Theologie ist, und einem oder dem andern Doctor oder Licentiaten gesehen und approbirt worden sind [3]). Diese Verordnung sandte Berthold auch an seine Suffraganbischöfe mit der Weisung, die betreffenden Territorialherrn davon in Kenntniß zu setzen, auf daß durch deren Mitwirkung die gute Absicht um so sicherer erreicht würde. Auch Leo X. sah sich veranlaßt, auf dem Lateranconcil gegen die Ausschreitungen der Presse strengere Maß-

---

1) † Siehe oben S. 381 ff. — 2) † Est enim videre nonnullos, qui turpis lucri gratia non erubescunt, imprimere quosdam libros tantae spurcitiae atque obscoenitatis, ut ne quidem in foedorum numinum sacris admitterentur. Audin. Leo X. II. S. 51. — 3) † Gudenus, codex dipl. IV. 471. Hist.-polit. Blätter 1876. S. 297.

regeln zu ergreifen und dieselbe der Aufsicht der Kirche in ganz besonderer Weise zu unterstellen. Das Decret hat folgenden Inhalt: „Unsere angelegentlichste Sorge ist es, diejenigen, welche vom Wege der Wahrheit abgewichen, mit Gottes Hülfe und seiner Gnade wieder dahin zurückzuführen. Das ist der Gegenstand unserer aufrichtigsten Wünsche, unserer eifrigsten Sorge und unserer unermüdeten Wachsamkeit. Unbestreitbar bieten gedruckte Bücher ein sehr leichtes Mittel sich in den Wissenschaften zu unterrichten und die Buchdruckerkunst, die eben in unseren Tagen durch göttlichen Gnadenbeistand [1]) erfunden worden, und stetsfort noch vervollkommnet wird, ist daher den Sterblichen von größtem Nutzen gewesen. Jetzt kann mit geringen Auslagen eine reiche Bibliothek erworben werden, wodurch das Studium der Wissenschaften in äußerst bequemer Weise ermöglicht wird, so daß in allen Wissenszweigen gelehrte Männer, namentlich auch unter den Katholiken leichtiglich gebildet werden können, was für die hl. römische Kirche nicht ohne überaus großen Werth ist, da solche dann auch die Ungläubigen in den heiligen Lehren unterrichten und für den beseligenden Glauben des Christenthums gewinnen können. Indessen dringen auch zahlreiche Klagen über so manche Meister der Buchdruckerkunst an unser Ohr, daß solche in verschiedenen Theilen der Welt Bücher zu drucken und öffentlich zu verkaufen wagen, die entweder aus dem Griechischen, Hebräischen, Arabischen oder Chaldäischen übersetzt, oder aber in der Lateinischen oder der Vulgärsprache abgefaßt sind, und die sogar Irrthümer in Glaubenssachen, verderbliche und der christlichen Religion zuwiderlaufende Lehren, sowie Angriffe gegen die höchstgestellten Personen enthalten. Die Lectüre solcher Bücher kann die Leser nicht nur nicht erbauen, muß sie vielmehr zu den gefährlichsten Irrthümern und zur Sittenlosigkeit führen, woraus zahlreiche Aergernisse entstehen, wie dieses die Erfahrung hinlänglich lehrt, und Aergeres steht noch zu befürchten. Damit nun aber eine Kunst, die zur Ehre Gottes, zur Mehrung des Glaubens und Verbreitung edler Kenntnisse erfunden worden, nicht ins Gegentheil sich wende und dem Heile der Gläubigen Verderben bringe, so haben wir es für nöthig erachtet, unsere besondere Sorge dem Bücherdruck zuzuwenden, damit nicht fernerhin die Dornen mit dem Waizen zusammenwachsen und der Arznei Gift untermischt werde. Um noch zu guter Zeit die nöthigen Heilmittel anzuwenden, und damit der Bücherdruck um so glücklicheren Fortgang habe, je sorgfältigere Wachsamkeit ihm in der Folge zugewendet wird, verordnen und bestimmen wir, unter Zustimmung dieses heiligen Concils, daß für alle künftigen Zeiten, Niemand in unserer oder in irgend einer anderen Stadt oder Diözese, irgend ein Werk oder was immer für eine Schrift zu drucken oder drucken zu lassen wage, wenn diese nicht zuvor in Rom durch unseren Vikar und den Magister sacri palatii, in den andern Städten und Diözesen aber durch den Bischof oder einen von diesem hiezu Bevollmächtigten, der über die in dem betreffenden Werke abgehandelten Materien die nöthigen Kenntnisse besitzt, sorgfältig geprüft, approbirt und eigenhändig unterzeichnet ist. Diese Bestimmung verpflichtet unter Strafe der Excommunication. Jeder Zuwiderhandelnde soll außerdem mit Verlust der also gedruckten Bücher, die öffentlich zu verbrennen sind, gestraft werden, überdieß 100 Ducaten an die Kirchenfabrik von St. Peter bezahlen und die Ausübung der Druckkunst für ein Jahr verlieren." Bei Abgabe des Votums wollte der Bischof von Melfi diese Bestimmung nur auf die neueren, nicht auch auf die alten classischen Werke bezogen wissen [2]).

---

1) † Ars divino favente numine inventa nennt sie der Papst. — 2) † Harduin l. c. p. 1779 sqq. Labbé l. c. p. 257 sqq.

Ein weiteres Decret, abermals die pragmatische Sanction betreffend wurde vom Erzbischof von Castellamare verlesen. Es wurde den französischen Prälaten eine letzte peremptorische Frist bis zum ersten October gegeben, würden sie bis dorthin nicht erscheinen, so soll in der folgenden Sitzung unwiderruflich eine Definitivsentenz gefällt und sie in contumaciam verurtheilt werden. Der Gesandte Frankreichs, Forbin, erwiderte hierauf, daß die französischen Prälaten durch die feindliche Haltung der Lombardei und Liguriens an der Reise zum Concil gehindert worden, erbat deßhalb, sie vom persönlichen Erscheinen zu entbinden, oder aber ihnen eine gefahrlose Reise zu ermöglichen. Der Papst antwortete, daß er ihnen von Seite Genuas freies Geleite verschafft und daß der Weg über Genua vollständig frei und gefahrlos sei, weßhalb es sein Bewenden bei obiger Bestimmung haben müsse.

Auf den Antrag des Procurators Marius de Peruschi, gegen alle noch nicht auf dem Concil erschienenen Prälaten das Contumazverfahren einzuleiten, ertheilte der Papst auch diesen eine Präclusivfrist bis zur nächsten Sitzung, die wegen der wichtigen Vorarbeiten auf den 14. Dezember 1515 anberaumt wurde. Zum Schluß ließen noch nachbenannte Prälaten ihre Vertretung auf dem Concil anmelden; es waren die Bischöfe von Genf, Tarent, Havelberg, Valva-Sulmo, Narni, Ampuria (auf Sardinien), Chioggia, Nona, Lesina (in Dalmatien), Reggio, Gerona, Rotheburg, Upsala, Sora, Torcello, Calamona (auf Creta), Belluno und Osimo.

Unterdessen hatte sich auch das provençalische Parlament mit der Kirche auszusöhnen gesucht [1]) und hatte durch den französischen Gesandten Ludwig de Solier dem Papste eine Erklärung überreichen lassen, worin sämmtliche vom Parlamente ausgegangenen kirchenfeindlichen Akte widerrufen und rückhaltlos verworfen wurden; zugleich war die bestimmte Zusage gemacht, künftighin die Kirche nie mehr in ihren Rechten kränken und die Freiheit derselben unverletzt aufrecht halten zu wollen. Auf diese feierliche Erklärung hin hob der Papst sämmtliche Strafen und Censuren, sowie auch das Interdict, das über die Provence verhängt worden, mit allen Folgen gänzlich auf. Genannte Erklärung und Reconciliation wurde gleichfalls in der zehnten Sitzung des Lateranconcils publicirt und dann in die Akten des Concils einregistrirt [2]).

In dieser zehnten Sitzung war auch die Kalenderreform zur Sprache gekommen, eine Angelegenheit, welcher Leo X. ganz besondere Aufmerksamkeit zuwandte, dabei aber auf so viele Schwierigkeiten stieß, daß er die Sache schließlich ganz aufgegeben zu haben scheint. Zunächst hatte der Papst von Theologen und Mathematikern, namentlich von den Universitäten schriftliche Gutachten einverlangt. Von letzteren sind bekannt die Antworten von Wien und Tübingen [3]). Diese Gutachten sollten dann einer eigenen Commission von Cardinälen und Prälaten des Concils zur Prüfung und Discussion vorgelegt werden. Allein diese Berathungen gelangten zu keinem Resultat, daher wandte sich Leo an die verschiedenen Staaten mit dem Ersuchen, die Gelehrten ihrer Länder zu veranlassen, entweder selbst beim Concil zu erscheinen oder aber, falls dies nicht möglich, wenigstens schriftlich ihre Gutachten über die Kalenderreform einzusenden. Um einigermaßen eine gemeinsame Grundlage für die Verhandlungen zu haben übersandte der Papst zugleich ein „summarium aliquarum propositionum“, als Resultat der bisherigen Besprechun-

---

1) † Siehe oben S. 441. — 2) † Harduin l. c. p. 1794. sqq. Labbé l. c. p. 275. — 3) † Kaltenbrunner, Wiener Sitzungsberichte 82, 375 ff. Cesare Paoli, die Kalenderreform auf dem Lateranensischen Concil 1516, in Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung von Mühlbacher. Innsbruck 1881. II. 4. S. 621.

gen. So konnte die Frage auf der zehnten Sitzung, wie beabsichtigt worden, nicht zur Verhandlung kommen. Aus den eingelaufenen Gutachten ließ nun der Papst ein Compendium der wichtigsten Vorschläge der Kalenderreform zusammenstellen, und übersandte dasselbe an die Bischöfe und Vorstände der Universitäten und Studienanstalten, um eine abermalige Rückäußerung der Theologen und Mathematiker zu veranlassen. Auf Grund dieser letzteren Aeußerungen sollte dann die Frage aufs neue zur Verhandlung kommen auf der nächsten (elften) Sitzung des Concils. Es scheint aber, daß das Entgegenkommen der wissenschaftlichen Welt kein so nachhaltiges war, daß die Angelegenheit zu einem gedeihlichen Ende hätte geführt werden können.

† 247. Wir haben Leo X. im Beginne seines Pontificates als ersehnten Friedensfürsten begrüßt, der das Glück hatte, seine Versöhnungsversuche auch wirklich belohnt zu sehen[1]). Es war dies wohl vorherrschend die Folge der Ueberzeugung, daß der Papst bei diesen Verhandlungen sich als völlig interessenlosen und unpartheiischen Vermittler zeige, einzig und allein in dem erhabenen Amte eines Stellvertreters Christi. In solcher Eigenschaft konnte vielleicht ein Papst, selbst in unserer nach vielen Richtungen hin keineswegs idealen Zeit, doch noch das überwiegende Ansehen im christlichen Fürstenareopag behaupten, wie es vergangene Jahrhunderte so willig und freudig anerkannt. Erste und hauptsächlichste Bedingung dabei war aber die völlige Interessenlosigkeit, die sich einzig von Friedensgedanken leiten läßt, ohne jegliche politische Nebenabsichten, wie sie das Mißtrauen anderer Herrscher wachrufen könnten. Diese Aufgabe konnte sich das Papstthum unter Leo X. setzen, in der politischen Stellung, die ihm Julius II. erkämpft; leider aber trat nun wieder der unheilvolle Nepotismus in den Vordergrund, dieses verhängnisvolle Erbübel unserer Periode und beherrschte auch den leoninischen Pontificat so vollständig, daß die selbstlose Unpartheilichkeit, die vor allem in unserer Zeit dem Papstthum so nothwendig gewesen wäre, gänzlich in den Hintergrund gedrängt wurde. So finden wir Leo X. nach einem so glückverheißenden Anfang in Bälde ganz auf den Bahnen Alexanders VI. wandeln und in die schwersten politischen Verwicklungen verstrickt. Grund und Ursache hievon aber war die ungemessene Sorge für den Bruder Julian und den Neffen Lorenzo; ersterem glaubte er die Krone Neapels verschaffen zu können, letzterer sollte zu einem mittelitalienischen Fürsten gemacht werden. Die Verwirklichung beider Zwecke hatte politische Combinationen im Gefolge, durch die der Papst, anstatt frei über den Partheien zu stehen, mitten in ihr Getriebe hineingerissen wurde.

Das Jahr 1513 hatte anscheinend friedlich geschlossen, wie wir gesehen, allein es barg bereits den Gährungsstoff für folgenschwere Umwälzungen in sich. Der Friede, den England und Frankreich durch des Papstes Vermittlung am 2. August 1514 zu London abschlossen, war schließlich zu einem Freundschaftsbund geworden, dessen Abschluß die Vermählung Ludwigs XII. mit Maria, der blutjungen Schwester Heinrichs VIII., besiegeln sollte. Hauptpersonen bei diesen Abmachungen waren Thomas Wolsey und der päpstliche Nuntius, der gewandte und treffliche Ludovico di Canossa aus Verona, Bischof von Tricarico. Was letzterer für den Papst als Entgelt herausschlug, läßt sich nicht sicher ermitteln, vermuthlich aber nicht bloß die Hand Filibertas von Savoyen, der Tante des präsumtiven Thronfolgers von Frankreich, für des Papstes Bruder Julian; eine Verbindung, an die sich die weitgehendsten Hoffnungen knüpften. Selbstredend konnten solche Vorgänge die anderen Mächte

1) † Vgl. oben S. 429.

nicht ganz ohne Sorge lassen; der Papst zwar beobachtete vorerst noch ein unentschiedenes Schwanken in seinen politischen Entschlüssen, allein das Jahr 1515 brachte ein Ereignis, das ihn zu einem festen Entschluß drängte. Am 1. Januar war Ludwig XII. aus dem Leben geschieden, und es folgte Franz I. Hatte schon ersterer trotz der schlimmen Erfahrungen in Italien, die Hoffnung auf Mailand und vielleicht auch auf Neapel doch nie ganz aufgegeben, so war dies noch weniger zu erwarten von dem jungen, ehrgeizigen und ruhmsüchtigen Franz I. Dieser nannte sich denn auch sofort Herzog von Mailand, und traf alle Anstalten, seine angeblichen Rechte auf das Herzogthum geltend zu machen. Mit England wurde der Friede, mit Venedig die Liga erneuert, mit Karl von Burgund ein Vertrag geschlossen, und die umfassendsten Kriegsrüstungen getroffen. Dieser Kriegslärm veranlaßte im Frühjahr 1515 den Kaiser, Spanien, die Schweizer, Mailand, Florenz und Genua zum Abschluß einer neuen Liga, deren Zweck die Aufrechthaltung der sforzaischen Herrschaft sein sollte. Leo X. hatte zuerst durch Canossa mit Franz I. um Neapel für Julian unterhandeln lassen[1]; erst als er hierüber keinerlei Zusage erhalten konnte, trat auch er dem antifranzösischen Bunde bei und ernannte seinen Bruder und nach dessen bedenklicher Erkrankung, den Neffen Lorenzo Medici zum Generalcapitän der Kirche. Die Hauptstärke der Liga bildeten auch diesmal wieder die Eidgenossen, die 30,000 Mann stark die Alpen herabstiegen, um ihren Schützling Maximilian von Mailand zu vertheidigen. Im August 1515 war Franz von Frankreich aufgebrochen, seine Armee überschritt auf unwegsamen Pfaden die cottischen Alpen, überraschte den mailändischen Feldherrn Prospero Colonna unvermuthet bei Villafranca und nahm ihn mit den tüchtigsten Führern gefangen. Noch war der Hauptschlag nicht erfolgt, die Schweizer waren noch intakt und standen bereit, den Franzosen ein zweites Novara zu bereiten. Bei Marignano kam es zum heißen Entscheidungskampf; zwei Tage, am 13. und 14. September 1515, wurde blutig gerungen, als am Abend des zweiten Tages Alviano mit seiner venetianischen Reiterei von Lodi her erschien und den tapfern Alpensöhnen den schon errungenen Sieg wieder entriß. Marignano war für die Eidgenossen ein Leuktra geworden und damit das Geschick Mailands und der Lombardei entschieden.

Auf Seite der Schweizer hatte ein Mann mitgestritten, dessen feurige Beredtsamkeit den Franzosen mehr geschadet, als alle Lanzen der Eidgenossen; es war der Cardinalbischof Matthäus Schinner von Sitten, gewissermaßen der Capistran von Marignano, nur daß er sich nicht, wie jener, vom Erfolg begünstigt sah. Schinner ward zu Mühlibach, einem kleinen wallisischen Dorfe, von armen Landleuten geboren. Den ersten Unterricht erhielt er in Sitten, von dort kam er nach Zürich und dann nach Como. Der junge Matthäus machte in den Wissenschaften glänzende Fortschritte, mit 17 Jahren verstand er Griechisch, Italienisch und Deutsch. An den profanen Dichtern des Alterthums fand er weniger Geschmack, mehr fühlte er sich zur Philosophie hingezogen und vor allem war es die Schrift von Boëthius, de consolatione philosophiae, die er immer wieder las und nach der hl. Schrift am höchsten schätzte. Schinner war übrigens eine durchaus mystisch angelegte Natur, die sich mit zarter Innigkeit in die Betrachtung der erhabenen Naturschönheiten der heimatlichen Berge versenkte. Nachdem er die Priesterweihe empfangen, wurde ihm die Pastoration einer kleinen Dorfpfarrei übertragen, aber der Bischof von Sitten, der ihn in seiner Nähe haben wollte, ernannte ihn in Bälde zum Domherrn an seiner Cathedrale. Schinner zeichnete sich namentlich durch die Gabe der Rede aus und erlangte solches Ansehen, daß er nach

---

1) † Vgl. Gar im Arch. stor. Ital. Append. I. 291 u. 306 ff.

Vertreibung des Bischofs zuerst zum Administrator der Diöcese, und nach dessen Ableben 1499 zu dessen Nachfolger erwählt wurde. Julius II. durchschaute den energischen Mann, der wie kein zweiter auf seine Pläne eingieng; am 20. März 1511 ernannte er den Bischof von Sitten zum Cardinal, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht, die französische Macht in Italien mit Aufgebot aller Kraft zu bekämpfen. Hiezu besaß er die Macht des Wortes in einer Weise, daß seit den Tagen des hl. Bernhard kein feurigerer Redner gehört worden. Auf seinen Ruf erhoben sich die Bewohner von Uri, Schwyz, Zug und Unterwalden, um dem apostolischen Stuhle Hülfe zu bringen und unter seiner Führung trugen sie freudig und willig die Mühen und Gefahren des Krieges, die der Bischof wie einer der geringsten mit ihnen theilte. Durch das Feuer seiner Worte begeisterte er die Kämpfenden bis zur äußersten Todesverachtung.

Im Jahre 1512 ernannte Julius II. Schinner zum Legaten der Lombardei und nach wenigen Tagen erschien er mit seinen kühnen Bergbewohnern, um die Franzosen bei Novara aufs Haupt zu schlagen. Auch im Jahre 1515 waren die Eidgenossen unter Schinners Führung wieder in die lombardische Ebene hinabgestiegen, um der französischen Macht ein zweites Novara zu bereiten. Die Unterstützung der Verbündeten, namentlich des Kaisers und Ferdinands von Spanien waren aber ausgeblieben, auch des Papstes Truppen hielten sich ferne und so mußte der Heldenmuth der Schweizer der französischen Uebermacht erliegen. Schinner wollte von einem Unterhandeln mit den Franzosen auf italienischem Boden nichts wissen und gieng lieber in die Verbannung nach Innsbruck. Er starb zu Rom am 30. September 1522 und fand in der Kirche Santa Maria della Pietà seine letzte Ruhestätte [1]).

In Rom hatte der Sieg der französischen Waffen panischen Schrecken hervorgerufen, der Papst war anfänglich rathlos und dachte an Flucht, erklärte aber schließlich dem venetianischen Gesandten Maria Zorzi [2]), sich der Barmherzigkeit des Allerchristlichsten empfehlen zu wollen. Wieder machte Canossa den gewandten Unterhändler und brachte auch wirklich am 13. October zu Viterbo einen Präliminarvertrag zu Stande, demzufolge der Papst die Gebiete von Parma und Piacenza an das Herzogthum Mailand zurückgab, wogegen das Salz für das Herzogthum aus den Salinen von Cervia bezogen werden sollte. Außerdem wurde dem Papst und den Medici Freundschaft und Schutz des französischen Königs und Julian Medici das Herzogthum Nemours, Lorenzo aber eine französische Prinzessin als Gemahlin zugesichert. Nach diesen Präliminarien wünschte der Papst eine persönliche Zusammenkunft mit dem König, als Ort der Begegnung wurde Bologna gewählt. Im October 1515 brach Leo von Rom auf, wo er Soderini als Vicar zurückgelassen, und reiste an Siena vorbei, da sich dieses der vielen Kosten wegen einen Besuch verbeten, nach Florenz. Hier wurde der erste Florentinische Papst mit einer Pracht empfangen, wie sie nur bei dem römischen Posseß gesehen worden. Paris de Grassis, der geschäftige Ceremonienmeister, hat uns den ganzen Zug mit einer ermüdenden Kleinlichkeit und kindischen Ausführlichkeit beschrieben [3]). Am 8. Dezember langte Leo in Bologna

---

1) † Audin, Leo X. Bd. 2. S. 105 ff. — 2) † Siehe dessen Relazion bei Albéri II. 3. 44. — 3) † De ingressu S. P. Leonis X. Florentiam descriptio Paridis de Grassis etc. ed. Moreni. Flor. 1793. Bei einem Ceremonienmeister des beginnenden sechszehnten Jahrhunderts mag solch ceremoniöse Wichtigthuerei erklärlich sein, nicht so bei einem Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts. Wir fanden es darum unbegreiflich, wie Rohrbacher die ausführliche und kleinliche Beschreibung von Paris de Grassis fast wörtlich wiedergeben mochte.

an, wo ihm aber ein weniger freundlicher Empfang zu Theil wurde, als in seiner Vaterstadt; drei Tage später erschien auch der siegreiche König mit glänzendem Gefolge. Er wurde von sämmtlichen anwesenden Cardinälen, zwanzig an der Zahl, und dem gesammten päpstlichen Hofstaat aufs feierlichste empfangen und erhielt alsbald Audienz beim Papst. Im öffentlichen Consistorium leistete der König die übliche Obedienz durch seinen Kanzler du Prat, der hiebei eine Rede hielt, die als Meisterstück niederer Schmeichelei wie bewußter Unehrlichkeit gelten kann [1]). Die Verabredungen waren wichtig und dauerten drei Tage; der Vertrag von Viterbo wurde ratifizirt; der Papst verzichtete auf Parma und Piacenza, sowie auf Reggio und Modena, wogegen ihm und den Medici der französische Schutz zugesichert wurde. Ueber Urbino und Neapel scheint mehr durch gegenseitige Reticenzen als offene Vereinbarungen verhandelt worden zu sein. Die wichtigste Stipulation für die Kirche war die Abschaffung der pragmatischen Sanction, an deren Stelle ein Concordat treten sollte, dessen Inhalt und Bedeutung wir bei der elften Sitzung des Lateranconcils kennen lernen werden.

So hatte sich Leo X. wieder voll und ganz dem französischen Einfluß hingegeben, ein Bündnis, das für das Papstthum meistens einen verhängnißvollen Ausgang genommen. Auch diesmal waren die Vortheile weit mehr auf Seite Frankreichs als des Papstes. Wohlbefriedigt kehrte Franz über Mailand nach Frankreich zurück, der Papst aber gieng nach Florenz, wo er noch zwei Monate verweilte. Im Februar schied er aus seiner Vaterstadt, wo er einen todtkranken Bruder zurückließ, um sie nie wieder zu betreten. Der bologneser Congreß konnte die übrigen, nicht betheiligten Mächte nicht wohl gleichgiltig lassen, vielmehr mußte die französische Freundschaft nothwendig den Argwohn des Kaisers und Spaniens wachrufen, so daß sie im Papst in erster Linie nicht mehr den gemeinsamen Vater der Christenheit, sondern den verschlossenen Diplomaten sahen. Zum Unglück war auch das Bündnis mit Frankreich keineswegs nach den innersten Intentionen des Papstes, widersprach vielmehr im Grunde den Absichten Leo X. nicht weniger als denen Julius II.

† 248. Am 17. März 1516 war Julian Medici, für Leo der Gegenstand so weit ausschauender Pläne, erst 37 Jahr alt, gestorben. Rücksichtlich der Absichten des Papstes war er in gewisser Weise der Cesare Borgia des leoninischen Pontificates gewesen. Die Hoffnungen auf Neapel oder Mailand waren freilich zu Bologna zu Grabe gegangen, nicht aber die Aussicht, für ihn doch noch einen Fürstenthron zu erhalten. Nun Julian todt war, übertrug Leo seine volle Gunst auf den Neffen Lorenzo, der, wo möglich zu einem mittelitalienischen Souverän gemacht werden sollte. Die erste Gelegenheit hiezu bot sich in Urbino, dessen Herzog, Maria della Rovere, durch Verweigerung der Heeresfolge gegen Frankreich den Zorn des Papstes gereizt und dafür mit Verlust seines Staates bestraft werden sollte. Dieses Vorgehen gegen Urbino war für Leo wie Franz I. gleich unrühmlich. Letzterer konnte es über sich bringen, durch seine eigenen Truppen einen Fürsten deßhalb seines Staates berauben zu lassen, weil er in einem kritischen Moment nicht gegen ihn kämpfen wollte; die Medici aber hatten in den trüben Tagen der Verbannung am Hofe zu Urbino gastliche Aufnahme und freundliche Pflege gefunden. Dem jungen Lorenzo namentlich war die Gemahlin Guidobalds eine treu besorgte Mutter gewesen. Diese reiste daher persönlich nach Rom, um den beabsichtigten Schlag abzuwenden; allein weder die Bitten der verwitt-

---

1) † Siehe den Wortlaut bei Roscoe l. c. II. Anhang Nr. 32.

weten Herzogin, noch das Flehen des sterbenden Bruders, ja nichts gegen das gastliche Haus von Urbino unternehmen zu wollen, konnte Leo von seinem gefaßten Vorhaben abbringen. Die Nepotenliebe überwucherte alle anderen Gefühle.

Es erschien eine Bulle, welche Rovere wegen Felonie[1]) aller Besitzungen im Kirchenstaat für verlustig erklärte; mit der Execution gegen den Herzog wurde Lorenzo Medici betraut. Widerstand wäre nutzlos und dem Lande zum Ruin gewesen, daher versuchte Rovere einen solchen nicht ernstlich, sondern gieng mit seiner Familie nach Mantua in die Verbannung. Am 18. August belehnte der Papst seinen Neffen mit dem eroberten Herzogthum, sämmtliche Cardinäle, der einzige Grimani ausgenommen, gaben hiezu ihre Zustimmung und Unterschrift. Im Februar des folgenden Jahres erschien Rovere plötzlich mit deutschen, spanischen, französischen und italienischen Soldtruppen, um sein Land, das den früheren Herrn mit Freuden aufnahm, wieder zu erobern. Erst nach siebenmonatlichem, kostspieligem Krieg, der die Finanzen des Patrimoniums erschöpfte, und nur durch die Intervention Frankreichs und Spaniens konnte der Herzog zu abermaliger Cession vermocht werden. So hatte Leo für seinen Neffen ein Herzogthum gewonnen, „aber an moralischer Macht mehr eingebüßt, als der unsichere Gewinn werth war, indem er die verhängnißvollen Bahnen Alexanders VI. betrat und, schlimmer als dieser, den päpstlichen Finanzen den Rest gab" [2]).

† 249. Der gewaltige Kriegslärm des Jahres 1515 und die urbinatische Expedition im Sommer 1516 hatten die Arbeiten des Concils in den Hintergrund gedrängt. Erst am 15. Dezember 1516 wurde wieder eine Generalcongregation im apostolischen Palaste gehalten, um Vorberathung zu pflegen über die auf der elften Sitzung zu votirenden Decrete. Anwesend waren 5 Cardinäle, 61 Erzbischöfe und Bischöfe und sechs Ordensgenerale. Zuerst kam das mit Frankreich abgeschlossene Concordat zur Verlesung, über das mehrere Bischöfe motivirte Vota abgaben, der Bischof von Tortona aber stimmte dagegen, weil durch dasselbe den Laien eine Jurisdictionsgewalt über Kirchendiener verliehen werde. Das Widerrufungsdecret der pragmatischen Sanction wurde einstimmig angenommen, ebenso die Bestimmungen bezüglich der Prediger; bezüglich der den religiösen Orden zu verleihenden Privilegien aber gab sich eine solche Meinungsverschiedenheit kund, daß die Verhandlungen auf den folgenden Tag verschoben werden mußten, um dem Decret eine andere Fassung zu geben. So wurde die elfte öffentliche Sitzung am 19. Dezember 1516 unter dem Vorsitz des Papstes abgehalten. Anwesend waren 16 Cardinäle, 64 Erzbischöfe und Bischöfe, 1 Abt und 4 Ordensgenerale; sodann Lorenz Medici, als Herzog von Urbino, die Gesandten des Kaisers und der Könige von Spanien und Portugal. Der vielen Geschäfte wegen wurde nur eine stille heilige Messe gelesen ohne Predigt. Nach den üblichen Gebeten und Ceremonien leisteten die Gesandten des maronitischen Patriarchen vom Berge Libanon im Namen des genannten Patriarchen, des Clerus und gesammten Volkes der Maroniten dem Papste Obedienz und übergaben ein dahin lautendes Schreiben, das zuerst in arabischer Sprache und dann in lateinischer Uebersetzung verlesen wurde. Es enthielt ein Glaubensbekenntnis, worin die Maroniten ihre Uebereinstimmung mit der römischen Kirche aussprachen. Das Chrisma soll nur aus Oel und Balsam bereitet

---

1) † Auch die Ermordung des Cardinals Alidosi wurde neuerdings als Anklagepunkt vorgebracht. Wir haben aber gesehen, daß bereits unter Julius II. die Angelegenheit gerichtlich ausgetragen worden war, wobei auch der Cardinal Johann Medici mitgewirkt. — 2) † Reumont l. c. III. 2. 93.

und die Kindertaufe nicht bis zum 40sten Tage verschoben werden. Rücksichtlich der Eingehung der Ehe, Aufstellung von Ehehindernissen, Verleihung der Weihegrade, Gebrauch der Consecrationsworte und des Empfanges der Sacramente der Buße und des Altars zur Osterzeit erklärten die Maroniten sich den Bestimmungen der römischen Kirche anschließen zu wollen, desgleichen auch bezüglich des Ausgehens des hl. Geistes von Vater und Sohn, der Annahme eines Fegfeuers und des Primates des Bischofs von Rom. Zugleich dankte der Patriarch dem Papste für die Zusendung des Franciscaners Johann von Potenza, der sie über obige Differenzpunkte eingehend unterrichtet und belehrt habe. Das Schreiben ist datirt vom 14. Februar 1515 [1]).

Nach diesem verlas der Bischof Johann von Neral, Gesandter des Markgrafen von Brandenburg, eine Decretale Leos über die Ausübung des Predigtamtes. Es verlautbarten nemlich viele Klagen gegen Prediger, daß manche derselben eitle und nichtssagende Dinge auf die Kanzel brächten, wodurch das Volk anstatt erbaut, geärgert und statt im wahren Glauben unterrichtet, zu vielerlei Irrthümern verleitet werde. Namentlich liebten es manche Prediger nahe bevorstehende Strafgerichte, Heimsuchungen und Züchtigungen Gottes zu verkünden, und hiefür sogar erdichtete Wunder als Beweisgründe anzuführen. Auch zeigten dergleichen Prediger keinerlei Achtung und Ehrfurcht gegen die kirchlichen Obern, gegen Bischöfe und andere Prälaten, scheuten sich vielmehr nicht, deren Person und Stand dreist zu verunglimpfen. Um dieses gefährliche und ansteckend wirkende Uebel gründlich zu beseitigen, verordnete der Papst unter Zustimmung des Concils, daß künftig kein Geistlicher, weder Welt- noch Regularcleriker, welchem Orden er immer angehören möge, das Predigtamt ausüben dürfe, wenn er nicht zuvor durch den zuständigen Obern in einer sorgfältigen Prüfung über Sitten, Alter, Lehre, taktvolles Auftreten und musterhaften Lebenswandel für dieses wichtige Amt als tüchtig erfunden und zugelassen worden sei. Das über die erstandene Prüfung vom Examinator auszustellende Zeugnis hat jeder, der an irgend einem Orte als Prediger auftreten will, zuvor dem betreffenden Bischofe oder Ordinariat in authentischer Form vorzulegen. Den also approbirten Predigern befiehlt sodann der Papst, daß sie die reine evangelische Wahrheit, die heiligen Schriften nach der Erklärung und Auslegung der Väter und gemäß der kirchlichen Tradition verkünden, verbietet ihnen aber, künftige Strafgerichte, die Ankunft des Antichrists oder den Tag des jüngsten Gerichts bestimmt vorauszusagen, denn nach den Worten Christi „ist es nicht an uns, zu kennen die Zeiten oder Momente, die der Vater gesetzt in selbsteigner Macht" [2]). Auch seien jene, die bisher solche Prophezeiungen gewagt, stets Lügen gestraft worden, wodurch auch die ernsten Verkündiger des göttlichen Wortes nicht wenig an Ansehen verloren hätten. Daher sollen sich die Prediger in Zukunft aller Vorherverkündigungen enthalten und solche namentlich nicht als Eingebungen des hl. Geistes oder als Privatoffenbarungen ausgeben, weit mehr sollen sie auf Verabscheuung des Lasters und Empfehlung der Tugend dringen und in erster Linie stets die von unserem Heiland so eindringlich empfohlene gegenseitige Liebe und Eintracht vor Augen haben. Ebenso sollen sie sich der ärgerlichen Verunglimpfung der Bischöfe, Prälaten und anderer Kirchenobern enthalten, die sie in unkluger und oft auch maßloser Weise öffentlich und vor Laien an den Pranger zu stellen wagten und deren Verfehlungen oft sogar auf der Kanzel kund machten [3]).

---

1) † Harduin l. c. p. 1804. und p. 1857 sqq. Labbé l. c. p. 286 und 346 sqq. — 2) † Act. 1, 7. — 3) † Gewisse Erscheinungen, wenn sie nicht perennirend sind, wiederholen sich wenigstens von Zeit zu Zeit.

Uebrigens sollen die wirklichen Weissagungen in der Kirche Gottes nicht mit diesen Fabeleien und Lügen zusammengeworfen werden. Da uns ja der hl. Apostel Paulus mahnt: „Den Geist löschet nicht aus! Weissagungen verschmähet nicht!“ [1]). Allein nach den Worten desselben Apostels müssen die Geister geprüft werden, ob sie aus Gott sind, daher verordnen wir, daß künftig alle Offenbarungen, ehe sie gepredigt und dem Volke bekannt gegeben werden dürfen, der Prüfung des apostolischen Stuhles unterbreitet werden müssen. Sollte aber Gefahr auf dem Verzug stehen oder aus dringenden Gründen ein anderes Verfahren angezeigt sein, so soll der betreffende Bischof unter Zuziehung von drei oder vier Gelehrten und achtungswerthen Männern, die Angelegenheit genau und gewissenhaft untersuchen, und je nach Befund die öffentliche Verbreitung gestatten oder nicht. Wer immer gegen obige Bestimmungen verstößt, verfällt, außer den vom gemeinen Recht hierauf gesetzten Strafen, auch noch der dem Papste reservirten Excommunication und wird für immer unfähig das Predigtamt zu verwalten [2]).

Durch den Bischof von Isernia wurde hierauf das mit Franz I. von Frankreich abgeschlossene Concordat verlesen. In einer einleitenden Bemerkung erklärte der Papst, daß genanntes Concordat durch die Bestätigung des Papstes und der Cardinäle der römischen Kirche volle und ganze Rechtskraft erlangt. Wenn nun dennoch die Approbation des allgemeinen Concils hinzukomme, so geschehe dies nur deßhalb, daß die Bestimmungen desto sichereren Bestand haben und die Könige sich der ihnen eingeräumten Privilegien und Zugeständnisse desto ungehinderter und vollständiger erfreuen könnten, und so in ihrer Ergebenheit gegen den apostolischen Stuhl noch mehr gefestigt würden. Nun wird des weiteren ausgeführt, wie sich alle Päpste von Pius II. bis Julius II. eifrigst angelegen sein ließen die 1438 zu Bourges erlassene pragmatische Sanction außer Wirksamkeit zu setzen, und wie diese Angelegenheit namentlich auch das Lateranconcil von Anfang an beschäftigt.

Vor allem hebt der Papst die vielen Ausschreitungen und Vergehen hervor bei Vornahme der Wahlen für die Cathedral- und Metropolitankirchen, sowie für die Klöster. Die meisten derselben erfolgten durch mißbräuchliche Beeinflußung von Seite der Welt, manche auch infolge verwerflicher und simonistischer Abmachungen und nicht wenige aus einseitiger Voreingenommenheit und verwandschaftlichen Rücksichten. So komme es, daß den meisten dieser Wahlen das Verbrechen des Meineides anhafte, da ja die Wähler eidlich geloben müßten, den Würdigeren zu wählen und nicht jenen, der ihnen diese oder jene zeitlichen Vortheile in Aussicht stelle, oder sich durch eigenes Gesuch oder fremde Intercession einzuschmeicheln wisse. Daß dem wirklich so sei, beweisen die vielen Absolutionen, die wegen solch sündhafter und verbrecherischer Wahlen in Rom nachgesucht würden. Diese Klagen des Papstes finden ihre volle Bestätigung durch die Aeußerung eines zeitgenössischen [3]) Schriftstellers, Brantome. Er sagt: „Außer dem Unzukömmlichen der Stellenjägerei von Seite der Bewerber und des Haders unter den Wählern, kam noch ein anderer, weit widerlicherer Grund hinzu, der Hauptbeweggrund nemlich, der jede Wahl bestimmte. Die in Ausschweifung und Unwissenheit versunkenen Canoniker und Regularen wählten den unwissendsten und ausschweifendsten unter ihnen, um vor etwaiger Reformation sicher zu sein. Nicht selten ließen sie einen solchen auch noch schwören, die Unordnung aufrecht halten zu wollen, ähnlich wie sonst das Gegentheil gelobt wird. Den Bischöfen konnte

---

1) † 1. Theß. 5. 19. 20. — 2) † Harduin l. c. p. 1806. sq. Labbé l. c. p. 288. sq. — 3) † Gaillard, Histoire de François I. Paris 1769. t. 6. p. 37. Diese Stelle nach Rohrbacher.

man keine Verletzung der Residenzpflicht vorwerfen; sie lebten in ihren Diöcesen und verweilten sogar recht gerne daselbst in Mitte der Reichthümer und Genüsse, fern von lästigen Tadlern, die sie am Hofe gefunden hätten. Es waren meistens nur stupide und genußsüchtige hohe Herren, die weiter kein anderes Verdienst aufzuweisen hatten, als daß sie den Staat wenig beunruhigten; die Genußsucht entnervt, sie ist nicht aufrührerisch, dazu hat sie zu wenig Energie und Kraft. Die Aebte und andere Inhaber fetter Pfründen thaten es den Bischöfen nach, je im Verhältnis ihrer Einkünfte und ihres Vermögens."

Der französische König Franz I., fährt der Papst in seiner Bulle weiter, wünschte die endliche Regelung dieser Angelegenheit, und so wurde zwischen dem apostolischen Stuhl und dem vom französischen König hiezu speciell bevollmächtigten Vertreter Roger Barné, ein Vertrag vereinbart, der im ganzen Umfang des Königreichs an Stelle der pragmatischen Sanction treten soll. Es werden nun die einzelnen Bestimmungen dieses Concordates des genauern aufgeführt.

Die Kapitel der Cathedral- und Metropolitankirchen werden des Wahlrechts beraubt; im Falle der Erledigung des bischöflichen Stuhles ernennt der König einen Doctor oder Licentiaten der Theologie oder des canonischen Rechts, der 27 Jahre zählen und die übrigen erforderlichen Eigenschaften besitzen muß. Die Ernennung ist innerhalb der ersten sechs Monate der Vacatur dem Papste kundzugeben, worauf dieser die canonische Institution ertheilt. Sollte der Papst dem erstmals Präsentirten aus irgend einem Grunde die Bestätigung verweigern müssen, so wird dem König innerhalb der folgenden drei Monate eine zweite Präsentation zugestanden, muß auch dieser die Bestätigung versagt werden, so devolvirt für diesmal die Besetzung an den Papst. Letzterem bleiben überdieß alle in curia erledigten Bischofsstühle reservirt. Rücksichtlich der königlichen Prinzen, des hohen Adels und der Mendicanten, welche die academischen Grade nicht erwerben können, tritt bezüglich der letzteren eine Milderung ein.

Für Abteien und Priorate wird dem König das gleiche Recht wie bei den bischöflichen Sitzen zugestanden, nur soll er für genannte Würden einen Angehörigen des betreffenden Ordens wählen, der wenigstens 23 Jahre alt ist. Auch hier erhält er, falls der ersten Ernennung die Bestätigung verweigert werden muß, eine zweite dreimonatliche Frist. Ist nach Umfluß von neun Monaten noch keine giltige Ernennung erfolgt, so geschieht die Besetzung durch den Papst. Genannte Bestimmungen finden jedoch keine Anwendung auf jene Kapitel, Abteien und Priorate, denen durch besonderes Privilegium des apostolischen Stuhles freies Wahlrecht zugesichert worden ist, nur haben sie solches Privilegium durch authentische Schriftstücke nachzuweisen. Alle Exspectanzen und Reservationen für den ganzen Umfang des Königreichs hören auf. Nur für jene Kapitel, in denen statutenmäßig nur ein wirklicher Canoniker eine Dignität erhalten kann, darf der Papst solchen Titel verleihen. Derselbe befähigt aber lediglich nur zur Uebernahme der betreffenden Dignität, ohne irgendwelche Anwartschaft auf die nächst erledigte Präbende zu gewähren.

An jeder Cathedral- oder Metropolitankirche soll ein Canonicat oder eine Theologiepräbende sein; dieselbe soll einem Doctor, Licentiaten oder Baccalauren der Theologie verliehen werden, der zehn Jahre auf einer Universität studirt hat, und die Verpflichtung zur Residenz, zum Unterricht und zur Predigt auf sich nehmen will. Er soll wöchentlich wenigstens einmal Unterricht ertheilen und darf sich, um für das Studium mehr Zeit zu gewinnen, vom Chore fern halten, ohne deßhalb etwas von den Präsenzemolumenten zu verlieren.

Die Collatoren wie Patrone von Kirchenstellen sollen gehalten sein, den dritten Theil aller Beneficien, welcher Art sie immer sein mögen, an solche zu vergeben, die auf einer Universität einen theologischen Grad erhalten haben. Die Vertheilung soll in der Weise erfolgen, daß die Beneficien, welche im ersten, vierten, siebenten und zehnten Monat eines Jahres vacant werden, an Graduirte vergeben werden müssen.

Als Studienzeit setzte das Concordat fest, zehn Jahre für die Magister, Licentiaten und Baccalauren der Theologie; sieben Jahre für die Doctoren und Licentiaten des Rechts und der Medicin; fünf Jahre für Magister und Licentiaten der freien Künste; sechs Jahre für einen einfachen Baccalauren der Theologie, und für einen solchen des canonischen Rechts oder der Jurisprudenz fünf Jahre; für solche, die väterlicher- und mütterlicherseits vom Adel stammen, sollten drei Jahre genügen; aber für diesen doppelten Geburtsadel muß vor dem Ordinarius des Geburtsortes der Beweis durch vier Zeugen erbracht werden. Die Graduirten sollen jährlich während der Quadragesimalzeit den Collatoren und Patronen ihre Diplome im Original vorzeigen. Versäumen sie diese Präsentation, so können sie in dem betreffenden Jahre um kein Beneficium auf Grund ihres Diplomes competiren.

Bei Vergebung einer Pfründe soll bei sonst gleichen Eigenschaften in erster Linie der älteste Graduirte oder auch der Verdienstvollste berücksichtigt werden. Dann soll weiter der Doctor dem einfachen Licentiaten, dieser dem Baccalauren, der Theologe dem Rechtsgelehrten, der Rechtsgelehrte dem Mediciner, und, um vor allem die theologischen Studien zu ehren, ein Baccalaureus der Theologie, einem Licentiaten der niederen Facultäten vorgezogen werden. Pfarreien in Städten oder befestigten Ortschaften sollen nur Graduirten oder doch solchen verliehen werden, die drei Jahre lang Theologie oder canonisches Recht studirt, oder an einer Universität Magister der freien Künste geworden sind.

In den Ernennungsdecreten der Graduirten sollen sämmtliche Beneficien, welche diese bereits besitzen oder erhalten, sowie auch deren Einkünfte aufgeführt werden. Belaufen sich letztere auf 200 Goldgulden, so können sie auf Grund ihres Diplomes um kein weiteres Beneficium mehr competiren.

Weiter soll der Charakter der kirchlichen Pfründen gewahrt bleiben, so daß Säcularbeneficien nur an Weltcleriker, Regularpfründen aber nur an Ordensgeistliche vergeben werden dürfen.

Jede Verleihung von kirchlichen Pfründen, die genannten Bestimmungen zuwiderläuft, ist null und nichtig und die Collatoren und Patrone, welche die Verordnungen bezüglich der Graduirten außer Acht lassen, verlieren für die folgenden acht Monate das Besetzungsrecht.

Dem Papst wurde das Recht der Verleihung von Anwartschaften vorbehalten und zwar in der Weise, daß ihm bei einem Collationsrecht von zehn Beneficien je eine, bei fünfzig und darüber je zwei zugestanden wurden, nur sollten niemals beide für ein und dieselbe Kirche verliehen werden.

Sämmtliche kirchlichen Streitfragen, mit Ausnahme der sog. causae majores, sollen vor den zuständigen Richtern anhängig gemacht und auch ausgetragen werden. Im Falle ein Kläger vor dem zuständigen Richter sein Recht nicht sollte finden können, ist die Appellation an den unmittelbar höheren Richter, oder mit Umgehung der Instanzen, unmittelbar an den apostolischen Stuhl gestattet, auch vor Fällung einer Definitivsentenz. Die Rechtssachen der Exemten werden durch delegirte Richter entschieden, welche in den betreffenden Diözesen vom Papste ernannt werden; auf die Cardinäle der römischen Kirche aber und die wirklichen Beamten der Curie findet diese Bestimmung keine Anwendung. Jeder Prozeß soll innerhalb zweier Jahre beendigt werden, und nach dem zweiten Interlocut und der dritten Definitiv-

sentenz soll das Urtheil unbedingt vollzogen werden, ohne Rücksicht auf irgend welche eingelegte Appellation.

Nach dreijährigem friedlichem Besitz darf kein Pfründeinhaber mehr beunruhigt werden, selbst wenn er seine Stelle nur auf Grund eines titulus coloratus erlangt hätte. Besitzt aber einer ein Beneficium ohne jeglichen Titel, so ist er nicht rechtlicher Inhaber, wie lang er auch die Stelle schon verwaltet haben mag; dieselbe muß vielmehr ihm, falls er kein Intrusus oder sonst unwürdig ist, oder aber einem anderen rechtskräftig verliehen werden.

Jeder Cleriker, welche Stellung und Würde immer er bekleiden mag, falls er zwei Monate nach erfolgter Bekanntmachung gegenwärtiger Bestimmung, die in allen Cathedralkirchen zu geschehen hat, noch als öffentlicher Concubinarier erfunden wird, verliert eo ipso die Einkünfte seiner sämmtlichen Beneficien für die Dauer von drei Monaten. Dieselben sollen von dem unmittelbaren Obern der Kirchenfabrik oder einem anderen kirchlichen Zwecke zugewiesen werden. Solcher Concubinarier soll sodann von seinem Obern aufgefordert werden, die Concubine in kürzester Frist zu entlassen; folgt er der Mahnung nicht, oder nimmt er die Entlassene oder eine andere wieder zu sich, so geht er sämmtlicher Beneficien verlustig. Außerdem sind dergleichen Concubinarier, falls sie nicht nach Entlassung der Concubinen und offenkundiger Lebensbesserung von ihren Obern Dispens erhalten, unfähig, irgend welche kirchliche Würde zu übernehmen. Werden sie nach erlangter Dispens rückfällig, so bleiben sie für immer von allen kirchlichen Aemtern ausgeschlossen, ohne jede Hoffnung auf Begnadigung Falls die unmittelbaren Vorgesetzten solch incontinenter Cleriker es unterlassen sollten, gegen sie einzuschreiten, so haben die nächst Höheren die Pflicht, sowohl gegen die Säumigen, wie gegen die Concubinarier strafend vorzugehen, gegen erstere, wenn nöthig mit Suspension von der Collation der Beneficien.

Als öffentlicher Concubinarier gelten aber nicht bloß jene, die durch richterliche Sentenz, eigenes Bekenntnis oder notorische Beweisstücke des Vergehens überführt, sondern auch jene, die eine verdächtige und übel beleumundete Weibsperson bei sich haben und dieselbe, trotz erfolgter Mahnung, nicht entlassen. Da sich in manchen Gegenden die Inhaber kirchlicher Jurisdiction von dergleichen Concubinariern in schmählicher Weise mit Geld abfinden lassen, so verdammen wir solch ehrloses Vergehen unter der Strafe des doppelten Ersatzes des Judaslohnes. Die Concubinen selbst haben die kirchlichen Obern auf jede Weise von ihren Untergebenen fern zu halten, wenn nöthig selbst mit Zuhülfenahme des weltlichen Armes; deßgleichen ist es nicht gestattet, daß die aus solchen Verbindungen hervorgegangenen Kinder bei ihren Vätern wohnen. Auch die Laien, verheirathete wie unverheirathete, sollen sich sorglich von solchen Vergehen rein bewahren. Wer verheirathet ist und sich einer anderen Frau nahet, ist verwerflich, wer aber ledig ist und nicht enthaltsam leben kann, der eheliche eine Frau nach dem Rathe des Apostels.

Zur Vermeidung vieler Aergernisse und Gefahren und um ängstliche Gewissen nicht zu verwirren, wird bestimmt, daß künftig nur jene Excommunicirten im kirchlichen wie außerkirchlichen Verkehr zu meiden seien, und das kirchliche Interdict nur dann zu beachten sei, wenn genannte Censur vom kirchlichen Richter speciell und ausdrücklich publicirt worden, oder wenn es notorisch und ganz unzweifelhaft ist, daß diese kirchlichen Strafen wirklich incurrirt worden sind. Das Interdict soll nur dann über einen Ort verhängt werden, wenn der ganze Ort, oder dessen Herr solche Strafe herausfordert, nicht aber wegen der Vergehen von Privatpersonen.

Dieses ganze Concordat, wie es zwischen dem apostolischen Stuhl und dem französischen König vereinbart worden, muß von letzterem innerhalb sechs

Monaten nach erfolgter Bestätigung durch das Lateranconcil publicirt und ratificirt werden, widrigenfalls würde es in all seinen Bestimmungen hinfällig[1]).

Der Bischof von Cavaillon, Suffragan von Arles, verlas hierauf die Abrogationsbulle der pragmatischen Sanction. In Kürze wird die den Päpsten als Nachfolgern Petri obliegende Pflicht der Sorge für die Gesammtkirche dargethan, wie es somit ihre wichtigste Obliegenheit gewesen, den schädlichen Folgen der verderblichen Sanction, die bereits Ludwig XI. schon widerrufen, nach Kräften entgegenzutreten. Wenn dieselbe aber während der siebenzig Jahre ihres Bestandes vom apostolischen Stuhl doch nicht abrogirt worden, so geschah das nur wegen der Ungunst der Zeiten, die es den Päpsten nicht gestattete, dieses unkirchliche Institut gänzlich zu beseitigen. Auch ist innerhalb dieser Zeit kein allgemeines Concil abgehalten worden, mit Hülfe des gegenwärtigen Lateranconcils aber will der Papst, dem Beispiel seines heiligen Vorgängers, Leo I., folgen, und wie jener zu Chalcedon alles, was auf der Räubersynode zu Ephesus geschehen, widerrufen, so auch jetzt die verwerfliche Sanction und alle ihre einzelnen Bestimmungen annulliren. Solch eine Retractation und Außerkraftsetzung wäre übrigens gar nicht einmal nothwendig, denn alles, was in dieser Hinsicht auf dem Basler Concil, und auf dessen Anregung zu Bourges geschehen, erfolgte nach der rechtskräftigen Verlegung der Synode durch Papst Eugen IV. Nach dieser Translation war die Versammlung kein eigentliches Concil mehr, sondern nur ein Conciliabulum oder eher ein Conventikel, und alle Erlasse, die von da erflossen, entbehrten jeglicher Giltigkeit und Rechtskraft. Daß aber einzig dem römischen Papst als der über allen Concilien stehenden Auktorität (tamquam auctoritatem super omnia concilia habentem) das volle Recht der Berufung, Verlegung und Auflösung der Concilien zusteht, erhellt aufs bestimmteste, um nicht zu sagen aus dem Zeugnis der hl. Schrift, aus den Aussprüchen der Väter und der römischen Päpste, aus den Bestimmungen der hl. Canonen, namentlich aber aus den eigenen Aeußerungen der Synoden selbst. Um hiefür nur einige der bekanntesten Beispiele anzuführen, so schrieb die in Alexandrien unter Athanasius gehaltene Synode an Papst Felix[2]). Von der Synode zu Nicäa lesen wir, daß sie bestimmte, ohne päpstliche Auktorität dürften keine Concilien gehalten werden[3]). Auch hat Leo die zweite ephesinische Synode nach Chalcedon verlegt[4]), Martin V. den Präsidenten des Concils zu Siena die Vollmacht der Verlegung ertheilt, ohne Rücksicht auf die Zustimmung des Concils selbst[5]). Ebenso hat die erste Synode zu Ephesus Papst Cölestin, die zu Chalcedon Leo I., die sechste allgemeine Papst Agatho, die siebente Hadrian I., die achte Nicolaus I. und Hadrian II. die größte Ehrfurcht erwiesen. Den Anordnungen und Bestimmungen der Päpste aber, wie sie auf diesen heiligen Versammlungen erlassen worden, haben die Concilien stets ehrerbietigen und ergebenen Gehorsam entgegengebracht. Es schrieb daher Papst Damasus und die übrigen zu Rom versammelten Bischöfe[6])

---

1) † Harduin l. c. p. 1810 sqq. Den ganzen Wortlaut des Concordats in 48 Artikel findet sich Harduin l. c. p. 1867 sqq. Labbé l. c. t. 14 p. 242 sqq. u. 358 sqq. — 2) † Gemeint ist die durch Athanasius 362 veranstaltete Synode, deren Beschlüsse durch Eusebius von Vercelli und Asterius von Petra im Morgen- und Abendland verbreitet und auch von Papst Liberius bestätigt wurden. Cfr. Hefele C.-G. II. Aufl. I. Bd. S. 728. Felix war der durch den Kaiser an Stelle des nach Thracien exilirten Liberius erhobene römische Diacon, von dessen Verkehr die Gläubigen sich aber ängstlich fern hielten. 358 hatte Liberius nach Unterschrift der dritten firmischen Formel nach Rom zurückkehren dürfen. — 3) † Apocryph. — 4) † Vgl. hierüber Hefele C.-G. II. Bd. II. Aufl. S. 398 ff. — 5) † Vgl. Hefele C.-G. VII. Bd. S. 390. — 6) † Hefele C.-G. Bd. I. 2. Aufl. S. 739.

an ihre illyrischen Mitbrüder über die Synode zu Rimini: daß aus der Zahl der dort versammelten Bischöfe nichts folgere, da ja der römische Papst, dessen Entscheid vor allem zu berücksichtigen sei, jenen Beschlüssen seine Zustimmung nicht ertheilt. Auch pflegten die Väter der alten Concilien zur Befestigung ihrer Beschlüsse die Unterschrift und Approbation vom römischen Papst unterwürfig zu erbitten; so thaten die Synoden zu Nicäa, zu Ephesus, Chalcedon und Constantinopel, die zweite nicänische und die römische unter Papst Symmachus. Hätten auch die Versammlungen zu Bourges und Basel diese löbliche Gepflogenheit befolgt, so hätten sie uns viel Kummer und Widerwärtigkeiten erspart.

Um diese Angelegenheit endlich zum Abschluß zu bringen, erklärt nun der Papst kraft apostolischer Machtvollkommenheit und unter Zustimmung des Lateranconcils genannte Pragmatik in all ihren Theilen für null und nichtig und untersagt aufs strengste jedwede Anwendung derselben für ewige Zeiten. Da es für jeden Gläubigen zur Erlangung des Heiles unerläßlich ist, daß er dem römischen Papst unterworfen sei, wie wir durch die hl. Schrift und die Väter belehrt werden, und wie dies auch die Constitution Unam sanctam von Bonifaz VIII. bestimmt, so erneuern und approbiren wir kraft der uns zustehenden höchsten Auktorität und unter Zustimmung dieses Concils genannte Constitution, jedoch ohne Präjudiz für das Decret Meruit von Papst Clemens V. Wer künftig in was immer für einer Weise von der pragmatischen Sanction Gebrauch machen sollte, verfällt der größeren Excommunication latae sententiae; kirchliche Personen verlieren überdies sämmtliche Beneficien, und werden unfähig solche je wieder zu erlangen; Laien gehen kirchlicher Lehen, in deren Besitz sie etwa sein sollten, verlustig und werden gleichfalls unfähig, solche zu erhalten [1]).

Was die Beurtheilung des Concordats anlangt, so waren und sind die Ansichten verschieden. Gleich von Anfang an wurde von beiden Seiten heftiger Widerspruch erhoben und das Parlament, welches das Concordat einregistriren sollte, auf daß es Staatsgesetz würde, weigerte sich dessen entschieden, wiewohl sich der Kanzler Du Prat jede erdenkliche Mühe gab. Erst am 22. März 1518 erfolgte dieser staatsrechtliche Akt, ohne daß damit aber die Proteste und Recriminationen aufhörten; diese verstummten erst mit dem Fall der alten Monarchie und des Concordates selbst. Zum Schluß der Sitzung erfolgte noch die Verlesung der Bulle über die Religiosen und deren Privilegien durch den Bischof Sebenico, Suffragan von Spalato. Nach kurzer Erwähnung der großen Verdienste, welche sich die verschiedenen Orden, namentlich aber die Mendicanten, um die Kirche und den apostolischen Stuhl insbesondere erworben, betont die Bulle die Nothwendigkeit allseitiger Liebe und Eintracht unter allen Gliedern der Stiftung Christi. Daher sollen die Privilegien der Orden geregelt werden, auf daß dieselben künftig von den Bischöfen nicht weiter beläftigt und beunruhigt, sondern eher beschützt und begünstigt werden könnten. Die Bischöfe haben das Recht, die Pfarrkirchen der Religiosen bezüglich der pfarramtlichen Pastoration zu visitiren, jedoch ohne zu großen Aufwand auf Kosten der betreffenden Klöster. Etwaige Verfehlungen dürfen sie nach den Bestimmungen der Klosterregel bestrafen. Säcularcleriker, sofern sie nicht der Excommunication unterliegen, haben das Recht, in den Kirchen der Religiosen zu celebriren und sollen daselbst freundlich und zuvorkommend aufgenommen werden. Die Religiosen müssen den feierlichen Prozessionen anwohnen, falls sie dazu eingeladen werden und ihre Klöster von dem betreffenden Ort nicht über eine Meile entfernt sind. Die Klosterobern

1) † Harduin l. c. p. 1826 sqq. Labbé l. c. p. 309 sqq.

sind gehalten, den Bischöfen oder deren Generalvicaren auf Verlangen die von ihnen mit der Cura betrauten Klostergeistlichen persönlich vorzustellen, und jene können diese über ihr Wissen und die Kenntnis der Sakramentsspendung examiniren. Wer solchen vom Ordinarius approbirten oder ohne Grund zurückgewiesenen Religiosen seine Beicht ablegt, ist als solcher anzusehen, der der Constitution omnis utriusque sexus[1]) entsprochen. Solche approbirte Religiosen dürfen auch Auswärtige Beicht hören, dagegen können sie Laien und Weltgeistliche von namentlichen Censuren nicht absolviren und dürfen auch die Eucharistie und letzte Oelung jenen nicht spenden, denen dies vom sacerdos proprius verweigert worden, es sei denn daß die Verweigerung ohne rechtlichen Grund erfolgte. Zeitweilige Verträge zwischen Klöstern, Bischöfen oder Pfarrern sind rechtskräftig, wenn sie nicht vom nächsten General- oder Provinzialkapitel widerrufen worden. Die Religiosen dürfen nicht unter Vortragung des Kreuzes in die Pfarrkirche ziehen, um daselbst die Leichen jener, die bei ihnen ihr Begräbnis gewählt, abzuholen, es sei denn mit ausdrücklicher Genehmigung des betreffenden Ortspfarrers. Weltleute, die im Klosterhabit begraben werden wollen, dürfen sich ihre Begräbnisstätte frei wählen. Die Weihecandidaten der Religiosen haben sich vor dem Diözesanbischof oder dessen Generalvicar einer Prüfung zu unterziehen, und müssen von ihm und nicht von einem andern die Ordines empfangen. Ebenso hat die Consecration der Kirchen und Altäre und die Benedicton der Friedhöfe durch den Diözesanbischof zu geschehen, außer wenn dieser auf zwei- oder dreimaliges ehrerbietiges Ersuchen die Bitte ohne triftigen Grund abschlagen sollte. Ohne Erlaubnis des Pfarrers dürfen Ordensgeistliche Brautleute nicht einsegnen. Da, wo die Rechte der Mutterkirche noch gelten, dürfen am Charsamstag weder die Ordensleute noch andere Weltcleriker in ihren Filialkirchen läuten, bevor nicht die Glocke der Cathedral- oder Mutterkirche ertönt hat. Die von den Diözesanbischöfen verhängten Censuren sollen auf Verlangen auch in den Klosterkirchen verkündigt und beobachtet werden. Jene, welche den Zehnten verweigern, dürfen Religiose nicht absolviren; Excommunicirte, die in einen Mendicantenorden treten wollen, können, wenn es sich um das Interesse eines dritten handelt, ohne vorherige Genugthuung von den Klosterobern nicht absolvirt werden. Die Mitglieder des dritten Ordens beiderlei Geschlechts dürfen ihre Begräbnisstätte bei den Mendicanten wählen, aber sie dürfen bei ihnen weder die österliche Communion, noch die letzte Oelung oder ein anderes Sakrament, empfangen, ausgenommen die Buße. Zum Schluß ermahnt der Papst die Religiosen, den Bischöfen als Nachfolgern der Apostel mit ehrfurchtsvoller Reverenz zu begegnen, andererseits bittet und beschwört er die Bischöfe, auch die Religiosen mit väterlicher Liebe zu umfangen und sie als Mitarbeiter im Weinberge des Herrn liebreich zu behandeln und wohlwollend zu beschützen.

Bei der Abstimmung gaben mehrere Väter motivirte Vota ab, namentlich bezüglich der Approbation der Privilegien, welche sie ganz entfernt wissen wollten. Die nächste Sitzung wurde auf den zweiten März 1517 anberaumt, worauf noch die Delegationsmandate mehrerer Bischöfe überreicht und dann mit Te Deum geschlossen wurde.

† 250. Die zwölfte und letzte Sitzung mußte wiederum vertagt werden, auf den 16. März, aus gewichtigen und rechtlichen Gründen, wie die

---

1) Decret des Lateranconcils vom Jahre 1215, wodurch jedem Gläubigen, der zu den Unterscheidungsjahren gekommen, der jährliche Empfang des Bußsakramentes bei dem sacerdos proprius zur Pflicht gemacht wird.

Prorogationsbulle vom 27. Februar 1517 besagt. Am 13. März wurde eine Generalcongregation gehalten im apostolischen Palast; anwesend waren 3 Cardinäle, 69 Erzbischöfe und Bischöfe und 2 Ordensgenerale. Da zwischen dem spanischen Gesandten, dem Bischof von Syracus und dem Patriarchen von Aquileja ein Rangstreit entstanden, beschlossen die Cardinäle, daß keine rangmäßige Sitzordnung einzuhalten sei, sondern jeder beim Eintritt in die Kapelle seinen Platz nach Gutdünken einnehmen könne. Zur Berathung wurden drei Decrete vorgelegt, das erste betraf die Erweiterung des Gesetzes über Unveräußerlichkeit von Kirchensachen, das zweite die Bestrafung der Plünderung von Cardinalswohnungen, das dritte die Erhebung eines neuen Zehnten und den Schluß des Concils. Ueber das erste Decret äußerten sich so viele widerstreitende Ansichten, daß die Cardinäle für gut fanden, dasselbe zurückzuziehen, so daß es bei den bisherigen Verordnungen sein Verbleiben haben sollte. Auch über den neuen Zehnten und den Schluß des Concils wurden dissentirende Vota abgegeben, doch wurde dieses Decret am 16. März vor die zwölfte Sitzung gebracht.

Anwesend waren 18 Cardinäle, 90 Erzbischöfe und Bischöfe, 4 Ordensgenerale und zwei Aebte; außerdem die Gesandten des Kaisers und der Könige von Spanien und Portugal und einiger italienischer Staaten. Das Amt de spiritu sancto hielt Carvajal, Cardinalbischof von Sabina, die Predigt Maximus, Bischof von Isernia. In einer etwas schwulstigen, überladenen und manierirten Rede suchte er die Erhabenheit eines Concils darzuthun, dessen Ursprung und Urbild er in den Chören der seligen Geister finden zu können glaubte. Das Lob, das er der Thätigkeit des Concils spendet, ist überschwenglich und die aufgezählten Erfolge Illusion. Nach Verrichtung der üblichen Ceremonien, wurde ein Schreiben des Kaisers Maximilian verlesen, datirt von Mecheln am letzten Februar 1517. Der Kaiser antwortet darin auf die Anzeige, die ihm Leo betreffs des türkischen Sieges über den egyptischen Sultan gemacht, sowie auf die Aufforderung, durch diese Waffenerfolge der schrecklichen Osmanen sich zu endlichem Handeln aufrütteln zu lassen. Der Kaiser drückt sein gerechtes Befremden aus über des Papstes Vorwurf, als ob er bisan betreffs der Türkenfrage in pflichtvergessener Unthätigkeit verharrt. Im Bewußtsein ritterlicher Pflichterfüllung weist er auf sein ganzes thatenreiches Leben hin und erinnert in nicht mißzuverstehender Deutlichkeit an sein unabläßiges Mahnen und unermüdetes Wirken für den Kampf gegen die Türken unter allen Vorgängern Leos, deren Pontificat in seine Regierungszeit gefallen. Mit christlichem Glaubensmuth vertraut er auf den endlichen Sieg der gerechten Sache, deren Stärke nicht in der Unzahl der Streiter liege, sondern in der Hülfe des Allmächtigen, der die Seinen nie verlasse. Dann fordert er den Papst auf, unverzüglich den Kampf gegen den Erbfeind des christlichen Namens zu beginnen und nicht erst auf eine Versammlung christlicher Fürsten zu warten. Auf des Papstes Ruf werden zahllose christliche Streiter auf dem Kampfplatz erscheinen. Auch er, der Kaiser, leihe der heiligen Sache mit Freuden all seine Kräfte, trotz des Alters, das mit Riesenschritten dem Grabe zueile. Näheres werde der Papst vom kaiserlichen Gesandten erfahren, dem er genaueste Mittheilung gemacht[1]).

Bei der Bulle bezüglich Bestrafung der Plünderer von Cardinalswohnungen, entspann sich eine kleine Debatte. In Rom hatte sich nämlich die Unsitte gebildet, daß, sobald vom Conclave aus der Name des zum Papst gewählten Cardinals bekannt wurde, der Pöbel sofort nach dessen Wohnung

1) † Harduin l. c. p. 1843. Labbé l. c. p. 327 sqq.

stürzte und sie gänzlich ausplünderte, ja oft sogar fast demolirte. Aber auch bei anderen Veranlassungen waren die Cardinalswohnungen nicht selten dem raubgierigen Pöbel Roms preisgegeben. Gegen diese groben Ausschreitungen nun wurden unter Zustimmung des Concils die Constitutionen von Honorius III. und Bonifaz VIII. erneuert: Jedwede Feindseligkeit, jeder gewaltthätige Angriff auf einen Cardinal oder dessen Besitzungen, erfolge er während eines Conclaves oder zu irgend einer anderen Zeit, geschehe er durch persönliche That oder irgendwelche Beihülfe, durch Rath, Aufmunterung, Begünstigung, Vertheidigung, Hehlerei oder auf irgend eine andere Weise, verfällt eo ipso den kirchlichen Censuren und Strafen, wie sie in genannten Constitutionen enthalten sind.

Es folgte nun die Schlußbulle, durch den Patriarchen von Aquileja verlesen. Der Papst recapitulirte in Kürze die Gesammtthätigkeit des Concils; er glaubt die Hauptaufgaben, wegen derer die Synode berufen worden, für glücklich gelöst: das Pisanum und damit jede Gefahr des Schismas ist verschwunden; an Stelle der pragmatischen Sanction ist ein rechtsgiltiges Concordat getreten; die Reformation soweit es förderlich schien (quantum expedire visum fuit) durchgeführt; einzelne Glaubensfragen geregelt und bezüglich der Herstellung des Friedens unter den christlichen Fürsten ist von Seite des Papstes alles versucht und aufgewandt worden, um zu einem solchen zu gelangen; „so blieben den Concilsvätern, wie uns durch die Cardinäle und Prälaten der verschiedenen Congregationen wiederholentlich versichert wurde, keinerlei Geschäfte mehr zur Discussion und Erledigung". Da überdieß das Concil bereits fünf Jahre dauerte schien es nicht räthlich, die Bischöfe noch länger von ihren Diözesen fern zu halten. Nochmals werden sämmtliche Bestimmungen der vorangegangenen elf Sitzungen feierlich wiederholt und bestätigt und unter Strafe der Excommunication verboten, dieselben ohne spezielle Erlaubnis des apostolischen Stuhles zu glossiren oder zu exegesiren.

Nur ein Punkt bleibt somit noch zu erledigen, der Kampf gegen die furchtbaren Osmanen, und zu diesem Zweck soll abermals für drei Jahre ein Zehent auf sämmtliches Kirchengut gelegt werden. Außerdem soll auf das Unternehmen durch inbrünstige Gebete der Segen Gottes herabgerufen werden. Die christlichen Fürsten aber und an ihrer Spitze der Kaiser Maximilian werden eindringlich ermahnt und beschworen, wenigstens während dieses heiligen Kampfes unter sich Frieden zu halten, auf daß dessen glücklicher Fortgang nicht durch inneren Zwist gehemmt oder gar vereitelt werde.

Bei der Abstimmung wurden viele dissentirende Vota abgegeben; den Zehnten wollten manche Väter erst dann erhoben wissen, wenn der Kreuzzug einmal begonnen hätte. Ebenso stimmten viele gegen den Schluß des Concils, da noch manche wichtigen Angelegenheiten zu erledigen wären. Der Bischof von Salamanca namentlich war der Meinung, anstatt die Synode zu schließen, sollte ein neues Ausschreiben erlassen werden. Die Mehrzahl aber und der Papst selbst waren für den Schluß und so rief der Cardinaldiacon Alexander Farnese den Vätern mit lauter Stimme zu: Ziehet hin im Frieden! Den Schluß bildete die Absingung des De Teum![1])

Die Frage nach der Autorität unseres Concils anlangend, so ward und wird ihm vielfach der Charakter einer allgemeinen Synode bestritten und nur der Rang eines italienischen Nationalconcils zugestanden. Fassen wir die Haupterfordernisse für ein allgemeines Concil; Berufung, Präsidium und Bestätigung näher ins Auge, so trägt unser Laterankoncil unbestritten den Cha-

---

1) † Harduin l. c. p. 1847 sqq. Labbé l. c. p. 332.

rakter der Oecumenicität an der Stirne. Nach dem klaren Wortlaut der päpstlichen Bullen wollte Julius II., wie Leo X. ein allgemeines Concil berufen und wiederholt bezeichnen sie auch unsere Versammlung mit diesem Ausdruck. Die Verhandlungen selbst fanden unter der unmittelbaren Leitung und Aufsicht des Papstes statt; und sämmtliche Bestimmungen erhielten sowohl einzeln, wie im allgemeinen die ausdrückliche päpstliche Bestätigung und zwar als die Beschlüsse eines allgemeinen Concils.

Was sodann die Vertretung auf dem Concil anlangt, so wird nach einem alten Canon keineswegs verlangt, daß sämmtliche katholische Bischöfe, ja nicht einmal die Mehrheit derselben auch wirklich persönlich anwesend sein müßten; es genügt daß sie sämmtlich feierlich berufen worden. Nun war auf unserer Synode freilich vorherrschend die italienische Nation vertreten, dies wird aber der Natur der Sache nach bei jedem in Italien und speciell in Rom versammelten Concil der Fall sein; die Vertreter der übrigen katholischen Länder aber fehlten keineswegs ganz, wir finden vielmehr Bischöfe aus Illyrien und Dalmatien, aus Oesterreich, Ungarn, Polen, Deutschland und der Schweiz, aus England, Frankreich, Spanien und Portugal, die zahlreichen Vertretungen auswärtiger Bischöfe gar nicht gerechnet. Auf der zwölften Sitzung z. B. finden wir unter den 69 Prälaten die Bischöfe von Durazzo, Antivari, Spalato, Monembasia, Buda, Colocza, Wien, Reval, Lausanne, Digne, Grasse, Salamanca, Saragossa u. a.

Auch staatlicherseits wurde unser Lateranense nach und nach von sämmtlichen christlichen Nationen ausdrücklich als eine allgemeine Synode anerkannt und beschickt. Wir finden daselbst neben den Vertretern der verschiedenen italienischen Staaten die Gesandten des deutschen Kaisers, der Könige von Polen, England, Frankreich, Spanien und Portugal, ja sogar der Großfürsten von Massovien und Rußland.

Die Gegenstände der Concils-Verhandlungen anlangend, wiewohl diese den Charakter einer Synode nicht bestimmen können, so waren sie hier keineswegs nur partikularer Natur, betrafen vielmehr Wohl und Wehe der Gesammtkirche. Die Geschäftsordnung nun freilich war nicht die eines allgemeinen Concils, sondern eher die eines päpstlichen Consistoriums, wie denn thatsächlich sämmtliche Erlasse nicht als Beschlüsse eines Concils, sondern als päpstliche Bullen publicirt wurden, wobei die Concilsväter weit mehr in der Stellung beigezogener Experten, denn als selbstständig beschließende Votanten erscheinen. Bei aufmerksamem Durchgehen der Concilsakten, wie sie uns heute in den Sammlungen vorliegen [1]), legt sich fast unwillkürlich die Vermuthung nahe, als ob die Freiheit der Bewegung nicht in allweg gewahrt gewesen, oder aber haben sich die Akten unter der Hand des officiellen Redakteurs eigenmächtige Gestaltung gefallen lassen müssen.

In wie weit diese unpassende Geschäftsordnung den Gang und Erfolg der ganzen Synode gehemmt und gehindert, können wir hier des näheren nicht untersuchen, letzterer war jedenfalls nicht der Art, wie man ihn von einem allgemeinen Concil, zumal in unserer Zeit erwartete und zu erhoffen berechtigt war. Wäre das Lateranense mehr tridentinisch zu Werke gegangen, es hätte wohl keine Reformation, jedenfalls nicht in der Weise und in der Ausdehnung gegeben.

In den letzten zwei Punkten, weit mehr als in der zufälligen Opposition der Gallicaner gegen Concordat und Lateranense, mag denn auch der

---

1) † Bei Harduin und Labbé a. a. O. nach der Redaction von del Monte. Weiter gehende Studien konnten und wollten wir für diese Bearbeitung von Rohrbacher nicht machen.

eigentliche Grund zu suchen sein, warum unserem Concil der Charakter der Oecumenicität vielfach abgesprochen werden wollte. Wir erachten jedoch diese Gründe für zu geringwerthig, um unser Concil nicht als die achtzehnte allgemeine Synode gelten lassen zu können.

† 251. Wollen wir noch einen Blick auf das wissenschaftliche und literarische Leben des leoninischen Pontificates werfen, so kann es hier natürlich nicht unsere Aufgabe sein, die einzelnen Leistungen auf diesem Gebiet in eingehender Werthung auf ihren wissenschaftlichen Gehalt zu prüfen, uns berührt das literarische Schaffen und Wirken in erster Linie in seiner allgemeinen Tendenz, in seiner mittelbaren oder unmittelbaren Beziehung auf das kirchliche und religiöse Leben.

Was zunächst die persönliche Stellung des Papstes zu Wissenschaft und Kunst anlangt, so verdient Leo X. mit Recht den ehrenden Titel eines hochherzigen Mäcens derselben und sein Zeitalter dürfte nicht unpassend das augusteische der Renaissance genannt werden. Schon oben haben wir die Heroen der Kunst und die Werke unsterblichen Ruhmes kennen gelernt, nicht weniger lieh Leo, der würdige Sohn Lorenzos, der schon als Cardinal einen Kreis von Gelehrten um sich gesammelt, als Papst der Wissenschaft und Literatur seinen fördernden Schutz.

Uebrigens hatte sein Vorgänger Julius II., trotz des reichbewegten und kampferfüllten Lebens, Wissenschaft und Kunst keineswegs vernachlässigt oder irgendwie stiefmütterlich behandelt. Wir sahen sein reges Interesse an den Kunstwerken der Zeitgenossen sowohl, wie an den neu aufgefundenen Schätzen des Alterthums. Nicht weniger besorgt zeigte er sich für das Gedeihen der Wissenschaft. Nachdem er das Gebäude für die Universität vollendet, erschien im Jahre 1512 eine Bulle, welche die älteren Constitutionen bestätigte und zugleich strengstens verbot, die für die Studien angewiesenen städtischen Einkünfte zu anderen Zwecken zu verwenden [1]). Auch den Bücherschätzen wandte Julius II. seine Sorge zu; zwar legte er sich zunächst eine sehr gewählte Privatbibliothek, die Julia an, da aber diese schließlich mit der Vaticana vereinigt wurde, kam seine Sorgfalt doch letzterer zu gut, und Bembos Lob, der Julius einen zweiten Ptolemäus Philadelphus nannte, dürfte, wenn auch etwas schmeichlerisch, doch nicht ganz unwahr sein. Zum Bibliothekar der Vaticana hatte der Papst am 17. Juli 1510 den Thomas I n g h i r a m i bestellt, aus angesehener Familie zu Volterra stammend. Er war schon zu Alexander VI. Zeiten in Rom, der ihn zu manchen diplomatischen Geschäften verwandte. Maximilian krönte ihn zum Dichter. Man bewunderte [2]) seine elegante Latinität, seine Rednergabe und ungewöhnliche dramatische Darstellungskunst. Auf dem Theater Riarios, bei dem er in besonderer Gunst stand, hatte er die Rolle der Phädra im Hippolyt des Seneca so trefflich gespielt, daß ihm von da an dieser Zuname blieb. Unter diesem Namen finden wir Inghirami auch unter den Secretären des Lateranconcils. In Folge eines Sturzes vom Pferde starb er schon am 6. September 1516, erst 46 Jahre alt.

Leo X. freilich konnte den Musen weit ungetheilter und ungestörter seine Aufmerksamkeit zuwenden, als dies seinem Vorgänger möglich gewesen,

---

1) † Cfr. Carlo Fea, Notizie interno Raffaele. 1822. p. 68. Gregorovius l. c. Bd. 8. S. 291 schreibt auch hier, wie an manchen andern Stellen unbedenklich Roscoe (3. 117) nach und läßt ohne weiteres Minerva dem Mars völlig zum Opfer fallen. — 2) † Erasmus schreibt von ihm: ibidem cognovi et amavi Petrum Phaedrum lingua verius, quam calamo celebrem; mira enim in dicendo tum copia cum auctoritas. Ep. l. XXIII. 4.

so finden wir ihn denn vor Allem für das Gedeihen der Universität thätig. Im Jahre 1514 bestätigte und erweiterte er die das römische Studienwesen betreffenden Verordnungen und Bestimmungen seiner Vorgänger, namentlich wurde die Zahl der Lehrstühle vermehrt und möglichst mit den tüchtigsten Kräften zu besetzen gesucht. Wir besitzen noch aus diesem Jahre das Verzeichnis der Professoren an der römischen Universität [1]). Es sind deren 88 ohne die Regionarmagister, darunter 11 Theologen, 20 Juristen, 15 Mediciner und 5 Philosophen; ihr Gehalt beläuft sich auf vierzehntausend Ducaten. Es ist ein edler Stolz, der aus der Bulle des Papstes über den Stand der Universität herausspricht. „Damit Rom auch in Beziehung auf Gelehrsamkeit, sagt Leo, wie in anderer Hinsicht, die erste Stadt der Welt sein möchte, habe ich von überall her Männer, die sich in allen Fächern der Wissenschaften auszeichnen, zu öffentlichen Lehrern an die Universität berufen; und die Folge davon war, daß schon im ersten Jahre meiner Regierung, die Anzahl der Studirenden dergestalt zunahm, daß das römische Collegium voraussichtlich alle anderen derartigen Anstalten in ganz Italien leichtiglich übertreffen wird.“ [2]) Unter den Lehrern finden wir Namen wie Thomas Inghirami, Johann Parrasius aus Cosenza, der berühmte Lehrer der Eloquenz, der lateinische Geschichtsschreiber Roms Paul Jovius, Petrus Sabinus, Philippus Beroaldus, Herausgeber des Tacitus u. a. Auch den orientalischen Sprachen wandte Leo seine Sorgfalt zu, den Lehrstuhl für das Hebräische erhielt Agacius Guidocerius aus Calabrien. Ebenso finden wir in dem Verzeichnis einen eigenen Lehrstuhl für die medicinische Botanik, die medicina herbaria, wie man sie nannte. Die Würde eines Kanzlers der Universität wurde dem Cardinal Rafael Riario übertragen.

Neben der Hochschule erstand noch ein griechisches Colleg zur besonderen Pflege der griechischen Sprache und Literatur unter der Leitung von Johann Lascaris, einem Abkömmling der ehemaligen Kaiser von Nicäa. Er war 1445 geboren und kam sehr frühe nach Italien zu Bessarion, der ihn zu Padua im Lateinischen unterrichten ließ. Später kam er nach Florenz und erwarb sich hier die Gunst des Lorenzo Medici in hervorragender Weise; zweimal sandte ihn dieser nach Constantinopel an Sultan Bajazet, um sich die Erlaubnis zur Erwerbung griechischer Handschriften zu erwirken. Wirklich brachte er von diesen Reisen etwa 200 zum Theil werthvolle Codices nach Florenz. Nach der Katastrophe von 1494 gieng er nach Frankreich, wo Budäus sein Schüler gewesen sein soll [3]). Von 1503—1508 finden wir ihn als Gesandten des französischen Hofes in Venedig, und es scheint, daß er auch während des Krieges der Liga von Cambrai als Privatmann daselbst verblieben, bis ihn die Erhebung eines Gliedes der ihm wohlwollenden Familie Medici auf den päpstlichen Stuhl nach Rom rief. Hier bewog er den Papst zur Gründung des griechischen Collegs, dessen Rector er selbst wurde. Leo kaufte zu diesem Zweck das Haus des Cardinals von Sion auf dem Quirinal, wo zugleich eine griechische Druckerei eingerichtet ward, aus welcher 1517 die Scholien zu Homer, 1518 die zu Sophocles, sowie Porphyrii quaestiones Homericae hervorgiengen. Schon 1518 folgte Lascaris der Einladung Franz I. von Frankreich, um die königliche Bibliothek zu Fontainebleau

1) † Lettera dell' abbate Gaetano Marini al chiarissimo monsignor Giuseppe Muti Papazurri, nella quale s'illustra il ruolo de' professori dell' archiginnasio Romano per l'anno 1514. In Roma, presso Michele Puccinelli a Tor Sanguigna. 1797. — 2) † Fabroni, vita Leon. X. p. 71. Carafa, de Gymn. Rom. I. 201. Renazzi, Storia dell' università di Roma. Roma 1803. — 3) Siehe auch Börner, de doctis hominibus graecis litterarum graecarum in Italia instauratoribus liber. Lipsiae 1750. Roscoe l. c. II. S. 120 f.

einzurichten; ein griechisches Colleg, das Franz nach dem Muster des römischen einrichten wollte, kam nicht zu Stande. Lascaris wurde noch mehrfach zu Gesandschaften verwendet und als er unter Paul III. fast neunzigjährig wieder nach Rom kam, war es nur, um daselbst zu sterben 1535. Sein Grabmal ist zu Sant' Agatha auf dem Quirinal mit der von ihm selbst verfaßten elegischen Inschrift [1]). Alle Zeitgenossen sind seines Lobes voll, sein eigentliches Verdienst aber besteht mehr in seinem persönlichen Wirken, als in den von ihm verfaßten Schriften. Lascaris steht am Schluß der großen Gelehrtenwanderung aus dem unglücklichen Griechenland, wie Chrysoloras dieselbe eröffnet.

Durch Gewinnung solch tüchtiger Männer der Wissenschaft war von selbst die alte Academie wieder erstanden und glänzender noch als in den Tagen Nicolaus V. Aus diesem Gelehrtenkreis verdient außer den schon genannten noch besondere Erwähnung der berühmte Geschichtsschreiber Paul Jovius. Er war in Como den 14. April 1483 geboren, machte seine Studien zu Padua als Schüler des Pomponatius und wollte anfänglich Arzt werden. Die ereignisreiche Zeit, welche für Italien mit dem Jahre 1494 begann, reifte in ihm den Entschluß, über diese Zeitepoche ein Geschichtswerk zu verfassen. Kaum war das erste Buch dieses Werkes vollendet, so reiste er 1516 mit ihm nach Rom. Der Papst, dem er einige Bruchstücke daraus vorgelesen, erklärte, daß seit Livius nichts Eleganteres geschrieben worden [2]). Von da an blieb Jovius in Rom. Von Clemens VII. erhielt er das Bisthum Nocera 1528, 1549 zog er sich auf sein Landgut am Comersee zurück und starb 1552 in Florenz. Sein Hauptwerk ist die oben genannte Geschichte der Völker und Staaten, die Zeit von 1494—1547 umfassend, wovon aber 5 Bücher verloren giengen. An sie schließt sich an eine Reihe von Biographien berühmter Zeitgenossen, Leo X., Hadrian VI., des Cardinals Pompeo Colonna, Alfonso's I. und Consalvos. In der herrlich gelegenen Villa am Comersee entstanden sodann die Elogien berühmter Männer, älterer und neuerer Zeit [3]). Bei Beurtheilung eines Geschichtsschreibers wie Paul Jovius ist große Vorsicht geboten. Ein Mann, der seine charakterlose Käuflichkeit offen selbst eingesteht, daß er nämlich je nach Bezahlung eine goldene oder eiserne Feder führe, ist schwer zu vertheidigen, und doch zeigt Jovius in seiner Darstellung wieder gesundes Urtheil, den Blick eines erfahrenen Weltmanns, wohlthuende Beherrschung des Stoffes, scharfe und richtige Pragmatik und nicht selten sogar viel Freimuth. Jovius ist der letzte der italienischen Geschichtsschreiber, der sich noch des lateinischen Idioms bedient, während seine Zeitgenossen, Machiavelli, Guicciardini, Varchi, Vettori u. a. schon italienisch schreiben.

Hand in Hand mit der Förderung der Studien und dem Schutze der Wissenschaft gieng der Eifer in der Sammlung der Literaturschätze des Alterthums. Wieder durcheilten wie unter Nicolaus V. die Librarii im päpstlichen Auftrag die Länder des Ostens und Westens bis hinauf nach Dänemark, um alle Archive und Klosterbibliotheken zu durchforschen und die etwa noch nicht entdeckten Schätze nach Rom zu bringen. Einer der eifrigsten und unermüdlichsten unter diesen Bücherjägern, wie Pomponatius sie nannte, war Fau-

---

1) † Hier ruht Lascaris, zwar in des Auslands Erde ein Fremdling,
Gastfreund, aber dem Land will er ein Fremder nicht sein.
Mild ja war's ihm gesinnt, nur trauert er, daß den Achäern
Nimmer vergönnt ist, zu ruhen frei in dem heimischen Grab.

2) † Tiraboschi, Stor. dell. litt. it. t. VII. p. 888. — 3) † Elogia virorum ab avorum memoria publicatis ingenii monumentis illustrium. Die completeste Gesammtausgabe der Werke von Paul Jovius erschien zu Basel 1578 in sechs Foliobänden.

stus Sabäus, Custos an der Vaticana. Er durchwanderte meistens zu Fuß Italien, Frankreich, Deutschland und Griechenland, nicht achtend der vielen Beschwerden dieser Reisen, nur um die alten Schriftsteller aus ihren Gefängnissen zu erlösen, wie er sich poetisch ausdrückt[1]). Nach dem Norden Europas sandte Leo den lüttichischen Geistlichen Johann Heytmers. In dem Schreiben an den Markgrafen von Brandenburg und Christian von Dänemark sagt der Papst: „Wir haben bei den Bemühungen zur Auffindung vermißter Schätze der alten Literatur seit dem Beginne unseres Pontificates nicht Mühe noch Kosten gespart, dem Höchsten zur Ehre und zum Ruhm, tüchtigen, namentlich gelehrten Männern aber, so viel wir mit Gottes Beistand vermögen, zum Vortheil wie zur Auszeichnung."

Der glücklichste dieser Bücherjäger war Angelus Arcimbold, der im Kloster Corvey in Deutschland die fünf ersten Bücher der Annalen des Tacitus[2]) fand und das Manuscript 1508 nach Rom brachte, wo es der Cardinal Medici um 500 Ducaten kaufte. Als er Papst geworden, ließ er die Handschrift 1515 durch Philipp Beroaldus drucken. Dem Klosterconvent, welchem der kostbare Schatz gestohlen worden war, sandte Leo ein schönes Exemplar dieses Druckes für die Bibliothek desselben, um so den Verlust einigermaßen zu ersetzen. Er schreibt darüber in einem Breve an den Churfürsten von Mainz vom 1. Dezember 1517: „Wir haben ein Exemplar des corrigirten und gedruckten Buches in nicht unzierlichem Einbande an Abt und Mönche gesandt, es an Stelle des gestohlenen ihrer Bibliothek einzuverleiben. Auf daß sie aber erkennen mögen, daß dieser Diebstahl ihnen mehr Vortheil als Schaden gebracht, haben wir ihnen für ihre Kirche vollkommenen Ablaß verliehen." Die Handschrift selbst kam in die Privatbibliothek des Papstes und mit dieser unter Clemens VII. nach Florenz, wo sie sich noch in der dortigen Laurentiana befindet[3]).

Obengenannter Philippus Beroaldus, Herausgeber des Tacitus, war von Leo zum Bibliothekar der Vaticana ernannt worden als Nachfolger des Inghirami, er starb aber schon 1518[4]). Ihm folgte der Florentiner Zanobi Acciajoli, welcher die schon von Platina unter Sixtus IV. begonnene Trennung des päpstlichen Archivs von der Vaticana durchführte und dasselbe nach der Engelsburg bringen ließ um 1518. Er fertigte auch ein Verzeichnis[5]) dieser wichtigsten den hl. Stuhl betreffenden Urkunden jenes geheimen Archivs[6]). Acciajoli starb bereits 1519[7]) und hatte zum Nachfolger in seinem

---

1) † 1556 veröffentlichte er zu Rom Epigrammatum libri V. ad Henricum, regem Galliae. Er starb daselbst unter Paul IV. Ueber ihn vgl. Quirini, Specimen variae literaturae. Brescia 1739 II. 167. — 2) † In Wirklichkeit sind es Buch 1—4, dann der Anfang von 5 oder Rest von 6. In diese Lücke hinein fallen die Jahre 29, 30 und der größte Theil von 31. Später kamen noch dazu Buch 11—16, aber am Anfang und Ende verstümmelt. Das ganze Werk führt eigentlich den Titel ab excessu divi Augusti und behandelt die Zeit von 14—68 nach Chr., vom Tode des Augustus bis zu dem des Nero. Buch 16 bricht mit dem Jahre 66 ab, da aber der Schluß kaum die Ereignisse der Jahre 66—68 umfassen konnte nahm Ritter 18 Bücher an. Vgl. Teuffel, Geschichte der römischen Literatur, IV. Auflage 1881. S. 782. — 3) † Als Mediceus I. — 4) † Roscoe l. c. III. S. 324. — 5) † S. dasselbe bei Montfaucon, Biblioth. bibl. I. 202 ff. — 6) † Andere Handschriften, Regesten u. s. w. waren im Palast zurückgeblieben, Ende des 18. Jahrhunderts vereinigte der verdiente Archivar Gaetano Marini unter Pius VI. diese Abtheilung mit dem Archiv der Engelsburg, so daß jetzt der ganze Urkundenschatz der Päpste in 11 Zimmern beisammen ist. Vgl. G. Marini, Memorie istoriche degli Archivj della santa Sede ed. v. A. Mai, Rom 1825. W. Röstell, in der Beschreibung der Stadt Rom II. 2. 284 ff. — 7) † Siehe über ihn Roscoe l. c. III. S. 326.

Amte den berühmten Hieronymus Aleander, dem wir im Gelehrtenkreis von Aldus Manutius nochmals begegnen und der in der deutschen Reformation eine so hervorragende Rolle spielen sollte.

Die vaticanische Bibliothek zog übrigens aus Leo X. literarischem Sammeleifer wenig Nutzen. Schon als Cardinal hatte er sich eine ansehnliche Privatbibliothek gesammelt; 1508 kaufte er den Rest der reichen Bibliothek des väterlichen Hauses, die nach der Katastrophe von 1494 zerstreut und später in das Kloster San Marco gekommen war, diesem Convent ab und brachte ihn nach Rom. Dieser Privatbibliothek wurden dann auch die Erwerbungen einverleibt, die er als Papst machte, allein dieselbe wurde nicht, wie Nicolaus V. und Sixtus IV. gethan, mit der Sammlung des päpstlichen Palastes vereinigt, sondern wurde durch Clemens VII. nach Florenz gebracht, wo sie die dortige Laurentiana bereicherte.

† 252. Noch eines Mannes, dessen Wirken vorherrschend dem Beginne des sechszehnten Jahrhunderts angehört, muß hier besondere Erwähnung geschehen, sammt des ihn umgebenden Literatenhofes: es ist Aldus Manutius, der unermüdliche und berühmte Typograph[1]).

Aldus wurde geboren in Bassiano, einem Flecken bei Velletri, um 1449. Ueber seine erste Jugendzeit ist uns wenig berichtet, er selbst beklagt sich in der Vorrede zu seiner lateinischen Grammatik von 1501 über seinen Lehrer, der ihn mit dem Doctrinale des Minoriten Alexander abgequält habe. Später finden wir Aldus auf kurze Zeit in Rom als Schüler des Caspar Veronese, des Verfassers der Lebensbeschreibung von Papst Paul II. Hierauf scheint er die Hochschule von Ferrara besucht zu haben, wo er bei Baptista Guarinus aus Verona Griechisch lernte, während er selbst lateinischen Unterricht ertheilte. Der ferrarische Krieg[2]) trieb die Musen aus der Stadt und Aldus gieng 1482 zu dem berühmten Grafen Johannes Picus von Mirandola[3]), wo er ungestört seinen Studien obliegen konnte. Hier traf er als Hausgenossen den Emanuel Adramyttenus aus Creta, in dessen Umgang er sich im Griechischen noch weiter ausbildete. 1485 siedelte Aldus nach Carpi über in das Haus der verwittweten Fürstin Katharina, einer Schwester von Johannes Picus, um deren zwei Söhnen, Albert und Lionellus, Unterricht zu ertheilen. Für diesen Unterricht schrieb Aldus eine eigene übersichtliche Anleitung zur Erlernung der griechischen Sprache, deren Regeln später in seine lateinische und griechische Grammatik übergiengen. Hier scheint in ihm der Entschluß zur Reife gekommen zu sein, sich der Herausgabe classischer Werke und zwar in erster Linie der griechischen Sprache zu widmen, die bis dahin noch ziemlich vernachlässigt worden[4]). Er siedelte zu diesem Zwecke 1490 nach Venedig über,

---

1) † Das gründlichste und vollständigste Werk über das Wirken des Aldus Manutius, seines Sohnes Paulus und des Enkels Aldus Manutius d. j. ist das von Renouard, Annales de l'imprimerie des Aldes. Paris 1803. Dritte Auflage 1834. Nach ihm Dr. Julius Schück, Aldus Manutius und seine Zeitgenossen in Italien und Deutschland. Berlin 1862. — 2) S. oben S. 252. § 131. — 3) † S. oben S. 310. § 170. — 4) † Von Aldus waren folgende griechische Werke erschienen: die Grammatik des Const. Lascaris, Mailand 1476 und 1480, Vicenza 1489; das griechische Lexicon des Craston, Mailand 1480 u. ö. Aesop, Mailand 1480. Psalterium Graecum, Mailand 1481 und Venedig 1486; Batrachomyomachia, Venedig 1486; der vollständige Homer in zwei Foliobänden sammt den vitae Homeri von Demetrius Chalkondylas, Florenz 1488; Isokrates und einiges aus Theokrit und Hesiod von demselben, Mailand 1493; die Anthologie des Planudes von Janus Lascaris, Florenz 1494. In Deutschland fanden griechische Typen zum erstenmal Verwendung in der Ausgabe des Priscian, die Wolfgang Schenk 1501 zu Erfurt herausgab. Das erste ganz griechische Buch war das neue Testament von Erasmus, Basel 1516.

um sofort die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Das erste Werk aus seiner Officin waren die Erotemata des Constantin Lascaris cum interpretatione latina im Jahre 1494. Von da an folgten sich Jahr für Jahr in erstaunlich rascher Folge bis zu seinem Tode 1515 weit über hundert Ausgaben griechischer, lateinischer und italienischer Werke, wovon die meisten editiones principes waren, zum Theil heute noch unentbehrlich und werthvoll [1]). Die Stärke dieser Auflagen läßt sich begreiflich dem heutigen Bedürfnis nicht vergleichen; sie scheinen meistens zu tausend Exemplaren erschienen zu sein. Für die lateinischen Ausgaben in kleinerem, handlicherem Format erfand Aldus die Cursivschrift (characteres cursivi), deren Typen ihm der Maler Francesco Raibolini, genannt Francia, herstellen half. Gegen Nachdruck der Bücher wie gegen Nachahmung dieser Typen erhielt er verschiedene Privilegien, so 1502 von der Republik Venedig und von Alexander VI., im Januar 1513 von Julius II. und im Dezember desselben Jahres von Leo X.[2]), ohne daß sich übrigens dieser Schutz immer wirksam erwiesen hätte. Um 1500 vermählte sich Aldus mit Maria, der Tochter des Buchdruckers Andreas Torresano von Asola bei Brescia, der schon seit 1479 den Bücherdruck in Venedig ausübte, und bei dem höchst wahrscheinlich Aldus selbst die Kunst erlernte und dadurch diese Verbindung anknüpfte. Anfänglich arbeiteten beide gesondert, erst von 1508 an betrieben sie das Geschäft gemeinschaftlich. Die Thätigkeit von Aldus fiel gerade in eine sehr unruhige und daher für sein Wirken äußerst ungünstige Periode, es waren die kriegerischen Zeiten von Julius II., der Liga von Cambrai und des französischen Kampfes um Mailand. Deutsche, schweizerische, spanische, französische und einheimische Kriegsschaaren durchzogen verwüstend und verheerend das Land. Zweimal mußte der eifrige Typograph seine Officin schließen; das erstemal 1506—1507, das zweitemal 1509—1511. Während dieser Zeit finden wir den geschäftigen Mann in Mailand, Bologna und Ferrara. Diese schlimmen Erfahrungen konnten jedoch seinen Muth nicht brechen; ein drittesmal eröffnete er seine Officin und in den Jahren 1512—1514 finden wir ihn in äußerst reger Thätigkeit. Ein Zeugnis seines Bienenfleißes und der Oekonomie mit der kostbaren Zeit geben uns seine Klagen über lästige Besucher, die aus Höflichkeit oder Neugierde zu ihm kamen. Er vergleicht sie einem Blutegel:

„Der nicht eher verläßt deine Haut, bis er voll sich gesogen.“

Um solch unliebe Störer der Arbeit und Vertändler der Zeit von sich ferne zu halten, schrieb er über die Thüre seines Arbeitszimmers folgende beherzigenswerthe Inschrift:

„Wer du auch bist, dringend bittet dich Aldus,
Kurz dich zu fassen, was immer von ihm du verlangst,
Und rasch dann wieder zu gehen.
Außer du wärest gekommen, um wie ein Herkules,
Selbst zu bieten die Schultern, wenn Atlas ermüdet;
Denn immer findest Arbeit du hier und alle,
Welche sich hieher begeben“ [3]).

---

1) † Die genaue Angabe derselben siehe Renouard l. c. und Schück l. c. p. 20 ff. — 2) † Letzteres abgedruckt in seiner Ausgabe der Cornucopia von Perotti, Venedig 1513, mit den andern bei Renouard l. c. t. II. p. 142. — 3) † Quisquis es, rogat te Aldus etiam atque etiam, ut, si quid est, quod a se velis, perpaucis agas, et cito recedas, nisi tamquam Hercules defesso Atlante veneris suppositurus humeros: semper enim erit, quod et tu agas et quotquot huc attulerint pedes.

Die unausgesetzte und angestrengte Arbeit zehrte aber auch rascher, als er wohl glaubte, die Lebenskräfte des unermüdeten Typographen auf. Mitten in rüstigster Arbeit raffte ihn der Tod nach nur kurzer Krankheit hinweg, am 8. Februar 1515, etwa 65 Jahre alt. Alle ihm nahestehende Gelehrten der Zeit beklagten den herben Verlust und widmeten dem berühmten Jünger Gutenbergs liebevolle Nachrufe. So schreibt Egnatius[1]: „Kein Land, kein Volk in Europa gibt es, wo der Name Aldus nicht bekannt und gefeiert wäre. Viele angesehene Männer kamen nur seinetwegen nach Venedig, um ihn zu begrüßen. Nicht die große, bewunderungswürdige Stadt, nur der Ruf dieses Mannes zog sie dahin. Inständig ermahnten sie ihn, auszuharren bei der Arbeit, die lateinische und griechische Sprache wieder herzustellen. Da er nun Tag und Nacht diesem Streben sich hingab, ward er von schwerer Krankheit ergriffen und starb, wenn auch zu der ihm geordneten Zeit, so doch zu unserer großen Betrübnis." Aus der Ehe mit Maria Torresano waren drei Söhne und eine Tochter, Alda, hervorgegangen; der jüngste der Söhne, Paulus, folgte dem Vater in seinem Geschäft. Das schönste Charakterbild gibt uns Aldus selbst in den zahlreichen Vorreden zu seinen Werken, es spricht aus ihnen allen eine edle, uneigennützige und für ihre Sache begeisterte Seele[2]. Es ist der ernste, religiös fromme Geist, wie er uns beim älteren deutschen Humanismus begegnet, den wir hier auch in dem italienischen Humanisten wiederfinden. Nicht die Ergüsse erotischer Frivolität, sondern die Erzeugnisse ernster Wissenschaft sind es, die Aldus aus dem Staube der Vergessenheit hervorsucht und neben den Werken heidnischer Weltweisen, finden wir auch die Horae in laudem beatissimae Virginis, sowie andere Erzeugnisse christlicher Schriftsteller. Seiner griechischen Grammatik von Constantin Lascaris hat er das Vater unser, eine duplex salutatio beatae Virginis, das apostolische Symbolum und das Evangelium des heiligen Johannes beigedruckt.

Wenn sich um solch einen Mann in Bälde ein Gelehrtenkreis sammelte zu gegenseitiger Aneiferung, so dürfte dies kein ungünstiges Zeichen sein für den Geist, der unter den Gelehrten Venedigs herrschend war. Die aldinische Academie in der Lagunenstadt dürfte auch wirklich zu den edelsten Vereinen dieser Art gehören, wie sie unsere Periode ziemlich zahlreich ins Leben gerufen. Wie bei anderen Academien war auch hier die nächste Absicht der geistige Austausch der Gedanken, dann aber auch der praktische Zweck, den Text der Autoren kritisch zu lichten, bestimmte Regeln für die Sprache festzustellen und möglichst viele Werke zu publiciren. Das oberste Gesetz dieser Academie gebot den Mitgliedern bei ihren Zusammenkünften aufs strengste den Gebrauch der griechischen Sprache; auf Uebertretung dieses Gebotes waren verschiedene Strafen bis zum Ausschluß aus der Gesellschaft gesetzt.

Als die berühmtesten Mitglieder dieses Gelehrtenvereins verdienen Erwähnung: Scipio Kateromachus, eigentlich Forteguerri; er wurde 1467 zu Pistoja aus angesehener Familie geboren und erhielt den ersten Unterricht in seiner Vaterstadt. Hierauf kam er nach Rom und Florenz, wo er mit Varinus Schüler Politians war und sich die eingehenden Kenntnisse im Griechischen erwarb, die später seinen Ruf begründeten. Von Florenz gieng er nach Padua und wurde von dort um 1500 vom Senat als Lehrer der griechischen Sprache nach Venedig berufen. Seine Kenntnisse und seine Ge-

---

1) † In der Vorrede zu Lactanz 1515. — 2) † In der Vorrede zu der Grammatik des Const. Lascaris sagt Aldus: Omnem vitam decrevimus ad hominum utilitatem consumere. Deus est mihi testis nihil me magis desiderare, quam prodesse hominibus.

wandtheit in diesem Idiom waren so groß, daß selbst geborne Griechen seine Ueberlegenheit anerkannten. Da er schon vorher mit Aldus in Verbindung gestanden, mußte sich jetzt sofort ein engeres Freundschaftsverhältnis knüpfen. Der gewandte Grieche unterstützte den eifrigen Typographen in der Textcritik der zu edirenden Werke und versah die Ausgaben mit Epigrammen und griechischen Vorreden. Seine Rede zum Lobe der griechischen Literatur ließ Aldus 1504 im Druck erscheinen. Schon im folgenden Jahre wurde Karteromachus von Julius II. nach Rom gerufen, um den Unterricht seines Neffen, des Cardinals Galeotto della Rovere zu übernehmen. Nach dem frühzeitigen Tod seines Zöglings 1508 schloß sich Scipio an den Cardinal Alidosi an und gieng nach dessen Ermordung 1511 wieder nach Rom. Zu Bologna und Rom kam er mit Erasmus in vertrauteren Verkehr, der seine immense Gelehrsamkeit und ebenso große Bescheidenheit bewunderte. Auch zum Cardinal Medici stand er in näheren Beziehungen, den Auszeichnungen aber, die ihm Leo X. zugedacht, wurde er durch den Tod entzogen, der ihn schon 1513 zu Pistoja überraschte [1]).

Mit der Fürstenfamilie zu Carpi stand Aldus zeitlebens in vertrautem und zärtlichem Verkehr, so daß er sogar deren Familiennamen Pius annahm und sich Aldus Pius Manutius nannte. Albert Pius Graf von Carpi, sein eifriger Zögling, konnte sich der vielen politischen Geschäfte wegen nicht in der Weise den Wissenschaften widmen, wie dies ein Lehrer wie Aldus vermuthen ließ, doch bekundete er stets reges Interesse für Gelehrte und ihr geistiges Schaffen. Albert war langjähriger kaiserlicher Gesandter beim apostolischen Stuhl, auch auf dem Lateranconcil haben wir ihn als solchen kennen gelernt. Von Karl V. aber wandte er sich ab und trat auf Seite des Papstes, wurde infolge der Kämpfe unter Clemens VII. aus Carpi verbannt und starb 1531 zu Paris. Er hatte sich vorherrschend der Philosophie und Theologie gewidmet und an den Controversen der Reformationszeit hervorragend Theil genommen. Vor allem ist sein Streit mit Erasmus bekannt, dem er seine anfängliche Doppelstellung in der ernstesten Weise als Verrath an der guten Sache vorwarf [2]).

Mehr noch als der Graf von Carpi wurde Hieronymus Aleander in den Reformationssturm hineingezogen. Er war gleichfalls ein Mitglied der aldinischen Academie; geboren den 13. Februar 1480 zu Motta bei Treviso als der Sohn eines armen Arztes, zeigte er die herrlichsten Geistesgaben und machte alsbald staunenswerthe Fortschritte in den profanen wie theologischen Wissenschaften. In der Philologie und namentlich in den orientalischen Sprachen hatte er sich schon als Jüngling den Ruf hervorragender Gelehrsamkeit erworben. Seine erstaunliche Gewandtheit im Hebräischen gab später Luthern erwünschte Gelegenheit, den überlegenen Gegner als einen gebornen und verkappten Juden anzuschwärzen. Vom Jahre 1501 an finden wir Aleander bis 1508 verschiedenemal in Venedig, wo er mit Aldus innige Freundschaft schloß, der seine außergewöhnlichen Kenntnisse für seine Werke benützte. 1504 widmete er ihm seine Ausgabe des Homer und spendet in der Vorrede dazu seiner Gelehrsamkeit rückhaltloses Lob. 1508 berief Ludwig XII. den seltenen Gelehrten als Professor der Philologie nach Paris, wo der kaum 28 Jahre alte Jüngling bei Hof wie an der Universität hoher Achtung und allgemeiner Anerkennung gewürdigt wurde. Gegen die Statuten, die einen Ausländer vom Rectorat ausschlossen, wurde Aleander Rector der Universität.

---

1) † Roscoe l. c. II. S. 149 ff. Erasmi ep. ad Jodocum Gaverum. — 2) † Vgl. Heß, Erasmus von Rotterdam. Nach seinem Leben und Schriften. 2 Bde. Zürich 1790. Dann Carpis Lucubrationes theologicae. Romae 1528.

Durch eine Pest aus Paris vertrieben, wirkte er eine Zeit lang zu Orleans, kam dann 1514 in die Dienste des Fürstbischofs von Lüttich, der ihn zu seinem Kanzler und Domherrn an der Kathedrale ernannte. Als solcher sollte er 1516 nach Rom reisen, um seinem Herrn den Cardinalshut auszuwirken; Leo behielt aber den seltenen Mann bei sich und machte Aleander 1519 zum Bibliothekar der Vaticana. Schon im folgenden Jahre aber sandte er ihn als Nuntius nach Deutschland, um der dortigen religiösen Neuerung entgegen zu treten. Unstreitig war Aleander einer der tüchtigsten, der gelehrtesten und tactvollsten Streiter, die im Anfang der Reformation auf dem Kampfplatz erschienen. Katholischerseits durchschaute er am besten und schärfsten die ganze Tragweite der Bewegung, seinen Gegnern aber war er allen an Gelehrsamkeit weit überlegen. Sofort trat er mit aller Entschiedenheit und Energie seines großen Geistes gegen die Neuerung auf und verfeindete sich deßhalb gleich dem Grafen von Carpi mit dem schwankenden Erasmus, mit dem er zu Venedig innige Freundschaft geschlossen. Bekannt ist sein Auftreten gegen Luther auf dem Reichstag zu Worms 1521 [1]); noch zweimal gieng er in dieser Angelegenheit als Legat nach Deutschland, 1531 und 1539. Es ist nicht zu verwundern, wenn Aleander durch dieses sein entschiedenes Auftreten gegen Luther und sein Werk dessen giftigen Haß wachgerufen und wenn er so für die protestantische Geschichtsschreibung zum Schreckgespenst geworden und auch geblieben ist bis auf unsere Zeit. Der muthige und überzeugungstreue Streiter für die Sache Gottes wurde im Leben wie im Tode mit den verwerflichsten Mitteln bekämpft, und von jenen Fanatiker gescholten, deren Blick durch eigenen Fanatismus getrübt. 1524 wurde Aleander zum Erzbischof von Brindisi ernannt, gieng dann als Nuntius zu Franz I. von Frankreich, mit dem er zu Pavia 1525 gefangen, aber gegen Lösegeld in Bälde wieder freigegeben wurde. 1536 ernannte ihn Paul III. zum Mitglied der Reformcommission und 1538 zum Cardinal. Arbeit und Gram zehrten seine Kräfte vor der Zeit auf, er starb 1542 zu Rom, nachdem er sich seine eigene Grabschrift in griechischer Sprache verfaßt [2]).

Daß ein derartig beschäftigter Mann, trotz seines gediegenen und umfassenden Wissens, nicht sonderlich literarisch thätig sein konnte, sollte man nicht allzu verwunderlich finden. Wir besitzen von Aleander ein griechisches Wörterbuch, das 1512 in Paris erschien. Seine Schrift de habendo concilio in vier Büchern, die er kurz vor seinem Tode verfaßte, soll für das tridentinische Concil von wesentlichem Einfluß gewesen sein.

Einen besonders eifrigen und thätigen Mitarbeiter fand Aldus in Marcus Musurus aus Creta, der schon als Jüngling nach Italien gekommen, wohin ihm später auch sein Vater folgte. Zunächst lernte er die lateinische Sprache, worin er solche Fertigkeit erlangte, daß ihm nach des Erasmus Zeugnis unter den Griechen nur Theodor Gaza und Johannes Lascaris gleichkamen. Letzterer war auch sein Lehrer gewesen, wahrscheinlich zu Padua, von wo aus er schon vor 1500 Aldus bei seinen Editionen unterstützte. Auch nach Carpi kam er, um dortige Fürsten im Griechischen zu unterrichten. 1505 wurde er als Professor des Griechischen nach Padua berufen, wo sein alter

1) † Siehe seine Rede, die er daselbst gehalten bei Schulte, Band 24 von Rohrbacher S. 106 ff. Vgl. darüber auch Hefele, Tüb. Theol. Quartalschr. 1841 S. 648. — 2) † Sie lautet in deutscher Uebersetzung: Ungern sterbe ich nicht; denn nun bin ich nicht länger Zeuge vieler Dinge, die zu sehen schmerzlicher ist, als der Tod. Vgl. Roscoe l. c. III. S. 329 ff. Hefele, Freiburger Kirchlex. Bd. I. S. 470.

Vater bei ihm wohnte. Hier lernte ihn Erasmus kennen, der voll des Lobes ist über seine Kenntnisse. Auch in dieser Stellung blieb er für Aldus thätig, den er öfters besuchte, bis ihn die Kriegsunruhen veranlaßten, ganz nach Venedig überzusiedeln, wo er als Lehrer des Griechischen und Bibliothekar angestellt wurde. Es geschah dies vor 1512 [1]). In dieser Stellung traf Musurus ein Schreiben Leo X. vom 6. August 1513, der ihn auf Anrathen des einstigen Lehrers, Johannes Lascaris, an das griechische Colleg nach Rom berief. Eben war die griechische Ausgabe des Plato, die Musurus im Auftrage von Aldus leitete, fertig geworden, welcher nun jener ein griechisches Gedicht [2]), Aldus aber eine interessante Dedication an Leo X. beifügte, die letzterer mit oben genanntem Privileg lohnte. Musurus aber erhielt zum Lohne für seine der Wissenschaft und dem Papste geleisteten Dienste 1516 das Bisthum Monembasia auf Morea, das er aber nicht mehr antreten konnte, da er schon 1517 an einer pestartigen Krankheit in Rom starb [3]).

Noch eine andere, in der literarischen Welt gefeierte Persönlichkeit, die nachmals eine so hervorragende Rolle spielen sollte, trat zu Aldus in nähere Beziehung, es ist Desiderius Erasmus von Rotterdam. Derselbe war 1506 über Frankreich nach Italien gekommen, wohin ihn vorzugsweise die italienische Gelehrtenwelt zog. Er kam eben an, als Julius II. seinen Krieg gegen Bologna eröffnete und zog sich deßhalb nach Florenz zurück; dem Siegeseinzug des Papstes in Bologna aber wohnte er an. Von da wandte er sich nach Venedig, wo er längere Zeit bei Aldus verweilte und im Hause von dessen Schwiegervater Wohnung nahm, zusammen mit Hieronymus Aleander. Nicht nur daß er hier eine neue und verbesserte Ausgabe seiner Adagien besorgte, unterstützte er auch seinen Gastfreund bei dessen Arbeiten. Zu Anfang von 1509 gieng Erasmus nach Padua und dann über Siena nach Rom, wo er allenthalben mit solcher Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit aufgenommen wurde, daß er nachmals in einem Brief an den Cardinal von Nantes erklärte, nur im Lethe könnten die lieben Erinnerungen an Rom verwischt werden. Zu Anfang des Jahres 1510 gieng er nach Neapel und dann über die Schweiz, die Rheinlande und Niederlande nach England, wo er sein „Lob der Narrheit" schrieb, mit nicht zu verkennenden Anspielungen auf Rom und Italien.

† 253. Freilich bot sich hier einem Ausländer Bedenkliches, Ungereimtes und Aergerliches der verschiedensten Art, er mußte nicht einmal eine Erasmusnatur sein. Es war nemlich der Geist, den wir in dem aldinischen Kreise entdeckt, im übrigen Italien, Rom mitinbegriffen, nirgends wieder zu finden. Vielmehr zeigt auch das leoninische Zeitalter dieselbe bedenkliche Geistesrichtung, wie wir sie bereits oben beim Humanismus besprochen, nur noch in erhöhtem Grade, wie es ja in der Natur des Bösen gelegen ist, daß es „fortzeugend nur Böses kann gebären". Die ganze Geistesbewegung unserer Zeit war nach Ausgang und Ziel eine durchaus verfehlte und in ihrem letzten Grunde für das christlich-religiöse Leben äußerst bedenkliche, deren Gefahren nur eine an dem nächstliegenden Genuß hängende Kurzsichtigkeit verkennen konnte. Weder stand der Humanismus auf vaterländischem Boden, noch diente er großen ethischen Zwecken. Die äußere Formschönheit war zum

---

1) † In der Vorrede zur Grammatik des Chrysoloras von 1512 sagt Aldus: „ea (rudimenta Chrysolorae) hortatu Marci Musuri, qui nunc publice profitetur Venetiis frequenti semper ac gravi auditorio litteras graecas, imprimenda curavimus. — 2) † Siehe dasselbe bei Roscoe l. c. II. Anh. Nr. 46. — 3) † Roscoe l. c. II. S. 122 ff.

Idol erhoben, die sklavische Nachahmung des heidnischen Alterthums sanctionirt, während Unterhaltung der oberste und nicht selten der einzige Zweck blieb, so daß in den hervorragendsten Producten die moralische Mission wahrer Volksbildung gänzlich außer Acht gelassen wurde. „Diese Literatur gewöhnte namentlich die gebildeten Klassen, wenn nicht geradezu an Verspottung des Heiligen und Erhabenen, so doch an ein Herabziehen der sittlichen Motive, an Beschönigung des Schlechten nach der Richtschnur der Opportunität, an Beschäftigung mit Gemeinem und Unsauberem zum Zweck des Zeitvertreibs. Rechnet man dazu, daß diese Literatur in den Kreisen, für welche sie vorzugsweise berechnet war, ein vom modernen Heidenthum angestecktes Publikum vorfand, daß alles verziehen ward, wenn es nur geistreich belustigte, so liegt auf der Hand, wie wenig eine solche Richtung im Stande war, die italienische Nation zu befähigen, ernsten Stürmen zu begegnen“ [1]).

Letzteres um so weniger als gerade die ernsteren Studien, vor allem das Studium der Theologie, durch die humanistisch-schöngeistige Richtung völlig absorbirt und in den Hintergrund gedrängt worden. Wie es mit der Theologie stand, darüber hat uns das Lateranconcil in seiner Verhandlung über das Predigtwesen verständlich genug Aufschluß gegeben. Man wird von solchen Predigern, die statt der gesunden und kräftigen Nahrung des Gotteswortes, Menschenwitz und abergläubische Phantasiegebilde auf die Kanzel brachten, auch in etwas auf den Stand der theologischen Bildungsanstalten schließen dürfen, aus welchen solche Prediger hervorgiengen.

Ebenso schlimm oder fast noch schlimmer waren die Wirkungen dieser humanistischen Richtung auf dem Gebiete der Moral, wo sich eine Ungebundenheit und Leichtfertigkeit bemerklich machte, die etwas Erschreckendes hat, selbst in jenen Kreisen, aus denen man sie am ehesten verbannt wissen möchte. Leo X. selbst zwar war persönlich von den Zeiten eines Alexander VI. durch eine weite Kluft geschieden, allein in den gewöhnlichen Unterhaltungen und dem täglichen Verkehr durften sich doch Ungebundenheiten in seine Nähe wagen, wie sie ein christliches Gemüth, auch wenn es nicht allzu rigoros oder prüde ist, an dem Hofe geistlicher Würdenträger und vor allem in der Umgebung des Stellvertreters Christi nicht finden möchte. Wenn an Stelle der üppigen Hochzeitsgelage unter Alexander VI. nun Lustspielaufführungen im Vatican stattfanden [2]), unter denen eine der beliebtesten die Calandra Bibbienas war, eine Nachahmung der Menächmen des Plautus, die nur in ihrer größeren Raffinirtheit originell war, so dürfte es dahingestellt bleiben, ob die moralischen Wirkungen beiderseits wesentlich verschieden waren. Das Aergernis für das christliche Volk mußte ein tiefgreifendes sein, und wenn die Folgen sich auch nicht unmittelbar zeigten, ausbleiben konnten sie nicht. Wir wissen wohl, daß dergleichen Erscheinungen mit dem herrschenden Zeitgeist entschuldigt zu werden pflegen, allein die Grundbegriffe von christlicher Glaubens- und Sittenlehre dürfen nicht den Wandlungen des Zeitgeistes unterworfen werden. Wenn die moralischen Anschauungen frivol und ungebunden geworden, so ist es Aufgabe und Pflicht der Kirche und deren Diener, das Gewissen wieder zu schärfen, nicht aber mit dem Strome zu schwimmen. Wir anerkennen und achten die zarte Pietät, welche Verfehlungen Höherstehender zu mildern und zu entschuldigen sucht, nur darf sie dabei nicht unwahr und nicht ungerecht werden. Vom Standpunkt der christlichen Moral dürfte die Frage unschwer

---

1) † Reumont l. c. III. b. S. 321. — 2) † Ueber solch eine theatralische Vorstellung besitzen wir einen ausführlichen Bericht von dem ferraresischen Gesandten Paulucci an Herzog Alfons von Este. S. Capelli, Lettere di Lod. Ariosto. Bologna 1866. Doc. 16. Ranke, röm. Päpste. Bd. I. S. 66.

zu beantworten sein: welche Pflicht verbindet schwerer, die der Kirchendiener, das christliche Volk nicht zu ärgern, oder die des Volkes, an den Verfehlungen ihrer Vorgesetzten kein Aergernis zu nehmen?

† 254. Die Tage frohen, unbesorgten, heiteren Genusses, wie sie namentlich nach vermeintlich glücklichem Abschluß des Lateranconcils anzubrechen versprachen, sollten auch bei Leo X. durch ein Ereignis gestört werden ähnlich jener porcarischen Conspiration, welche die letzten Lebenstage Nicolaus V. getrübt, nur noch weit erschrecklicher in seiner Art: eine Verschwörung der Cardinäle gegen das Leben des Papstes. Mit Staunen und Entsetzen vernahm man die Kunde, am 19. Mai 1517 wären zwei Cardinäle Alfonso Petrucci und Bandinello de Sauli im Zimmer des Papstes als Verschwörer verhaftet und in die Engelsburg gebracht worden. Der Papst selbst theilte das sensationelle Ereignis noch an dem gleichen Tage durch ein eigenes von Bembo verfaßtes Schreiben den fremden Mächten mit. „Geliebtester Sohn in Christo“, schreibt er an Heinrich VIII. von England, „Gruß und apostolischen Segen. Da wir erfahren, daß unsere geliebten Söhne Bandinello, Cardinalpriester von Santa Maria in Trastevere und Alfons, Cardinaldiacon von St. Theodoro, sich hinterlistig gegen unser Leben verschworen haben, so haben wir sie heute gefangen nehmen und in die Engelsburg setzen lassen, auf daß der gerichtliche Proceß über dieses Verbrechen eingeleitet und durchgeführt werden könne. Dies wollten wir deiner Majestät durch dieses unser Schreiben bekannt geben, auf daß du wissest, aus welcher Ursache die Verhaftung erfolgte. Die Proceßakten werden wir dir zusenden lassen, sobald sie ausgefertigt sein werden, wie wir unserem ehrwürdigen Bruder, dem Bischof von Worcester, deinem Gesandten bei uns, bereits kundgemacht haben“ [1]).

Die Verschwörung scheint ein politischer Racheakt des unpriesterlichen Alfons Petrucci gewesen zu sein. Dieser war der zweite Sohn von Pandulf Petrucci, dem Beherrscher von Siena, und war zu Anfang des Jahres 1510 von Julius II. mit dem Purpur geschmückt worden. Unter den weltlichen Mitgliedern des Collegiums war er einer der weltlichsten, mehr Jäger als Cleriker. Nach dem Tode Julius II. war er einer der eifrigsten Wahlagenten für den Cardinal Medici und nach glücklichem Erfolg rief er aus: Es leben die jungen Cardinäle! Nach dem Tode des Vaters Pandulf, 12. Mai 1512, war der älteste Bruder des Cardinals, Borghese, in der Herrschaft gefolgt, dessen unfähige Regierung sein Vetter Rafael Petrucci, Castellan der Engelsburg, für sich auszunützen wußte. Da dieser auch vom Papste begünstigt wurde, mußte der Sohn Pandulfs, der stets auf Seite der Medici gestanden, am 9. März 1516 Siena verlassen. Von da an scheint Alfons Petrucci dem Papste Rache geschworen zu haben, über deren Ausführung er mit seinem Bruder, der nach Neapel geflohen, fortwährend berieth. In der ersten Wuth beschloß er den Papst mit eigener Hand zu erdolchen entweder auf der Jagd oder selbst im Consistorium, wo er mit dem Dolch unter dem Purpur erschienen sein soll. Nicht das Entsetzliche der That, sondern die Schwierigkeit der Ausführung scheint ihn hievon abgebracht zu haben, wie Guicciardini bemerkt. Er schlug nun einen anderen Weg ein. Seit langem litt Leo an einer sehr schmerzhaften Fistel, die ihn stets eines Wundarztes benöthigte. Während der Abwesenheit seines gewöhnlichen Chirurgen suchte man ihm einen gewissen Batista da Vercelli einzureden, dessen Geschicklichkeit ihm besonders angepriesen wurde. Derselbe war bereits von Petrucci erkauft und sollte bei dieser Gelegenheit dem Papste Gift beibringen. Nur die Scheu sich einem

---

1) † Roscoe l. c. II. Anh. Nr. 40.

Fremden zu eröffnen, rettete Leo vor dem Mordanschlag [1]), Petrucci aber war unbesonnen genug, über das Mißlingen des Planes laut seinen Ingrimm zu äußern. Er gieng nach Neapel, um mit seinem Bruder neue Maßregeln für eine Umwälzung in Siena zu berathschlagen; auch den Papstmord hatte er noch nicht aufgegeben, verhandelte darüber vielmehr schriftlich mit seinem Geheimschreiber, Antonio Nino, in Rom. Einige dieser Briefe wurden aufgefangen und nun lud ihn der Papst nach Rom unter dem Vorwand, Familienangelegenheiten mit ihm verhandeln zu wollen. Da er im Bewußtsein der Schuld zögerte, wußte ihm Leo durch Zusicherung freien Geleites und das dem spanischen Gesandten feierlich gegebene Versprechen, sein Wort nicht brechen zu wollen, alle Besorgnis zu nehmen. Sofort nach seiner Ankunft wurde er verhaftet, dem hiegegen protestirenden spanischen Gesandten antwortete Leo, einem Hochverräther sei kein sicheres Geleite zu halten. Der Proceß wurde von dem Fiscaladvocaten Marius Peruschi geleitet, dem eine Commission von drei Cardinälen beigegeben wurde. Der nach Florenz geflüchtete Wundarzt Vercelli, sowie der Schreiber des Cardinals wurden eingezogen und verhört. Ihre Geständnisse setzten die Schuld Petruccis außer allen Zweifel und ebenso die Mitwissenschaft des Cardinals Sauli. Was diesen zu solch verbrecherischem Unterfangen bestimmte, ist dunkel. Aus den Verhören der Inhaftirten legte sich außerdem die Vermuthung nahe, daß noch mehrere Cardinäle in das Complott verstrickt seien, weßhalb der Papst auf den 22. Mai ein allgemeines Consistorium anberaumte, um die Schuldigen zu eruiren. Als aber dieser Tag erschienen, hatten ihn die Geständnisse über den Umfang der Verschwörung in solche Aufregung versetzt, daß er sich nicht in die Mitte der Cardinäle begeben wollte, sondern nur den Cardinal Riario zu allgemeinem Schrecken verhaften ließ. Der Ceremonienmeister Paris de Grassis gibt hierüber folgende detaillirte Beschreibung. „Als die Cardinäle versammelt waren, ließ der Papst den Cardinal von Ancona zu sich rufen, den er über eine Stunde bei sich auf dem Zimmer behielt. Weil wir alle nicht begreifen konnten, was die lange Unterredung zu bedeuten hätte, so schaute ich durchs Schlüsselloch und sah im Zimmer des Papstes den Hauptmann der Schloßwache mit zwei Soldaten. Ich argwohnte sogleich, daß etwas Unerwartetes vorgefallen sein müßte; allein ich schwieg. Als ich aber gewahrte, daß die Cardinäle von St. Georg (Riario) und Farnese mit heiterer Miene in des Papstes Zimmer traten, so vermuthete ich, er habe sie rufen lassen, um sich mit ihnen über Ernennung neuer Cardinäle zu berathschlagen, von der er Tags zuvor gesprochen. Kaum war aber der Cardinal von St. Georg eingetreten, so eilte der Papst, der sonst gewöhnlich festen Schrittes zwischen zwei Kammerherren einherzugehen pflegte, in großer Bestürzung aus dem Zimmer, schloß die Thüre hinter sich, und ließ den Cardinal mit der Wache allein. Voll Verwunderung über diese Eile, fragte ich den Papst, was dies zu bedeuten hätte, und ob er ohne Pluviale in die Versammlung der Cardinäle gehen wolle. Er war blaß und in heftiger Gemüthsbewegung. Hierauf befahl er mir in einem rauheren Tone, als gewöhnlich, die Cardinäle auseinander gehen zu heißen und nachher rief er mir mit noch lauterer Stimme zu, ich solle das Conclave schließen. Ich gehorchte und zweifelte nun nicht länger, daß der Cardinal Riario verhaftet sei. Hierauf fing ich mit den anderen Hofbedienten an, Muthmaßungen über diese Vorfälle zu machen, allein der Papst gab uns bald selbst hinreichende Aufschlüsse, indem er uns mittheilte, die zwei inhaftirten Cardinäle hätten eingestanden, daß der Cardinal von St. Georg ihr Mitverschworener sei; sie wären unter sich einig geworden, den Papst zu vergiften und dann

1) † Fabroni, Vita Leon. X. 115. Jovius, Vita Leon. X. l. 4. 76.

diesen Cardinal an seine Stelle zu wählen. Kaum konnten wir glauben, daß dieser, der seiner Klugheit wegen so allgemein geschätzt war, fähig sein sollte, an einem solchen Verbrechen Theil zu nehmen, oder daß er, wenn er sich schuldig fühlte, sich nicht durch die Flucht zu retten versucht hätte. Daher glaubten wir, der Papst habe diese Beschuldigung erdacht, um sich für frühere Beleidigungen zu rächen[1]). Wie dem aber auch sei, die übrigen Cardinäle konnten nur erwirken, daß er nicht in die Engelsburg verbracht, sondern im päpstlichen Palaste gefangen gehalten wurde. Aber schon wenige Tage nachher wurde er in engere Verwahrung gebracht"[2]). Am 8. Juni versammelte der Papst die Cardinäle abermals zu einem Consistorium; hier beklagte er sich zuerst bitter über den schmählichen Anschlag gegen sein Leben und über den schwarzen Undank, mit dem ihm gelohnt worden, dann erklärte er, daß noch zwei Mitschuldige unter den Anwesenden wären; er forderte sie auf, sich freiwillig zu nennen und bot ihnen in diesem Fall Verzeihung an; andernfalls müßte er auch sie verhaften lassen. Da alle ihre Unschuld betheuerten, wurde jeder einzeln aufgerufen, um eidlich zu versichern, ob er schuldig sei oder nicht. Als die Reihe an Soderini kam, stellte er erstlich jede Schuld in Abrede, auf weiteres Zureden aber warf er sich unter Thränen auf die Knie und bat um Verzeihung. Nun wurde Hadrian von Corneto aufgerufen. Auch dieser läugnete anfänglich hartnäckig jede Schuld, gestand aber auf fortwährendes Andringen, drohende Reden Petruccis gehört zu haben. Es wurde nun beschlossen diesen beiden Cardinälen eine Geldstrafe aufzulegen und sie dann nicht weiter zu belästigen. Sie zahlten 25,000 Ducaten an den Fiscus, und erhielten Begnadigung; allein keiner hatte Vertrauen in des Papstes aufrichtige Verzeihung. Soderini gieng nach Fondi, wo er ein Landgut besaß und verweilte daselbst bis zum Tode Leo X.; Hadrian Corneto aber entwich am 20. Juni nach Tivoli, kam von dort an das adriatische Meer und zu Schiff nach Zara, von wo er am 6. Juli Venedig erreichte. Hier weilte er unter dem Schutz des Dogen, bis er den Tod des Papstes vernahm, dann reiste er zum Conclave, verschwand aber unterwegs spurlos, wahrscheinlich von seinem Diener der Schätze wegen ermordet und beraubt[3]). Hadrian gehörte zu den gelehrteren Mitgliedern des Collegiums und stand bei König Heinrich VIII. von England in großer Gunst, von dem er die reichen Bisthümer Hertford und Bath erhalten. Wolsey, der neue Günstling Heinrichs, der nach den einträglichen Beneficien lüstern war, wußte es durch seinen König vom Papste zu erwirken, daß Hadrian am 5. Juli 1518 aus dem hl. Collegium gestoßen und seiner Beneficien beraubt wurde, weil er sich in Rom zu stellen verweigerte[4]).

Noch war das Urtheil über die drei anderen Cardinäle zu fällen. Am Pfingstfest hatte Leo seinen Entschluß geäußert, daß er auch diesen verzeihen wolle, wofür ihm die anwesenden Cardinäle dankten; aber schon am 20. Juni hatte er seinen Entschluß wieder geändert. Das Consistorium vom 22. Juni dauerte 12 Stunden und war sehr stürmisch[5]), es wohnten ihm sämmtliche in der Stadt anwesenden Cardinäle an, 12 an der Zahl. Die Anklage lautete auf Hochverrath; alle drei wurden ihrer Würden entsetzt und

---

1) † Riario war Zeuge des Pazzischen Mordangriffs gegen die Medici gewesen (Siehe oben S. 245), war als Rivale um die Papstkrone gegen Leo gestanden und hatte der Ernennung des Bastarden Julius Medici zum Cardinal widerstrebt. — 2) † Roscoe l. c. II. 327. Audin l. c. II. S. 183. — 3) † Constans opinio est, cum insuto in interiorem thoracem auro oneratum, comitis famuli perfidia oppressum: auroque surrepto, cadaver in solitarium aliquem locum abjectum occultari. Valer. de Literat. inf. l. I. p. 17. — 4) † Roscoe l. c. II. Anh. Nr. 41. — 5) † Fabron. l. c. p. 120.

dem weltlichen Arme ausgeliefert. Das Urtheil über Petrucci lautete auf Tod; Bembo verlas die Sentenz. Er wurde in der folgenden Nacht in der Engelsburg, nach den einen durch den Strang, nach andern durch das Schwert hingerichtet. Von Buße wollte er nichts hören, stieß vielmehr die entsetzlichsten Verwünschungen gegen den Papst aus: sollte er das Leben verlieren, so liege ihm nichts an der Seele [1]). Der Chirurg Vercelli und Petruccis Secretär Nino wurden nach gräßlichen Martern erdrosselt [2]).

Die Verwendung Englands, Frankreichs und Spaniens bestimmten Leo mit den zwei anderen Cardinälen schonend zu verfahren. Sauli, für welchen sich namentlich Frankreich verwandte, war gleichfalls zum Tode verurtheilt, dann aber zu Gefängnis begnadigt und bald ganz frei gelassen worden. Auf die Dank- und Ergebenheitsbezeugung erwiderte der Papst in etwas hartem Tone: „Der Himmel gebe, daß euer Herz mit dem, was euere Lippen reden, übereinstimmte, Wir würden euch dann wieder ganz zu Gnaden annehmen: aber Wir fürchten sehr, daß ihr wieder in die alten Sünden zurückfallet." Da Sauli schon am 29. März 1518 starb, sprach man in gewohnter Weise von Vergiftung. Am gelindesten wurde der Cardinal Riario behandelt. Er war einer der angesehensten und ältesten Cardinäle, 40 Jahre schon trug er den Purpur und war Decan des hl. Collegiums. Er lebte mit königlicher Pracht; mit einem Gefolge von 400 Mann sah man ihn ausreiten. Beim Volk war er beliebt, weßhalb großer Jubel herrschte, als er von Julius Medici aus der Engelsburg nach dem Vatican abgeholt wurde [3]). Alle Treppen waren mit Menschen gefüllt, um den Begnadigten zu beglückwünschen. Der Papst empfing ihn freundlich und nahm ihn wieder voll und ganz zu Gnaden an. „Ehrwürdigster Herr! redete er ihn an, damit ihr wahren und vollkommenen Frieden habet, biete und gebe ich ihn euch hier im Angesicht des Leibes und Blutes Christi, in dessen Namen ich euch alle Beleidungen verzeihe, deren ihr euch je gegen mich schuldig gemacht. Ebenso bitte und verlange ich auch von euch, daß ihr allen Groll, wenn ihr je solchen gegen mich truget, ableget" [4]). Die Freunde und Angehörigen Riarios erlegten für ihn bei der apostolischen Kammer 50,000 Goldgulden, welche Agostino Chigi vorstreckte, außerdem sollte sein Palast nach seinem Tode der Kammer als Eigenthum zufallen. Riario, der bereits 60 Jahre zählte, war nun frei und kehrte in seine Wohnung zurück, seines Lebens aber scheint er nicht wieder froh geworden zu sein. Mit päpstlicher Genehmigung trat er seine Bischofssitze an Verwandte ab und gieng nach Neapel, wo er am 9. Juli 1520 starb [5]).

So endigte der verhängnisvolle Proceß, dessen ganzer Verlauf in erster Linie das Papstthum selbst am meisten schädigen mußte. Es wäre daher sehr nahe gelegen gewesen, die ärgerliche Sache in aller Stille abzumachen, und sie nicht vor aller Augen austragen zu lassen. Bedenklich für die Stimmung gegen die Curie war es sicherlich, daß man das Ganze vielfach, und so namentlich in Deutschland, als eine Geldspeculation ansah [6]).

Die nächste Folge des grausen Dramas war eine großartige Cardinalsernennung, wie weder vor- noch nachher eine solche jemals vorgekommen. An Einem Tage ernannte Leo X. 31 Cardinäle auf einmal; die Publication

---

1) † S. bei Fabron. l. c. — 2) † Jovius, Vit. Leon. X. l. 4 p. 78. — 3) † Ein Schreiben an Heinrich VIII. von England um Verwendung für Riario siehe Roscoe l. c. II. Anh. Nr. 43. — 4) † Bei Fabron. l. c. p. 117. — 5) † Ueber Petruccis Verschwörung vgl. Fabron., Vita Leon. X, Guicciardini 13. Buch. Roscoe l. c. II. S. 322 ff. Raynald, Annal. ad ann. 1517 Nro. 89—100. 6) † Vgl. Freher, Script. rer. Germ. II. p. 703. Ergo inventa fuit quaedam fraus nova, quicunque plura dare potuerint Cardinalium, hi inventi sunt conspirasse in necem Pontificis. Horum bona fisco scribebantur.

erfolgte am 1. Juli 1517 [1]). Ueber den Beweggrund dieser außergewöhnlichen Maßregel schreibt Guicciardini: „Der Papst erkannte, daß beinahe das gesammte Collegium wegen des Stattgefundenen und aus anderen Anlässen ihm abgeneigt sei. Das Mittel, das er hiegegen ergriff, gebrauchte er maßlos; das Collegium stimmte zu, aus Furcht, nicht aus freiem Willen. Mehrere Zwecke auf einmal wollte er erreichen, wie er auch Leute der verschiedensten Art ernannte."

Unter den Erwählten befanden sich zwei Schwestersöhne, Johann Salviati und Nicolaus Ridolfi, sowie Luigi de Rossi, der Sohn einer natürlichen Schwester von Leos Vater. Aeußerst befremdlich war die Verleihung des Cardinalpurpurs an Pompeo Colonna, den unpriesterlichen Soldatenbischof von Rieti, der unter Julius II. das römische Volk zur Empörung gegen die Papstherrschaft aufgereizt hatte [2]); und ebenso an Franciotto Orsini [3]), der vom Kriegshandwerk weg zu dieser höchsten kirchlichen Würde erhoben wurde. Auch Rafael Petrucci, der Vetter des erdrosselten Alfons und Herr von Siena, und der Infant Alfons von Portugal, ein Kind von sieben Jahren [4]), waren unter den Neucreirten. Neben vielen unbedeutenden Namen finden wir aber auch durchaus treffliche Männer, durch Wissen und tadellosen Wandel ausgezeichnet. Hieher gehören vor allem die Ordensgenerale der Augustiner, Dominicaner und Minoriten: Aegidius von Viterbo, Thomas de Vio, Gaetanus und Christophorus Numalio von Forli [5]). Dann Hadrian von Utrecht, der Erzieher Karl V. und Nachfolger Leo X., Lorenz Campeggi aus Bologna und Paul Aemilius Cesi, Männer, die in dem ungeahnt so nahe bevorstehenden Sturme hervorragende Rollen spielen sollten. Andere erhielten den Purpur zum Lohne für geleistete Dienste und treue Anhänglichkeit, so namentlich Hercules Rangone aus Modena, bei dessen Mutter Leo einst als französischer Gefangener freundliche Aufnahme und liebevolle Pflege gefunden; dann Franz Armellini aus Perugia, Bonifazius Teverius von Vercelli, Sylvius Passerini aus Cortona und Alexander Cäsarini. Auch auf die weltlichen Regierungen nahm der Papst bei dieser Promotion Rücksicht; Portugal und Spanien sahen wir bereits bedacht; außerdem erhielten noch den Cardinalshut Ludwig von Bourbon, Bruder des Connetable, Franz Pisani von Venedig und der Genuese Johann Baptista Pallavicini. Ein Unicum ist die gleichzeitige Ernennung von zwei Cardinälen aus ein und demselben Haus: der Mailänder Trivulzi Scaramuzza, Bischofs von Como und des Protonotars Augustin.

So schien auch diese Gefahr glücklich abgewandt, und da in Bälde auch der urbinatische Krieg sein Ende fand, durfte man wohl endlich die Zeit ersehnter Ruhe, sowohl nach Innen, wie nach Außen angekommen hoffen. Es war die verhängnißvollste Illusion, der man sich je hingegeben, die kurze Stille vor einem entsetzlichen Gewittersturm. Nach wenigen Monaten erfolgte die unter anderen Zeitverhältnissen durchaus bedeutungslose That des Augustinermönchs zu Wittenberg: der Anschlag der 97 Thesen, deren geistiger Gehalt keineswegs so geartet war, daß sie einen ganzen Welttheil hätten in Aufruhr bringen und die abendländische Christenheit in zwei feindliche Hälften auseinanderreißen müssen.

---

1) † Die ganze Liste gibt Paris de Grassis bei Raynald ad ann. 1517 n. 101. vgl. Roscoe l. c. II. S. 340 ff. — 2) † Siehe oben S. 298 u. 434. 3) † Julius II. hatte absichtlich die römischen Factionen aus dem hl. Collegium ferngehalten, und gewiß nicht zum Schaden desselben; die traurigen Folgen der entgegengesetzten Politik Leos sollten sich bald genug wieder zeigen. — 4) † Er sollte vor 14 Jahren die Insignien nicht gebrauchen dürfen. — 5) † Homines sane doctrina et moribus spectatissimos nennt sie Fabron. vita Leon. p. 121.

Corrigenda.

S. 1. Todesjahr Sixtus IV. 1484 statt 1474.
„ 18. Z. 3 von u. Christen statt Christenno.
„ 21. „ 2 in der Anm. venetianisch statt venitianisch und Z. 8. relations statt relatives.
„ 28. „ 10 von u. Land! Land!
„ 42. „ 10 „ o. er statt es.
„ 56. „ 4 „ u. gieng statt ging.
„ 61. „ 2 „ o. del. 2 nach Filius.
„ 63. „ 20 „ u. durften statt dürften.
„ 75. „ 3 in Anm. miracoli.
„ 80. „ 4 in Anm. von u. Carranzas.
„ 83. „ 4 von u. — statt nach überschritt nach Vaterlandes zu setzen.
„ 88. „ 12 „ o. unauslöschlicher statt unauslöschlichen.
„ 89. „ 14 „ o. del. wissenschaftlichen.
„ 113. „ 1 „ u. Note 3 statt 1.
„ 133. Ueberschr. Inthronisation statt Enthronisation u. Z. 14 von o. del. den.
„ 136. Ueberschr. machiavellistisch statt macchiavellistisch. Ebenso S. 185—189.
„ 138. Z. 2 in Anm. Freher II. p. 34.
„ 166. „ 22 von o. Todbett statt Todesbett.
„ 171. „ 13 „ u. Schwiegersohn statt Schwager.
„ 174. „ 4 „ u. Tremoille statt Tremville.
„ 176. „ 10 „ u. erg. aus nach Süden.
„ 185. „ 4 in Anm. Artaud statt Artau.
„ 191. Ueberschr. Heilige statt Keilige.
„ 207. Z. 24 von u. erg." nach gehen.
„ 208. „ 6 „ u. Lerida statt Levida u. Z. 3 Anm. von u. noch statt nach.
„ 260. Z. 2 in Anm. v. u. der statt des.
„ 261 und 262 ist die Nummer 138 aus Versehen zweimal gesetzt.
„ 272. Z. 1 in Anm. Karl VIII. statt Karl XIII.
„ 305. „ 14 von o. hielt statt gab.
„ 319. „ 7 „ o. Sixtus V. statt Sixtus IV. und Z. 8 Sixtus IV. statt Sixtus V.
„ 326. „ 11 „ o. Wimpheling statt Wimpfeling.
„ 340. „ 21 „ o. allem statt allen.
„ 344. „ 7 „ o. 1420 statt 1425.
„ 346 ist der Aufsatz von Funk über die Nachfolge Christi in Anm. 1 statt Anm. 3 zu setzen.
„ 350. Z. 4 von o. im statt am.
„ 351. „ 26 erg. " nach floh.
„ 353. „ 8 in Anm. 1 Lamm's statt Lamm.
„ 364. „ 9 von u. tilg. auch.
„ 366. „ 20 „ o. statt und ein Komma.
„ 392. „ 5 in Anm. Huttler statt Hüttler.
„ 401. „ 2 von u. drapirten statt Drapirten.
„ 404. „ 7 „ o. und 411. Z. 7 von u. nackt statt nakt.
„ 432. „ 18 „ o. erg. sich nach kühnlich.

werden mit großer Klarheit erläutert, moralische Fragen mit voller Bestimmtheit und weiser Mäßigung gelöst, liturgische Stoffe mit tiefer Sachkenntniß behandelt und Controverspunkte mit glänzendem Erfolge vertheidigt. Aus allen Predigten spricht ganz unverkennbar große Liebe zum göttlichen Worte, eingehendes, anhaltendes Studium, große Belesenheit, reiche Menschenkenntniß und das seltene Talent die erworbenen Schätze des Wissens in eben so schlichter als eindringlicher Weise vorzutragen. — So stehen wir denn nicht an, diese neueste Erscheinung als eine wahre Bereicherung der Predigt-Literatur zu begrüßen und die begründete Hoffnung auszusprechen, das Unternehmen werde allseitigen Beifall finden, so daß Herausgeber und Verleger ehestens die übrigen Bände folgen lassen." (Literarischer Handweiser Nr. 299.)

„Von verschiedenen Seiten werden als durch kernige Einfachheit und Orginalität, sowie durch glückliche Verbindung von Dogmatik und Praxis hervorragend warm empfohlen: „Predigten für die Advents- und Weihnachtszeit von Th. Schmülling, Pfarrer in Münster (opus posthumum)" — erster Band eines vollständigen Cyclus. Schmülling gehörte zu den beliebtesten Kanzelrednern Münsters, hatte aber auch — gewiß eine Seltenheit — seine sämmtlichen Predigten schriftlich nicht blos im Brouillon, sondern auch noch in Reinschrift ausgearbeitet, ohne jedoch dabei an eine Publication zu denken. Bei solchem Fleiße muß sich ein musterhafter Prediger ausbilden. Ein großer Redner war Schmülling nicht, aber seine bündigen und gediegenen Ansprachen dürften eben darum desto mehr einen nachahmbaren Typus für die ordentliche Predigtweise der Seelsorge bilden." (Kölner Pastoralblatt 1881. Nro 11.)

„Was die Vorrede besagt, können wir nur bestätigen. Schmülling's Predigten sind trotz ihrer Kürze reich an treffenden Gedanken, Beispielen, Vergleichen, und behandeln allseitig die verschiedensten Gegenstände aus der Glaubens- und Sittenlehre, Liturgik und Polemik und zwar in einer allen verständlichen, nicht selten höchst anziehenden, populären Weise. So dürfte sich dieses Predigtwerk auch als katholisches Haus- und Familienbuch zur Lektüre an Sonn- und Festtagen für diejenigen Männer, welche keine Predigt hören können, in besondere Weise eignen."

(Bamberger Pastoralblatt 1881. Nr. 48.)

„Jahrzehnte lang hat der im Oktober v. J. verstorbene Pfarrer von St. Servaz in Münster an allen Sonn- und Festtagen seine Kanzel bestiegen, und immer war sein Kirchlein zumeist von Männern übervoll. Nicht Lebhaftigkeit des Vortrages noch Schönheit des Stiles war es, was die Männerwelt so außergewöhnlich anzog und dauernd fesselte; denn Schmülling stand auf der Kanzel wie eine Bildsäule und sprach eintönig und fast nur in sehr kurzen, einfachen Sätzen, sondern die immer auf den kürzesten, körnigsten und volksthümlichsten Ausdruck gebrachten Gedanken, die treffenden und packenden Vergleiche und Beispiele, die ungewohnte Eigenart in der Behandlung der dogmatischen und moralischen sowie der polemischen und liturgischen Stoffe, die in der Anwendung derselben auf das Leben sich bekundende nicht gewöhnliche Welt- und Menschenkenntniß begründeten seinen Ruf als Prediger. Ob mit Recht, möge der Leser dieser 143 Sonn- und Festtagspredigten selbst beurtheilen. Wir halten dieselben für eine wirkliche Bereicherung der Predigtliteratur."

(Münsterisches Pastoralblatt 1881. Nr. 12.)

„Im Liter. Handweiser findet sich eine Recension über vorliegende Predigten, von Ewald Bierbaum, welcher dem Verfasser alles Lob angedeihen läßt, und Schmülling einen der besten Kanzelredner nennt. Er sagt, sie zeichnen sich aus durch Inhalt, Gediegenheit, Orginalität, sind basirt auf das Dogma, auf das göttliche Wort, die Väter, die kirchliche Liturgik, führen eine durchaus einfache, Allen verständliche Sprache ohne allen Wortschwall und Effecthascherei. Wir sind mit diesem Urtheile des Herrn Kritikus aus Münster vollkommen einverstanden. Man lese nur z. B. die Predigt auf das hohe Weihnachtsfest S. 198, in welcher der Text: Ihr werdet ein Kind finden, in Windeln gewickelt, und in einer Krippe liegend! Luk. 2., zur Betrachtung kommt. Die Durchführung ist eben so einfach, als klar und wahr; man glaubt Schlör's unübertreffliche Betrachtungsweise wieder zu erblicken. — Oder die erste Predigt auf Epiphania mit der ebenso natürlichen als trefflichen Eintheilung: „Wie haben die hl. drei Könige, wie hat Herodes Gott gesucht?" Oder die Predigt auf Namen Jesu, über die Bedeutung des Zeichens J. H. S. Diese und ähnliche Predigten und Eintheilungen derselben erinnern uns an die Meditationen des gottseligen Schlör in seinem „betrachteten Evangelium" und lassen den Verfasser so recht als einen Mann der Betrachtung erkennen . . . . ." (Theol. prakt. Quartalschrift 1882. Nr. 4.)

Der Band enthält 143 Predigten, an denen wir besonders ihre richtige Kürze und ihren praktischen Ton rühmen . . . . (Ambrosius Nr. 3.)

Abbé Rohrbacher's Universalgeschichte der katholischen Kirche (Von 1447 bis 1517 nach Christus) ; Ende des Mittelalters, Anfang der Neuzeit

Bd.: 23

1883